

Alexander Friedrich
Metaphorologie der Vernetzung

Alexander Friedrich

Metaphorologie der Vernetzung

Zur Theorie kultureller Leitmetaphern

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften
in Ingelheim am Rhein

Umschlagabbildung:
Marcel Liebing, *Strauchzeichen*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und
der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner
Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung
auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht
§§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2015 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München und Marcel Liebing, Leipzig
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5860-5

INHALT

Einleitung

DAS NETZ ALS KULTURELLE LEITMETAPHER?	9
I. ABRISS: ZUR KARRIERE EINER UMSTRITTENEN DENKFIGUR	13
1. <i>Signatur eines Epochenwechsels</i>	13
2. <i>Naturalismus und Universalismus des vernetzten Denkens</i>	18
3. <i>Schicksalsmetapher oder ideologischer Mythos</i>	22
4. <i>Absoluter Begriff vs. Absolute Metapher</i>	27
5. <i>Genealogie und Geschichte eines Universalkonzepts</i>	30
II. AUFRISS: ZUR PROBLEMATIK UND FRAGESTELLUNG	33
1. <i>Reduktion oder Entgrenzung des Metaphorischen?</i>	33
2. <i>Metapherntheoretische Ansätze und Probleme</i>	35
3. <i>Gegenstand und Motiv der Netzmetaphorik</i>	38
4. <i>Datierung und Wechselwirkungen der Leitmetaphorik</i>	39
5. <i>Was zeichnet kulturelle Leitmetaphern aus?</i>	40
III. UMRISS: ZUR ANLAGE DER UNTERSUCHUNG	43
1. <i>Methodische Vorüberlegung</i>	43
2. <i>Aufbau und Textauswahl</i>	45
3. <i>Exposition der These</i>	47

Erster Teil

VOM NETZ DER METAPHER	49
IV. METAPHOROLOGIE ALS KULTURPHILOSOPHIE: BLUMENBERG UND DIE ABSOLUTE METAPHER	61
1. <i>Tropologie und Anthropologie</i>	66
2. <i>Metaphern- oder Begriffsgeschichte?</i>	76
3. <i>Umbesetzung und Vernetzung</i>	84
V. METAPHOROLOGIE ALS NATURPHILOSOPHIE: ARISTOTELES UND DIE ANALOGIEMETAPHER	97
1. <i>Entfremdung und Ähnlichkeit</i>	99
2. <i>Analogie und doppelter Gattungsbegriff</i>	101
3. <i>Nachahmung und Verwirklichung</i>	114
4. <i>Kultureller und kosmischer Index</i>	121

VI. METAPHOROLOGIE ALS APORETIK: DERRIDA UND DIE QUASI-METAPHER..	129
1. <i>Tote Metapher: Kritik der etymologischen Metaphorologie</i>	130
2. <i>Heliotropische Metapher: Kritik der metaphysischen Metaphorologie</i>	133
3. <i>Supplementäre Metapher: Kritik der taxonomischen Metaphorologie</i>	138
4. <i>Performative Metaphorik: Lösung des metaphorologischen Dilemmas</i>	140
5. <i>Quasi-Metaphorizität: Das Netz als definierende Trope</i>	145
VII. METAPHOROLOGIE ALS SPRACHPHILOSOPHIE:	
RICCEUR UND DAS NETZ DER METAPHER.....	155
1. <i>Kontroversion: Die Metapher als impertinente Aussage</i>	157
2. <i>Polysemie: Verknüpfung und Lexikalisierung</i>	160
3. <i>Spannung: Ein gegenstrebiges Gefüge</i>	166
4. <i>Interpretation: Netzbildung der metaphorischen Welt</i>	170
5. <i>Interpertinenz: Untote Metaphern als komplex stratifizierte Netze</i>	178
VIII. METAPHOROLOGIE ALS METHODE:	
STRATIGRAPHIE UND TECHNOTROPIE.....	189
1. <i>Methodologische Implikationen des Netzmodells</i>	191
2. <i>Zentralisiertes vs. stratifiziertes Netz-Modell</i>	194
3. <i>Referenz und Stabilität</i>	199
4. <i>Leitfossiltechnik und stratigraphische Methode</i>	201
5. <i>Metaphorologische Archäologie als Technisierungsgeschichte</i>	207
Zweiter Teil	
ZUR METAPHER DES NETZES.....	213
IX. TECHNOTROPISCHE SIGNATUREN DES METAPHERNBEGRIFFS.....	215
1. <i>Kosmologische Technotropie: Die Technik der Natur</i>	217
2. <i>Historische Technotropie: Die Restitution des Palimpsests</i>	218
3. <i>Ökonomische Technotropie: Die Sprache des Geldes</i>	220
4. <i>Textile Technotropie: Das Gewebe der Sprache</i>	222
5. <i>Technotropie zweiten Grades: Das Netz der Sprache</i>	226
X. TECHNOTROPISCHE SIGNATUREN DER NETZMETAPHORIK.....	231
1. <i>Technisierung als Konstruktion und Destruktion der Lebenswelt</i>	233
2. <i>Vernetzung als Absolutismus zweiten Grades</i>	239
3. <i>Technisierung und Metaphorisierung</i>	246
4. <i>Technotropische Aspekte der Metaphorologie</i>	250
5. <i>Technotropische Stratifizierung der Netzmetaphorik</i>	252

XI. ARCHAISCHE UND ANTIKE URSPRÜNGE DER NETZMETAPHORIK.....	261
1. <i>Von der Waffe zum Symbol der Macht</i>	263
2. <i>Vom Gewebe zum Symbol des Lebens</i>	268
3. <i>Vom Textil zur Schicksalsmetapher: Das Netz der Orestie</i>	273
4. <i>Von Beute- zum Rettungsnetz: Biblische Netzmetaphorik</i>	278
5. <i>Vom Artefakt zum Symbol: Zwischenergebnis</i>	282
XII. MODERNISIERUNG UND STRATIFIZIERUNG DER NETZMETAPHORIK.....	285
1. <i>Im Netz der Naturgeschichte</i>	287
2. <i>Infrastrukturelle Vernetzung</i>	292
3. <i>Zirkulation und Zirkularität</i>	300
4. <i>Neurophysiologische Vernetzungen</i>	311
5. <i>Im Netz der Philosophie</i>	325
Schluss	
ZUR STRUKTUR UND DYNAMIK KULTURELLER LEITMETAPHERN ..	335
XIII. RÜCKBLICK: ZUR LOGIK EPISTEMISCHER METAPHERN	335
1. <i>Ein metaphorischer Paradigmenwechsel: Zwei Netztypen</i>	335
2. <i>Dynamik und Ambivalenz des metaphorischen Prozesses</i>	338
3. <i>Historischer Wandel und Wechsel von Leitmetaphern</i>	342
4. <i>Zirkularität und Wechselwirkung</i>	343
5. <i>Analogie und Abduktion</i>	347
XIV. UMBLICK: VON DER EPISTEMISCHEN ZUR KULTURELLEN LEITMETAPHER ...	351
1. <i>Zwischen Struktur und Rhizom: Modell- und Theoriebildungen</i>	353
2. <i>Vernetzung als Naturzwang</i>	362
3. <i>Vernetzung als Handlungsanweisung</i>	364
4. <i>Vernetzung als sozio-technische Norm</i>	366
5. <i>Ein technotropisches Realitätsmodell</i>	368
XV. AUSBLICK: ZUR THEORIE KULTURELLER LEITMETAPHERN	371
1. <i>Stratifizierte Lexikalisierung</i>	371
2. <i>Ambivalenter Absolutismus</i>	376
3. <i>Zur Logik kultureller Leitmetaphern</i>	381
DANKSAGUNG	389
LITERATUR.....	391
ABBILDUNGEN	425

Einleitung

DAS NETZ ALS KULTURELLE LEITMETAPHER?

Unsere Welt ist vernetzt. – Was heute ein Gemeinplatz ist, verdankt sich der bemerkenswerten Karriere einer Metapher. In den Wissenschaften hat sich die Denkfigur des Netzes als äußerst produktiv für die Terminologie- und Theoriebildung unterschiedlichster Disziplinen erwiesen. Im alltäglichen Sprachgebrauch firmiert sie als ubiquitäre Bezeichnung für Technologien und Infrastrukturen, Firmen- und Medienverbänden wie für soziale, politische und institutionelle Beziehungen. Mit ihrer Akzeptanz in immer mehr Bereichen des Lebens wurde die Metaphorik der Netze und Netzwerke nicht nur denk-, sondern auch handlungsleitend wirksam. Als Signatur unserer Epoche ist sie längst zur Parole gesellschaftlichen Fortschritts avanciert – sei es in technischer, ökonomischer oder politischer Hinsicht, sei es im Bereich persönlicher oder beruflicher Lebensplanung: Vernetzung gilt als das Los und die Losung unserer Zeit.

So gilt die Vernetzung der Welt inzwischen als ein kulturübergreifender, natürlicher Prozess, hat doch die Karriere des ›vernetzten Denkens‹ die Überzeugung befördert, dass Netzstrukturen und -dynamiken nicht nur ein spezifisches Merkmal hochtechnisierter Gesellschaften, sondern ein grundlegendes Phänomen des Lebens überhaupt sind. Die uralte Wahrheit, dass alles irgendwie mit allem zusammenhängt, erhält ihre zeitgemäße Evidenz: in atomaren Strukturen und biologischen Geweben über kulturelle, sprachliche und technische Phänomene hinweg bis zum Ökosystem unseres Planeten. So verbindet sich mit dem Leitmotiv der vernetzten Welt die Vorstellung nicht nur von Komplexität, sondern auch einer Totalität der Wirklichkeit.

Damit scheint sich das Netz in eine Reihe fundamentaler Metaphern einzufügen, die seit jeher Auskunft darüber geben, was die Welt eigentlich sei: »Daß sie ›Kosmos‹ sei, war eine der konstitutiven Entscheidungen unserer geistigen Geschichte«, bemerkt Hans Blumenberg in seinen *Paradigmen zu einer Metaphorologie*: eine »immer wieder mitgehörte Metapher, fortgesponnen in der Welt-Polis und im Welt-Lebewesen, im Welt-Theater und im Welt-Uhrwerk.«¹ Begegnet uns in der Netz-Metapher also eine neue Welt-Metapher? Dies würde ihren universalen Geltungsanspruch erklären, den sie heute vielerorts behauptet. Welche Bedingungen aber liegen dieser Entwicklung zugrunde? Was verleiht der Metaphorik eine solche Überzeugungskraft und Popularität?

¹ Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*: Frankfurt/M. 1998, S. 26.

Der Verdacht liegt nahe, wenn nicht auf der Hand, dass die digitalen Informationstechnologien dazu einen entscheidenden Beitrag geleistet haben. Doch wäre damit die Frage, was die ursprünglich textile Metaphorik mit den neuen Kommunikationsmedien zu tun habe, noch ebenso wenig beantwortet wie der Status ihrer kulturellen Bedeutsamkeit und Funktion. Die digital inspirierte Netz-Euphorie der Jahrhundertwende hat sich längst zur geschäftigen Redeweise abgekühlt. Ihre breite Akzeptanz verweist auf gesellschaftliche Entwicklungen, die sie zum Inbegriff fundamentaler Modernisierungsprozesse haben werden lassen. Haftet der Idee universaler Vernetzung am Ausgang des 20. Jh. noch der Nimbus des Utopischen an, scheint die rasante Verbreitung des Internet die Utopie bald einzulösen. Als Paradigma der selbstorganisierten Assoziation kooperativer Individuen birgt das vernetzte Denken das Versprechen einer Befreiung von den ideologischen, epistemischen und technologischen Restriktionen einer zu überwindenden Epoche. Doch immer wieder artikuliert sich in der Metaphorik auch die Vorstellung einer irreversiblen Verstrickung. Denn die weltweite Vernetzung ist nicht nur eine der Informationen. Im Prozess der Globalisierung vollzieht sich eine umfassende Restrukturierung lebensweltlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, in denen sich die neuen Freiheiten nicht nur ungleich verteilen, sondern auch mit neuen Abhängigkeiten einhergehen. Mit dem öffentlichen Bekanntwerden des Ausmaßes der globalen Überwachung digitaler Netzwerke droht die technische Form der Utopie die soziale vollends zu desavouieren.

Die Metaphorik der Vernetzung und ihre Karriere sind damit aus kulturwissenschaftlicher und philosophischer Perspektive in doppelter Hinsicht von Interesse. Während die aufstrebende Netzwerkforschung im Prozess ihrer zunehmenden Abstraktion die Entwicklung eines universalen epistemischen Modells vorantreibt, das für natürliche wie kulturelle Phänomene gleichermaßen Gültigkeit beansprucht, fungiert die Metapher als ein gesellschaftliches Leitbild, an dem sich kollektive Verhaltensorientierungen und Denkanweisungen ausbilden. Wenn »Netz« und »Netzwerk« [...] zu kulturellen Leitmetaphern der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften geworden«² sind, wie Hartmut Böhme in seinen Überlegungen *Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion* festgestellt hat, dann verbindet sich mit ihrem epistemischen Anspruch und ihrer kulturellen Leitfunktion eine Reihe grundlegender Fragen.

Zum einen betreffen diese Fragen den Charakter der Metapher selbst: Worin besteht eigentlich das Metaphorische und was zeichnet kulturelle Leitmetaphern gegenüber anderen Tropen aus? Wie lässt sich ihre sprachliche, epistemische und kulturelle Besonderheit erklären? Woher beziehen sie ihre welterschließende Kraft und ihre Disposition zu einem Universalbegriff? Diese Fragen beziehen sich auf die spezifische *Struktur* der Metapher. Zum anderen stellt sich die Frage nach ihrer Geschichte, ihrer Konjunktur und Ubiquität: Wodurch erlangen kulturelle

² Hartmut Böhme: »Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion«, in: Jürgen Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln 2004, S. 26.

Leitmetaphern ihre historische Signifikanz und Dignität? Wie verhalten sie sich zu Leitmetaphern anderer Epochen? Wie gestaltet sich der Vorgang ihrer Ablösung? In welcher Beziehung stehen diese Entwicklungen zu ihren zeitgenössischen Kontexten? Wie konstituieren und konsolidieren sie sich zu einem Paradigma? Diese Fragen beziehen sich auf die spezifische *Dynamik* der Metapher.

Dass die Metaphorik des Netzes und sich davon ableitende Begriffsbildungen weitaus älter und komplizierter sind, als ihre anhaltende Konjunktur vermuten ließe, wurde an verschiedener Stelle bereits dargelegt.³ Oft wird dabei die Kontinuität bzw. eine schon jahrhundertalte Tradition ›vernetzten Denkens‹ gegenüber dem Gestus radikaler Innovation betont, der sich mit modernen Netzwerkdiskursen verbindet. Dem Befund der Kontinuität einer geschichtsträchtigen Trope muss indessen die Tatsache der Diskontinuität ihrer Geltung in Rechnung gestellt werden. Gelange die Metapher des Netzes schon in ältester Zeit zu einer mythologischen, poetischen und philosophischen Bedeutung, etwa als Symbol des Lebens, der Macht und der List, so ist sie heute in aller Munde, wenn sie sich auf biologische, technische und gesellschaftliche Verhältnisse bezieht und soziale Verhaltensweisen instruiert. Hier stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang von der Struktur und Dynamik kultureller Leitmetaphern. Wie verhält sich ihr ursprünglicher und tradiert Sinn zu ihrem zeitgenössischen Gebrauch? In welchem Verhältnis steht ihr Bedeutungswandel zu den kulturellen Entwicklungen ihrer Zeit? Was bedingt die Terminologisierung und Universalisierung der Trope? Was für ein ›Gegenstand‹ und welche Erwartungen verbinden sich mit ihr?

Wenn die vorliegende Untersuchung den exemplarischen Versuch einer Beantwortung dieser Fragen unternimmt, dann wird sie also weniger eine Netzwerk-, vielmehr eine Metaphertheorie und -geschichte sein. Die Konjunktur von Metaphertheorien steht indessen jener der Netzwerke in nichts nach. Das rasante Wachstum eines nachgerade interdisziplinär gewordenen *intellectual movement* hat bereits 1978 Anlass zu der ironischen Prognose gegeben, dass es bei gleichbleibender Tendenz im Jahr 2039 mehr Metaphernforscher geben werde als Menschen.⁴ Seit es zu den zentralen Einsichten der modernen Metaphernforschung gehört, dass die ›uneigentliche‹ Rede- und Denkfigur nicht nur eine literarische, sondern eine wesentlich epistemische Funktion hat, kommt kaum eine Neuerscheinung auf dem Gebiet ohne besondere Rechtfertigung aus, wenn sie

³ Vgl. ebd. Christian Emden: »Netz«, in: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hrsg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007, S. 248–260. Laura Otis: *Networking*, Ann Arbor 2001. André Guillerme: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, in: *Flux 2* (1986) 5, S. 30–47. Sebastian Gießmann: *Netze und Netzwerke. Archäologie einer Kulturtechnik, 1740–1840*, Bielefeld 2006. Michael Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, Wien 2008. Die kurz vor Drucklegung dieses Buchs erschienene Studie von Sebastian Gießmann: *Die Verbundenheit der Dinge*, Berlin 2014 bietet die bisher umfangreichste *Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*. Sich Netzwerken dezidiert als Artefakten und Praktiken widmend, bildet sie ihrerseits »in vielerlei Hinsicht ein Komplement« (ebd., S. 15, Anm. 18) zu der hier vorliegenden Metaphorologie der Vernetzung.

⁴ Wayne C. Booth: »Metaphor as Rhetoric«, in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 47.

mehr als nur eine spezielle Anwendung oder Verfeinerung etablierter metaphorologischer Theorien sein will.

Wie die vorliegende Studie indessen zeigen möchte, handelt es sich bei dem Netz um einen besonderen Typus von Metapher. Was hier unter dem Titel einer kulturellen Leitmetapher zu untersuchen sein wird, verlangt daher nach einer besonderen methodologischen Herangehensweise, um dem Status ihres eigentümlichen Gegenstandes gerecht zu werden. Ebenso wenig wie es erforderlich scheint, nur eine weitere Theorie *der* Metapher zu vorzulegen, wird sich die Untersuchung auf den Gemeinplatz einer gleichsam nietzscheanischen Konsequenz des *linguistic turn* nicht verlassen können, dass letztlich alles Sprechen metaphorisch sei. Das eine wäre überflüssig, das andere ein Irrtum. Wie aber lassen sich kulturelle Leitmetaphern von anderen metaphorischen und nicht-metaphorischen Sprach- oder Denkformen unterscheiden?

Was am Paradigma der Netzmetaphorik zu ergründen sein wird, lässt sich zunächst nur indirekt bestimmen; und zwar über eine Beobachtung zweiter Ordnung. Während der letzten Jahrzehnte ist ihre Karriere in der Forschung bereits vielfältig kommentiert worden. In den unterschiedlichen Wahrnehmungen und Reflexionen lässt sich dreierlei erkennen: Erstens, die explizite An- oder Aberkennung ihres privilegierten Geltungsanspruchs; zweitens, die hohe Varianz oder Diskrepanz der jeweiligen Urteile hinsichtlich ihres sprachlichen und epistemischen Charakters, der zwischen Mythos, Metapher, Modewort, Paradigma, Konzept und Begriff changiert; drittens schließlich die eigentümliche Dynamik ihrer Karriere seit den 1980er Jahren.

Ein Abriss zur Karriere einer umstrittenen Denkfigur soll im Folgenden zunächst die Konturen des Gegenstandes nachzeichnen, um die Sache, die mit ihm auf dem Spiel steht, in den Blick zu bekommen. Die Darstellung, die sich an bisherigen Beobachtungen und Reflexionen dessen orientiert, was als eine kulturelle Leitmetapher in Frage steht, wird dabei weitestgehend der Chronologie der Kommentare folgen. Denn aus der Entwicklung der diskursiven Gemengelage wird auch ersichtlich, dass das Thema bisher zwar breit besprochen, aber noch kaum systematisch diskutiert wurde. Weil es einerseits nur selten explizite Bezugnahmen zwischen den beteiligten Diskursinstanzen und andererseits keine klare begriffliche Bestimmung des thematischen Gegenstandes gibt, wäre es irreführend, hier von einem Forschungsstand zu sprechen. Darum werden in der Sichtung einschlägiger Positionen und Perspektiven erst einmal die zentralen Problemkonstellationen und Desiderata zu sondieren sein, um sie in einem Aufriss zur Problematik und Fragestellung zusammenzufassen und zuzuspitzen, bevor die Anlage der weiteren Untersuchung genauer umrissen werden kann.

I. Abriss: Zur Karriere einer umstrittenen Denkfigur

Angesichts des irreversiblen Schwunds philosophischer Letztbegründungen stellt Blumenberg 1987 fest, dass in der »noch weit von ihrem Erfolgsgipfel entfernten Metaphorik der ›Netze« ein historisch neuer Modus des Denkens aufscheine: »Für Netze braucht man ein Medium, keinen Boden mehr.«¹ Was sich als Denkfigur noch innerhalb der metaphorischen Opposition zwischen dem festen Boden absoluter Gewissheit und dem unendlichen Meer von Möglichkeiten bewegt, verweist nicht nur auf das philosophische Grundproblem der Postmoderne: die Zumutung radikaler Kontingenz und ihrer metaphysischen Bodenlosigkeit, für deren Bewältigung das Verlegen neuer Fundamente keine sinnvolle Option mehr darstellt. Als eine Metapher der Wissensorganisation, die ohne die Präntentionen oder den Rekurs auf unerschütterliche Grundlagen auskommt, sieht Blumenberg sie noch weit vom Höhepunkt ihrer Karriere entfernt – das heißt aber immerhin: schon auf dem Weg dahin.

1. Signatur eines Epochenwechsels

Noch in demselben Jahr, 1987, in dem Blumenberg diese Feststellung trifft, erscheint ein Sammelband über *Soziale Netzwerke*, dessen Herausgeber die Metapher auf einem ganz anderen Abschnitt ihres Werdegangs sehen. Den Gipfel scheint sie bereits überschritten zu haben, denn ihre Verwendung in den Sozialwissenschaften nehme »schon fast inflationäre Züge«² an. Auf der Suche nach den Gründen für diese »erstaunliche Konjunktur«³ bemerkt der Mitherausgeber Heiner Keupp, dass sich mit der *Metapher gesellschaftlichen Umbruchs* starke normativ-utopische Konnotationen verbinden. Deren Ursprung sieht Keupp in der kollektiven Suche nach neuen sozialen Lebensformen, die sich in der »*politischen Alternativkultur*«⁴ zu formieren beginnen. Die Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er Jahre entdecken das Netzwerk der *community* als eine alternative Organisationsform der Selbstbefreiung und des Widerstands gegen die Zumutungen staatlicher Bürokratie und kapitalistischer Rationalität. Netzwerke als Figuratio-

¹ Hans Blumenberg: *Die Sorge geht über den Fluß*. Frankfurt/M. 1987, S. 105.

² Heiner Keupp und Bernd Röhrle (Hg.): *Soziale Netzwerke*, Frankfurt/M. 1987, S. 7.

³ Heiner Keupp: »Soziale Netzwerke. Eine Metapher gesellschaftlichen Umbruchs?«, in: Keupp/Röhrle (Hg.): *Soziale Netzwerke*, S. 13. Zur Bedeutung und Entwicklung sozialwissenschaftlicher Netzwerkkonzepte vgl. Bernhard Streck: »Netzwerk«, in: *Wörterbuch der Ethnologie*, hrsg. v. Ders. et al., Wuppertal 2000, S. 176–179. Phillip Fuchs: »Zur Genese des Netzwerkbegriffs in der Soziologie«, in: Jan Broch et al. (Hg.): *Netzwerke der Moderne*, Würzburg 2007, S. 81–101. Boris Holzer: *Netzwerke*, Bielefeld 2006. Christian Stegbauer (Hg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie*, Wiesbaden 2008. Tobias Schleichriemen: *Bilder des Sozialen. Das Netzwerk in der soziologischen Theorie*, Paderborn 2013.

⁴ Keupp: »Soziale Netzwerke«, S. 19.

nen gemeinschaftlicher Selbstorganisation avancieren zur legitimen ja genuinen Form demokratischer Praxis. Sie gelten als »Vorboten einer umfassenden Transformation, die in ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte« hineinführe: seither ruhe auf dem Konzept des Netzwerkes die »*Last der großen Hoffnungen*«. ⁵

Enorme Erwartungen verbinden sich mit dem Konzept des Netzwerks auch im Kontext ökologischer und ökonomischer Debatten. Im Anschluss an die 1978 eröffnete internationale Wanderausstellung *Unsere Welt – ein vernetztes System* veröffentlicht der deutsche Biokybernetiker Frederic Vester 1988 das seinerzeit vielbeachtete Buch *Leitmotiv vernetztes Denken*. ⁶ Darin plädiert Vester für ein neues Weltbild, das auf der Idee komplexer Wechselwirkungen und Rückkopplungen zwischen Natur und Technik, Wissenschaft und Wirtschaft beruht. Das Leitmotiv der Vernetzung soll darüber hinweghelfen, dass diese verschiedenen Bereiche, ihre gegenseitigen Beeinflussungen und Störungen, bisher als isolierte Teilbereiche des Lebens behandelt werden. Seit 1993 ein Mitglied des Club of Rome, erklärt Vester »Vernetzung« zum ganzheitlichen Grundkonzept eines zivilisatorischen Paradigmenwechsels *Für einen besseren Umgang mit der Welt*. ⁷

Während das Aufkommen des ökologischen Denkens eine wesentliche Rolle für Theorie und Praxis der Alternativkulturen und ihre Suche nach neuen Lebensformen am Beginn eines neuen Zeitalters spielt, ⁸ erhält die Wahrnehmung oder Erwartung eines Epochenwechsels im Zeichen des Netzes bald eine naturwissenschaftliche Begründung. In seinem 1982 erschienenem Bestseller *Turning Point* (dt. *Wendezeit*) erklärt der Physiker Fritjof Capra, dass die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft das überkommene mechanistische Weltbild in eine Krise geführt haben, die uns nun zwingt, zu einer ganzheitlichen Sichtweise auf das Leben überzugehen. ⁹ Diese neue Sichtweise entfaltet der Heisenbergschüler programmatisch in einem 1996 erschienen, weiteren Bestseller über das *Web of Life* (dt. *Lebensnetz*). Darin entfaltet Capra die Netzwerkmetapher zu einem Grundprinzip des Lebens: »Whenever we look at life, we look at networks«. ¹⁰ – Nicht nur im Umkreis der *Neuen Sozialen Bewegungen* finden die Arbeiten Capras eine begeisterte Aufnahme. Wenn zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung die These eines Paradigmenwechsels noch den Charakter eines Plädoyers hat, an das sich weitreichende gesellschaftliche Forderungen knüpfen, sieht Capra in einem 2010 geführten Interview diesen Wechsel inzwischen als vollzogen an: »die zentrale Metapher unseres Weltbildes hat sich gewandelt«, erklärt der Physiker dem

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. Frederic Vester: *Unsere Welt, ein vernetztes System*, Stuttgart 1978 und: *Leitmotiv vernetztes Denken. Für einen besseren Umgang mit der Welt*, München 1988.

⁷ Vgl. ebd. Siehe auch Frederic Vester: *Die Kunst vernetzt zu denken*, Stuttgart 2002.

⁸ Vgl. Rüdiger Lutz (Hg.): *Bewußtseins-(R)evolution*, Basel 1983.

⁹ Vgl. Fritjof Capra: *The Turning Point*, New York 1982.

¹⁰ Fritjof Capra: *The Web of Life*, New York 1996, S. 82; dt. *Lebensnetz*, Bern 1996, S. 100.

Schweizer *Tagesanzeiger*: »Hat man früher unter dem Einfluss von Newton und Descartes von der Maschine gesprochen, so spricht man heute vom Netzwerk.«¹¹

Im Blick auf die breite und bis heute anhaltende Karriere der Netzmetaphorik seit den 1980er Jahren fragt sich nun, warum Blumenberg sie zu dem Zeitpunkt noch weit von ihrem Erfolgsgipfel entfernt sieht, da sie bereits im Begriff steht, sich zu einem veritablen Weltbild zu entwickeln: Sollte ausgerechnet dem Metaphorologen die Karriere der Metapher entgangen sein? Die Diskrepanz lässt sich wohl am einfachsten aus dem Kontext der jeweiligen Äußerungen erklären: Blumenberg bezieht sich auf philosophische, Keupp auf soziologische Phänomene, während Autoren wie Capra und Vester sie als ein ökologisches Paradigma zu etablieren versuchen. Die Karriere der Metapher und ihre Wahrnehmung sind offenbar kontextabhängig. Innerhalb der verschiedenen Diskurse und gesellschaftlichen Bereiche scheint sie unterschiedlichen Konjunkturen zu unterliegen.

So weiß etwa der 1984 erschienene sechste Band des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* von Netzen nichts zu berichten.¹² Noch in dem 2007 fertiggestellten Registerband findet das Stichwort unter der eigens angelegten Rubrik »Topoi und Metaphern« keine Erwähnung.¹³ Während hier von einer Konjunktur keine Rede sein kann, firmiert das »Netz« jedoch an prominenter Stelle unter den vierzig Lemmata des ebenfalls 2007 erschienenen *Wörterbuchs der philosophischen Metaphern*.¹⁴ Dort wird ihm gegenüber seiner »gegenwärtig geradezu inflationären Verwendung«¹⁵ eine zentrale Rolle in den Wissensordnungen bereits seit der Antike bescheinigt. Die aktuelle Prominenz der Netzmetaphorik führt der Autor Christian Emden auf komplexe technologische und gesellschaftliche Veränderungen zurück, mit denen sie in immanenter Wechselwirkung stehe.¹⁶

Die Karriere der Metapher und ihre Wahrnehmung erscheinen damit also nicht nur als disziplinär, sondern kulturell bedingte Phänomene, die unterschiedlichen Konjunkturzyklen und -dynamiken folgen. Die seit den 1980er Jahren immer wieder geäußerten, meist disziplinär geprägten Konjunktur- und Inflationismeldungen erfolgen ab Mitte der 1990er Jahre vor allem unter dem Eindruck der medialen Revolution des Internets. Angesichts der grassierenden *Netz-Euphorien*, die das rasante Wachstum des digitalen Mediums und seine gesellschaftliche Durchsetzung diskursiv flankieren, kritisiert der österreichische Philosoph Gerhard Fröhlich in einem 1996 publizierten Aufsatz die »fast inflationäre

¹¹ Fritjof Capra und Guido Kalberer: »Die Katastrophen werden sich häufen und verschlimmern«, Interview, in: *Tagesanzeiger*, 18.01.2010.

¹² Vgl. Joachim Ritter et al. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Basel 1984, S. 725. Im Folgenden abgekürzt als: *HWPh*.

¹³ Vgl. ebd., Bd. 13, Basel 2007, S. 126. Das alphabetische Register führt lediglich zwei Verweise auf »Repräsentation« und »Resonanz«. Vgl. ebd., S. 538.

¹⁴ Christian Emden: »Netz«, S. 248–260.

¹⁵ Ebd., S. 248.

¹⁶ Vgl. ebd. Ders.: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, in: Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 127–154.

Verwendung«¹⁷ von Netz-Metaphern, die sich »seit geraumer Zeit in vielfältigsten Diskursen und Kontexten«¹⁸ beobachten lasse. Das Grundmotiv dafür sieht der Kritiker in den sozialen Hoffnungen einer umfassenden Demokratisierung der Gesellschaft, die sich mit den digitalen Utopien der neuen Informationstechnologien verbinden: Die uneingeschränkte Verfügbarkeit und Verbreitung von Informationen soll räumliche Trennungen und soziale Ungleichheiten aufheben und durch mühelosen Wissenserwerb eine gerechtere und freiere Gesellschaft ermöglichen. Doch bekunde sich in solchen Utopien letztlich eine ideologische Verbrämung sozialer und technologischer Machtstrukturen, deren Persistenz unter den Bedingungen des neuen Mediums naiv ausgeblendet werde: »Das Netz ist eine Metapher für (*mühe-*)lose, jederzeit reversible Vergesellschaftung; ›Vernetzung‹ steht für Vergesellschaftung ›light‹.«¹⁹

Im selben Jahr erklärt der Soziologe Manuel Castells die »Netzwerkgesellschaft«²⁰ zum globalen Organisationsmodus des anbrechenden Informationszeitalters. Deren Zentralmetaphorik erfährt sogleich eine Art divinatorische Würdigung durch den Medientheoretiker Norbert Bolz, der in den digitalen Netzwerken eine religiöse Ersatzbildung erkennt: »In der Vernetzung zum integralen Medienverbund ist uns eine stabile Umbesetzung der Transzendenz gelungen. Das Göttliche ist heute das Netzwerk.«²¹ Was in der säkularisierungstheoretischen Deutung der technologischen Revolution zu einer Grundkategorie kulturellen Wandels wird, interpretiert der Medienwissenschaftler Hartmut Winkler ein Jahr darauf als Ausdruck einer medialen Wunschstruktur: In der Konjunktur der Netzmetaphorik bekunde sich die Utopie einer Unmittelbarkeit von Kommunikation, in der sich die Distanz zwischen den sprachlich und arbeitsteilig getrennten Subjekten der funktional differenzierten Gesellschaft endgültig auflösen soll.²² Was sich die Neuen Sozialen Bewegungen von dem Modell netzwerkförmiger Selbstorganisation versprochen haben, soll sich nun also unter den Bedingungen der medialen Revolution einlösen.

Damit wird die Metapher des Netzes zum Teil eines Vorgangs, den man als die Fortschreibung der sozialen Utopie mit technischen Mitteln bezeichnen könnte. Was in den 1980ern als Gegenbild des rationalistisch-mechanistischen Weltmodells firmiert, auf dem die gesamte neuzeitliche Arbeits- und Wissensorganisation beruhe, überträgt sich nun auf das Internet, das als zentrales Medium des epochalen Paradigmenwechsels in Betracht kommt. 1998 erklärt der Philosoph Rafael Capurro das Netz zur neuen »Leitmetapher für die Deutung des

¹⁷ Gerhard Fröhlich: »Netz-Euphorien. Zur Kritik digitaler und sozialer Netz(werk)metaphern«, in: Alfred Schramm (Hg.): *Philosophie in Österreich 1996*, Wien 1996, S. 292.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 303.

²⁰ Manuel Castells: *The Rise of the Network Society*, Malden 1996.

²¹ Norbert Bolz: »Tele! Polis!«, in: Stefan Iglhaut et al. (Hg.): *Stadt am Netz*, Mannheim 1996, S. 147. Der Begriff der Umbesetzung wird uns weiter unten noch beschäftigen, vgl. Kap. IV.3.

²² Vgl. Hartmut Winkler: *Docuverse*, München 1997, S. 14–53.

Menschseins«,²³ während der Medienwissenschaftler Kay Kirchmann die digitalen Netz-Utopien für kollektive Wunschprojektion einer idealen Gesellschaft hält. Indem sich der »Traum von der Rückkehr einer friedlich geeinten, menschlichen Ur-Herde« über die Grunderfahrung der spätindustriellen Gesellschaft gelegt habe, »daß ›irgendwie alles miteinander zusammenhängt‹« sei »Vernetzung« [...] zur zentralen Metapher für eine gesamt-kulturelle Befindlichkeit«²⁴ geworden. In diesem Sinne deutet auch der Kommunikationswissenschaftler Bernhard Debatin den »Mythos der Vernetzung« als eine Projektion der kulturellen Einbildungskraft, die sich euphorisch oder auch ängstlich auf das Internet richtet.²⁵ Während das neue Medium die gesellschaftlichen Zusammenhänge immer weiter beschleunigt, verteilt und verdichtet, treibt es allerdings nicht nur die Ausbildung sozialer Hoffnungen und kollektiver Phantasmen, sondern auch die Formation neuartiger Machtstrukturen voran, die sich in neuen Möglichkeiten ökonomischer und politischer Herrschaft manifestieren.

Wenn Keupp 1987 noch von einer »Last der großen Hoffnungen«²⁶ spricht, die sich mit der Metapher des Netzwerks verbindet, wird diese Last mit dem Anbruch des 21. Jh. nicht geringer, im Gegenteil. Es formiert sich nun auch eine ›Last der großen Sorgen‹: Hatte man sich von Netzwerken eine Lösung der Probleme der funktional differenzierten Gesellschaft versprochen, werden sie nun selber zum Teil der Problems. Das Netzwerk als Organisationsideal bleibt nicht für alternative Lebensstile reserviert. Bereits seit Mitte der 1980er Jahre beobachten Industrie- und Arbeitssoziologen die Transformation kompakter in verteilte Betriebe, in der sich ein ›neuer Rationalisierungstyp‹ netzwerkförmiger Produktion formiert: Statt alles in einem einzelnen Werk zu konzentrieren, wird der industrielle Herstellungsprozess nun auf räumlich getrennte, aber funktional miteinander zusammenhängende Produktionsstandorte aufgeteilt.²⁷ Der Kapitalismus ist im Begriff, sich netzwerkförmig zu restrukturieren.²⁸ Auf Grundlage der neuen Informationstechnologien eröffnen globale »Produktionsnetzwerke«²⁹ und die Erschließung digitaler Netzwerke als »soziales Kapital«³⁰ immer neue Methoden

²³ Rafael Capurro: »Vernetzung als Lebenskunst«, in: *Ethik im Netz*, Stuttgart 2003, S. 46–57. Zuerst in: Peter Bittner und Jens Woinowski (Hg.): *Mensch – Informatisierung – Gesellschaft*, Münster 1999, S. 1–19.

²⁴ Kay Kirchmann: *Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck*, Opladen 1998, S. 402 u. 419.

²⁵ Bernhard Debatin: »Allwissenheit und Grenzenlosigkeit: Mythen um Computernetze«, in: Jürgen Wilke (Hg.): *Massenmedien und Zeitgeschichte*, Konstanz 1999, S. 481–493.

²⁶ Keupp: »Soziale Netzwerke«, S. 20.

²⁷ Vgl. Norbert Altmann et al.: »Ein ›Neuer Rationalisierungstyp‹«, in: *Soziale Welt* 37 (1986) 2/3, S. 191–206.

²⁸ Vgl. Joachim Hirsch und Roland Roth: *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, Hamburg 1986. Luc Boltanski und Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.

²⁹ Daniel Bieber: »Systemische Rationalisierung und Produktionsnetzwerke«, in: Thomas Malsch und Ulrich Mill (Hg.): *ArBYTE*, Berlin 1992, S. 271–293. Vgl. Hans Corsten: *Unternehmensnetzwerke*, München 2001.

³⁰ Pierre Bourdieu: »Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital«, in: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 2005, S. 49–80.

der Wertschöpfung und Kontrolle. Das wachsende Unbehagen daran artikuliert sich schließlich in drastischer Programmatik zur Jahrhundertwende in Michael Hardts und Antonio Negris Manifest zum *Empire* – in dem globale Netzwerke zur primären Produktions- und Herrschaftsform des 21. Jh. deklariert und Formen des Widerstands auch nur noch in Gestalt von Netzwerken erkennbar werden.³¹ Als ein ambivalentes Modell gewünschter und realer Transformationsprozesse kommt das Netzwerk zunehmend als eine ideologieverdächtige *Signatur der Epoche* in Betracht – die »als Leit-, aber auch als Deckbild [...] bislang kaum diskutiert«³² werde, wie der Soziologe Harald Wolf zur Jahrhundertwende bemerkt.

Wenn in den folgenden Jahren neben einer verstärkten Kritik auch eine zunehmende Würdigung des umstrittenen Konzepts über disziplinäre Grenzen hinweg festzustellen ist, schreiben sich in ihm, unter veränderten Bedingungen, die seit den 1980er Jahren aufgekommenen Erwartungen eines neuen Zeitalters weiter fort. So verzeichnet der Sozialwissenschaftler Bernhard von Mutius in seinem 2001 veröffentlichten Abriss zur *Verwandlung der Welt* mit dem Metaphern- auch einen »Epochenwechsel«: »Wenn das ›Räderwerk‹ eine der prägnantesten Metaphern für die Organisation der Industriegesellschaft war [...], so ist das ›Netzwerk‹ eine Schlüssel-Metapher für die Organisationsform der sogenannten Informationsgesellschaft.«³³ Der Kulturanthropologe Manfred Faßler erklärt indessen, dass das Netz »nicht Metapher, sondern erkenntnisorganisierendes und -begründendes Modell«³⁴ sei, das im Zuge einer bemerkenswerten, aber bisher »unbemerkten Karriere [...] in den letzten zweihundert Jahren«³⁵ einen grundlegenden Bedeutungswandel vollzogen habe. Was noch auf einen viel älteren Modus sozialer Organisation rekurriere – etwa »Familie und Mafia, Frühstückskabinette oder geheime Absprachen, Netzwerke der Solidarität oder der ökologischen Beziehungen«³⁶ – bezeichne nun ein global sich selbst organisierendes, sozio-technisches Gefüge dynamischer Wechselbeziehungen, in dem sich eine neue Epoche der Kultur- und Medienevolution formiere.

2. Naturalismus und Universalismus des vernetzten Denkens

Mit der Karriere des Netzwerkkonzepts verbinden sich also höchst unterschiedliche Einschätzungen, die nicht nur die Verbreitung, Motivation und Reflexion, sondern auch den ontologischen, epistemologischen und ideologischen Status des in Frage stehenden Phänomens betreffen: Inflationäre Metapher oder universales

³¹ Vgl. Michael Hardt und Antonio Negri: *Empire*, Cambridge 2000.

³² Harald Wolf: »Das Netzwerk als Signatur der Epoche?«, in: *Arbeit* (2000) 2, S. 101.

³³ Bernhard von Mutius: *Die Verwandlung der Welt*, Stuttgart 2001, S. 24–25.

³⁴ Manfred Faßler: *Netzwerke*, München 2001, S. 155.

³⁵ Ebd., S. 88.

³⁶ Ebd., S. 29.

Modell? Gegenwartsdiagnose oder Utopie? Medialer Mythos oder ideologischer Leitbegriff? Phantasmatische Kategorie oder evolutionäres Konzept? In den Jahren nach der Jahrhundertwende setzen sich die Bestimmungsversuche des problematischen Konzepts weiter fort, wobei sich seine schillernden Konturen eher entgrenzen als schärfen.

So kritisiert der neuseeländische Architekt Mark Wigley in einer 2001 erscheinenden wissenschaftshistorischen Studie zum anhaltenden *Network Fever*, dass es sich bei den aktuellen Netzphantasmen nur um das wiederholte Echo einer Phantasie des 19. Jh. handelt, dass die medialen und architektonischen Netzwerke der Moderne letztlich nur eine technische Nachahmung organischer Strukturen sind.³⁷ Der Wunsch nach einer Überwindung des mechanistischen Paradigmas verbindet sich so mit einer naturalisierenden Sicht auf Netzstrukturen. Das digital forcierte Netzwerkfieber des Millenniums gerät damit zu einer technologischen Simulation organischer Netzwerkbildungen. Im selben Jahr publiziert die Biologin und Literaturwissenschaftlerin Laura Otis eine interdisziplinäre Studie zu den historischen Ursprüngen dieser Vorstellung in den wissenschaftlichen und literarischen Diskursen des 19. Jh. In dem betreffenden Zeitraum habe sich eine Analogiebildung in Gestalt einer »metaphorischen Feedbackschleife«³⁸ zwischen technischen und organischen Netzen etabliert, die noch heute unser Verständnis sozialer, digitaler und neuronaler Netzwerke bestimme. Ausgehend von exemplarischen *case studies* bestätigt Otis in ihrer 2001 erschienenen Studie *Networking* implizit Wigleys These über die Netzdiskurse des anbrechenden 21. Jh.: »What is new about networking is very little«.³⁹

In dem Faszinosum der strukturellen Analogie natürlicher und künstlicher Netze liegt offenbar ein wesentlicher Grund für die Attraktivität von Vernetzungsmetaphern, insbesondere seit sich mit ihnen der Anspruch einer paradigmatischen Antithese zu der Dichotomie von Natur und Kultur verbunden hat. Auf bezeichnende Weise kommt dies in der 2002 am Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe eröffneten Installation *Web of Life* zum Ausdruck, deren Begleitpublikation von der *Süddeutschen Zeitung* als »das derzeit beste Buch zum Thema« gelobt wird.⁴⁰ Mit einer offenkundigen Reminiszenz an Capras gleichnamigen 1996 erschienenen Titel erklärt der Wissenschaftspublizist Michael Gleich darin das Netz nicht nur zu einem universalen, sondern letztlich alternativlosen Modell, indem er die Frage, warum »der Mensch [...] immer wieder zur Organisationsform Netz« greife, die apodiktische Antwort gibt:

»Er kann gar nicht anders, es entspricht seiner Natur. [...] Als Teil einer Natur, die alles Leben in Netze einbindet, kopieren wir *zwangsläufig* deren uralte Masche und or-

³⁷ Mark Wigley: »Network Fever«, in: *Grey Room* (2001) 4, S. 82–122.

³⁸ Laura Otis: *Networking*, Ann Arbor 2001, S. 5. Vgl. Otis: »The Metaphoric Circuit«, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002) 1, S. 105–128.

³⁹ Otis: *Networking*, S. 220.

⁴⁰ Michael Gleich: *Web of Life. Die Kunst vernetzt zu leben*, Hamburg 2002.

ganisieren zentrale Aspekte unseres Lebens in Netzen. [...] Schienennetz, Autobahn, Internet: Das ist die Fortsetzung der biologischen Evolution mit anderen Mitteln.«⁴¹

Ist das *Web of Life* bei Capra noch ein Prinzip, das mühsam entdeckt und begründet werden muss, um es gegen die falsche (mechanistisch-rationalistische) Wissens- und Gesellschaftsordnung zu behaupten, scheint es sich nun, sechs Jahre später, mit der wunderbaren Notwendigkeit eines Weltgeistes im Laufe der Menschheitsgeschichte wie von selbst durchzusetzen bzw. immer schon durchgesetzt zu haben. Was in universalistischer Tendenz zum allgemeinen Gesetz des Lebens avanciert, weist damit über gegenwartsdiagnostische Perspektiven weit hinaus und bietet ebenso Anlass zu kulturtheoretischen Reflexionen wie zur Formulierung universaler Netzwerktheorien.

Eine sich neu etablierende *Network Science* verspricht sich nun grundlegende Einsichten in »the properties of our weblike universe.«⁴² Mittels einer graphentheoretischen Formalisierung der Topologie von Netzstrukturen, beruhend auf den Elementen ›Knoten‹ (*node* oder *vertice*), ›Linie‹ (*link* oder *edge*) und ›Masche‹ (*mesh*), versucht die *Network Science*, natürliche wie kulturelle Zusammenhänge als berechenbare Selbstorganisationsmuster zu beschreiben.⁴³ Die ›Knoten‹ repräsentierten dabei beliebige Entitäten, etwa Atome, Zellen, Menschen, Tiere, Maschinen, Neuronen, Texte oder Städte. Die Linien drücken eine bestimmte Beziehung zwischen diesen Entitäten aus, also physikalische Kräfte, biologische Verwandtschaften, soziale Verhältnisse, textuelle Referenzen, wirtschaftliche Beziehungen oder materielle Verbindungen: Kabel, Adern, Nerven, Straßen oder Flüsse von Geld, Waren, Energie und Symbolen. Mithilfe topologischer Modelle werden dann Gesetze zur Struktur und Dynamik solcher komplexen Netzwerke formuliert. Ausgehend von einer derartigen Abstraktion erscheinen Netzwerke nicht mehr als ein spezifisches Phänomen der ›Netzwerkgesellschaft‹, sondern als ein grundlegendes Organisationsprinzip der Natur: »These laws, applying equally well to cell and the ecosystem, demonstrate how unavoidable nature's laws are and how deeply self-organization shapes the world around us.«⁴⁴

Die hochgradig formalistische *Network Science*, die sich selbst als eine neue Wissenschaft begreift, steht damit am vorläufigen Höhepunkt einer fortschreitenden Terminologisierung und Abstraktion des Netzwerkkonzepts. Im Bereich der Kultur- und Geisteswissenschaften findet die Idee der Vernetzung nicht nur in systematischer,⁴⁵ sondern zunehmend auch in historischer Hinsicht Beach-

⁴¹ Michael Gleich: *Web of Life*, Hamburg 2002, S. 222–223.

⁴² Albert-László Barabási: *Linked*, Cambridge 2002, S. 178.

⁴³ Vgl. Mark Buchanan: *Small World*, London 2002. Duncan J. Watts: *Six Degrees*, London 2004. National Research Council and Committee on Network Science (Hg.): *Network Science*, Washington 2005. Peter Csermely: *Weak Links*, Berlin 2006.

⁴⁴ Barabási: *Linked*, S. 178.

⁴⁵ Uwe Wirth: »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«, in: Ders. (Hg.), *Kulturwissenschaft*, Frankfurt/M. 2008, S. 9–67 bestimmt die Logik der Kulturforschung wesentlich als eine Netz- und Vernetzungslogik. Wirth vermeidet jedoch eine Hypostasierung von Netz- zu

tung. So erklären die Kulturwissenschaftler Thomas Hauer und Michael Andritzky, Mitherausgeber des 2002 erschienenen Katalogbuchs anlässlich der Ausstellung *Das Netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme* im Museum für Kommunikation Frankfurt, dass das Netz seit jeher »eine Metapher für den Versuch« gewesen sei, »Strukturprinzipien in unserer Welt, ja in unserem Kosmos zu entdecken«. ⁴⁶ Ob nun in Gestalt von Koordinatensystemen, Sternbildern oder geheimnisvollen Netzstrukturen in den architektonischen Zeugnissen vergangener Kulturen: verstanden als ›Zeichen‹ habe das Netz schon seit ältester Zeit als ein grundlegendes Orientierungssystem fungiert und transportiere seit ehedem »uralte mythische Bedeutungen«. ⁴⁷ Wenn es für Andritzky und Hauer heute »vor allem die augenfällige strukturelle Ähnlichkeit natürlicher und künstlicher Netzwerke« ⁴⁸ ist, die den Betrachter frappiere, so sehen sie in den mikro- und makrokosmischen Netzstrukturen ein universales Grundprinzip der Natur, dem auch der Prozess der Kulturentwicklung folgt: »Das Netzprinzip steht am Anfang aller Zivilisation und bestimmt seither die historische Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bis hin zum Industriezeitalter.« ⁴⁹

Was Klaus Beyrer, ebenfalls Herausgeber des besagten Katalogbandes, nur wenige Seiten später als die Infiltration der Geschichtswissenschaften von einem »mittlerweile inflationär gebrauchten Modewort« ⁵⁰ bezeichnet, avanciert spätestens 2003 mit der von den Historikern John und William McNeill vorgelegten Monographie über *The Human Web* zu einem dezidierten Prinzip der Weltgeschichte. Die seit Urzeiten beginnende, zunächst lose, aber unentwegt expandierende und zunehmend sich verdichtende Verflechtung von Menschen, Städten, Lebensräumen, Infrastrukturen, Informationen und Technologien zu einem *single global web* wird hier zur allumfassenden Struktur der Menschheitsgeschichte. ⁵¹ Die Fachwelt ist begeistert; sich aber nicht einig darin, ob es sich bei dem Netzkonzept nun um ein metaphorisches Stilmittel oder um eine Bezeichnung für eine geschichtliche Wirkmacht handelt. ⁵² – Wovon also hat man sich überzeugen lassen: Modewort, Struktur, Konzept, Metapher?

Seinsstrukturen, indem er die epistemischen Implikationen der Metapher zu einem methodologischen Modell der reflexiven Erforschung kultureller Wissensordnungen entfaltet, die wesentliche Parallelen, aber auch Unterschiede, zu dem hier (Kap. VII) entwickelten Netz-Modell aufweist.

⁴⁶ Michael Andritzky und Thomas Hauer: »Alles, was Netz ist«, in: Klaus Beyrer und Michael Andritzky (Hg.): *Das Netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme*, Heidelberg 2002, S. 11.

⁴⁷ Ebd. In ihren archäologischen Forschungen hat die, von den Autoren allerdings nicht erwähnte und von der Fachwelt auch sonst ignorierte Prähistorikerin Marie E. P. König bereits 1973 das »Netz« als Zeichen der geordneten Welt« in zahlreichen steinzeitlichen Höhlenschnitzereien entdeckt und beschrieben in: *Am Anfang der Kultur*, Frankfurt/M. 1981, S. 117. Siehe dazu auch unten, Kap. XI.

⁴⁸ Andritzky/Hauer: »Alles, was Netz ist«, S. 12.

⁴⁹ Ebd., S. 13.

⁵⁰ Klaus Beyrer: »Gebahnte Wege«, in: Beyrer/Andritzky (Hg.): *Das Netz*, S. 77.

⁵¹ Vgl. John R. McNeill und William H. McNeill: *The Human Web*, New York 2003, S. 5.

⁵² Vgl. Jeremy Black: »The Human Web«, Review, in: *History Today* 53 (2003) 5. G. John Ikenberry: »The Human Web«, Review, in: *Foreign Affairs* 82 (2003) 3, S. 146. Raymond Grew: »Ex-

3. Schicksalsmetapher oder ideologischer Mythos

Was über alle disziplinären Grenzen hinweg zwischen Gegenstand und Phantasma, Tropus und Modell zu oszillieren scheint, erklärt der Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme in seinen 2003 veröffentlichten Thesen *Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion* schließlich zu einer »kulturellen Leitmetapher der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften«. ⁵³ Im Zuge ihrer Universalisierung zu einem epistemischen Paradigma habe das Netzwerk einen eigentümlichen Doppelstatus erlangt: Zum einen bezeichnet es ein historisch bedingtes Beobachtungsschema und zugleich eine »material wirksame Systemtechnik zur Kontrolle und Steuerung des natürlichen und gesellschaftlichen Stoffwechsels«. ⁵⁴ Wenn die modernen Wissenschaften »ihre Episteme im Modell des Netzes einrichten«, ⁵⁵ so beobachten sie damit nicht nur eine »Kulturtechnik ersten Ranges«, ⁵⁶ sondern bringen diese selber mit hervor. Was sich im Laufe der immer weiter fortschreitenden Vernetzung vollzieht, darin erkennt Böhme jedoch nicht nur eine »bloße« kulturelle Konstruktion, sondern letztlich auch einen naturnotwendigen Prozess:

»Im Bann des epistemischen Modells ›Netz‹ stehend, verfangen wir uns in diesem selbstgewobenen Netz immer mehr und wissen dies immer genauer. [...] Als Netz-Lebewesen [...] können wir gar nicht anders, als die Evolution in dieser Weise fortzusetzen, [...] dass wir in der vollendeten Vernetzung der Kultur, in der äußersten Artifizierung des Lebens, ungewollt der Natur am nächsten [kommen].« ⁵⁷

Wenn Böhme den »einzigartigen Siegeslauf der ›Netz‹-Metapher« ⁵⁸ und die »nahezu uferlose Ausweitung des Netzbegriffs« ⁵⁹ mit einem geradezu schicksalhaften Prozess begründet, dann verbindet er damit eine grundlegende Zuversicht: »dass die alte Dichotomie zwischen Natur und Kultur durch nichts so sehr überwunden werden kann wie durch eine (freilich noch ausstehende) Theorie der Netzwerke.« ⁶⁰ Apokalyptische Befürchtungen wie messianische Hoffnungen und ideologische Debatten über das Unvermeidliche als »sinnlos« zurückweisend schließt Böhme seine Überlegungen damit, »dass eine strukturelle Ambivalenz, eine oszil-

panding Worlds of World History«, Review, in: *The Journal of Modern History* 78 (2006) 4, S. 893. Jerry H. Bentley: »The Human Web«, Review, in: *History and Theory* 44 (2005) 1, S. 107.

⁵³ Hartmut Böhme: »Netzwerke«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge XIII (2003) 3, S. 597 und in der später erschienenen, leicht veränderten Fassung in: Jürgen Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 26. Die folgenden Zitate beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf die letzte Veröffentlichung.

⁵⁴ Hartmut Böhme: »Netzwerke«, S. 31.

⁵⁵ Ebd., S. 32.

⁵⁶ Ebd., S. 26.

⁵⁷ Hartmut Böhme: »Netzwerke«, S. 32–33.

⁵⁸ Ebd., S. 29. Die Fassung von 2003, S. 599 spricht noch nicht von »einzigartig«.

⁵⁹ Ebd., S. 30. Die Fassung von 2003, S. 600 verzichtet noch auf das »nahezu«.

⁶⁰ Ebd., S. 17. Während sich die Zuversicht in eine Fußnote (die in der Fassung von 2003 noch nicht zu finden ist) und eine merkwürdig relative Auffassung von »Überwindung« zurücknimmt, erscheint ihr Ausblick umso fatalistischer.

lierende Unruhe und Uneindeutigkeit dem neuesten und vielleicht ultimativen Meganetz«⁶¹ eigentümlich ist, das uns in der vollendeten Vernetzung der Kultur auf paradoxe, wenn nicht dialektische Weise mit der Natur versöhnen werde.⁶² Das seltsame Oszillieren zwischen Modell und Metapher, Begriff und Phantasma erscheint so nun als eine Eigenschaft der Sache selbst. Dabei gerät das, was die Theorie im ›Bann‹ des Netzes als die Universalstruktur des Lebens erkennt, umso stärker in ein epistemisches Flimmern, je universeller der Begriff den Gegenstand der Leitmetaphorik zu artikulieren versucht – und je weiter sich der historische Rahmen spannt, in dem der Geltungsanspruch und die Wirkungsgeschichte der Metapher untersucht werden.

So kommen die Veranstalter einer 2004 stattfindenden Tagung über *Netzstrukturen. Zur Kulturgeschichte sprachlicher, visueller und technischer Netze* zu dem Schluss, dass der gegenwärtige »Siegzug der Netz-Metapher«⁶³ zwar »grundsätzlich von der Faszination vom ›Netz der Netze‹, dem Internet, affiziert«⁶⁴ sei. Im historischen Rückblick auf die Kulturgeschichte von Vernetzungsstrategien und -praktiken zeige sich indessen, »dass Modelle von Vernetzung und die Faszinationskraft des Netzes ältere Ursprünge haben«, so der Literaturwissenschaftler und Tagungsmitorganisator Jörn Münkner: »Die ›Netzepoche‹ oder ›Netzkultur‹ beginnt nicht erst im 20. Jahrhundert, auch nicht um 1800 mit dem Beginn der technischen Moderne, sondern sie ist bereits in vortechnischen Zeiten angelegt.«⁶⁵ Als »Sinnbild, Denkfigur und epistemologisches Muster« avancieren Netzstrukturen nicht erst seit der Neuzeit »zum abstrakten Erklärungsmodell systemischer Zusammenhänge, sondern schon Antike und Mittelalter bedienen sich einer Netz-Metaphorik.«⁶⁶

Damit stellt sich die Frage, ob diese »immer schon bewusst als kognitives Werkzeug in Dienst genommen wird, um [...] im Sinne Blumenbergs als vorausseilende Metapher Sachverhalte aussprechbar (und denkbar) zu machen, für die es noch keine Begrifflichkeit gibt.«⁶⁷ Das Netz als »absolute Metapher« rückt damit als eine zivilisatorische Konstante in den Blick, die als Denkmodell »immer schon« ihren zentralen Platz in der Geistes- und Kulturgeschichte der Menschheit eingenommen habe. Somit scheint auch der historische Blick auf die Netzmetaphorik ihren Absolutheitsanspruch weniger zu relativieren, vielmehr zu bestäti-

⁶¹ Ebd., S. 36.

⁶² Ohne dass Böhme einen solchen Bezug explizit herstellt, erinnert das Motiv des unauflöflichen Verstrickungszusammenhangs doch an die *Dialektik der Aufklärung*. Während sich aber in Adornos und Horkheimers Zivilisationstheorie im Prinzip der Naturbeherrschung der Naturzwang weiter fortsetzt, dem Kultur zu entrinnen versucht – und genau darin liegt das wesentlich regressive Moment der Verstrickung – scheint der Naturzwang Böhmens Netz-Lebewesen in einen zwar ambivalenten, aber letztlich progressiven Zustand zu treiben.

⁶³ Jörn Münkner: »Auftakt«, in: *Netzstrukturen*, Perspicuitas, Essen 2005–2006, S. 1.

⁶⁴ Jürgen Fröhlich und Jörn Münkner: »Einleitung«, in: *Netzstrukturen*, S. 3.

⁶⁵ Münkner: »Auftakt«, S. 1.

⁶⁶ Fröhlich/Münkner: »Einleitung«, S. 4.

⁶⁷ Ebd., S. 7.

gen, wenn die Veranstalter der Tagung erklären: »Wir sind immer Teil von Netzstrukturen. Sie machen unser ›In-der-Welt-Sein‹ aus, sie sind wesentlicher Aspekt der *conditio humana*.«⁶⁸ – Ob als Natur- oder als Denkwang: In den Bann der Vernetzung und ihr Schicksal scheinen wir also immer schon geschlagen worden zu sein.

In den Beobachtungen zur Karriere der umstrittenen Denkfigur zeichnet sich neben einer deutlichen Eskalationslogik der Bestimmungsversuche auch eine zunehmende Aufmerksamkeit für den normativen Anspruch ab, der sich in ihr bekundet. In diesem Sinne spricht der Medienwissenschaftler Stefan Kaufmann in dem 2004 erschienenen *Glossar der Gegenwart* von einem Zusammenfallen von »Deskription und Präskription«: ›Vernetzung‹ als »Schlüsselbegriff der Gegenwartsbeschreibung«⁶⁹ ist nicht nur zu einem universalen Weltmodell avanciert, sondern »zugleich der Imperativ, den diagnostizierten ›Aufstieg der Netzwerkgesellschaft‹ [...] zu bewerkstelligen«.⁷⁰ Was spätestens seit den Lebensmodellen der Alternativkulturen der 1980er Jahre als Gegenentwurf gedacht war und im Zuge der Neuformierung des Kapitalismus eine »steile Karriere, zunächst in der Managementtheorie und -praxis, dann zunehmend auch im Bereich staatlicher Verwaltung«⁷¹ durchlief, habe sich inzwischen als eine »Norm flexibler Strukturierung«⁷² etabliert. Als gesellschaftliches Leitbild wird *Networking* wird zu einer Form von Arbeit, deren Rohstoff und Produkt sozio-technische Netzwerke sind. Zu einem »Schlüsselbegriff«⁷³ wird das Netzwerk auch in der Rechts- und Verwaltungswissenschaft. In dieser neuen Form nicht nur der Arbeitsorganisation und der Bildung neuer rechtlicher Institutionen, sondern auch der individuellen Lebensführung erweist sich »die Netzwerkratio als eine doppelbödigte Regierungstechnik: als die Freiheit, sich spontan und kreativ der allgemeinen Dynamik anzupassen.«⁷⁴

Vor dem Hintergrund dieser Ambivalenz erscheinen, entgegen Böhmes Behauptung, ideologiekritische Diskussionen des Netzwerkkonzepts durchaus angebracht. Zumindest stellt sich die Frage, ob Netzwerkbildung ein evolutionäres Grundmuster aller Kulturentwicklung ist, wie es viele Theoretiker und Forscher nahelegen, oder ob sie das Paradigma einer spezifischen historischen Formation ist: der Industrie- oder Informationsgesellschaft, deren Selbsterhaltung und -entfaltung davon abhängt, dass ›Vernetzung‹ als eine primäre Kulturtechnik anerkannt, verlangt und durchgesetzt wird. Wo der normative Aspekt im ontologischen Anspruch des Konzepts nicht aufgeht, wäre nach den gesellschaftlichen

⁶⁸ Ebd., S. 1.

⁶⁹ Stefan Kaufmann: »Netzwerk«, in: Ulrich Bröckling (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2004, S. 182.

⁷⁰ Ebd., S. 182.

⁷¹ Kaufmann: »Netzwerk«, S. 184.

⁷² Ebd.

⁷³ Andreas Voßkuhle: »Neue Verwaltungsrechtswissenschaft«, in: Wolfgang Hoffmann-Riem et al. (Hg.): *Grundlagen des Verwaltungsrechts*, Bd. 1, München 2006, § 1, Rn. 40f.

⁷⁴ Kaufmann: »Netzwerk«, S. 188.

Bedingungen seiner Durchsetzung zu suchen. In dieser Hinsicht hat Jochen Koubek vorgeschlagen, *Vernetzung als kulturelles Paradigma* zu verstehen.⁷⁵ In einer Übertragung von Thomas Kuhns wissenschaftstheoretischem Begriff des Paradigmas auf die kulturelle Dynamik der Genese von Weltbildern versteht der Kulturwissenschaftler und Informatiker darunter eine gesellschaftlich sanktionierte »Wahrnehmungsdimension«⁷⁶, die sich vor allem den technischen Möglichkeiten des Internet und den sozialen Hoffnungen verdankt, die sich mit dem neuen Medium verbinden. Als das historisch kontingente Ergebnis einer Wechselwirkung technik- und mentalitätsgeschichtlicher Prozesse sei das Paradigma von keiner ›tieferen‹ Ursache – keinem Naturgesetz, keiner Kulturtechnik, keinem historischen oder technischen Apriori und keinem ökonomischen Zwang – determiniert. Die Welt als Netzwerk zu sehen und immer weiter zu vernetzen, sei lediglich das Ergebnis kollektiver Aushandlungsprozesse, die auf einem »Diskursmarkt« der »Positionen, Argumente, Metaphern und Symbole« ausgetragen werden.⁷⁷ Der damit angesprochene metaphorische Aspekt kultureller Paradigmen erhält indessen keinen systematischen Stellenwert in Koubeks Untersuchung. Vielmehr scheint der Begriff des Paradigmas mit dem Konzept des Modells zu konvergieren, insofern kulturelle Paradigmen über die rezeptiv-deskriptive Funktion hinaus immer auch eine produktiv-präskriptive Dimension aufweisen. Einmal ausgehandelt wird das Modell zum Vorbild oder einer Vorschrift, das Paradigma von einer Wahrnehmungsdimension zu einer Handlungsmaxime: Die Welt ist nicht nur *immer schon* vernetzt, sondern muss auch *immer mehr* vernetzt werden. Das Verhältnis von Metaphorizität und Normativität bleibt dabei eine offene Frage.

Dem ideologischen Potential der Metapher hat sich indessen mit besonderer Nachdrücklichkeit Rainer Fischbach zugewandt. In seiner 2005 erschienenen

⁷⁵ Jochen Koubek: *Vernetzung als kulturelles Paradigma*, Saarbrücken 2008. Ich zitiere im Folgenden aus der 2004 veröffentlichten und paginierten Onlinepublikation der Dissertation: <<http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/koubek-jochen-2003-02-10/HTML/front.html>>.

⁷⁶ Koubek: *Vernetzung als kulturelles Paradigma*, S. 25–38. Siehe auch ebd., S. 53: »Vernetzung ist eine Wahrnehmungsdimension, die sich, katalysiert durch das Internet, zu einem kulturellen Paradigma ausgeweitet hat.« (Vgl. Thomas Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M. 2003, S. 125, wo der Autor die Vermutung äußert: »daß für die Wahrnehmung selbst etwas Ähnliches wie ein Paradigma vorausgesetzt werden muß.«) Wahrnehmungsdimensionen sind Koubek zufolge »analytische Idealisierungen eines Teilaspektes einer Weltsicht« (ebd., S. 25), wie etwa Raum, Zeit, Familie, Gesundheit, Glück, Alter etc.; Vernetzung ist demnach »eine Wahrnehmungsdimension, die [...] in zahlreiche verschiedene Weltbilder integriert wurde.« (ebd., S. 38). Dabei habe das Internet seit 1995 eine entscheidende, wenn auch nur »katalysierende Zwischenrolle« (ebd., S. 53) gespielt. Die Metapher des Katalysators würde an dieser Stelle eine eigene Betrachtung verdienen, da Katalysatoren eine chemische Reaktion herbeiführen, verlangsamen oder beschleunigen. Denn es wäre durchaus ein Unterschied, ob das Internet das kulturelle Paradigma herbeigeführt oder nur beschleunigt habe. Auch ist es eine chemische Eigenschaft von Katalysatoren, sich selbst durch die Reaktion nicht zu verändern, was der These der Wechselwirkung widerspräche. Insofern stiftet die Metapher mehr Unklarheiten, als sie klärt.

⁷⁷ Koubek: *Vernetzung als kulturelles Paradigma*, S. 187.

Studie *Mythos Netz* plädiert der Informatiker und Publizist dafür, dem im Zuge der Interneteuphorie »inflationierten Netzbegriff« die Würde eines Schlüsselkonzepts schlechterdings wieder abzuerkennen, denn infolge der imaginär überfrachteten Hypostasierung einer Metapher sei ein »gigantischer Begriffsfetisch« entstanden, der »nicht als wissenschaftlicher Generalschlüssel taugt«. ⁷⁸ In diesem Sinne unterzieht der Kritiker den normativ-utopischen Aspekt der Vernetzung einer dezidiert ideologiekritischen Lesart: Im Phantasma der Überwindung von Raum und Zeit durch digitale Netze bekunde sich nur der Traum einer schwerelosen Ökonomie und der reibungslosen Kapitalverwertung, der sich unbeirrt aller Evidenz seiner materiellen Voraussetzungen in den Euphorien der *New Economy* artikuliere: Die Utopie der vernetzten Welt konvergiere letztlich mit den Idealen des reinen, von allem irdischen Ballast befreiten Marktes.

Fischbachs Kritik beruht dabei auf der Voraussetzung, dass die Metapher eine »unscharfe Vorstufe des Modells« ⁷⁹ sei. Ihre Ideologisierung beruhe im Wesentlichen auf der Verwischung oder Unterschlagung der Differenz zwischen beiden. Um sie also hinsichtlich ihrer psychologischen und ökonomischen Motive zu entlarven, insistiert der Kritiker auf eine präzise Begriffsbildung, die sich von allen metaphorischen Anteilen reinigt. Indem er dabei – der klassischen Theorie der Rhetorik folgend – die Metapher als defizitäre Erkenntnisform bestimmt, muss er ihre irrationale Attraktivität mit einer Reihe hermeneutischer Zusatzannahmen erklären. Hinter der »Maske« der Netzmetaphorik bekunden sich sodann: infantile Allmachtsphantasien, kapitalistische Gelüste, religiöse Ersatzbildungen, ein technokratischer Wille zur Macht und schließlich gar der Todestrieb. ⁸⁰

In einer metaphorologischen Studie *Über Recht und Politik im Netz der Netzwerke* (2007) hat die Rechtswissenschaftlerin Alexandra Kemmerer versucht, den sich auch in der Jurisprudenz ausbreitenden Begriff des Netzwerks der »entdifferenzierenden Sogwirkung« ⁸¹ seines metaphorischen Bildvorrats zu entziehen. Im Diskurs über die Transformationsprozesse einer hochkomplexen Weltgesellschaft, in denen sich überkommene Unterscheidungen zwischen hoheitlich und privat, national und international, Evolution und Steuerung im Sog einer vermeintlich beispiellosen Transnationalisierung und Fragmentierung des Rechts auflösen riskiere die Rede von Netzwerken in der Artikulation normativer und legitimatorischer Dilemmata der postmodernen Weltgesellschaft eine »Verschleierung zurechenbarer Verantwortlichkeit und politischer Einflussnahme«. ⁸² Gerade darin sei auch eines wesentlichen Motiv für die Attraktivität der Metaphorik zu sehen.

⁷⁸ Rainer Fischbach: *Mythos Netz*, Zürich 2005, S. 11–14.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 119.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 14–18, 50–58, 77, 188 u. 261–262.

⁸¹ Alexandra Kemmerer: »Der normative Knoten. Über Recht und Politik im Netz der Netzwerke«, in: Olga Arnst und Sigrid Boysen (Hg.): *Netzwerke*, Baden-Baden 2007, S. 206. Kemmerer orientiert sich in ihrer Untersuchung unter anderem an Hans Blumenbergs und Paul Ricœurs Metaphorologie.

⁸² Ebd., S. 203.

Die ideologiekritische Reflexion der vergesellschafteten Metapher stößt damit auf eine komplexe Gemengelage psychologischer, ökonomischer, religiöser, politischer und juristischer Motive, die eine systematische und kohärente Deutung der Metaphorik zu überfordern droht. In dem Maße, wie die Kritik die Referenz der Trope entzaubert, scheint sie ihr Motiv zu verzaubern. Das epistemische Paradigma gerät zusehends zu einem dämonischen Gefüge, aus dem es so leicht kein Entrinnen gibt: Weder für eine Kritik, die der phantasmatischen Metapher durch ihre Rationalisierung zum Modell beizukommen hofft, dadurch aber ihren Beweggrund umso monströser erscheinen lässt; noch für eine Theorie, die den unheimlichen Sog der Metapher zu einer so universalen wie verfänglichen Deutungskategorie erhebt.

4. Absoluter Begriff vs. Absolute Metapher

Die berückende Macht der Metapher in einer antizipierten Retrospektive reflektierend, stellt Erhard Schüttpelz in seiner 2007 erschienenen Untersuchung *Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts* schließlich fest, dass sich das ›Netzwerk‹ zu einem ›absoluten Begriff‹ entwickelt habe, von dem »die Leute in der Zeit zwischen 1990 und 2010 [...] geradezu besessen gewesen«⁸³ sind. Der Medienanthropologe bezieht sich dabei auf die These des Philosophen Wilhelm Schmidt-Biggemann:

»Absolute Begriffe wie Geschichte machen durch ihren Absolutismus alle anderen Begriffe von sich abhängig. Sie sind wie Magnetfelder, die alles auf ihren Bedeutungsreich einrichten. So hat jeder absolute Begriff den Relativismus aller anderen zur Folge, es wäre widersinnig, sich dem zu widersetzen. [...] Absolute Begriffe fordern absoluten Gehorsam. Dieser Gehorsamsanspruch geht so weit, dass sie, hat man sich auf sie eingelassen, nicht mehr verfügbar sind.«⁸⁴

Das ›Netz‹ wäre demnach ein Begriff, der durch andere Begriffe nicht mehr zu definieren ist: durch nichts zu bestimmen, aber alles bestimmend. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint seine dämonische Macht nicht mehr als ein ideologisch oder ontologisch zu analysierendes Problem, sondern als die Konsequenz einer unverfügbaren Begriffsbildung – die, wie Schüttpelz erklärt, »nicht durch eine Metasprache« gespeist werde, »die der Metapher entkam, sondern durch die Metapher selbst«; und diese sei in dem Falle eben die *Falle*, das Beutenetz: »die buchstäbliche Grundlage [...], um alle Tatbestände der menschlichen List zu formulieren, seien sie mikro-, makro-, -technologisch oder -soziologisch.«⁸⁵

Schüttpelz gibt damit Schmidt-Biggemanns ›absoluten Begriff‹ eine anthropologische Wendung und einen metaphorischen Kern. Die Rede über Netzwerke

⁸³ Erhard Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, in: Stefan Kaufmann (Hg.): *Vernetzte Steuerung*, Zürich 2007, S. 25.

⁸⁴ Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Geschichte als absoluter Begriff*, Frankfurt/M. 1991, S. 9.

⁸⁵ Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 42–43.

wäre demnach immer auch ein Diskurs über Beute- und Fangtechniken: Etwas wird in den Netzen gefangen: Energie, Informationen, Verkehrsströme, Menschen – letztlich auch das Denken über die Netze selbst. So wie die materiellen Netze bestimmte Entitäten oder Kräfte fangen, so zieht der metaphorische Begriff immer mehr Begriffe in die Hegemonie seines Machtbereichs, während er in einer »unaufhörlichen Oszillation zwischen akademischen Forschungen und professionellen Anwendungen, zwischen einem nahezu theologischen Absolutheitsanspruch und alltäglich abgespulten Kulturtechniken«⁸⁶ verharret.

Damit scheint das Spektrum möglicher Verortungen einer ebenso dubiosen wie faszinierenden Denkfigur im Spannungsfeld zwischen Universalmetapher und absolutem Begriff sowie der Zeitraum ihrer Konjunktur und Inflation abgesteckt, den Schüttpelz 1990 beginnen und 2010 enden lässt. Mit der indizierten Historizität stellt sich die Frage, was nach dem annoncierten Ende der Karriere mit ihr geschieht und aus welchen Gründen sie plötzlich ihren Geltungsanspruch verlieren sollte. Anderen Beobachtungen zufolge steht die Karriere erst an ihrem Anfang. So sehen Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann et al. in ihrer ebenfalls 2007 erschienenen Studie zur *Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas* das Netzwerk als »Leitmetapher«⁸⁷ der Gesellschaft noch im Aufstieg begriffen. Dabei löse sie die organische Metaphorik des Staatskörpers ab, wobei sie diese überlagere, ergänze und Mischungsverhältnisse mit ihr eingehe.

Während damit die Geschichtlichkeit der Metaphorik stärker in den Blick rückt, stellt der Kulturwissenschaftler Sebastian Gießmann in seinem 2006 vorgelegten Entwurf zu der *Archäologie einer Kulturtechnik* fest, dass es »bisher keine Netzwerkforschung« gebe, »die sich Fragen der Historizität von Netzen und Netzwerken widmet.«⁸⁸ Wenn ihre Konzeptualisierung aber als »Schlüssel zur Kulturtheorie des 21. Jahrhunderts« gelte, dann sei der Blick auf »die Geschichtlichkeit des Netzwerk-Wissens unverzichtbar für das Verständnis von Moderne und Gegenwart.«⁸⁹ In seinen Überlegungen zu den methodisch-theoretischen Voraussetzungen einer solchen Archäologie schlägt Gießmann eine Reihe unterschiedlicher Zugänge zu den sprachlichen, epistemischen, technischen, medialen und imaginären Aspekten des komplexen Phänomens vor. Darunter findet sich die These, dass Netze »zu einer ›absoluten Metapher‹ (Hans Blumenberg) geworden [sind], die unseren Blick auf die Welt strukturiert. Zudem sind sie aber zu

⁸⁶ Ebd., S. 26.

⁸⁷ Vgl. Albrecht Koschorke et al.: *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt/M. 2007, S. 385–386. Zu einem ähnlichen Befund kommt Stefan Kaufmann in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Bandes *Vernetzte Steuerung*, Zürich 2007, S. 7: »Netzwerke lösen die klassischen Bilder des Staates als einer Maschine, eines Organismus oder eines territorialen Körpers ab.« Zweifel am Modell der Ablösung formuliert Thomas Lemke: »Gesellschaftskörper und Organismuskonzepte«, in: Martin Endreß und Thomas Matys (Hg.): *Die Ökonomie der Organisation – die Organisation der Ökonomie*, Wiesbaden 2010, S. 218.

⁸⁸ Sebastian Gießmann: *Netze und Netzwerke*, Bielefeld 2006, S. 10.

⁸⁹ Ebd. Siehe Klappentext.

verschiedenen Zeiten zu je unterschiedlichen Teilen Praxis, Metapher und/oder Modell. Notwendig ist also eine reflektierte Metaphorologie der Netze.⁹⁰

Zu dem Schluss, dass sich das Netz mit Blumenberg als eine ›absolute Metapher‹ verstehen lässt, kommt auch Markus Rassiller in seinem 2007 veröffentlichten Aufsatz zu einer *Metaphorologie des Netzes*. Darin untersucht der Germanist anhand dreier Paradigmen *bei Novalis, Robert Musil und in der digitalen elektronischen Musik*, »welchen Änderungen und Schwankungen die Denkfigur des Netzes der Natur von einer ersten Moderne wie der Romantik über die Klassische Moderne bis hin zur Postmoderne unterworfen ist.«⁹¹ Als eine Metapher für den begrifflich nicht einholbaren Bezug des modernen Menschen zur Totalität des Daseins habe das Netz im Laufe seiner Geschichte einen Bedeutungs- und Vorstellungswandel durchlaufen, den es metaphorologisch noch aufzuarbeiten gelte.

Im selben Jahr, 2007, erscheint der entsprechende Artikel im *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, der die Netzmetaphorik »von Anfang an« – das heißt: seit der Antike – »zur Sprache des Wissens«⁹² zählt. Während diese Einschätzung in einer seltsamen Spannung zu Blumenbergs 20 Jahre früher geäußerten Beobachtung steht, dass diese noch weit von ihrem Erfolgsgipfel entfernt sei, gewinnt das Aperçu des Metaphorologen, Netze bräuchten nur »ein Medium, keinen Boden mehr«,⁹³ im Kontext der digitalen Netzdiskurse eine überraschende Wendung. Denn gerade mit dem Internet entfaltet das Netz nicht nur eine neue Beziehung zum Bodenlosen in Gestalt des unendlichen ›Datenmeeres‹.⁹⁴ Die »Megatroppe des elektronischen Netzes« gewinnt auch eine Bedeutung als »Leitmetapher« der Wissensorganisation.⁹⁵

Als ›absolute Metapher‹ bzw. ›absoluter Begriff‹ scheint das Netz eine so traditionsreiche wie modernisierungsfähige Denkfigur zu sein, die im Laufe ihrer Geschichte einen totalitären, das heißt absoluten und universellen Geltungsanspruch entfaltet. Obwohl sie sich historisch bis in die Antike zurückverfolgen lässt,

⁹⁰ Ebd., S. 15.

⁹¹ Markus Rassiller: »Metaphorologie des Netzes«, in: Jan Broch et al (Hg.): *Netzwerke der Moderne*, Würzburg 2007, S. 317. Während nach Rassiller in der Poetologie Novalis' bereits das sprachliche »Konzept einer alles umspannenden Vernetzung« (S. 321) von Geist und Natur sichtbar werde, so verweise die Netzmetaphorik Musils »nur noch auf einen totalitären Sinn- und Ordnungszusammenhang, von dem aber zugleich gewusst wird, dass er uneinholbar ist« (S. 327). Das Problem begrifflicher Uneinholbarkeit schreibe sich schließlich in dem poststrukturalistischen Vernetzungsmodell des ›Rhizoms‹ weiter fort: die grenzen- und mittelpunktlose Immanenz des Gewebes »einer engmaschigen Textur, die das Weltganze entspinnt« (S. 336). Vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Mille plateaux*, Paris 1980; dt. *Tausend Plateaus*, Berlin 2002.

⁹² Emden: »Netz«, S. 248.

⁹³ Blumenberg: *Die Sorge geht über den Fluß*, S. 105. Siehe oben, Anm. 1.

⁹⁴ Zur nautischen Metaphorik des Internet siehe Matthias Bickenbach und Harun Maye: *Metapher Internet*, Berlin 2009. Vgl. dazu auch Alexander Friedrich: »Das Internet als Medium und Metapher«, in: Annette Simonis (Hg.): *Medien, Bilder, Schriftkultur*, Würzburg 2012, S. 227–251.

⁹⁵ Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume*, München 2006, S. 22: »Hier zeichnet sich gegenwärtig eine Epochenwende ab, bei der die zweieinhalbtausendjährige Leitmetapher des Gedächtnisses, die Schrift, durch die Megatroppe des elektronischen Netzes abgelöst wird.«

erlangt sie im Laufe der Moderne offenbar eine neue, paradigmatische Funktion als ein Modell kultureller Welt- und Selbstbeschreibung. Wie die unterschiedlichen Wahrnehmungen dieser Entwicklung zeigen, lassen sich verschiedene Phasen ihrer Karriere innerhalb verschiedener Diskurse und Wissensbereiche beobachten, die auf historische Diskontinuitäten innerhalb ihrer geschichtlichen Kontinuität verweisen. Wie aber lässt sich dieses Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität bestimmen?

5. Genealogie und Geschichte eines Universalkonzepts

Wenn Schüttpelz in seinen Beobachtungen *Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts* die These vertritt, dass das Netz als absoluter Begriff letztlich eine Metapher ist, dann sieht er den Ursprung ihrer Universalisierung in der Kreuzung zweier verschiedener Netzwerkkonzepte, die zunächst weit auseinanderklaffen, dann aber durch die Erfindung des Flussdiagramms in den 1950er Jahren im Kontext technischer Netzplantechniken miteinander in eine Gemengelage geraten sind: »Der eine Begriff«, so Schüttpelz, »entsteht aus der Vogelperspektive, ›von oben«, und richtete sich zuerst nur auf [...] Infrastruktur[en]. Der andere Begriff fragt nach den Sozialbeziehungen von Einzelpersonen und versucht diese, ›von unten«, [...] zu rekonstruieren.«⁹⁶ Die Verbindung des makrotechnischen und mikrosoziologischen Netzwerkbegriffs habe es dann erlaubt, soziale Beziehungen als steuerbare Strukturen oder Systeme zu adressieren. Dieser sozio-technischen Netzwerkbegriff sei dann von Globalisierungseliten der frühen 1990er-Jahre aufgenommen und verbreitet worden, bevor er im Zuge der Popularisierung des Internets in den alltäglichen Sprachgebrauch eingewandert sei.

Wie verschiedene ideen-, sozial- und technikgeschichtliche Arbeiten zeigen, lassen sich indessen die zunächst scheinbar getrennten und erst nachträglich miteinander verbundenen Netzwerkbegriffe auf gemeinsame Ursprünge zurückführen. Neben den bereits genannten Studien – vor allem Wigleys, Otis', Emdens und Gießmanns – haben sich Autoren der Pariser Forschergruppe *Réseaux* schon seit Mitte der 1980er Jahre in der Vierteljahresschrift *FLUX. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et territoires* mit der Genese sozio-technischer Netzwerkkonzepte befasst.⁹⁷ Ausgehend davon entwickelt der Sozialwissenschaftler Michael

⁹⁶ Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 28.

⁹⁷ Vgl. Wigley: »Network Fever«. Otis: *Networking*. Emden: »Epistemische Konstellationen«. Gießmann: *Netze und Netzwerke*. André Guillerme: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, in: *Flux* 2 (1986) 5, S. 30–47. Bernard Lepetit: »L'impensable réseau«, in: *Flux* 2 (1986) 5, S. 11–29. Georges Ribeill: »Au temps de la révolution ferroviaire. L'utopique réseau«, in: *Flux* 2 (1986) 5, S. 48–59. André Guillerme: »Réseau. Genèse d'une catégorie dans la pensée de l'ingénieur sous la Restauration«, in: *Flux* 7 (1991) 6, S. 5–17. Daniel Parrochia: »Quelques aspects historiques de la notion de réseau«, in: *Flux* 62 (2005) 4, S. 10–20. Siehe auch Armand Mattelart: *Networking the World, 1794–2000*, Minneapolis 2000. Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt*, München 2010, S. 1010–1052. Zur Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke

Penkler in einer 2008 erschienen Untersuchung zur *Genealogie von Netzwerkkonzepten* die These, dass sich das moderne Netzwerkkonzept im Laufe des 19. Jh. ausbildet, bevor es nach einem Prozess fortschreitender begrifflicher Abstraktion zum Ende des 20. Jh. nicht nur zu einem universalen wissenschaftlichen Modell, sondern – als Instrument gesellschaftlicher Restrukturierungsprozesse – schließlich auch zu einer Herrschaftstechnik wird.⁹⁸

Die Frage, ob es sich bei der Idee des Netzwerks um eine *Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften* handelt, beschränkt sich damit nicht nur auf ihr epistemisches Potential, dessen Möglichkeiten und Grenzen der 2009 von den Wissenschaftshistorikern Heiner Fangerau und Thorsten Halling herausgegebene *transdisziplinäre Überblick* abzustecken versucht.⁹⁹ In einem darin erschienenen Exkurs in die Geschichte vom *Netzwerk als Natursystem* sieht der Kunst- und Wissenschaftshistoriker Igor Polianski schon im 18. Jh. die Entwicklung einer kulturellen *Pathosformel* einsetzen, durch die zum einen »die Moderne mit den Weihen der Natur«¹⁰⁰ versehen werde, zum anderen aber auch deren »Krisenbewusstsein«¹⁰¹ angesichts sich auflösender traditioneller Lebens-, Wissens-, Raum- und Zeitordnungen zum Ausdruck komme.

Ein entsprechendes Krisenbewusstsein lässt sich in den unterschiedlichen Versuchen zur Bewältigung des eskalierenden Geltungsanspruchs der umstrittenen Deutungskategorie erkennen, in der sich – offenbar schon seit dem Beginn ihrer spezifisch modernen Karriere – normative und deskriptive Momente ineinander verschränken. Während ihre Konjunktur dabei zur Inflation der Vorstellung gerät, dass *irgendwie* alles mit allem vernetzt ist, so drängt der Imperativ der Netzwerkgesellschaft gerade darauf, dass eben noch nicht alles und jeder *genug* vernetzt sei. Das Credo der totalen Vernetzung legitimiert sich dabei immer wieder naturalistisch, insofern die Kultur- und Herrschaftstechnik nur zu Ende bringe, was als basaler *modus operandi* der Natur unbestreitbar scheint. In der von Böhme antizipierten »vollendeten Vernetzung«¹⁰² würde somit nicht nur der Unterschied von Kultur und Natur, sondern auch der von Begriff und Metapher verschwinden. Was also mit einer Genealogie von Netzwerkkonzepten auf dem Spiel steht, ist nicht nur das Verhältnis grundlegender Begriffe, sondern auch die Geschichte und der Geltungsanspruch eines kulturellen Welt- und Selbstbeschreibungsmodells.

vgl. Gießmann: *Die Verbundenheit der Dinge*. Zur Geschichte der Netzwerkmetaphorik siehe unten, Kap. XI–XII.

⁹⁸ Michael Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, Wien 2008.

⁹⁹ Heiner Fangerau und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften. Ein transdisziplinärer Überblick*, Bielefeld 2009.

¹⁰⁰ Igor J. Polianski: »Das Netzwerk als Natursystem«, in: Fangerau/Halling (Hg.): *Netzwerke*, S. 25.

¹⁰¹ Ebd., S. 14.

¹⁰² Böhme: »Netzwerke«, S. 32–33. Vgl. oben, Kap. I, Anm. 57.

II. Aufriss: Zur Problematik und Fragestellung

Die Beobachtungen zur Karriere einer umstrittenen Denkfigur haben gezeigt, wie breit sich das Spektrum ihrer Deutungskategorien aufspannt, welche Gegenstände, Motive und Schwierigkeiten sich mit ihr verbinden. Fassen wir die Befunde zusammen und spitzen die Problematik im Hinblick auf die zentrale Fragestellung der Arbeit zu: Ausgehend von den unterschiedlichen Positionen und Diskursen variieren die Klassifizierungsversuche in einer äußerst heterogenen, mal divergierenden, mal konvergierenden Gemengelage von ›absoluter Metapher‹ bzw. ›absolutem Begriff‹, ›gigantischem Begriffsfetisch‹, ›moderner Pathosformel‹, ›kultureller Leitmetapher‹, ›Signatur der Epoche‹, ›kulturellem Paradigma‹, ›utopischem Wunschbild‹, ›evolutionärem Prinzip‹, ›transdisziplinärem Konzept‹, ›inflationärem Modewort‹ und ›universalem Weltmodell‹. Mit der Eskalation des Geltungsanspruchs der schillernden Denkfigur verbindet sich sowohl große Faszination als auch gründliche Skepsis. Während ihr einerseits ein hoher Erklärungswert zugesprochen wird, erweist sie sich andererseits als höchst klärungsbedürftig.

1. Reduktion oder Entgrenzung des Metaphorischen?

Grundsätzlich lassen sich zwei unterschiedliche Klärungsstrategien ausmachen, wenn der merkwürdig oszillierende Status des umstrittenen Phänomens als ein Problem erkannt wird: Wo es um eine Konzeptualisierung seines Gehalts geht, besteht ein Bedarf an Definitionen oder Modellen von Netzen, die begrifflich zu konsolidieren und von semantischen Überschüssen zu reinigen sind. Die Herausforderung solcher Ansätze besteht darin, die definitiv ausgeschlossene Menge an Homonymen und Konnotationen von ihrem unkontrollierten Wiedereintritt in die Definition abzuhalten; allenfalls wird sie in den Blick genommen, um den Geltungsbereich der Definition auszuweiten, was etwa dann der Fall ist, wenn ein neuer Gegenstandsbereich im Sinne der Netzwerkanalyse erschlossen werden soll. Das Ergebnis solcher Verfahren sind Beiträge zu einer allgemeinen Theorie von Netzwerken.

Soll es hingegen gerade darum gehen, den konnotativen Reichtum und die Vielschichtigkeit der komplexen Bezüge des fraglichen Phänomens zum Ausgangspunkt archäologischer und interpretativer Verfahren zu machen, um die Gründe oder Motive seiner Konjunktur zu erforschen, dann besteht das Ziel darin, etwas Verbindendes zu finden, das den verschiedenen Verwendungsweisen des ubiquitären Ausdrucks zugrunde liegt. Die Herausforderung solcher Untersuchungen liegt darin, dieses Zugrundeliegende und damit den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung zu bestimmen. Je nachdem, wie diese Bestimmung ausfällt, sind die Ergebnisse solcher Studien kulturwissenschaftliche, ideengeschichtliche oder ideologiekritische Beiträge zur Bedeutung und Geschichte von Netzwerken.

Beide Ansätze verbinden sich mit bestimmten Problemen bzw. Risiken: dass mit der Wahl einer privilegierten Kategorie (z.B. *Modell* oder *Paradigma*) bestimmte Aspekte des Phänomens ausgeschlossen oder ausgeblendet werden, oder dass mit dem Zulassen einer Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Kategorien und fließender Übergänge (z.B. von Begriff *und* Metapher) der systematische Gehalt solcher Bestimmungen konfus, paradox oder opak bleibt. Beide Ansätze lassen grundsätzlich Mischformen zu. Dabei wird die Metaphorizität des Konzepts immer wieder bemerkt. Die Metapher scheint so etwas wie einen Kern, eine gemeinsame Schnittmenge der verschiedenen Beobachtungen und Beschreibungen des Phänomens zu bilden. Die Frage, wie damit umzugehen sei, wird allerdings selten und wenn, dann sehr unterschiedlich beantwortet.

Wenn es um eine Kritik der utopischen oder ideologischen Vorstellung von Netzen geht, wird im Namen einer realistischen Begriffsbildung oft die ›bloße‹ oder ›verhüllende‹ Metaphorizität moniert. Die Metapher erscheint dann als ein defizitärer oder illusionärer Modus der Weltbeschreibung, der durch seine Bildlichkeit und Suggestion die wahren Verhältnisse des Wirklichen nur verschleiert. Auch in wissenschaftstheoretischen und methodologischen Reflexionen über das ›Netzwerk‹ als transdisziplinäres Konzept wird mit einem defizitären Metaphernbegriff operiert, wenn es etwa heißt: »Je ungenauer die Knoten und Verbindungen [der als ›Netzwerk‹ bezeichneten Sache] identifiziert werden können, desto mehr wird der Netzwerkbegriff zur Metapher mit all ihrem Wert und ihren Eigenheiten.«¹ Eine solche Bestimmung legt die Metapher – trotz ihres konzederierten Eigenwertes – auf eine Form ungenauer Rede fest, durch die sie lediglich als unscharfer, wenn nicht irreführender Terminus erscheint.

Geht es hingegen um die Frage nach den Motiven für die erstaunliche Karriere der Netzwerkmetaphern und -konzepte und um die Gründe ihrer Faszination, so schlägt der defizitäre Metaphernbegriff tendenziell in einen entgrenzten um. Die Metapher erscheint dann als ein Symptom latenter Gehalte, die sich in verschiedensten Instanzen verkörpern: in archaischen oder utopischen Phantasmen eines kollektiven Imaginären; in der Suche nach alternativen Lebens- und Denkformen; als Ausdruck einer fundamentalen Krise gesellschaftlicher und metaphysischer Ordnungen; in kollektiven Wünschen und Ängsten, die sich mit den Folgen des technischen Fortschritts verbinden; in sozialen Verhaltensweisen, die sich aus biologischen und ökonomischen Zwängen ergeben; schließlich im Gesetz der Weltgeschichte, das sich – in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Evolution und der kosmischen Seinsordnung – als ein universales Vernetzungsgeschehen ins Werk setzt.

Auf diese Weise führen die Versuche, die Eskalation der schillernden Denkfigur zu bändigen, entweder zur Degradierung oder Überforderung des Metaphorischen. Vereinfacht ließe sich sagen: Je mehr eine Position an der Kritik oder der

¹ Thorsten Halling und Heiner Fangerau: »Netzwerke«, in: Fangerau/Halling (Hg.): *Netzwerke*, S. 271. Anm. v. mir.

Definition von Netzwerkkonzepten interessiert ist, desto eher tendiert sie zu einer defizitären Bestimmung der Metapher. Umso mehr sie stattdessen an einer Erklärung oder Interpretation der Motive und Gründe ihrer Karriere interessiert ist, desto eher tendiert sie zu einem entgrenzten Begriff der Metapher, die ihren Unterschied zum Symbolischen in dem Maße preisgibt, als das Metaphorische zum Ausdruck latenter Denkmuster oder als Symptom kollektiver Bewusstseinslagen erklärt wird. – Wie wäre dem Problem also zu begegnen? Lässt sich das Dilemma von Reduktion oder Entgrenzung des Metaphorischen überhaupt vermeiden oder allenfalls ein Kompromiss anstreben? In jedem Fall bekundet sich darin ein metaphorologisches Desiderat.

2. Metapherntheoretische Ansätze und Probleme

Wenn Hartmut Böhme in seinen Überlegungen zur *Theorie und Geschichte einer Konstruktion* die These formuliert, dass ›Netz‹ und ›Netzwerk‹ zu »kulturellen Leitmetaphern der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften«² geworden sind, dann ist dabei völlig offen geblieben, in welchem Sinne hier überhaupt von Metaphern die Rede ist. Wie man die zunächst einleuchtende These metapherntheoretisch begründen könnte, dafür bieten andere Studien zum Thema nur einzelne Ansätze und Anregungen – die sich indessen mit einer Reihe verschiedener und nicht unerheblicher Schwierigkeiten verbinden.

So finden sich unter Beiträgen deutschsprachiger Provenienz einige Vorschläge, das Netz mit Blumenberg als eine ›absolute Metapher‹ zu verstehen. Laura Otis hingegen beruft sich in ihrer Studie zur Geschichte der modernen Netzwerkmetaphorik auf die *conceptual metaphor theory*, wie sie von dem Linguisten George Lakoff und dem Philosophen Mark Johnson in *Metaphors We Live By* entwickelt wurde.³ Beide theoretischen Anbindungen sind bisher jedoch recht lose geblieben. Mit ihren uneingelösten Hypothesen verbinden sich zudem höchst unterschiedliche Voraussetzungen und Konsequenzen. Wenn Otis etwa die Entstehung des modernen Netzwerkkonzepts in einer metaphorischen ›Feedbackschleife‹ – also einer zirkulären metaphorischen Übertragung zwischen zwei verschiedenen Domänen: der Elektrotechnik und der Neurophysiologie – erkennt, die sich im Laufe des 19. Jh. etabliert hat, dann ist diese Beobachtung mit den Prämissen der *conceptual metaphor theory* zunächst nicht vereinbar. Denn dieser Theorie zufolge ist die Übertragungsrichtung von Metaphern grundsätzlich unidirektional gerichtet ist und verläuft vom Konkreten zum Abstrakten bzw. vom Bekannten zum Unbekannten.⁴ Wie sich aber in einer genaueren Untersu-

² Böhme: »Netzwerke«, S. 26.

³ Vgl. Otis: *Networking*, S. 3. George Lakoff und Mark Johnson: *Metaphors We Live By*, Chicago 1996.

⁴ Vgl. Zoltán Kövecses und Szilvia Csábi: *Metaphor*, Oxford 2002, S. 6. Zur Diskussion der Unidirektionalitätsthese vgl. Olaf Jäkel: *Wie Metaphern Wissen schaffen*, Hamburg 2003, S. 63–84.

chung sehen lässt (Kap. XII.2), werden durch die Feedbackschleife zwei Unbekannte miteinander bidirektional verkoppelt: die Signalübertragung in elektromagnetischen und biologischen Netzwerken.

Eine weitere Problematik der *conceptual metaphor theory* wird gerade im Zuge der kulturwissenschaftlichen Konjunktur der Metaphernforschung diskutiert. Hier ist die Notwendigkeit einer Korrektur bzw. Ergänzung der wesentlich kognitiv ausgerichteten Metapherntheorie um die Dimension des Historischen erkannt worden.⁵ Damit zusammen hängt nicht nur die Frage nach einer diachronischen Perspektive der Metaphernforschung, sondern auch nach den Kontexten, Motiven und Überzeugungen, die sich mit unterschiedlichen kulturellen Präferenzen für bestimmte Metaphoriken verbinden können. Hierfür erscheint Blumenbergs Metaphorologie wiederum als ein vielversprechender Ansatz, da sich mit ihr ein dezidiert historisches und kulturtheoretisches Interesse verbindet. In dieser Hinsicht erfährt sie gerade eine zunehmende Rezeption in der interdisziplinär und kulturwissenschaftlich orientierten Metaphernforschung.⁶

Allerdings hat Blumenberg zwar umfangreiche metaphorologische Studien, nie aber eine Theorie der Metapher vorgelegt. Sein metaphorologischer Anspruch entfaltet sich vielmehr indirekt als Anti-These zur klassischen Rhetorik auf der Grundlage kulturalanthropologischer und geschichtsphilosophischer Überlegungen, die in der Forschung seither kontrovers diskutiert werden. Dabei sind vor allem seine phänomenologische Hermeneutik, seine Anthropologie des Mängelwesens und sein Ansatz zu einer Theorie der Unbegrifflichkeit ins Zentrum der Auseinandersetzungen gerückt.⁷ Blumenbergs metaphern- und kulturtheoretische

⁵ Vgl. Ansgar Nünning et al.: »Metaphors as a Way of Worldmaking, or: Where Metaphors and Culture Meet«, in: Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. xi–xxviii. Siehe auch Philip Eubanks: »The Story of Conceptual Metaphor: What Motivates Metaphoric Mappings?«, in: *Poetics Today* 20 (1999) 3, S. 419–442. Greta Olson: »Metaphors and Cultural Transference: Mediating Cognitivist and Culturalist Approaches«, in: Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 419–442. Vera Stadelmann: *Language, Cognition, Interaction*, Dissertation, Gießen 2012. Einen Versuch zur Erklärung kultureller Varianz kognitiver Metaphern unternimmt Zoltán Kövecses: *Metaphor in Culture*, Cambridge 2007. Vgl. Zoltán Kövecses: »Metaphor and Culture«, in: Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 3–16.

⁶ Vgl. David Ingram: »The Copernican Revolution Revisited«, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 4, S. 11–35. Jürg Haefliger: *Imaginationssysteme*, Frankfurt/M. 1996. Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999. Philipp Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, Tübingen 2000. Susanne Lüdemann: *Metaphern der Gesellschaft*, München 2004, S. 74. Felix Heidenreich: *Mensch und Moderne bei Hans Blumenberg*, Paderborn 2005. Ralf Konersmann: *Kulturelle Tatsachen*, Frankfurt/M. 2006, S. 253–261. Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009. Ansgar Nünning et al.: »Metaphors as a Way of Worldmaking« in: Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. xi–xxviii.

⁷ Vgl. Wayne Hudson: »After Blumenberg«, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 4, S. 109–116. Barbara Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, in: Wetz und Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 68–98. Rüdiger Zill: »Substrukturen des Denkens«, in: Hans Erich Bödeker und Mark Bevir (Hg.): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Metapherngeschichte*,

Implikationen verlangen im Hinblick auf die These des Netzes als einer absoluten Metapher daher eine besondere Betrachtung (Kap. IV).

Schließlich wird ein dritter prominenter Ansatz zu erörtern sein, der als eine Erklärung zur Konjunktur der Netzmetaphorik gelegentlich herangezogen wird: Dies ist die Jacques Derrida oft zugeschriebene Theorie der toten Metapher. Nach dieser Lesart habe sich das Wort *Netz* im Laufe der letzten Jahrzehnte so stark abgenutzt, dass sich nun beliebige Bedeutungen darin einschreiben können, was die monierte Inflation der Netzmetaphorik zunächst gut zu erklären scheint.⁸ Diese Lesart beruht indessen auf einem doppelten Missverständnis. Denn das Abnutzungsmodell der Metapher wird nicht nur dem Phänomen, sondern auch der Theorie Derridas nicht gerecht. Wie sich in genauer Lektüre zeigt, wird ihm damit nur zugeschrieben, was er selbst verwarf (Kap. VI).

Darin setzt sich ein produktives Missverständnis Paul Ricœurs fort, der dem Modell der toten Metapher seine Theorie der lebendigen entgegensetzte (Kap. VII). Die Produktivität dieses Missverständnisses ist wiederum eine doppelte: Zum einen lässt sich in der Theoriegeschichte des Metaphernbegriffs eine Verschiebung oder Umbesetzung beobachten. Ist dieser bei Aristoteles noch durch das Modell der Übertragung (*epiphora*) bestimmt (Kap. V), entfalten Derrida und Ricœur vielmehr ein Modell der Vernetzung (*réseau*). Dies wirft nicht nur die Frage nach der Metaphorizität des Metaphernbegriffs, sondern letztlich auch nach seiner Historizität auf. Diese Frage wird also genauer anzugehen sein. Zum anderen fragt sich, ob die historische Dynamik der Netzmetaphorik mit der Opposition von toter und lebendiger Metaphorik hinreichend erfasst wird. Um die Struktur und Dynamik dieses Prozesses angemessen zu beschreiben, bietet Ricœurs Theorie der metaphorischen Vernetzung aber wichtige Anknüpfungspunkte, nicht zuletzt darum, weil sie in der Metapher das Prinzip einer Neubeschreibung der Wirklichkeit erkennt, worin die Metaphorologie Ricœurs mit derjenigen Blumenbergs grundsätzlich übereinkommt (Kap. VIII).

Schließlich verbindet sich mit dem Problem der metaphorischen Definition der Metapher, wie es von Derrida aufgeworfen und von Ricœur zu lösen versucht wird, nicht nur die philosophisch, sondern auch methodisch bedeutsame Frage, inwiefern eine systematische Metaphorologie überhaupt möglich sei. Wenn Derrida diese Möglichkeit verneint und Ricœur diese Verneinung zurückweist, dann hat diese Auseinandersetzung, über das produktive Missverständnis hinaus, eine grundsätzliche Bedeutung für eine Theorie kultureller Leitmetaphern, und damit auch für eine Metaphorologie der Vernetzung, die damit vor einer doppelten

Göttingen 2004, S. 231. Oliver Müller: *Sorge um die Vernunft*, Paderborn 2005. Vida Pavesich: »Hans Blumenberg's Philosophical Anthropology?«, in: *Journal of the History of Philosophy* 46 (2008) 3, S. 421–448. Rebekka A. Klein (Hg.): *Auf Distanz zur Natur*, Würzburg 2009. Petra Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010. Matthias Kroß und Rüdiger Zill (Hg.): *Metapherngeschichte*, Berlin 2011.

⁸ Vgl. Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 24f. u. 32. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 39f.

Herausforderung steht: Zum einen auf der Ebene der Theorie der Metapher und zum anderen auf der Ebene der Metaphorik des Netzes. Ihre wechselseitige Verschränkung wird daher das methodische Hauptproblem dieser Arbeit bilden.

3. Gegenstand und Motiv der Netzmetaphorik

Mit dem methodischen verbindet sich ein inhaltliches Problem. Welchen Gegenstand repräsentiert die umstrittene Denkfigur des Netzes eigentlich? Ist es überhaupt ein Gegenstand oder ein »epistemisches Ding«?⁹ Wird tatsächlich etwas repräsentiert? Oder bekundet sich in der epochalen »Megatrop«¹⁰ nur das »Echo eines Echos«¹¹; ein schimärischer Diskurseffekt, dessen Wiederhall im Hohlraum der Sprache solange reflektiert und verstärkt wird, bis die Resonanz seiner sirenenhaften Polyphonie den gesamten Klangkörper erfasst? Kurz: Was ist die Referenz der Metaphorik?

Während die Beobachtungen zur Eskalation des Netzdiskurses auf eine überwältigende Vielzahl von Bezügen nicht nur zu spezifisch modernen gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen, sondern auch zu fundamentalen Kultur- und Naturprozessen hinweisen, so bekundet sich in der semantischen Eskalation letztlich eine totalisierende Tendenz. Das heißt, neben einer schieren Heterogenität von Phänomenen artikuliert das Netz als Universalmetapher einen umfassenden Daseinsbezug, der auf das Ganze der Realität rekurriert. In diesem Sinne fungiert es als ein Modell der Welt- und Selbstbeschreibung.

Ausgehend davon stellt sich die Frage nach den ontologischen und historischen Implikationen des Modells. Während dezidierte Netzwerktheorien aufweisen, wie die Welt und das Leben wesentlich von Netzstrukturen bestimmt sind, richtet sich die Frage nach der kulturellen Leitfunktion der Metaphorik auf die Strategien und Funktionen ihres Gebrauchs, ihre spezifische Faszination und Attraktivität. Damit rückt der historische Index der Metapher in das Zentrum der Aufmerksamkeit – also auch die Frage nach den geschichtlichen Bedingungen ihrer Konjunktur: Warum erlangt sie gerade zum Ende des 20. Jh. einen geradezu universalen Geltungsanspruch?

Diese Frage verweist auf den gesellschaftlichen Kontext dieser Entwicklung. Doch selbst, wenn man der These zustimmt, dass die rasante Verbreitung des Internet die Konjunktur bzw. Inflation der Netzmetaphorik wesentlich motiviert bzw. katalysiert hat,¹² so beruht die Benennung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie als Netzwerke doch selber schon auf der fraglichen

⁹ Böhme: »Netzwerke«, S. 26 bezieht sich dabei auf Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, Göttingen 2001. Vgl. Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 14.

¹⁰ Assmann: *Erinnerungsräume*, S. 22. Vgl. oben, Kap. I, Anm. 95.

¹¹ Wigley: »Network Fever«, S. 84.

¹² Vgl. Koubek: *Vernetzung*, S. 53. Fröhlich/Münkner: »Einleitung«, S. 3. Fischbach: *Mythos Netz*, S. 14.

Metaphorik. Auch die These, dass sich ihre Ubiquität einer Vermischung, Überkreuzung oder Verallgemeinerung bis dahin getrennter Netzwerkkonzepte verdankt,¹³ verschiebt die Frage nach ihrer Genese nur, und zwar weiter in die Geschichte zurück. Wiederholen sich in ihrer Karriere zur Jahrhundertwende also nur Ideen, Erfahrungen und Phantasien des 19. Jahrhunderts?¹⁴ Indiziert sie spezifische Problemlagen des ausgehenden 20. Jahrhunderts?¹⁵ Oder bekundet sich in ihr eine schon uralte, bis in die Antike, wenn nicht noch weiter zurückreichende, gar evolutionär oder naturgesetzlich bedingte Kulturtechnik?¹⁶ – In historischer Perspektive stellt sich damit auch die metapherngeschichtliche Frage, wie und wann sich die ursprüngliche Bezeichnung für eine textile Beutetechnik zu einem allgemeinen Ausdruck für komplexe Organisationsformen gewandelt hat und wie sich beide Bedeutungen heute zueinander verhalten. Bildet das stoffliche Netz, das Fanggarn der Spinne und des Fischers, tatsächlich den »semantischen Kern«¹⁷ der modernen Netzwerkmetaphorik? Oder hat sich die moderne Bedeutung von ihrem etymologischen Ursprung schon gänzlich emanzipiert?

4. Datierung und Wechselwirkungen der Leitmetaphorik

Mit der Frage nach der Bedeutung und ihrem Wandel verbindet sich zugleich das Problem der Datierung des Zeitraums, in dem die Metaphorik ihre kulturelle Leitfunktion durch einen universalen Geltungsanspruch entfaltet. Wie sich in den Beobachtungen zur ihrer Karriere bereits sehen ließ, ist ihre Verbreitung und Wahrnehmung offenbar kontext- und diskursabhängig, da sie in versetzten Konjunkturphasen oder -zyklen und abhängig von den jeweiligen Disziplinen und gesellschaftlichen Debatten erfolgt, in denen sie etabliert und diskutiert wird.

Während manche Interpreten behaupten, dass die Metapher des Netzes immer schon eine zentrale Rolle in den Ordnungen des Wissens gespielt habe, schreiben andere ihr eine spezifisch gegenwartsbezogene Leitfunktion zu, wobei sich ihre kontroverse Thematisierung *als* eine solche Metapher erst innerhalb der letzten Jahrzehnte etwa seit den 1980er Jahren beobachten lässt. Eine differenzierte Untersuchung des Status⁹ der umstrittenen Denkfigur müsste also auch auf die Be-

¹³ Vgl. Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 28. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*.

¹⁴ Vgl. Wigley: »Network Fever«, S. 84. Otis: *Networking*, S. 220. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten* und Polianski: »Netzwerk als Natursystem«, S. 15. Vgl. oben, Kap. I, Anm. 97.

¹⁵ Vgl. Keupp: »Soziale Netzwerke«, S. 13. Fröhlich: »Netz-Euphorien«, S. 303. Wolf: »Netzwerk als Signatur der Epoche?«, S. 101. Mutius: *Die Verwandlung der Welt*, S. 24–25. Faßler: *Netzwerke*, S. 90. Kaufmann: »Netzwerk«, S. 182. Koschorke et al.: *Der fiktive Staat*, S. 385–386. Rassiller: »Metaphorologie des Netzes«, S. 317. Lemke: »Gesellschaftskörper und Organismuskonzepte«, S. 218.

¹⁶ Vgl. Gleich: *Web of Life*, S. 222–223. Barabási: *Linked*, S. 178. Andritzky/Hauer: »Alles, was Netz ist«, S. 11. McNeill/McNeill: *Human Web*, S. 5. Böhme: »Netzwerke«, S. 32–33. Fröhlich/Münkner: »Einleitung«, S. 4. Emden: »Netz«, S. 248.

¹⁷ Böhme: »Netzwerke«, S. 17: »der semantische Kern von ›Netz‹ ist dinglich: das Spinnennetz und das Fischernetz.« Vgl. Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 42–43.

dingungen ihrer Ausweitung und ihre Wechselwirkung mit den entsprechenden Kontexten achten, in denen sie ihre Bedeutsamkeit gewinnt. Vollzieht sich die Universalisierung des Geltungsanspruchs analog zum Vorgang einer begrifflichen Abstraktion? Dann müsste sich im Zuge ihrer Generalisierung so etwas wie ein allgemeiner Bedeutungskern herauschälen, der auf alle Gegenstandsbereiche gleichermaßen übertragbar und zutreffend wäre. Oder bewirkt der Prozess der metaphorischen Übertragung eher eine sukzessive Anreicherung eines komplexen Konnotationsfeldes, das eben nicht gleichermaßen auf alle Gegenstandsbereich anwendbar ist, so dass sich gegebenenfalls Spannungen zwischen den involvierten Referenzen ergeben? Für die Ebene der Synchronizität der Bedeutung wäre dann die Ebene der Diachronie ihrer Genese entscheidend. Während bei der Verallgemeinerung eines Begriffs der Prozess im Resultat erlischt, wäre es beim Vorgang der Universalisierung einer Metapher, wenn nicht genau umgekehrt, so doch gegenteilig: Der Prozess kommt in der unentwegten Bewegung seiner Referenten nicht zur Ruhe.

Nicht zuletzt fragt sich dann auch: Wenn es so etwas wie kulturelle Leitmetaphern gibt, wie verhalten sie sich in ihrer historischen Abfolge zueinander? Die These, dass das Netz andere Leitmetaphern verdrängt oder ersetzt hat, wurde in verschiedenen Zusammenhängen bereits formuliert.¹⁸ Wie aber gestaltet sich dieser Prozess des Übergangs? Wer oder was bestimmt diese Abfolge? Erfolgt sie im Modus einer bloßen Substitution oder lassen sich hier auch Dynamiken der Interaktion beobachten und erklären? Zusammengenommen laufen all diese Fragen auf eine hinaus:

5. Was zeichnet kulturelle Leitmetaphern aus?

Um den merkwürdigen Status der schillernden Denkfigur des Netzes zu bezeichnen, scheint der Begriff der kulturellen Leitmetapher zunächst gut geeignet, denn er adressiert zwei grundlegende Aspekte der Metaphorik: zum einen ihre *epistemische* und zum anderen ihre *kulturelle* Leitfunktion für die Wissensorganisation und Handlungskoordination einer bestimmten historischen Formation oder Epoche. Doch wurde bisher weder eine originäre Definition und Theorie dessen entwickelt, was kulturelle Leitmetaphern gegenüber anderen Metaphern auszeichne, noch eine Erklärung dafür gegeben, worin überhaupt ihr metaphorischer Charakter bestehe. Ausgehend von den bisherigen Befunden und Problemstellungen soll die folgende Untersuchung eine Antwort auf die grundlegende Frage erbringen: *Was macht eine Metapher zu einer kulturellen Leitmetapher?*

Vier wesentliche Kriterien haben sich bereits finden lassen, die für diese Fragestellung von besonderer Relevanz sind: Diese sind, neben der *Funktion* der

¹⁸ Vgl. Mutius: *Die Verwandlung der Welt*, S. 24–25. Assmann: *Erinnerungsräume*, S. 22. Koschorke et al.: *Der fiktive Staat*, S. 385–386. Kaufmann: »Einleitung«, S. 7. Capra/Kalberer: »Die Katastrophen«.

Metapher, ihre *Referenz*, ihre *Struktur* und ihre *Dynamik*. Während die Funktion ihre präskriptive Dimension und damit auch ihren ideologischen Charakter betrifft, läuft die Frage nach ihrer Referenz auf ihren deskriptiven Wert hinaus: Was beschreibt sie und wie beschreibt sie es? In ihrem universalen Geltungsanspruch bekundet sie letztlich eine Totalität des Daseinsbezugs, indem sie als Metapher für die Gesellschaft, die Epoche, die Zivilisation, die Welt usw. gilt.

Mit der Referenz auf das Ganze der Realität verbindet sich ein besonderer epistemischer Status. Darum wird eine Untersuchung ihrer semantischen und syntaktischen Struktur erforderlich sein: Durch welche sprachlichen Operationen stellt sie diesen Bezug her? Was macht dabei das genuin Metaphorische aus? Und wie verhält sich ihre Bedeutung zu den Kontexten und Diskursen, in denen sie mobilisiert wird? Ihr diskursiver Charakter verweist zugleich auf ihre konstitutive Geschichtlichkeit. Mit ihr verbindet sich schließlich auch die Frage nach ihrer spezifischen Dynamik. Wie gestaltet sich der Prozess ihres Bedeutungswandels? Wovon hängt ihre Karriere ab? Und wie verhalten sich verschiedene, möglicherweise konkurrierende Leitmetaphern zueinander? Anhand der Kriterien *Funktion*, *Referenz*, *Struktur* und *Dynamik* lässt sich die Frage nach der Beschaffenheit kultureller Leitmetaphern methodisch eingrenzen. Mit dieser Eingrenzung können nun auch Ziel und Vorgehen der weiteren Untersuchung genauer bestimmt werden.

III. Umriss: Zur Anlage der Untersuchung

Das Ziel dieser Studie ist ein Doppeltes: die These, dass sich das Netz zu einer Leitmetapher der Moderne entwickelt hat, theoretisch zu begründen und diese Entwicklung historisch zu rekonstruieren. Das metaphortheoretische Ansinnen der Arbeit ist es damit nicht, die ohnehin schon unüberschaubare Forschungsliteratur noch um eine weitere Theorie *der* Metapher zu ergänzen. Ihre metaphorengeschichtliche Ambition wiederum wird sich weder auf eine isolierte Betrachtung noch auf eine umfassende Studie von Netzmetaphern in ihren diversesten Kontexten und Aspekten belaufen. Das Interesse der Untersuchung gilt allein einem bestimmten Metapherotyp, der am Paradigma des Netzes auf den Begriff der kulturellen Leitmetapher gebracht werden soll. Ein allgemeines, kulturphilosophisch begründetes Modell dieses Metapherotyps zu entwickeln, ist das theoretische Ziel der Arbeit, während ihr historischer Anspruch in einem kulturwissenschaftlichen Beitrag zu einer interdisziplinären Metaphern- und Begriffsgeschichte der Netze und Netzwerke liegt.

Mit dem doppelten Ziel einer Verbindung von metaphorologischer Theorie und Praxis verbindet sich auch eine doppelte Herausforderung. Sie besteht zum einen in dem methodischen Problem, eine Theorie für einen Gegenstand zu entwickeln, der erst durch sie bestimmt werden kann, und zum anderen in dem theoretischen Problem, das sich mit der Metapher als solcher verbindet: dass ihr Begriff selbst auf metaphorischen Bestimmungen beruht, die einem historischen Wandel unterliegen. Gerade in ihrer Verknüpfung besteht gleichsam der metaphorologische Knoten, den zu lösen die Aufgabe der folgenden Untersuchung ist.

1. Methodische Vorüberlegung

In der formulierten Problem- und Zielstellung bekundet sich bereits eine grundlegende Frage, die noch vor Aufnahme der eigentlichen Arbeit zu bedenken ist. Es ist die Frage des Anfangs: Wo beginnen, um das Netz zu entwirren? Wenn das, was das Netz zu einer kulturellen Leitmetapher macht, anhand der Kriterien *Funktion*, *Referenz*, *Struktur* und *Dynamik* aufzuweisen sein soll, dann empfehlen sich grundsätzlich zunächst zwei Herangehensweisen: ein theoretischer und ein historischer Zugang. Eine historische Untersuchung, die anhand einzelner Fallstudien die besondere Funktion der Netzwerkmetaphorik innerhalb bestimmter Kontexte studiert, um daraus allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen, müsste bereits von einem bestimmten Metaphernbegriff ausgehen, um ihr Korpus von einer ideen-, begriffs- oder wortgeschichtlichen Untersuchung abzugrenzen. Der Verzicht auf eine solche Abgrenzung würde seinerseits weitreichende theoretische und methodische Fragen aufwerfen, die letztlich zu dem Dilemma zwischen der Reduktion und der Entgrenzung des Metaphorischen zurückführen, das sich aus den Beobachtungen zur Karriere der Netzmetapher ergeben hat. Eine allein dem

Material und seinem Eigensinn verpflichtete Studie würde wiederum riskieren, eine Phänomenologie der schieren Vielfalt zu betreiben, die hinter dem Anspruch der Theorie zurückbliebe, sofern sie sich nur zu Zwecken ihrer eigenen Legitimation auf sie beruft.

Eine dezidiert theoretische Untersuchung wiederum sieht sich zwei grundsätzlichen Problemen gegenüber. Erstens, dass sie zu abstrakt von einem Gegenstand handelt, der doch letztlich nur in seinen semantischen und performativen Konkretionen zu erforschen ist, insbesondere dann, wenn es sich um eine Metaphorik von besonderer kultureller Relevanz handelt. Eine reine Theorie der Metapher wird stets Gefahr laufen, zu allgemein über ein spezifisches Phänomen zu sprechen oder im fallweisen Zitieren von Beispielen das herangezogene Material nur ihren eigenen Ansprüchen gemäß zuzurichten. So besteht die Gefahr, dass sie die kontingenten Details und spezifischen Züge des historischen Stoffs einer metaphorologischen Groß Erzählung sich einverleibt, umordnet oder ausblendet und so gleichsam die Falten aus der Geschichte bügelt, die sich den Forderungen der Theorie nicht fügen.

Zweitens wird die Theorie als ein abstrakter Diskurs über die Metapher irgendwann auch auf jene Paradoxie stoßen, die spätestens seit Derrida zu einem umstrittenen Gemeinplatz der neueren Metaphernforschung geworden ist: Wenn über die Metapher stets nur metaphorisch gesprochen werden kann, dann droht eine Theorie der Metapher ein aporetisches Unterfangen zu bleiben. Nicht zuletzt stellt sich auch das pragmatische Problem, welche der unzähligen und bisweilen gegensätzlichen Metapherntheorien, die bereits vorgeschlagen wurden, für das Ansinnen einer solchen Untersuchung überhaupt in Frage kämen.

Die Lösung dieser Probleme kann letztlich nur darin bestehen, die Alternative von bloßer Abstraktion und reinem Material als falsche aufzulösen und dabei einen Weg zu finden, das Verhältnis von Theorie und Stoff in einem Prozess reflexiver Interpretation miteinander zu vermitteln. Mit dem doppelten Ziel einer Verbindung von metaphorologischer Theorie und Praxis soll dabei zweierlei vermieden werden: dass die unreflektierte Theorie sich dem Material schlechterdings überstülpt oder ihm gemäß einfach zurechtgestutzt wird. Im ersten Fall würde das Material zum mehr oder weniger gefügigen Exempel des Begriffs und im zweiten die Theorie zum bloßen Werkzeug eines Motivs, das ihr selbst äußerlich bleibt. Theorie und Praxis müssen in ein wechselseitiges Verhältnis zueinander treten. Die Arbeit des Begriffs wird sich am Material zu bewähren haben, das als Gegenstand indes nicht vorliegt wie etwa ein literarisches Werk, sondern mittels der Theorie erst erschlossen werden muss, während der Stoff die Theorie herausfordert, die er zu seiner Darstellung überhaupt erst bedarf.

Mit der methodischen Anforderung einer wechselseitigen Bestimmung verbleibt indessen immer noch das Problem des Anfangs. Allein, er ist schon gemacht. Die bisherigen Beobachtungen und Problemstellungen können bereits als Ausgangspunkte der Untersuchung dienen, um das Verhältnis von metaphorologischer Theorie und Praxis miteinander zu vermitteln. Für die Entwicklung einer angemessenen Methode zur Erforschung und Begründung ihres Gegenstandes

wird sich das theoretische Interesse in der Diskussion bereits vorgeschlagener und noch zu erschließender Ansätze auf die Formulierung eines Begriffs kultureller Leitmetaphern richten. Dieser wird dann die Erkundung des historischen Materials anleiten, an dessen Interpretation sich der Begriff reflektieren muss.

2. Aufbau und Textauswahl

Nachdem die Beobachtungen und Reflexionen des eigentümlichen Status' der Metaphorik (Kap. I) einen ersten Umriss sowohl des Gegenstands als auch der Methode haben erkennen lassen (Kap. II), die seine Untersuchung verlangt, wird die Durchführung der Arbeit in zwei großen Schritten erfolgen: einem metaphortheoretischen und einem metapherngeschichtlichen Teil. Das Ziel des ersten Teils der Untersuchung wird es sein, im Hinblick auf eine historisch reflektierten Metaphorologie als Theorie und Methode ein viables Modell kultureller Leitmetaphern zu entwickeln. Die Entwicklung dieses Modells soll anhand vier paradigmatischer Theorien der Metapher erfolgen, die nicht nur einschlägig für die moderne Metaphernforschung sind, sondern die in ihrer Konstellation auch einen genuin philosophischen Zugang zu dem fraglichen Gegenstand eröffnen.

Den Ausgangspunkt dieser Konstellation bildet Blumenbergs kulturphilosophisches Projekt der Metaphorologie (Kap. IV). Weil dieses aber ein leeres bzw. unbestimmtes Zentrum aufweist, und zwar den Begriff der Metapher selbst, soll dieser zunächst von seinem aristotelischen Erbe her erschlossen werden, weil sich damit eine wesentlich naturphilosophische Hypothek verbindet (Kap. V). In seiner Kritik der aristotelischen Grundlegung hat Derrida mit dem Argument der uneinholbaren Metaphorizität des Metaphernbegriffs ein theoretisches Dilemma formuliert, das gegen die Möglichkeit einer systematischen Metaphorologie überhaupt und damit auch gegen Blumenbergs Projekt zu sprechen scheint (Kap. VI). Indem Derridas Kritik aber die naturphilosophischen Implikationen des aristotelischen Erbes unberührt lässt, verhilft er Ricœur, der sich dessen explizit annimmt, zu jenem Missverständnis, das sich als äußerst produktiv für das Modell der metaphorischen Spannung erweist (Kap. VII).

Mit der Aufklärung des Missverständnisses und einer kritischen Wendung von Ricœurs Modell eröffnet sich schließlich ein Weg, in der Auflösung des von Derridas formulierten Dilemmas und der Einlösung des von Blumenberg hinterlassenen Desiderats zu einem Modell kultureller Leitmetaphern zu gelangen (Kap. VIII). In der Lösung der Problematik expliziert die Theorie dabei ihre eigene Verstrickung mit dem Gegenstand, den zu erklären sie doch helfen soll. Denn wie noch zu zeigen sein wird, verschiebt sich im Laufe ihrer Theoriegeschichte die Definition der Metapher vom Paradigma der Übertragung zu dem der Vernetzung. Die Metapher des Netzes wird auch die Grundlage des hier vorgeschlagenen Modells der Metapher bilden. Ausgehend von dieser zunächst überraschenden Paradoxie – dass sich das Verhältnis von *explicans* und *explicandum* umkehrt, insofern nun nicht mehr der Begriff der Metapher die Metapher des Netzes,

sondern die Metapher des Netzes den Begriff der Metapher erklärt – wird sich der zweite Teil der Arbeit den Konsequenzen zuwenden, die sich aus den theoretischen Implikationen für eine Praxis der Metaphorologie ergeben. Diese betreffen zum einen die Historizität des Begriffs der Metapher selbst und zum anderen die Geschichtlichkeit der kulturellen Leitmetapher des Netzes.

Im zweiten Teil der Untersuchung zu einer Metaphorologie der Vernetzung wird es darum gehen, das vorgeschlagene Modell kultureller Leitmetaphern methodisch ein- und seine paradoxe Selbstimplikation aufzulösen. Ein- und Auflösung stellen dabei zwei Seiten derselben Sache dar. Diese ist der historisch-lebensweltliche Bezug sowohl des Begriffs der Metapher als auch der Metapher des Netzes. Zunächst wird dieser Bezug am Begriff der Metapher als Index historischen Wandels nachzuweisen sein (Kap. IX–X). Denn wie sich zeigen wird, ist der Begriff der Metapher nicht nur historisch kontingent, sondern wesentlich bestimmt von den technischen Bedingungen seines lebensweltlichen Bezugs: Der Tropus wird stets von bestimmenden Kulturtechniken her gedacht.

Daraufhin wird am Leitfaden dieses technotropischen Weltbezugs die Geschichte der Metapher des Netzes zu rekonstruieren sein (Kap. XI–XII). Die metapherngeschichtliche Untersuchung wird dabei eine diachrone Konstellation paradigmatischer Querschnitte vornehmen, um die Geschichte der Metapher in ihren Grundzügen nachzuvollziehen. Worauf es dabei ankommt ist nicht eine vollständige Metaphorologie der Vernetzung, sondern die Rekonstruktion der strukturellen und historischen Voraussetzungen, die noch heute die kulturelle Leitfunktion der Metaphorik bedingen.

Um dabei den komplexen Interaktionen der Metaphorik mit ihren lebensweltlichen Bezügen nachzuforschen, werden in den Querschnitten Stichproben sehr unterschiedlicher Kontexte entnommen: archäologische und historische Zeugnisse, mythische, religiöse und poetische Texte, philosophische und sozioökonomische Abhandlungen, ingenieurs- und naturwissenschaftliche Diskurse, kultur- und technikkritische wie -utopische Schriften. Das Korpus ist breit gestreut. Damit wird der zunehmenden Ausweitung und Wechselwirkung der Metaphorik mit immer neuen Referenzbereichen im Laufe ihrer Karriere Rechnung getragen.

Schließlich soll sich anhand der historischen Untersuchungen der Begriff kultureller Leitmetaphern am Eigensinn des Materials bewähren oder modifizieren. Die gewonnenen theoretischen und historischen Erkenntnisse der Untersuchung werden am Schluss der Arbeit daher noch einmal reflektiert (Kap. XIII) und kontextualisiert (Kap. XIV), um abschließend einen Ausblick auf die weiteren Perspektiven einer Metaphorologie der Vernetzung und die interdisziplinären Implikationen einer Theorie kultureller Leitmetaphern zu wagen (Kap. XV).

Damit ist die Anlage der Untersuchung umrissen.

3. Exposition der These

Das Ziel der Untersuchung ist eine historisch-systematische Begründung der These, dass sich das Netz im Laufe der Moderne zu einer kulturellen Leitmetapher entwickelt hat. Auf die zentrale Frage, was eine Metapher überhaupt zu einer kulturellen Leitmetapher macht und wie sich die Metaphorik der Netze zu einer solchen entwickelt hat, wird die Studie eine metapherntheoretische und eine metapherngeschichtliche Antwort geben.

Die metapherntheoretische Antwort besteht kurz gesagt darin, dass es sich bei kulturellen Leitmetaphern um komplexe Denkfiguren handelt, die wie eine Gleichung mit zwei Unbekannten funktionieren. Aus dem Versuch ihrer Lösung ergeben sich konstitutive Selbst- und Weltbeschreibungen bestimmter historischer Formationen. Die spezifische Struktur dieser metaphorischen Gleichung beruht auf einem diskursiven Gefüge, das in ambivalenter Wechselwirkung mit dem Prozess der Technisierung der Lebenswelt steht. Strukturiert nach Art einer Analogie vermittelt das metaphorische Gefüge das historisch Neue mit dem kulturell Vertrauten. Dadurch wird sowohl das Bekannte zum Modell für das Unbekannte als auch das Fremde zum Modell für das nun neu verstandene Eigene.

Anhand der Geschichte solcher Metaphern wird daher auch der Wandel eines kulturellen Welt- und Selbstverständnisses beobachtbar. Zur Rekonstruktion der Struktur und Dynamik dieses Prozesses empfiehlt sich das Modell eines komplex stratifizierten metaphorischen Netzes. Die Paradoxie der Definition der Metapher durch die Metapher des Netzes erweist sich dabei als Leitfaden ihres kulturellen Bezugs. Denn auch die Metapher der Metapher impliziert stets ein Weltverhältnis, wodurch ihr Begriff eine technotropische Kehrseite und damit eine historische Signatur erhält. Die metapherngeschichtliche Begründung der These ist also zuerst eine Historisierung der Theorie und dann eine der Netzmetaphorik selbst.

Letztere erweist sich als die Transformation einer archaischen Macht- und Lebensmetaphorik zu einem Paradigma moderner Wissenschaft und Technik, das zunächst eine epistemische und schließlich eine kulturelle Leitfunktion gewinnt. Charakteristisch ist dabei nicht nur ihre Interaktion mit anderen metaphorischen Paradigmen, etwa des Organismus, sondern auch die Persistenz ihrer inhärenten Spannung: der Widerstreit zwischen den ursprünglich textilen und den neuen, spezifischen modernen, systemischen Implikationen der Metaphorik, der nicht nur den Prozess ihrer Terminologisierung vorantreibt, sondern auch die Ambivalenz ihres gesellschaftlichen Geltungsanspruchs bedingt, an dem sich letztlich die prinzipiell unentscheidbare, aber immer wieder zur Entscheidung drängende Frage entzündet: Wäre die totale Vernetzung ein idealer Zustand freier Selbstorganisation oder ein fataler der ausgewogenen Verstrickung?

In der unauflösbaren metaphorischen Spannung dieser Frage reflektiert sich nicht nur eine konfliktreiche Problemkonstellation im Prozess der Moderne in Bezug auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Technisierung und Lebenswelt, Natur und Kultur. Indem sie das Verhältnis dieser Pole immer wieder in Bewegung setzt, schreibt sich in ihr jenes Problem weiter fort, als dessen

Lösung sie auftritt. Nicht als tote, sondern untote, verknüpft die Metaphorik in Gestalt einer komplexen Analogie eine immer größere Zahl von Referenten zu einem instabilen Gleichgewicht. Was als Gleichung mit zwei Unbekannten prinzipiell ungelöst bleibt, entfaltet in den diskursiven Lösungsversuchen eine universalisierende und normative Tendenz, wodurch sie zu einem instruktiven Modell kultureller Welt- und Selbstbeschreibung avanciert.

Diese Entwicklung lässt sich indessen nicht mehr rein sprachphilosophisch erklären. Ihre kulturelle Leitfunktion gewinnt sie letztlich aus der konstitutiven Wechselwirkung ihrer Sprachgeschichte mit ihrem gesellschaftlichen Kontext. Insbesondere im Prozess der Technisierung stiftet sie im Wandel ihrer Bedeutung eine denk- und handlungsleitende Orientierung, wobei sich soziale Hoffnungen in ihr ebenso artikulieren wie kulturelle Verunsicherungen angesichts einer sich verändernden Lebenswelt. Damit erweist sie sich als Signatur eines gesellschaftlichen Welt- und Selbstverhältnisses.

VOM NETZ DER METAPHER

Wird der Versuch, eine Theorie kultureller Leitmetaphern zu formulieren, nicht selbst in Verdacht stehen müssen, die in dem Abriss zur Karriere der Netzwerkmetaphorik problematisierte Entgrenzung und Überforderung des Metaphorischen weiter- und festzuschreiben? Wird der Metapher nicht zu viel zugetraut, wenn man ihr zumutet, ein grundlegendes Prinzip kultureller Welt- und Selbstbeschreibung zu sein? Letztlich hängt die Antwort auf diese Fragen davon ab, wie das Metaphorische, seine Funktion und sein Verfahren genau zu bestimmen sind.

Die Bestimmung des Metaphorischen hat sich seit der Konjunktur neuer Theoriebildungen seit Mitte des letzten Jahrhunderts ebenso vereinfacht wie erschwert. Zum einen haben moderne Metapherntheorien die Überzeugung befördert, dass die Metapher ein grundlegendes Prinzip des Denkens und Sprechens ist, das sich in allen Bereichen des Lebens entfaltet – in Poesie und Politik ebenso wie in Religion, Wissenschaft, Technik und Alltag. Zum anderen ist es noch immer eine verbreitete Selbstverständlichkeit, als ›bloß‹ metaphorisch abzuwerten, was der uneigentlichen Rede verdächtig ist, gerade da, wo Aussagen eindeutig, objektiv und verbindlich sein sollen. Während also einerseits kaum mehr etwas unmetaphorisch sei, darf andererseits im Ernstfall nichts mehr metaphorisch sein. Gilt die Metapher als ein genuines, gar ubiquitäres Prinzip des Denkens und Sprechens, steht sie auch immer in Verdacht, Denken und Sprache ohne Not zu korrumpieren. So erscheint sie wie ein janusköpfiges Zauberwort, mit dem sich Aussagen ebenso sublimieren wie diskreditieren lassen – je nachdem, wer es ausspricht und wem es gilt.

In der Netzwerkmetaphorik äußert sich diese Janusköpfigkeit als simultane Entgrenzung und Degradierung des Metaphorischen seitens unterschiedlicher Beobachter, Kommentatoren und Interpreten. Mal sei der Netzwerkdiskurs *ganz* metaphorisch, mal *auch* metaphorisch, mal *bloß* metaphorisch, mal *gar nicht* metaphorisch, wobei doch immer von der gleichen Sache die Rede zu sein scheint. Indem aber die Sache umstritten ist, sind es die Motive ihrer Beschreibung auch. Bald scheint es sich bei der Rede von Netzen und Netzwerken um eine sachliche Beschreibung zu handeln, bald um ein ideologisches Sprachspiel, bald um ein Symptom des kollektiven Imaginären. Mal gilt die Beschreibung als adäquater Ausdruck einer universalen Struktur des Realen, mal als metaphorischer Ausdruck mehr oder weniger verborgener Intentionen und Entitäten.

Weitreichende Erwartungen an das epistemische Potential der Metapher – sowohl als Erkenntnismittel als auch als Erkenntnisgegenstand – sind ein gemeinsames Charakteristikum modernen Metapherntheorien. Doch sind diese Erwartungen in der Theoriebildung selbst nicht unumstritten. So fragt etwa Petra Gehring in ihrer methodologischen Kritik zeitgenössischer Metaphernforschung, ob diese sich nicht zu viel ihrem Gegenstand verspreche:

»Vermittlung blitzartiger Erkenntnis, Freilegung von Substrukturen des Denkens, Entgrenzung des Epistemischen, transdisziplinären Brückenbau, Durchgriff auf das stumme Sosein eines Realen: Materialität, Medialität, Unbegrifflichkeit oder auch auf die ›Gesagtseinsgeschichte der Lebenswelt‹, also gleichsam die historische Gesamtheit unserer Kultur. Metaphern sind kraftvoll, kreativ, verräterisch, symptomatisch. Geht in der Metapher also alles? Und in der Metaphernforschung auch?«¹

Das Problem der Entgrenzung bzw. Überforderung des Metaphorischen im Diskurs über die vernetzte Welt verweist damit nicht nur auf ein umstrittenes Phänomen, sondern auch auf einen umstrittenen Grundbegriff, der zu seiner Erklärung und Reflexion mobilisiert und problematisiert wird. Wenn Stefan Willer im Lexikon der *Ästhetischen Grundbegriffe* feststellt, »daß die Begrifflichkeit des Metaphorischen immer auch eine produktive Begriffsstützigkeit mit sich führt«,² dann schlägt sich diese Begriffsstützigkeit in den gegensätzlichen Tendenzen der Sublimierung und Diskreditierung der Metapher ebenso nieder wie in einer Vielzahl teils national geprägter, teils einander gar widersprechender Ansätze und Paradigmen, die sich in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Metaphernforschung etabliert haben.

Während diese Vielfalt bisweilen ein *anything goes* metaphorologischer Forschungen zu erlauben scheint, so ist die Metapher doch »kein Zauberwort«, wie Gehring mahnt: »Es gibt nicht beliebig ineinanderpassende Metaphorologien.«³ Umso wichtiger ist also eine methodisch-theoretische Reflexion und Begründung des eigenen metaphorologischen Verfahrens. Für die folgende Untersuchung ergibt sich daraus die Schwierigkeit, dass sich ›Metapher‹ und ›Netzwerk‹ zunächst wie zwei Unbekannte auf eine unbekannte Weise zueinander verhalten. Dennoch scheinen sie dabei einige Gemeinsamkeiten aufzuweisen. Beide Konzepte haben innerhalb der letzten Jahrzehnte eine erstaunliche Konjunktur erfahren und mit beiden verbindet sich ein ebenso umfassender wie umstrittener Erklärungsanspruch. Netzwerke und Metaphern scheinen so ubiquitär wie obligat zu sein. Sie gelten als konstitutiv für die Art unseres Weltbezugs. Wäre es überraschend, wenn ein engerer Zusammenhang zwischen ihnen bestünde?

¹ Petra Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern? Methodologische Bemerkungen zur Metaphernforschung«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010, S. 203.

² Stefan Willer: »Metapher/metaphorisch«, in: Karlheinz Barck et al. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 7, Stuttgart 2010. Vgl. auch Stefan Willer: »Metapher und Begriffsstützigkeit«, in: Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?*, Hamburg 2005.

³ Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 203.

Wenn sich Netzwerke und Metaphern als Unbekannte beschreiben lassen, dann allerdings nicht, weil man nichts über sie wüsste, im Gegenteil. Die Konjunktur ihrer Erforschung hat zu einer schier unüberschaubaren Menge an Theorien, Studien und Debatten geführt, sodass die Ursache der Ratlosigkeit weniger eine des Mangels als vielmehr eine des Überflusses an Text- und Wissensbeständen ist, die sich einer Systematik oder gar einer Synthese entziehen. Das Unbekannte liegt auch nicht allein in einem Rest von Noch-Nichtwissen, während über das bereits Gewusste schon Einigkeit erzielt worden wäre. Auch hier ist Gegenteiliges der Fall: Zentrale Annahmen über den Gegenstand und seinen Begriff sind umstritten oder widersprechen einander. Das gilt für die Bestimmung von Netzwerken ebenso wie für die Metapher.

Was die spezifisch modernen Metapherntheorien angeht, so besteht ihre vielleicht einzige Gemeinsamkeit darin, dass sie jener klassischen Definition opponieren, die Metaphern als prinzipiell verzichtbare, nur aus poetischen oder rhetorischen Gründen gerechtfertigte Formen bildlicher Rede ausweist. Seit ihrer aristotelischen Bestimmung als die Übertragung eines fremden Nomens (*onómatos allotríou epiphorà*) und ihrer Zurüstung durch die klassische Rhetorik, ist die Metapher für Jahrhunderte im Kapitel der Tropen als rhetorisches Schmuckwort (*ornatus*) verbucht worden, das anstelle des eigentlichen Ausdrucks (*verbis propriis*) einer Sache verwendet wird.⁴ Im Laufe der Philosophiegeschichte geriet die Metapher schließlich umso stärker in Verruf, je mehr die Auffassung von Wahrheit sich an die Exaktheit ihres sprachlichen Ausdrucks band. Als rhetorisches Mittel der Verführung oder Verwirrung des Geistes wurde die Metapher der Verhinderung wahrer Erkenntnis grundsätzlich verdächtig.

Mit der Modernisierung ihrer Theorie erscheint die klassische Definition der Metapher nun entweder als eine ungerechtfertigte Engführung der Denkfigur auf ein bloß lexikalisches Phänomen oder als der Ausdruck eines rationalistischen Weltbilds, das in der Trope nur den ›uneigentlichen‹ Vorschein dessen entdeckt, was am Ende doch der ›eigentlichen‹ Herrschaft des *logos* anheimfällt. Damit verschiebt sich die Emphase der rationalistischen Metaphernkritik auf die Kritik des rationalistischen Metaphernbegriffs. In ihrer genauen Umkehrung gilt insbesondere Friedrich Nietzsche als radikaler Advokat einer auf Giambattista Vico

⁴ Vgl. Aristoteles: *Poetik*, 1457b 7: μεταφορά δέ ἐστις ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορά ἢ ἀπὸ τοῦ γένους ἐπὶ εἶδος ἢ ἀπὸ τοῦ εἶδους ἐπὶ τὸ γένος ἢ ἀπὸ τοῦ εἶδους ἐπὶ εἶδος ἢ κατὰ τὸ ἀνάλογον. Marcus Fabius Quintilianus: *Institutio Oratoria*, libri XIII 6,1–5: Tropos est verbi vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio. [...] Incipiamus igitur ab eo qui cum frequentissimus est tum longe pulcherrimus, tralatione dico, quae metaphora Graece vocatur. Marcus Tullius Cicero: *De Oratore* III 149–155: Ergo utimur verbis aut eis, quae propria sunt et certa quasi vocabula rerum, paene una nata cum rebus ipsis; aut eis, quae transferuntur et quasi alieno in loco conlocantur [...] ut vestis frigoris depellendi causa reperta primo, post adhiberi coepit est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopia causa, frequentata delectationis.

zurückgehenden Metapherntheorie, die den Ursprung allen Sprechens und Denkens als einen grundsätzlich metaphorischen Prozess betrachtet.⁵

In einer solchen Opposition betrachtet lautet das Credo das rationalistischen Metapherntheorie: ›Wo Metapher ist, soll Begriff werden‹; das ihrer Kritik hingegen: ›Wo Begriff ist, war Metapher und wird Metapher sein‹. Was damit auf dem Spiel steht, ist nach Derrida »die universelle Form dessen«, was nur ein Metaphysiker »noch Vernunft (*la Raison*) nennen« kann.⁶ Trat als solcher etwa Jürgen Habermas seinem geschätzten Widersacher Richard Rorty entgegen, erklärte dieser – unter Berufung auf Nietzsche – gleichsam im Handstreich alle traditionellen philosophischen Probleme zu bloß rhetorischen und plädierte dafür, die Philosophie der Zukunft als rein literarisches Unterfangen einem schöpferischen Wettstreit der Tropen zu überantworten.⁷

Während diese – metonymisch verkürzt ›nietzscheanisch‹ zu nennende – Strategie der Aufwertung der Metapher in der Abwertung des Epistemischen zugunsten des Rhetorischen besteht, unterscheidet sich davon ein zweiter grundsätzlicher Ansatz moderner Metapherntheorien, der geradezu entgegengesetzt ihre literarische Bestimmung zugunsten einer Requalifizierung ihrer epistemischen Qualitäten emphatisch zurückweist. So erklärt etwa George Lakoff: »Zwei Jahrtausende lang [...] wurde die Metapher als eine Figur der Rede bezeichnet. [...] Als seine Sache der Sprache, anstatt des Denkens, wurde sie für entbehrlich gehalten.«⁸ In epochaler Retrospektive reklamiert die *conceptual metaphor theory* daher die radikale Innovation für sich, die Metapher als eine Denkfigur entdeckt zu haben.⁹ Der Anspruch moderner Metapherntheorien, gleich welcher Provenienz, erweckt so oft den Eindruck, als bestünde ihr klassisches Erbe vor allem in der rhetorischen Trivialisierung und der philosophischen Diskriminierung der Trope: im Entzug ihrer Legitimation für den Bereich wissenschaftlichen Sprechens und

⁵ Als kanonischer Referenztext firmiert der aus dem Nachlass erschienene Friedrich Nietzsche: »Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne«, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 873–890. Vgl. Giambattista Vico: *Principi di una scienza nuova intorno alla natura delle nazioni per la quale si ritruovano i principi di altro sistema*, Napoli 1725. Willer: »Metapher/metaphorisch«. Vanessa Albus: *Weltbild und Metapher*, Würzburg 2001, S. 42ff. u. 244ff. Philipp Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, Tübingen 2000, S. 103ff.

⁶ Jacques Derrida: »Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text«, in: *Randgänge der Philosophie*, hrsg. v. Peter Engelmann, Wien 1999, S. 233–234.

⁷ Vgl. Richard Rorty: *Contingency, Irony, and Solidarity*, Cambridge 1991. Józef Niznik und John Sanders: *Debating the State of Philosophy. Habermas, Rorty, and Kolakowski*, Westport 1996. Jürgen Habermas: »Wahrheit und Rechtfertigung. Zu Richard Rortys pragmatischer Wende«, in: *Wahrheit und Rechtfertigung*, Frankfurt/M. 1999, S. 230–270. Jürgen Habermas: »Richard Rorty und das Entzücken am Schock der Deflationierung«, in: *Acb, Europa*, Frankfurt/M. 2008, S. 15–23. Richard Rorty: *The Rorty Reader*, hrsg. v. Christopher Voparil und Richard Bernstein, Malden 2010.

⁸ George Lakoff: »A Figure of Thought«, in: *Metaphor and Symbolic Activity* 1 (1986) 3, S. 215. Vgl. George Lakoff: »The Contemporary Theory of Metaphor« (1979), in: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and Thought*, Cambridge 1998, S. 202.

⁹ Vgl. Lakoff: »A Figure of Thought«, S. 224 und Lakoff/Johnson: *Metaphors We Live By*.

der Ignoranz gegenüber ihrer Bedeutung für den alltäglichen Sprachgebrauch, der spätestens seit Wittgenstein¹⁰ zum Gegenstand philosophischer, sprach- und kulturwissenschaftlicher Reflexionen geworden ist. Im Zuge der emphatischen Um- und Aufwertung der vermeintlich bloßen Sprachfigur zu einer genuinen Sache des Denkens erscheint Aristoteles als Urheber dessen, was es nach zwei Jahrtausenden zu revidieren und neu zu entdecken gilt. So erweist sich die Metapher auch heute noch oder wieder als umkämpftes Terrain jenes uralten Streits um das Verhältnis von *lexis* und *logos*, dem schon die aristotelische Bestimmung galt – nicht nur, um Philosophen von Sophisten zu unterscheiden, sondern auch, um die Bedeutung und Funktion der Metapher für Kunst und Politik sowohl zu würdigen als auch zu beschränken. Tatsächlich schätzt schon Aristoteles die Metapher gerade wegen ihrer epistemischen Qualitäten, weshalb er ihr sogar eine enge Verwandtschaft mit der Philosophie zuschreibt. Dass seine Bestimmung des Metaphorischen im Laufe der Geschichte zunehmend als die Definition eines bloß sprachlichen Stilmittels rezipiert wurde, wurde sicherlich nicht nur durch eine Kanonisierung der Orte ihrer philosophischen Abhandlung begünstigt – eben der *Poetik* und der *Rhetorik* –, sondern auch durch die von ihnen zugrundegelegte lexikalische Kennzeichnung der Metapher als die Übertragung eines Wortes auf einen ihm fremden Sachverhalt. Die Engführung der *metaphorá* auf das ›uneigentliche‹ Schmuckwort (*ornatus*) – im Gegensatz zum *verbum proprium* – erfolgt indessen erst in der Tradition der klassisch-römischen Rhetorik. Wie eine genaue Lektüre der aristotelischen Theorie zeigt (Kap. V), sieht sie die wesentlich epistemische Qualität der Metapher darin, dass sie auf überraschende Weise nicht offensichtliche Zusammenhänge vor Augen führt, wodurch sie eine Erkenntnis grundlegender Strukturen der Wirklichkeit erlaubt. Diese Wirklichkeit erweist sich dabei als eine der *phýsis*, die mit dem heutigen Begriff von *Natur* nur unzureichend verstanden wäre. Wenn die Metapher als eine Figur der Nachahmung (*mímēsis*) Ähnlichkeiten zwischen weit auseinander liegenden Dingen aufweise, dann weniger in Bezug auf ihre äußerlichen Merkmale, sondern vielmehr in Bezug auf ihr Verhalten, in dem sie ihr Wesen verwirklichen und als Verwandtes zu erkennen geben. Als eine Entfremdung der vertrauten Sprache zugunsten dieser Erkenntnis verhilft die *metaphorá* zur Artikulation dieses Zusammenhangs, wodurch sie noch unbenannte Kategorien aufdeckt, deren logische Gliederung dann Aufgabe und Ziel der Philosophie ist.

Wenn also der wesentliche Unterschied der modernen zur aristotelischen Metaphertheorie allein in der Bestimmung der Metapher als *Denkfigur* bestehen sollte, so wäre der emphatische Innovationsanspruch eine leere Proklamation, in der sich lediglich die Unkenntnis oder Unterschätzung der antiken Theorie oder ein Missverständnis der metaphertheoretischen Tradition bezeugte, die als solche unerkannt blieb. Ein oder vielleicht sogar *das* spezifisch moderne Neuver-

¹⁰ Vgl. Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, hrsg. v. Joachim Schulte, Frankfurt/M. 2001.

ständnis der Metapher besteht vielmehr darin, dass die Trope nicht nur eine legitime, sondern eine *irreduzible* Denkfigur darstellt. Dieser Anspruch der Irreduzibilität, der mit besonderem Nachdruck von interaktionstheoretischen Ansätzen erhoben wird,¹¹ besteht darin, dass die metaphorische Bedeutung durch wörtliche Rede oder begriffliche Ausdrucksweisen nicht adäquat ersetzt, d.h. nie ohne Sinnverlust paraphrasiert werden könne.

Ausgehend davon lassen sich diejenigen metapherntheoretischen Paradigmen als traditionell kennzeichnen, die von einer begrifflichen Paraphrasierbarkeit der Metapher ausgehen – und darin kommen klassische Metapherntheorien substituitions- oder vergleichstheoretischer Provenienz, über ihre wortsemantischen Verkürzungen hinweg, mit der aristotelischen Grundlegung überein –, während sich solche Ansätze, die diese Annahme bestreiten, als genuin moderne bezeichnen lassen.¹² Der emphatische Anspruch eines metaphorischen Eigensinns ist indessen nicht unumstritten.¹³ Ihm verdankt sich eine anhaltende Kontroverse über die damit verbundene theoretische und methodische Schwierigkeit: wie man theoretisch fassen kann, was sich dem Begriff letztlich entzieht.

In Blumenbergs Metaphorologie gerät diese Schwierigkeit zu einer besonderen Komplikation vor allem dadurch, dass sie viel darüber sagt, was Metaphern leisten, aber wenig darüber, was Metaphern sind. Wenn er sich in seinen *Paradigmen zu einer Metaphorologie* vor allem für ihre Funktion für die philosophische Begriffsgeschichte interessiert, revidiert er dabei die aristotelische Bestimmung nicht in Bezug auf den Begriff der Metapher selbst, sondern in Bezug auf ihr Verhältnis zum Begrifflichen. Geht Aristoteles noch davon aus, dass sich der epistemische Gehalt von Metaphern prinzipiell begrifflich paraphrasieren lässt, so fokussiert Blumenberg einen bestimmten Typus von Metapher: die ›absolute‹. Diese lasse »sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen.«¹⁴ Doch erfülle sie gerade dadurch eine konstitutive Funktion für die philosophische Begriffsbildung, indem sie vorstellig macht, was ›eigentlich‹ nicht gesagt werden kann – denn: »Der Begriff vermag nicht alles, was die Vernunft verlangt.«¹⁵

¹¹ Zur Begründung der Interaktionstheorie siehe Max Black: *Models and Metaphors*, Ithaca 1962.

¹² Einen Überblick zur Abgrenzung substituitions- und interaktionstheoretischer Ansätze bietet in aller Kürze Gerhard Kurz: *Metapher, Allegorie, Symbol*, Göttingen 2004 und ausführlicher Eckard Rolf: *Metaphertheorien*, Berlin 2005. Zu der hier verkürzend als nietzscheanisch gekennzeichneten Position vgl. oben Anm. 5 u. 7. Wie sich die *conceptual metaphor theory* von Lakoff/Johnson in diese Unterscheidung einordnen würde, ist durchaus fraglich. Zwar bestimmt auch sie das Denken als grundsätzlich metaphorisch strukturiert, führt aber das Metaphorische auf naturalistisch begründete kognitive Prozesse zurück, sodass die Möglichkeit einer objektiven Paraphrasierung grundsätzlich in Aussicht gestellt wird.

¹³ Paradigmatisch dafür ist die Debatte zwischen David Davidson: »What Metaphors Mean« (1978), in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 29–46 und Max Black: »How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson« (1978), in: Ebd., S. 181–192. Ein umfassende sprachanalytische Untersuchung des philosophischen Problems unternimmt Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten*, Freiburg 1991.

¹⁴ Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/M. 1998, S. 10.

¹⁵ Hans Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, Frankfurt/M. 2007, S. 11.

In einer anthropologischen Erweiterung und Grundlegung dieser Perspektive wendet Blumenberg in seinem späteren *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit* die Blickrichtung der Metaphorologie gleichsam um: »auf die rückwärtigen Verbindungen [der Metapher] zur Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständigen präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt aller Theorie.«¹⁶ Seine Antithese zur aristotelischen Metapherntheorie begründet Blumenberg indessen nicht mit einer systematischen Neukonzeption der Metapher, sondern mit einer Neubestimmung ihrer epistemischen und kulturellen Funktion. Damit verspricht Blumenbergs metaphorologischer Ansatz viel für einen Begriff kultureller Leitmetaphern. Denn mit der lebensweltlichen Perspektive reflektiert er zugleich die Geschichtlichkeit von Metaphern. Doch verbindet sich mit ihm eine Reihe theoretischer wie methodischer Fragen, die sich aus der Unbestimmtheit des »absoluten« Metaphernbegriffs und seinen weitreichenden kulturphilosophischen Implikationen ergeben, die eine genauere Erörterung erforderlich machen (Kap. IV). Zumal diese Fragen zu dem systematischen Problem wieder zurückführen, wie man theoretisch fassen kann, was sich dem Begriff letztlich entzieht.

Wie sich zeigen wird, beruht dieses Problem auf zwei grundlegenden Eigentümlichkeiten des Metaphernbegriffs. Diese sind zum einen seine *Metaphorizität* und zum anderen seine *Historizität*. Was die Metaphorizität des Metaphernbegriffs betrifft, so ist immer wieder bemerkt worden, dass bereits *metaphorá* (zu gr. *phéro*: hinübertragen, transferieren) eine Metapher sei. Die Feststellung, »daß die Metapher den Begriff ihrer selbst nicht begrifflich, sondern selbst nur metaphorisch fassen kann«¹⁷ wurde inzwischen oft genug getroffen, dass sie in der Metaphernforschung »als Gemeinplatz gelten«¹⁸ kann. Die sicherlich radikalste Konsequenz der paradoxen Selbstimplikation besteht in der von Jacques Derrida gefolgerten Unmöglichkeit einer systematischen Metaphorologie.¹⁹ Doch wäre streng genommen auch eine solche Absage paradox, mithin unmöglich, sofern die These, dass der Begriff der Metapher nur metaphorisch bestimmt werden kann, immer schon das voraussetzen muss, was sie negiert. Derrida wird deshalb oft missverstanden, indem man seine Dekonstruktion des Metaphernbegriffs als quasi-nietzscheanische Universalisierung des Metaphorischen liest. Dabei zeigt eine genaue Lektüre seiner Argumentation, dass er gerade eine solche Universalisierung kritisiert und stattdessen eine performative Lösung des theoretischen Dilemmas versucht, die eine detaillierte Untersuchung verlangt (Kap. VI).

Was die Historizität des Metaphernbegriffs betrifft, so hat sie bisher weitaus weniger Beachtung gefunden. In Bezug auf die Opposition von klassischer und moderner Metapherntheorie hat Christian Strub in einer sprachanalytischen

¹⁶ Hans Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: *Schiffbruch mit Zuschauer*, Frankfurt/M. 1997, S. 87.

¹⁷ Anselm Haverkamp: »Nach der Metapher« (1983), in: Ders. (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 500.

¹⁸ Willer: »Metapher/metaphorisch«, S. 90.

¹⁹ Vgl. Derrida: »Die weiße Mythologie«.

Untersuchung beider Paradigmen aufgewiesen, dass die Entscheidung zwischen ihnen nicht systematisch begründet sein kann, insofern beide Paradigmen gleichermaßen kohärent und erklärungs mächtig sind.²⁰ Der Zurückweisung der klassischen Theorie durch die moderne muss folglich, so Strub, eine historisch motivierte Entscheidung zugrundeliegen.²¹ Das Motiv dieser Entscheidung sieht Strub darin, dass die moderne Metapherntheorie eine grundlegende Reflexion auf die Kontingenz unserer Wissens- und Sprachordnungen erlaubt, die erst mit der modernen Sprachskepsis möglich und spätestens mit dem *linguistic turn* zum *common sense* der kultur- und geisteswissenschaftlichen Selbstverständigung geworden ist.²² Wenn aber der Metaphernbegriff selber historisch ist, dann ist er grundsätzlich kontingent. Obwohl beide theoretischen Zugänge unterschiedlicher nicht sein könnten, kommen Derridas Dekonstruktion und Strubs Analyse des Metaphernbegriffs darin überein, dass seine Bestimmung nicht begrifflich zu entscheiden ist. Betrachtet man aber das Problem der Metaphorizität und der Historizität des Metaphernbegriffs in einem Zusammenhang, eröffnet sich ein Weg aus dem Dilemma von metaphorischer Paradoxie und historischer Kontingenz. Dieser Zusammenhang besteht darin, dass die Metaphorizität selber historisch bedingt ist; dies zeigt sich schließlich in einer Verschiebung des metapherntheoretischen Paradigmas von der Übertragung zur Verknüpfung.²³

Wenn Derrida den klassischen Begriff der Metapher dekonstruiert, so tut er dies nicht auf Ebene des etymologischen Sinns der *metaphorá*, sondern vielmehr auf Ebene der Syntax: Die Meta-Metapher der ›Übertragung‹ erhalte ihre Bedeutung nicht aus einem wie auch immer gearteten ›eigentlichen‹ Wortsinn, sondern aus einem »Netz von Philosophemen«,²⁴ in das der philosophische Text sie einspinn. Dieses Netz bilde dabei eine »Schicht von ›Gründer-Tropen‹«,²⁵ welche die Unterscheidung von Begriff und Metapher erst ermöglicht. Solche definierenden Tropen nennt Derrida später auch ›Quasi-Metaphern‹.²⁶ Indem er diese als ein Netz von Gründer-Tropen bestimmt, wird das Netz selbst zu einer Quasi-Metapher. Mit Blumenberg könnte man auch sagen, Quasi-Metaphern sind absolute Metaphern der Metapher. Was theoretisch paradox bliebe, ist umso aufschlussreicher, sofern diese Meta-Metaphern als historische auch jene »rückwärti-

²⁰ Vgl. Strub: *Kalkulierte Absurditäten*.

²¹ Vgl. ebd., S. 471ff.

²² Vgl. Richard Rorty: *The Linguistic Turn*, Chicago 1992.

²³ Vgl. Alexander Friedrich: »Meta-Metaphorologische Perspektiven. Zur technotropischen Geschichte des Metaphernbegriffs«, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 1 (2012) 1. Weiterführende Überlegungen entwickelt Christian Strub: »Wer hat Angst vor grünen Gläsern? Eine These zu Historizität und Normativität der Metametaphorologie«, in: *Journal Phänomenologie* 41 (2014), S. 63–77.

²⁴ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 239.

²⁵ Ebd., S. 240.

²⁶ Jacques Derrida: »Der Entzug der Metapher«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 222. Vgl. dazu auch Rodolphe Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, in: Ebd., S. 235–267.

gen Verbindungen zur Lebenswelt²⁷ zu erkennen geben, die Blumenbergs Metaphorologie in den Blick zu bekommen versucht.

Wenn das Netz zu einer kulturellen Leitmetapher der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften geworden ist, so offenbar auch für die moderne Metapherntheorie. In Ricœurs *La métaphore vive* nimmt diese Entwicklung systematische Gestalt an, wenn er die logische und linguistische Struktur des metaphorischen Netzes (*réseau métaphorique*) als ein komplexes Netz von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*) bestimmt.²⁸ In einem produktiven Missverständnis von Derridas Theorie bekräftigt er so ihren Anspruch auf den Status einer definierenden Trope, indem er die von Derrida formulierte Paradoxie durch ein theoretisches Modell aufzulösen versucht, das den tropologischen Grundgedanken der *Übertragung* durch den der *Verknüpfung* ersetzt. Dieser Paradigmenwechsel verlangt daher eine genauere Betrachtung (Kap. VII).

In späteren metapherntheoretischen Ansätzen entfaltet sich das Netzwerkparadigma weiter oder entwickelt sich unabhängig davon. Ein Jahr nach dem Erscheinen von Ricœurs *métaphore vive* bestimmt etwa Nelson Goodman in *Languages of Art* den metaphorischen Prozess als »a reorientation of a whole network of labels«.²⁹ In seiner *Semiotica e filosofia del linguaggio* erklärt Umberto Eco, dass die Metapher das enzyklopädische »Netz kultureller Eigenschaften und Interpretanten« zum Vorschein bringe, indem sie es verändert.³⁰ In der Metapherntheorie der kognitiven Linguistik erhält das *network* einen systematischen Stellenwert, wenn sie die Struktur metaphorischer Übertragungen als »a coherent network of entailments«³¹ beschreibt. Wenn die konkurrierende *conceptual blending theory* den Begriff der Metapher schließlich durch das Modell der *Conceptual Integration Networks* beschreibt, so wird die Metaphorik sogar titelgebend.³² – Über die theoretischen Differenzen der Theorien hinweg fällt ihre Persistenz umso mehr auf: Ricœur kritisiert Derrida, Lakoff und Johnson kritisieren Goodman, Fauconnier und Turner kritisieren Lakoff und Johnson und diese wiederum jene; doch die Netzwerkmetaphorik selbst wird nie kritisiert. Sie tritt plötzlich in den metapherntheoretischen Diskurs der Moderne ein und bildet fortan wie selbstverständlich ein gemeinsames Paradigma.

²⁷ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 87. Anm. von mir.

²⁸ Vgl. Paul Ricœur: *La métaphore vive*, Paris 1975, S. 306.

²⁹ Nelson Goodman: *Languages of Art*, Indianapolis 1997, S. 72.

³⁰ Umberto Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache* (Supplemente, Bd. 4), übersetzt von Christiane Trabant-Rommel und Jürgen Trabant, hrsg. v. Hans-Horst Henschen, München 1985, S. 133–192, zuerst erschienen als: *Semiotica e filosofia del linguaggio*, Turin 1984.

³¹ George Lakoff und Mark Johnson: »Conceptual Metaphor in Everyday Language«, in: *The Journal of Philosophy* 77 (1980) 8, S. 482.

³² Gilles Fauconnier und Mark Turner: »Conceptual Integration Networks«, in: *Cognitive Science* 22 (1998) 2, S. 133–187. Vgl. Dies.: »Rethinking Metaphor«, in: Raymond W. Gibbs (Hg.): *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought*, Cambridge 2008, S. 53–66. Zur Problematisierung der Ahistorizität des *Conceptual-Blending*-Modells vgl. Vera Stadelmann: *Language, Cognition, Interaction*, Dissertation, Gießen 2012.

Ihre metaphortheoretische Karriere hat offenbar historische Gründe, denn im aristotelischen Begriff spielt die Netzmetaphorik noch keine Rolle. Sie taucht in terminologischer Funktion erst im Laufe des 20. Jh. in metaphortheoretischen Diskursen auf. Die Vermutung liegt also nahe, dass diese Entwicklung etwas mit der Karriere des Netzes als einer modernen Leitmetapher zu tun hat. Damit stellt sich die Frage nach dem historischen Zusammenhang ebenso wie die nach ihrem theoretischen Geltungsanspruch: Wie gelangt die definierende Trope zu ihrer begrifflichen Funktion und welche systematischen Implikationen verbinden sich mit ihr? Spätestens an dieser Stelle schlägt das Verhältnis von *explicans* und *explicandum* um. Der Begriff der Metapher, der benötigt wird, um die Geschichte und Bedeutung der Netzwerkmetaphorik zu erläutern, scheint nicht nur vorauszusetzen, sondern selber erst dadurch erklärt zu werden, was er erläutern soll. Übersetzt sich Derridas Paradoxie vom Begrifflichen also noch einmal ins Geschichtliche? Gründet hierin der unentrinnbare Bann der Netzmetaphorik, der in Reflexion ihrer Karriere immer wieder bemerkt wurde? Verstrickt sich die Theorie der Metapher selber in das Netz, das sie eigentlich entwirren soll? Vor allem dann, wenn es um eine Metaphorologie der Vernetzung geht, verlangt die eigene Begrifflichkeit, Metaphorik und Methodik eine besondere, historisch-systematische Reflexion. Statt zu versuchen, zu einer von aller Metaphorik gereinigten Theorie der Metapher zu gelangen oder umgekehrt sich unreflektiert auf eine solche zu verlassen, soll es im Folgenden nicht um die scheinbar vergebliche Anstrengung gehen, aus dem hermeneutischen Zirkel herauszukommen, sondern vielmehr darum, »richtig in den Zirkel hineinzukommen.«³³ Was Eckard Rolf auf die Metaphorizität des Metaphernbegriffs bezieht, gilt letztlich auch für ihre Historizität. Der Zirkel, in den es einzutreten gilt, spannt sich zwischen den beiden Polen auf: dem Begriff der Metapher und der Metapher des Netzes.

Was den Metaphernbegriff anbelangt, so bietet sich Ricœurs Theorie hier aus mehreren Gründen an (Kap. VII). Zum einen bezieht sich Ricœur dezidiert auf die von Derrida formulierte Paradoxie, wobei er den Versuch unternimmt, diese durch eine Differenz von toten und lebendigen Metaphern theoretisch aufzulösen. Zum anderen stehen die Probleme, die sich aus dem Versuch dieser Differenzierung ergeben, in einem direkten Zusammenhang mit seiner Terminologisierung der Netzmetaphorik. Deren kritische Revision führt zu einem Begriff der untoten Metapher, der die Entwicklung eines Metaphernmodells erlaubt, das den metaphorologischen Ansprüchen und Fragen, die sich aus den Theorien von Aristoteles, Blumenberg, Derrida und Ricœur ergeben, ebenso begegnen kann, wie den heuristischen Anforderungen an die Erforschung des hier in Frage stehenden Metapherentyps (Kap. VIII). Mit dem so entwickelten Modell lassen sich kulturelle Leitmetaphern als ein *stratifiziertes Netz komplexer Interaktionen* beschreiben, in denen sich die Diachronie ihrer Geschichte mit der Synchronizität ihrer Kontexte vermittelt. Zudem eröffnet es die Möglichkeit einer methodischen

³³ Rolf: *Metaphertheorien*, S. 3.

Orientierung, die eine Formulierung weiterführender Forschungshypothesen für die historische Erforschung der Netzmetaphorik erlaubt.

Ohne dabei die eigene Metaphorizität zu verleugnen, soll das Modell helfen, den Gordischen Knoten der Selbstimplikation des Definierten in der Definition – das *Netz als Metapher* und die *Metapher als Netz* – nicht mit abstraktem Kalkül zu durchschlagen, sondern so anzuknüpfen, dass der Gegenstand der vorliegenden Arbeit historisch und systematisch differenziert analysierbar wird. Eine wesentliche Konsequenz dieses Modells wird in der Notwendigkeit einer diskursanalytischen Erweiterung der Metaphorologie bestehen, die in der Forschung bereits gesehen und gefordert wird (Kap. IV u. VIII). In der Erörterung des wechselseitigen Zusammenhangs von Metaphorizität und Historizität des Metaphernbegriffs wird sich die theoretische Paradoxie letztlich als Leitfaden ihres kulturellen Bezugs erweisen (Kap. IX–X): Die Metapher der Metapher impliziert stets einen Daseinsbezug, durch den sich das logische Problem in ein lebensweltliches übersetzt. Der Wandel des Metaphernbegriffs indiziert, wie auch der Wandel der Netzmetaphorik selbst, immer auch einen Wandel der Lebenswelt. So wird nach dem Studium der Metapherngeschichte des Netzes (Kap. XI–XII) am Ende der Arbeit der hermeneutische Zirkel wieder zu schließen sein (Kap. XIII–XV): Was lässt sich mit dem Netzmodell der Metapher über die Metapher des Netzes lernen und welche Lehren lassen sich aus der Geschichte der Netzmetaphorik für das Netzmodell der Metapher ziehen? In einer wechselseitigen Perspektivierung von Theorie und Geschichte wird die Geschichte methodisch interpretierbar und die Theorie historisch reflektierbar.

Auf diese Weise lässt sich nun also auch die Schwierigkeit angehen, dass sich ›Metapher‹ und ›Netz‹ wie zwei Unbekannte auf eine unbekannte Weise zueinander verhalten. Wie sich zeigen wird, liegt dieses Verhältnis auch der Struktur kultureller Leitmetaphern zugrunde. Indem sie umstrittene Phänomene und Prozesse der Lebenswelt artikulieren, geben sie nicht nur provisorische und dabei in ständiger Entwicklung befindliche Antwort auf Fragen, »deren Relevanz ganz einfach darin liegt, daß sie nicht eliminierbar sind, weil wir sie nicht *stellen*, sondern als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden«. ³⁴ Durch ihre totalisierende Tendenz, »das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität« ³⁵ zu repräsentieren und verständlich zu machen, werden sie zunehmend selber unerklärlich, also im Sinne Blumenbergs: ›absolut‹. Weil Blumenbergs Metaphorologie den Zusammenhang von Metaphorik und Lebenswelt am ausdrücklichsten behandelt und dabei einem Begriff kulturellen Leitmetaphern am nächsten zu kommen scheint, wird sie den Ausgangspunkt und Endpunkt des ersten Teils dieser Arbeit bilden. Dadurch wird zugleich der Rahmen der Untersuchung beschränkt, deren Ziel es also ist, nicht eine umfassende Theorie *der* Metapher zu formulieren, sondern eine Antwort auf die Frage zu geben, was eine Metapher zu einer kulturellen

³⁴ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

³⁵ Ebd., S. 25.

Leitmetapher macht, welche Schwierigkeiten sich mit ihrer Erforschung ergeben und welche Möglichkeiten sich finden lassen, diesen Schwierigkeiten abzuhelpfen.

IV. Metaphorologie als Kulturphilosophie: Blumenberg und die absolute Metapher

Der Begriff vermag nicht alles,
was die Vernunft verlangt.

Während der Begriff der Metaphorologie eine noch nicht genauer erforschte Vorgeschichte hat,¹ verdankt sich seine philosophische Reputation, zumindest im deutschen Sprachraum, wesentlich Hans Blumenbergs 1960 veröffentlichten *Paradigmen zu einer Metaphorologie*.² Darin entfaltet Blumenberg anhand zehn exemplarischer Studien bzw. Paradigmen die These, dass es »in der philosophischen Sprache«³ einen Metapherotyp gebe, der sich nicht in Begriffe übersetzen lässt und der vor allem dann auftritt, wenn der Gegenstand der Rede weder sinnlich erfahrbar noch logisch erfassbar sind. Dabei bezieht sich Blumenberg auf den Begriff des *Symbols*, den Kant in § 59 der *Kritik der Urteilskraft* zur Bestimmung der *Schönheit als Symbol der Sittlichkeit* einführt: Weil es »immer Anschauungen erfordert«, um die »Realität unserer Begriffe darzutun«⁴, so Kant, bedürfe man für

¹ Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 237 geht davon aus, dass *Metaphorologie* »eine begriffliche Erfindung von Hans Blumenberg« ist. Doch lässt sich der Begriff bereits in einer Reihe früherer Arbeiten finden, die sich insbesondere mit der Etymologie von Tiernamen und zoologischen Metaphern beschäftigen. Die erste mir bekannte Verwendung findet sich in Richard Riegler: *Das Tier im Spiegel der Sprache* (1907). Riegler knüpft wiederum an das »großangelegte Werk« von Friedrich Brinkmann: *Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen* (1878) an, das wie Riegler in seinem Vorwort, S. V erklärt, »eine vergleichende Metaphorologie der modernen Sprachen hätte werden sollen«. Da Brinkmann den Begriff Metaphorologie selbst offenbar nicht verwendet, scheint er von Riegler eingeführt worden zu sein. Vgl. dazu die Rezensionen von K. Bergmann, in: *Neue philologische Rundschau* 22 (1907), S. 518–522 und Richard M. Meyer in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 19 (1909), S. 117–118. In einer 1938 erschienenen Abhandlung über *Die Tiere in der Namengebung der südfranzösischen Mundarten* denkt Wilhelm Schultz S. xxii weiter über die Möglichkeiten einer »geschlossenen vergleichenden Metaphorologie der Tiernamen« nach. Den Begriff verwendet auch Heinrich Kemper: *Die tierischen Schädlinge im Sprachgebrauch* (1959), S. 27. Inwiefern Blumenberg Kenntnis von diesen Studien hatte, oder ob der Name seines Unterfangens einfach die Wiederholung einer naheliegenden Begriffsschöpfung ist, darf einer gesonderten Untersuchung vorbehalten bleiben, die dabei dem bemerkenswerten Umstand nachgehen könnte, dass sich der stark systematisch-taxonomische Anspruch der vor-blumenbergschen Begriffsverwendung wesentlich an der Systematik des Tierreichs ausbildet, wobei Blumenberg zunächst auch die Möglichkeiten einer solchen Systematik von Metaphern in Betracht zu ziehen scheint. Dieser wird er aber in seinen späteren Arbeiten nicht mehr weiter nachgehen – aus Gründen, von denen weiter unten noch die Rede sein wird.

² Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/M. 1998, S. 25, zuerst veröffentlicht in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 6 (1960), S. 7–142. Als Neuausgabe erschienen in der *Subrkamp Studienbibliothek* mit einem Kommentar von Anselm Haverkamp, Frankfurt am Main 2013. Im Folgenden zitiere ich, wenn nicht anders angegeben, nach der Publikation von 1998.

³ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 10.

⁴ Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werkausgabe*, Bd. 10, hrsg. V. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1989, S. 294. KdU B 254.

empirische Begriffe stets *Beispiele* und für die Verstandesbegriffe *Schemata*. Was aber die »objektive Realität der Vernunftbegriffe, d.i. der Ideen« betrifft, so sei »ihnen schlechterdings keine Anschauung angemessen.«⁵ Darum werde jedem Vernunftbegriff eine *symbolische Hypotypose* (Darstellung, *subiectio sub adspectum*) unterlegt, die das zu Denkende »bloß analogisch [...] mithin bloß der Form der Reflexion, nicht dem Inhalte nach«⁶ darstelle.

Als »Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz anderen Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann«⁷ stiften Metapher also Evidenz, wo diese durch Wahrnehmung und Vernunft allein nicht beizubringen ist. Blumenberg erweitert dabei die Funktion von Metaphern zur Veranschaulichung von Ideen um eine entscheidende, nämlich existenzielle Dimension; denn auch dem Dasein ist »schlechterdings keine Anschauung angemessen«. Weil aber unter den Bedingungen des Lebens Bezugnahmen auf die Bedingungen und den Horizont des Daseins unvermeidlich sind, sind es solche Metaphern ebenfalls, die Blumenberg schließlich »absolute« nannte: »Absolute Metaphern ›beantworten‹ jene vermeintlich naiven, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen, deren Relevanz ganz einfach darin liegt, daß sie nicht eliminierbar sind, weil wir sie nicht *stellen*, sondern als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden.«⁸

Inwiefern sind solche Metaphern nun »absolut«?⁹ Als Antworten auf solche seltsamen Fragen begegnen sie zunächst einmal einer doppelten Herausforderung: Während sie auf Ebene der Theorie für eine »logische ›Verlegenheit«¹⁰ einspringen, die sich angesichts eines aporetischen Wissensbedürfnisses einstellt, das sich auf den »Daseinsgrund« richtet, kommt ihnen auf Ebene der Praxis eine spezifische »Leitfunktion« für unser Denken¹¹ zu: »Ihre Wahrheit ist, in einem sehr weiten Verstande, pragmatisch. Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität.«¹² Damit stellen absolute Metaphern gewissermaßen einen Kompromiss in dem Versuch dar, Antworten auf »prinzipiell unbeantwortbare Fragen« zu finden, die »nicht eliminierbar sind«. Als Kompromiss stiften sie eine pragmatische Wahrheit, wo die absolute ihr Recht einfordert, z.B. in der vermeintlich naiven, aber prinzipiell unbeantwortbaren Frage danach, was die Welt eigentlich sei:

⁵ Ebd., S. 295. KdU B 254.

⁶ Ebd. KdU B 255.

⁷ Kant: *Kritik der Urteilskraft*, S. 296, zit. in Blumenberg: *Paradigmen*, S. 12. Vgl. KdU B 257.

⁸ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

⁹ Andreas Kaminski hat eine Reihe triftiger Kriterien und Überlegungen zu dieser Frage formuliert, in: »Was heißt es, dass eine Metapher absolut ist? Metaphern als Indizien«, in: *Journal Phänomenologie* 41 (2014), S. 47–62.

¹⁰ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 10.

¹¹ Ebd., S. 24.

¹² Ebd., S. 25.

»Eine Frage wie ›Was ist die Welt?‹ ist ja in ihrem ebenso ungenauen wie hypertrophen Anspruch kein Ausgang für einen theoretischen Diskurs; wohl aber kommt hier ein implikatives Wissensbedürfnis zum Vorschein, das sich im Wie eines Verhaltens auf das Was eines umfassenden und tragenden Ganzen angewiesen weiß und sein Sich-einrichten zu orientieren sucht. Dieses implikative Fragen hat sich immer wieder in Metaphern ›ausgelebt‹ und aus Metaphern Stile von Weltverhalten induziert. Die Wahrheit der Metapher ist eine *vérité à faire*.«¹³

Als pragmatischer Kompromiss eines existenziellen Wissensbedürfnisses kommt der *vérité à faire*, insbesondere in Bezug auf die Frage nach ›der Welt‹, ein paradoxer Status zu, denn sie ist zum einen historisch, zum anderen aber ›immer schon‹ entschieden:

»Was die Welt eigentlich sei – diese am wenigsten entscheidbare Frage ist doch zugleich die nie unentscheidbare und daher immer entschiedene Frage. Daß sie ›Kosmos‹ sei, war eine der konstitutiven Entscheidungen unserer geistigen Geschichte, eine in ihrem Ursinn trotz früher Nominalisierung immer wieder mitgehörte Metapher, fortgesponnen in der Welt-Polis und im Welt-Lebewesen, im Welt-Theater und im Welt-Uhrwerk.«¹⁴

Als konstitutive Entscheidungen unserer geistigen Geschichte müssen absolute Metaphern das Produkt historischer Prozesse sein. Darin liegt ihre unvermeidliche Kontingenz. Als Antworten auf ein existenzielles Wissensbedürfnis sind sie Resultate eines sich im Dasein orientierenden Weltverhaltens. Darin liegt ihre fundamentale Notwendigkeit. Während ihre Notwendigkeit einer existenziellen Gegebenheit, also dem ›Was‹ der Frage nach der Welt geschuldet ist, besteht ihre Kontingenz im Umgang mit der existenziellen Verlegenheit, also in dem ›Wie‹ ihrer Beantwortung. Weil es also eine abschließende Antwort zwar niemals geben, auf sie aber nicht verzichtet werden kann, sind solche Metaphern ›absolut‹ nicht ihrem Gehalt, sondern ihrem Status nach:

»Daß diese Metaphern absolut genannt werden, bedeutet nur, dass sie sich gegenüber dem terminologischen Anspruch als resistent erweisen, nicht in Begrifflichkeit aufgelöst werden können, nicht aber, daß nicht eine Metapher durch eine andere ersetzt bzw. vertreten oder durch eine genauere korrigiert werden kann. Auch absolute Metaphern haben daher *Geschichte*. Sie haben Geschichte in einem radikaleren Sinn als Begriffe, denn der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren. Durch dieses Implikationsverhältnis bestimmt sich das Verhältnis der Metaphorologie zur Begriffsgeschichte [...] als ein solches der Dienstbarkeit: die Metaphorologie sucht an die Substrukturen des Denkens heranzukommen, an den Untergrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisationen, aber sie will auch faßbar machen, mit welchem ›Mut‹ sich der Geist in seinen Bildern selbst voraus ist und wie sich im Mut zur Vermutung seine Geschichte entwirft.«¹⁵

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd., S. 26–27.

¹⁵ Ebd., S. 12–13.

Zunächst als erklärte Hilfswissenschaft, später als Kontrastprogramm zum Unternehmen der Begriffsgeschichte, interessiert sich die Metaphorologie vor allem für den »Zeugniswert«¹⁶ von Metaphern, die als provisorische Antworten auf die unbeantwortbaren Fragen des Daseins für die logische Verlegenheit einspringen, und dabei eine Leitfunktion für das Denken und den Prozess der theoretischen Abstraktion übernehmen. Im Zuge dessen verfolgt Blumenbergs Metaphorologie das Programm einer mehrstufigen Tiefenhermeneutik, die zunächst die Hintergrund- oder Leitmetaphorik bestimmter Texte aufspürt und analysiert, die sich als theoretische Diskurse prononciert mit den Fragen beschäftigen, auf die absolute Metaphern eine Antwort präbendieren. Diese Art der Hermeneutik verlegt sich zunächst auf die Beobachtung, dass Metaphern – entgegen der sich auf Aristoteles berufenden klassischen Bestimmung als »Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird)«¹⁷ – weitaus mehr leisten, als nur rhetorisches Vehikel einer Theorie zu sein, die prinzipiell auch ohne sie auskäme. Als Texthermeneutik geht es der Metaphorologie darum zu zeigen, wie sich die Theorie erst einer Metaphorik verdankt, die sie beim Wort nimmt, aber nie restlos ins Begriffliche übersetzen kann. Darüber hinaus erhebt Blumenberg aber auch den Anspruch, durch die Metapher an die ›Substrukturen des Denkens‹, gleichsam den Zeitgeist einer Epoche, heranzukommen, der sich in den konkreten Entscheidungen für bestimmte Metaphern bekundet:

»Dem historisch verstehenden Blick indizieren sie also die fundamentalen, tragenden Gewißheiten, Vermutungen, Wertungen, aus denen sich die Haltungen, Erwartungen, Tätigkeiten und Untätigkeiten, Sehnsüchte und Enttäuschungen, Interessen und Gleichgültigkeiten einer Epoche regulierten. *What genuine guidance does it give?*«¹⁸

Neben der epistemischen Funktion von Metaphern für die Genese philosophischer, wissenschaftlicher oder theologischer Texte und Theorien interessiert sich die Metaphorologie damit immer auch für die lebensweltliche Relevanz solcher Metaphern. Im Zuge dessen geht die Texthermeneutik in eine ›Lebenswelthermeneutik‹¹⁹ über, die nicht allein danach fragt, wie die Metapher als Substruktur des Denkens den Prozess der begrifflichen Abstraktion leitet, sondern wie sie in ihrer Leitfunktion als Ausdruck historischer Lebens-, Bewusstseins- oder Stimmungslagen zu interpretieren ist. Die Pointe Blumenbergs besteht also darin, dass die Wahl absoluter Metapher, gerade weil die Fragen, die sie beantworten, *theoretisch*, d.h. mit den Mitteln des Begriffs nicht entschieden werden können, stets das Resultat *historischer* Entscheidungen ist. Und weil es grundlegende, wichtige Fragen sind, sind es grundlegende, wichtige Entscheidungen und als solche sagen sie also etwas über eine bestimmte historische Situation aus.

¹⁶ Ebd., S. 24.

¹⁷ Aristoteles: *Poetik*, Stuttgart 1994, S. 67.

¹⁸ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

¹⁹ Vgl. Philipp Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, Tübingen 2000.

Wer aber ist das Subjekt solcher Entscheidungen? Es ist zunächst einmal kein reines *cogito*, sondern ein ›Dasein‹, dessen Denkens gewisse ›Substrukturen‹ aufweise, die dem historisch verstehenden Blick erkennbar werden sollen. Dieses Denken scheint aber nicht das Denken eines poetischen Individuums zu sein, das etwa durch eine geniale Metaphernwahl das Schicksal seiner Epoche bestimmt. Blumenberg hat offenbar eine eher anonyme Instanz der Geistesgeschichte im Blick, wenn er nach der ›Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen‹, den ›Substrukturen des Denkens‹ und ›den fundamentalen, tragenden Gewissheiten, Vermutungen, Wertungen einer Epoche‹ fragt. Indem er die Metaphern als Zeichen ihrer Sprecher und die Sprecher als Zeichen einer kulturellen Dynamik versteht, operiert er mit einer epistemischen Asymmetrie: Dem prekären oder fehlenden Wahrheitswert der Metapher steht ihr signifikanter Zeugniswert gegenüber. Sie gibt weniger Auskunft über die Sache, die sie bezeichnet, als vielmehr über die Motive ihres Gebrauchs. Ihre Bedeutung ist damit weniger aufseiten ihrer Referenz als vielmehr aufseiten ihrer Funktion zu suchen.

In logischer oder vielmehr methodologischer Konsequenz koinzidiert diese Asymmetrie mit der theoriegeschichtlichen Entwicklung der Metaphorologie selbst. Die »rückwärtigen Verbindungen« der Metapher zur »Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständig präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt aller Theorie« veranlassen Blumenberg schließlich, die Forschungsperspektive der Metaphorologie mit einem *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit* (1979) gleichsam umzukehren. Durch diesen Perspektivwechsel habe sich »an der Funktion der Metaphorologie nichts, an ihrer Referenz einiges«²⁰ geändert. Während Blumenberg damit ihr hilfswissenschaftliches Verhältnis zur Begriffsgeschichte noch einmal bekräftigt, verfolgt er mit dem Perspektivwechsel doch zunehmend ein eigenständiges Programm, dessen anthropologische Grundlegung in den späteren Schriften deutlich zutage tritt.²¹ Der dem 1979 erschienenen *Schiffbruch mit Zuschauer* beigegebene *Ausblick* stellt die pointierte Zusammenfassung einer 1975 gehaltenen Vorlesung zur *Theorie der Unbegrifflichkeit* dar, deren Manuskript zusammen mit der überarbeiteten Vorfassung für den *Ausblick* 2007 aus dem Nachlass herausgegeben wurde.²² Was dem *Ausblick* implizit zugrunde liegt, wird im Vortragsmanuskript explizit benannt: »Die Metapher [...] zeigt auf einen anthropologischen Mangel und entspricht in ihrer Funktion einer Anthropologie des Mängelwesens.«²³

²⁰ Hans Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: *Schiffbruch mit Zuschauer*, Frankfurt/M. 1997, S. 87. Im Folgenden zitiere ich aus dem *Schiffbruch* von 1997.

²¹ Vgl. Hans Blumenberg: »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« (1971), in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999, S. 406–431. Zur Problematik von Blumenbergs (einseitiger) anthropologischer Begründung der Metaphorologie vgl. Kaminski: »Was heißt es, dass eine Metapher absolut ist?«, S. 60f.

²² Vgl. Anselm Haverkamp: »Editorisches Nachwort«, in: Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 115ff.

²³ Ebd., S. 88.

1. Tropologie und Anthropologie

Das Verhältnis von Tropologie und Anthropologie sowie das Verhältnis beider zu den großen Werken, etwa der *Legitimität der Neuzeit* (1966) und der *Arbeit am Mythos* (1979),²⁴ werden seither in der Forschung kontrovers diskutiert.²⁵ Während Blumenberg dort das neuzeitliche Denken als Spezifikum einer Epoche – und damit auch ihre Metaphern als genuinen Ausdruck dessen – bestimmt, formuliert seine anthropologische Hypothese ein gemeinsames Charakteristikum aller Epochen: dass absolute Metaphern immer Antworten auf Fragen geben, die wir »als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden.«²⁶ – Aber sind es stets *dieselben* Fragen? Und: Was ist überhaupt dieser ›Daseinsgrund?‹ Was zum einen unverkennbare Anklänge an Heidegger enthält, stellt sich in einer an der *Arbeit am Mythos* orientierenden, kulturphilosophisch-anthropologischen Lesart als ein »Absolutismus der Wirklichkeit«²⁷ dar, dessen Bannung der Sinn von Kultur überhaupt sei. Als Inbegriff aller möglichen Fähnrisse, denen der Mensch ohne kulturelle Praktiken und technische Einrichtungen ausgesetzt wäre, durch die er sich einer bestimmten Umwelt adaptiert hat, ist der Absolutismus der Wirklichkeit ein zwar Geschichte bedingender, selbst aber ungeschichtlicher »Grenzbegriff«²⁸. Er bezeichnet etwas, das kulturell immer schon vermittelt, nur als »Bewußtseinsphänomen«²⁹ zu fassen ist: als *Imagination* dessen, wie das Leben unter den Bedingungen des Bewusstseins wäre, wenn man alle kulturellen Anteile von ihm abzöge. Entsprechend ist Kultur *per se* Kompensation, Überlebensstrategie, der fortwährende Versuch, in eine »haltbare Vertrautheit der Welt zu gelangen«.³⁰

Anthropologisch datiert Blumenberg die Genese des fraglichen Bewusstseinsphänomens auf eine hypothetische Urszene, die er auf den Begriff des ›Situations-sprungs‹ bringt: Aus einer mehr oder weniger abrupten Änderung eines ursprünglichen Lebensverhältnisses resultiert ein völlig neuer Weltbezug. Konkret spricht Blumenberg von der vormenschlichen »Selbstaufrichtung zum bipedischen Gang« und einem folgenreichen »Wechsel seines Lebensraums«, etwa des »Übergangs vom schrumpfenden Regenwald auf die Savanne«.³¹

²⁴ Vgl. Hans Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt/M. 2003. Ders.: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt/M. 2006.

²⁵ Vgl. Franz Josef Wetz und Hermann Timm: *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999. Anselm Haverkamp und Dirk Mende: *Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie*, Frankfurt/M. 2009. In seinem »Kommentar« interpretiert Haverkamp die *Paradigmen* (2013) so, dass die späteren Werke Blumenbergs im Grunde schon darin angelegt sind bzw. das jene eine »verborgene metaphorologische Grundlage« (ebd., S. 277) aufweisen.

²⁶ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

²⁷ Vgl. Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 9.

²⁸ Vgl. ebd., S. 9.

²⁹ Barbara Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit. Zwischen Lebenswelt und Absolutismus der Wirklichkeit«, in: Wetz/Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 81.

³⁰ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt/M. 2001, S. 54.

³¹ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 10.

Durch den Verlust seiner evolutionär bedingten »Urwaldgeborgenheit« habe sich das urzeitliche Wesen irgendwann den »Risiken eines erweiterten Horizonts« ausgesetzt gesehen: »Es war ein Situationssprung, der den unbesetzten Fernhorizont zur dauernden Gewärtigung des bis dahin Unbekannten machte.«³² Der Situationssprung bezeichnet also einen einschneidenden Übergang von der unproblematischen Lebenssituation einer angepassten Lebensform in die problematische seiner plötzlichen Unangepasstheit. Die damit verbundene Verhaltensunsicherheit und die dauernde Gewärtigung des bis dahin Unbekannten induziert ein Weltverhältnis, dessen Korrelat eben jener »Absolutismus der Wirklichkeit« sei:

»Was hier Absolutismus der Wirklichkeit genannt wird, ist Inbegriff der Entsprechungen zu diesem Situationssprung, der ohne die Überleistung infolge abrupter Unangepasstheit nicht denkbar ist. Dazu gehört die Fähigkeit der Prävention, der Vorgriff auf das nicht Eingetretene, die Einstellung aufs Abwesende hinter dem Horizont. Alles konvergierend auf die Leistung des Begriffs. Dem zuvor aber ist die reine Zuständigkeit der Angst. Sie ist, um es paradox zu formulieren, Intentionalität des Bewusstseins ohne Gegenstand. Durch sie wird der ganze Horizont gleichwertig als Totalität der Richtungen, aus denen »es herankommen kann.«³³

Welches Ereignis den Absolutismus der Wirklichkeit ursprünglich initiierte und wie der unproblematische Zustand davor konkret ausgesehen haben mag, spielt für Blumenberg letztlich keine Rolle, wie er in seinen Überlegungen zu *Lebenszeit und Weltzeit* (1986) erklärt. Es genüge, »den Begriff einer solchen Welt optimaler Einpassung des Bewusstseins in die durch reale Faktoren bestimmten Gegebenheiten und Erfordernisse nur hypothetisch einzuführen«, um ausgehend von diesem Modell »die darin liegenden Möglichkeiten ebenso wie ihre Unhaltbarkeit zu studieren.«³⁴ Tatsächlich ist eine haltbare »Urwaldgeborgenheit«, imaginiert etwa als paradiesische Lebenswelt, für neugierige Lebensformen gar nicht denkbar, da die Neugier immer schon die Grenzen dieser Welt transzendiert haben würde. Wie Blumenberg-Interpretin Barbara Merker in ihrer phänomenologischen Analyse von Blumenbergs »Lebenswelt« herausstellt, verfügen deren Bewohner über eine luxurierende Intentionalität, die über das Gegebene immer schon hinausweist: Als intentionale Wesen haben sie ein Bewusstsein von Abwesendem; zudem wollen sie wissen, »was das Abwesende ist, was hinter dem Horizont oder hinter dem Verbotenen sich verbirgt.«³⁵ Daraus folge aber, dass es nach »den von Blumenberg selbst aufgestellten Kriterien [...] es für solche intentionalen Wesen gar keine Lebenswelt geben«³⁶ kann – jedenfalls nicht im Sinne einer passgenauen Übereinstimmung von Bewusstsein und Umwelt.

Was auch immer also die Gründe für den Situationssprung gewesen sein mochten, Neugier oder Vertreibung, hier beginnt für Blumenberg die menschl-

³² Ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 35.

³⁵ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 79.

³⁶ Ebd.

che Geschichte, die sich durch eine anhaltende Divergenz »zwischen dem Horizont der Bedürfnisse und dem der Bedingung ihrer Befriedigung«³⁷ auszeichnet. Der Punkt ihrer Konvergenz bleibt dem historischen Blick notwendig entzogen, er »liegt jenseits dessen, was noch als Geschichte zugänglich sein kann: im unbestimmten Vorfeld nur noch rekonstruierbarer Bewusstseinslagen.«³⁸ Alles, was einer historischen oder geschichtsphilosophischen Betrachtung zugänglich ist, wird dementsprechend immer schon Zeugnis einer intentionalen Lebensform sein, deren Dasein sich durch die anhaltende Divergenz zwischen dem Horizont ihrer Bedürfnisse und den Bedingungen ihrer Befriedigung auszeichnet. Geschichte ist für Blumenberg daher wesentlich eine Geschichte fortgesetzter und immer neu zu vollziehender Selbstbehauptungsakte: eine historische Abfolge von Techniken, den Absolutismus der Wirklichkeit zu bannen, der sich mit den Bedingungen eines erweiterten Horizonts eröffnet. »Welchen Ausgangspunkt man auch wählen würde, die Arbeit am Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit hätte immer schon begonnen.«³⁹ Unter diese Arbeit fallen alle Verfahren, die Zukunft zu prognostizieren, das Mögliche wahrscheinlich zu machen oder auszuschließen, potentielle Drohungen abzuwenden und das Unvertraute entweder auf Distanz zu halten oder sich anzueignen. Das Resultat dieser Anstrengung ist Kultur in ihrer je historischen Gestalt. Immer schon »diesseits des Absolutismus der Wirklichkeit«⁴⁰ setzt sie diesem einen »Absolutismus der Bilder und Wünsche«⁴¹ entgegen. Darunter sei eine Tendenz zur Erreichung des prinzipiell unerreichbaren Ziels jener Konvergenz von Bedürfnissen und Befriedigungen zu verstehen, die retrospektiv als Urzustand und prospektiv als Utopie imaginiert wird. Im Absolutismus der Wünsche bekunde sich ein »Heimkehrwunsch in die archaische Unverantwortlichkeit«⁴² und im Phantasma der verlorenen Lebenswelt das »Gespenstische der unablässigen Lockung zu ihrer Wiederherstellung als Versinkenlassen der Realität.«⁴³

Bei Blumenbergs ›Lebenswelt‹ handelt es sich also um einen »Grenzbegriff«,⁴⁴ der das, was er meint, nur meinen kann, weil er das Gemeinte entbehrt: ein absolutes Heimischsein in der Welt. Dem wiederum entspricht der ›Absolutismus der Wirklichkeit‹ als ein entgegengesetzter Grenzbegriff, der die Konvergenz von Intention und Erfüllung ausschließt. Auch der damit bezeichnete Zustand absoluten Unheimischseins ist als absoluter immer schon überwunden, wenn auch nie

³⁷ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 76.

³⁸ Ebd., S. 76.

³⁹ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 13.

⁴⁰ Ebd., S. 15.

⁴¹ Ebd., S. 14.

⁴² Ebd., S. 15.

⁴³ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 66. Eine Ähnlichkeit zur psychoanalytischen Theorie des Wunsches zur Rückkehr in den Mutterleib ist hier nicht zufällig; Blumenberg deutet sie in *Arbeit am Mythos*, S. 15 als eine »selbst mythische Ausdrucksform für diesen Sachverhalt«. Er bezieht sich dabei auf Sándor Ferenczis Versuch einer Genitaltheorie von 1924.

⁴⁴ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 63.

endgültig gebannt. Er markiert einen Zustand der Welt unter den Bedingungen des Bewusstseins abzüglich aller kulturellen Leistungen, die es davor bewahren. Kultur ist in diesem Sinne eine »Kunst des Überlebens«: eine pragmatische »Leistung der Distanz, die das Unerträgliche ertragbar macht, das Schreckliche entmächtigt.«⁴⁵ Zugleich aber ist sie immer auch ein Versuch zur »Wiederherstellung der Lebenswelt unter den Bedingungen der Intentionalität«⁴⁶ – und damit eine grundsätzlich utopische Leistung. Aus Blumenbergs Kulturphilosophie folgt somit, dass das Gelingen einer Kultur von der Bewältigung einer doppelten, in sich gegenstrebigem Herausforderung abhängt: Zum einen muss sie als eine historische Konstellation von »Teil-Welten, in denen wir leben [...] mit der Verlassenheit zwischen den Lebenswelten – der hypothetischen des Ausgangs und der utopischen des Endzustands«⁴⁷ zurechtkommen. In diesem Zustand des Entzugs, des Ausbleibens der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünsche, muss sie sich gegen die existenzielle Drohung des Absolutismus der Wirklichkeit behaupten. Zum anderen aber darf sie den »gespenstischen« Lockungen des Absolutismus der Wünsche nicht verfallen. Denn jenem »Heimkehrwunsch« in die archaische Verantwortunglosigkeit unmittelbar zu folgen, würde auch bedeuten auf die Errungenschaften ihrer Selbstbehauptung zu verzichten. Es wäre die Rückkehr in das Leben von Reiz und Reaktion, ins reine, willenlose Sein.⁴⁸ Die »schlechthinnige Preisgabe an Mächte, denen nicht widersprochen werden kann, nicht widerstanden zu werden braucht«⁴⁹ kann dabei religiöse, ästhetische oder politische Formen annehmen. Kultur in diesem Sinne ist also immer ein kontingenter Kompromiss aus beiden Anforderungen und damit das Resultat einer doppelten Auseinandersetzung mit dem Unheimlichen, das einmal als der Schrecken absoluten Unheimischseins und einmal als die Verheißung absoluten Heimischseins die Selbstbehauptung des Daseins und den Bestand einer Kultur ebenso bedingt wie bedroht. Beide Pole würden eine Auslöschung des intentionalen Subjekts zur Folge haben, weil es sich unter beiden Bedingungen nicht mehr als ein Selbst behaupten kann. Es würde verschmelzen mit einem absoluten Ursprung oder aufgelöst in einer radikalen Kontingenz. Weil sich Kultur ihrer Bezüge zu diesen Polen nie entledigen kann, muss sie in der Spannung zwischen beiden einen Kompromiss bilden, den Barbara Merker prägnant auf die Formel der »Wiederherstellung der Lebenswelt unter den Bedingungen der Intentionalität«⁵⁰ gebracht hat.

Blumenbergs Kulturtheorie zufolge bildet jede historische Lebenswelt nun eine spezifische Figuration dieses Kompromisses. So ist die *Arbeit am Mythos* ebenso eine konkrete Form dieses Prozesses wie die moderne Technik. Mit der Lebens-

⁴⁵ Franz Josef Wetz und Hermann Timm: »Vorwort«, in: Dies. (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 9–10.

⁴⁶ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 82.

⁴⁷ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 66.

⁴⁸ Vgl. Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 83.

⁴⁹ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 15.

⁵⁰ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 82.

welt als einem Grenzbegriff denkt und schreibt Blumenberg gegen das »Lebensweltmißverständnis«⁵¹ an, wie es von der Phänomenologie Edmund Husserls aufgeworfen und hinterlassen wurde: Die Lebenswelt ist gerade nicht die wiederzugewinnende Sphäre eines vortheorietischen, durch Technisierungen verstellten, ursprünglichen oder natürlichen Weltbezugs.⁵² Sie ist immer schon das Resultat praktizierter Kulturtechniken zum »Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit«.⁵³

Im Zusammenhang mit seiner Korrektur des Lebensweltmissverständnisses unter dem Gesichtspunkt der Technik als einer notwendigen Funktion kultureller Selbstbehauptung erfolgt nun auch Blumenbergs Neubewertung der Rhetorik. In seiner *Anthropologischen Annäherung an die Aktualität der Rhetorik* (1971) stellt er diese der Technik gegenüber, allerdings unter einem gemeinsamen Aspekt – dem der Temporalisierung. Stand die Technik seit jeher mit Beschleunigungsprozessen im Bunde, habe sich die Funktion der Rhetorik im Laufe der Zeit geändert: Während die klassische Rhetorik noch »wesentlich auf das Mandat zum Handeln« zielte, werbe die moderne Rhetorik vielmehr »für die Verzögerung des Handelns oder zumindest um Verständnis für sie«.⁵⁴ Technik kann Handlungsabläufe optimieren, Rhetorik Handlungen verzögern und Entscheidungen aufzuschieben. Grundsätzlich ist beides auch umgekehrt möglich. Technik vermag Handlungsabläufe ebenso zu verlangsamen wie Rhetorik Entscheidungsfindungen zu beschleunigen. Dies weist auf eine innere Verwandtschaft beider hin, die sich im Laufe der Argumentation Blumenbergs gerade im Problem oder Phänomen der Metapher bekundet.⁵⁵ Die Metapher hat ebenso teil an den Prozessen lebensweltlicher Technisierung, wie sie deren Folgen kompensiert. Durch die moderne Technik sei ein »Mißverhältnis entstanden zwischen der Beschleunigung von Prozessen und den Möglichkeiten, sie im Griff zu behalten, mit Entscheidungen in sie einzugreifen und sie mit anderen Prozessen durch Übersicht zu koordinieren.«⁵⁶ Dieses Missverhältnis impliziert eine Problematik, die vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jh. nicht nur in der Technikphilosophie, sondern auch in der

⁵¹ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 25. Vgl. Hans Blumenberg: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999 und die aus dem Nachlass erschienene *Theorie der Lebenswelt*, Berlin 2010.

⁵² Vgl. Oliver Müller: »Natur und Technik als falsche Antithese. Die Technikphilosophie Hans Blumenbergs und die Struktur der Technisierung«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 115 (2008) 1, S. 99–124. Christoph Hubig: »Technik und Lebenswelt«, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 7 (2013) 2, S. 255–269.

⁵³ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 13.

⁵⁴ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 124.

⁵⁵ Rüdiger Campe: »Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher. Blumenbergs systematische Eröffnung«, in: Haverkamp/Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 293 sieht im Zusammenhang mit Blumenbergs »anthropologischer Wende« eine Akzentverschiebung von den *Paradigmen* zu der *Annäherung* bezüglich des Verhältnisses von Technik und Rhetorik, deren systematischen Zusammenhang er als die von Blumenberg nicht ausdrücklich gezogene Konsequenz einer »Technik der Metapher« resümiert: »Anthropologie [...] ist einfach nur ein anderer Name für das Zusammen- und Widerspiel zwischen Rhetorik und Technik innerhalb der Metaphorologie.«

⁵⁶ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 122.

Gesellschaftstheorie eingehend diskutiert wird, etwa in Bezug auf die Komplexität sozialer Systeme, die mit fortschreitender Ausdifferenzierung einer sie integrierenden Rationalität entbehren, oder in Bezug auf die Risikogesellschaft, die im Wesentlichen mit Folgeproblemen ihrer technisch-ökonomischen Entwicklung beschäftigt ist.⁵⁷ Trotz oder gerade wegen fortschreitender Technisierung entzieht sich das Ganze der Gesellschaft, wie auch der »Teil-Welten, in denen wir leben«⁵⁸, einer umfassenden Beobachtbarkeit und Kontrolle. In diesem Zusammenhang haben Metaphern, als »signifikantes Element der Rhetorik«, eine doppelte Funktion: Zum einen gewähren und plausibilisieren sie, im Sinne der *Paradigmen*, eine Kohärenz theoretischer Entwürfe oder wissenschaftlicher Konzepte in Forschungs- und Anwendungszusammenhängen. Dazu gehört, neben der epistemischen und heuristischen Bedeutung von Metaphern, auch die Genese technischer Leitbilder.⁵⁹ Zum anderen konstituieren und legitimieren sie, im Sinne der *Anthropologischen Annäherung*, die Kohärenz kultureller Welt- und Selbstverständnisse.⁶⁰ »Am deutlichsten wird das dort«, schreibt Blumenberg, wo eine individuelle oder kollektive Urteilsbildung »nicht ans Ziel kommen kann«, weil entweder ihr Gegenstand den Prozess der Urteilsfindung »überfordert (die ›Welt,

⁵⁷ Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1999. Ulrich Beck: *Risikogesellschaft*, Frankfurt/M. 1996.

⁵⁸ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 66.

⁵⁹ Zu dieser Thematik sind inzwischen zahlreiche Publikationen erschienen. Vgl. Mary B. Hesse: »The Explanatory Function of Metaphor«, in: Dies. (Hg.): *Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science*, Brighton 1981. James J. Bono: »Science, Discourse, and Literature. The Role/Rule of Metaphor in Science«, in: Stuart Peterfreund (Hg.): *Literature and Science*, Boston 1990, S. 59–89. Karlheinz Jakob: *Maschine, mentales Modell, Metapher*, Tübingen 1991. David Ingram: »The Copernican Revolution Revisited: Paradigm, Metaphor and Incommensurability in the History of Science«, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 4, S. 11–35. Lutz Danneberg et al. (Hg.): *Metapher und Innovation*, Bern 1995. Wolfgang Bergem et al. (Hg.): *Metapher und Modell*, Trier 1996. Petra Drewer: *Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens*, Tübingen 2003. Olaf Jäkel: *Wie Metaphern Wissen schaffen*, Hamburg 2003. Rebecca Netzel: *Metapher: Kognitive Krücke oder heuristische Brücke?*, Hamburg 2003. Christina Brandt: *Metapher und Experiment*, Göttingen 2004. Thomas Eder/Franz Josef Czernin: *Zur Metapher. Die Metapher in Philosophie, Wissenschaft und Literatur*, München 2007. Rüdiger Zill: »Metapher als Modell«, in: Wolfgang Sohst (Hg.): *Die Figur des Neuen*, Berlin 2008. Lutz Danneberg et al. (Hg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, Wiesbaden 2009. Matthias Junge: *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010.

⁶⁰ Die seither erschienenen Publikationen zu dieser Thematik sind nicht minder zahlreich. Vgl. Stephen C. Pepper: *World Hypotheses*, Berkeley 1972. Paul Ricœur: *La métaphore vive*, Paris 1975. Alexander Demandt: *Metaphern für Geschichte*, München 1978. Dietmar Peil: *Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1983. Barbara Stollberg-Rilinger: *Der Staat als Maschine*, Berlin 1986. Richard Rorty: *Contingency, Irony, and Solidarity*, Cambridge 1991. Herfried Münkler: *Politische Bilder, Politik der Metaphern*, Frankfurt/M. 1994. Francesca Rigotti: *Die Macht und ihre Metaphern*, Frankfurt/New York 1994. Olaf Briese: *Die Macht der Metaphern*, Stuttgart 1998. Philipp Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, Tübingen 2000. Vanessa Albus: *Weltbild und Metapher*, Würzburg 2001. Susanne Lüdemann: *Metaphern der Gesellschaft*, München 2004. Zoltán Kövecses: *Metaphor in Culture*, Cambridge 2007. Zoltán Kövecses: *Language, Mind and Culture*, Oxford/New York 2006. Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009.

das ›Leben‹, die ›Geschichte‹, das ›Bewußtsein‹) oder weil der Spielraum für das Verfahren nicht ausreicht, wie in Situationen des Handlungszwangs«⁶¹. Wenn Blumenberg schließlich prägnant pointiert: »Evidenzmangel und Handlungszwang sind die Voraussetzungen der rhetorischen Situation«,⁶² dann ist die Rhetorik in diesem Sinne – und mit ihr die Metapher – eine Technik der Selbstbehauptung eines Mängelwesens, das die Bedingungen seines Daseins nicht beherrscht, aber doch bewältigen muss. Die Metapher als ein rhetorisches Verfahren der Technisierung ist daher nicht nur in einem instrumentellen Sinne zu verstehen. »Als Verhaltensmerkmal eines Wesens, das *trotzdem* lebt, ist sie im Sinne des Wortes ein ›Armutzeugnis‹.«⁶³ Der Armut des Mängelwesens entspricht indessen ein offenkundiger Einfallsreichtum, dessen Spuren ja der eigentliche Gegenstand der metaphorologische Arbeit sind. Hier zeichnet sich eine konzeptionelle Spannung in der metaphorologischen Theorie an, die sich mit ihrer anthropologisierenden Grundlegung verbindet. Diese Spannung macht sich schließlich auch im Begriff der Metapher selbst bemerkbar.

Dass Blumenberg im Zuge seiner *Anthropologischen Annäherung an die Rhetorik* vor allem das Vermögen der Rhetorik zur Verzögerung hervorhebt, betont gegenüber dem instrumentellen ihr kompensatorisches Moment. Wo fortschreitende Technisierung mittels Artefakten und Operationsketten nicht nur Handlungsabläufe stabilisiert und beschleunigt, sondern mit der Unübersichtlichkeit und Unkontrollierbarkeit des Gesamtzusammenhangs einer Kultur auch eine »Reizüberflutung«⁶⁴ produziert, eröffnet die Metapher die Möglichkeit rhetorischer Ersatzhandlungen, die Entscheidungen nicht nur *aufschieben*, sondern auch *substituieren* können. Indem sie als eine Form ›uneigentlicher‹ Rede bisher Selbstverständliches oder Unverstandenes neu oder anders beschreibt und dabei etwas zu denken gibt, irritiert sie habitualisierte Reflexe, hält sie den Ablauf routinierter Handlungs- und Denkmuster auf. In Bezug auf *kulturelle Praktiken* kann sie das Gefüge geltender Handlungszwänge bremsen, stören oder unterbrechen. Doch der »Handlungszwang selbst ist kein durch und durch ›realer‹ Faktor, er beruht auch auf der ›Rolle‹, die dem Handelnden zugeschrieben wird oder mit der er sich selbst zu definieren sucht – auch das Selbstverständnis bedient sich der Metaphorik«.⁶⁵ Damit können Metaphern das Gefüge geltender Handlungszwänge auch plausibilisieren und stabilisieren. Indem die Metaphorologie aus dieser Perspektive die metaphorische Grundkonstitution von Handlungszwängen in Rollenmustern thematisiert und aufdeckt, ermöglicht sie als methodisches Entschleunigungsverfahren eine Form kulturkritischer Praxis.

⁶¹ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 116.

⁶² Ebd., S. 117.

⁶³ Ebd., S. 130.

⁶⁴ Ebd., S. 122.

⁶⁵ Ebd., S. 117f. Blumenberg bezieht sich hierbei auf das soziologische Rollenkonzept von Georg Simmel und Erving Goffmans *Stigma* (1963).

In Bezug auf diejenigen Aspekte der Lebenswelt, die per se nicht Gegenstand, allenfalls Bedingung oder Referenz von Handlungen sein können, wie eben jene unverfügbaren ›Gegenstände‹, die die Urteilskraft systematisch überfordern, erfüllt die Metapher in anthropologischer Perspektive die Funktion einer kulturellen Ersatzbildung. Die Grundbedingungen des Daseins, die sich einem objektiven Zugang und damit einer technischen Kontrolle entziehen, sind nur auf dem Umweg des Metaphorischen verhandelbar. Hier kommt Blumenberg wieder auf den Begriff des *Symbols* zurück, diesmal in kritischer Anknüpfung an Cassirer:

»Der metaphorische Umweg, von dem thematischen Gegenstand weg auf einen anderen zu blicken, der vorgehend als aufschlussreich vermutet wird, nimmt das Gegebene als das Fremde, das Andere als das vertrauter und handlicher Verfügbare. Ist der Grenzwert des Urteils die Identität, so ist der Grenzwert der Metapher das Symbol [...]. Das *animal symbolicum* beherrscht die ihm genuin tödliche Wirklichkeit, indem er sie vertreten lässt; es sieht weg von dem, was ihm unheimlich ist, auf das, was ihm vertraut ist.«⁶⁶

Die Metapher in dem so verstandenen anthropologischen Sinne als grenzwertiges Symbol ersetzt etwas, das *per se* unverfügbar ist, zugleich aber die Bedingungen einer Lebenswelt konstituiert. Dieser Bezug ist durchaus nicht ›objektiv‹, sondern ein genuines Bewusstseinsphänomen. Als Ursprung prinzipiell unbeantwortbarer, aber immer schon beantworteter Fragen ist die Konkretion des Bezugs wesentlich historisch. Jede Zeit – Blumenberg denkt hier in epochalen Maßstäben, etwa der Neuzeit – definiert sich über die Antworten, die sie auf diese aporetischen Fragen findet. Indem das Unverfügbare durch das Vertraute verstanden oder gar substituiert wird, trägt jede absolute Metapher einen historischen Index. Sie entspringt stets der Zeit einer spezifischen Kultur. Das Selbst und seine Welt wird damit immer durch das bestimmt, was sie selbst nicht sind. Dieses Verhältnis bezeichnet Blumenberg auch als »die Struktur der ›Selbstäußerlichkeit‹. [...] Der Mensch begreift sich nur über das, was er nicht ist, hinweg. Nicht erst seine Situation, sondern schon seine Konstitution ist potentiell metaphorisch.«⁶⁷ Indem die Metaphorologie die metaphorische Grundkonstitution eines kulturellen Handlungszusammenhangs interpretiert, ermöglicht sie als historische Methode eine Form kulturtheoretischer Praxis.

Als kulturtheoretische wie als kulturkritische Praxis ist die Metaphorologie primär an der *Funktion* von Metaphern interessiert. Diese betrifft, in Blumenbergs anthropologischer Perspektive, insbesondere ihre Bedeutung für das Selbst- und Weltverständnis einer Kultur. In dieser Funktion ist die Metapher kein Resultat individueller Entscheidungen. Sie ist, zum einen, immer bezogen auf frühere Antworten, d.h. auf eine historische *Tradition*, zum anderen auf aktuelle Gegebenheiten, d.h. auf eine gegenwärtige *Situation*. Das Problem der Technisierung erhält damit einen doppelten Aspekt. Als eine eminente Kulturtechnik unterliegt

⁶⁶ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 116.

⁶⁷ Ebd., S. 134–135.

jede Metaphorik einer eigenen Geschichte und eigenen Gesetzmäßigkeiten, die in der Perspektive einer historischen Metaphernforschung diachron untersucht werden können. Blumenberg spricht in den *Paradigmen* von »Längsschnitten«⁶⁸, die zu legen sind. Durch ihr spezifisches Verfahren beruhen Metaphern aber immer auch auf Bezügen zu Techniken, deren Erforschung eine historische Perspektive verlangt, die sowohl kulturwissenschaftliche als auch technikgeschichtliche Aspekte umfasst. Im Hinblick auf diese letztlich interdisziplinäre Anforderung spricht Blumenberg auch von »Querschnitten«, die gelegt werden müssen, »idealiter in jedem relevanten Abschnitt unseres Längsschnittes, um vollends faßbar zu machen, was die herangezogenen Metaphern jeweils ›bedeuten‹. Solche Querschnitte können, für sich betrachten, nicht mehr rein metaphorologisch sein«.⁶⁹

Während das methodische Bild auch problematische Implikationen mit sich führt, auf die noch genauer einzugehen sein wird (Kap. VIII.4), markiert es doch zunächst einmal den synchronen Aspekt einer metaphorologischen Perspektive, die damit über sich selbst hinausweist. Dies betrifft letztlich die Wechselwirkungen zwischen dem Unbekannten, Unverfügbaren, Unbeherrschbaren als den Instanzen des Absolutismus der Wirklichkeit einerseits und dem Vertrauten, Bekannten, Selbstverständlichen als den Figurationen der Lebenswelt andererseits. Aus dieser Wechselwirkung entfaltet sich eine paradoxe Konsequenz für die Metapher, deren semantische Implikationen aus der Interaktionstheorie inzwischen gut bekannt sind: In dem Maße, wie sie das Unbekannte vertraut macht, verfremdet sie das Bekannte.⁷⁰ »Doch was für die meisten eine semantische Feinheit ist, eingeführt als Ausgangspunkt für eine stimmige Einordnung der Metapher in den Gesamtzusammenhang einer Sprachtheorie, erhält bei Blumenberg dramatisch existentielle Züge«, stellt Blumenberg-Forscher Rüdiger Zill fest: »Der Mechanismus der Metapher domestiziert [...] das Unheimliche und Fremde. Das prädestiniert ihn aber zu einer außergewöhnlichen Vermittlungsleistung, denn genau so wie er das Fremde vertraut macht, wird auch das Vertraute verfremdet.«⁷¹ Diese Dynamik der Metapher unterläuft damit genau das, was sie eigentlich gewährleisten soll: eine »haltbare Vertrautheit der Welt«.⁷² Das Problem hatte Blumenberg selbst als die »Widerstimmigkeit«⁷³ der Metapher benannt und zum Ausgangspunkt seines *Ausblicks auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit* gemacht: Den anthropologisch verlorenen und metaphorisch wiederhergestellten Bezug zur Lebenswelt als eine Substruktur der interpretierten Texte nachzuweisen, wird zu einer Hauptaufgabe der metaphorologischen Arbeit. Sie widmet sich

⁶⁸ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 49.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Zur Interaktionstheorie siehe oben, S. 54, Anm. 11 u. 12.

⁷¹ Rüdiger Zill: »Substrukturen des Denkens«, in: Hans Erich Bödeker/Mark Bevir (Hg.): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Metapherngeschichte*, Göttingen 2004, S. 243–245.

⁷² Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 90.

⁷³ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: *Schiffbruch mit Zuschauer*, S. 88.

damit der unabschließbaren Aufgabe, den historischen immer wieder sich neu konfigurierenden Entfaltungen der Metapher und den sich darin bekundenden Anspruch der Lebenswelt nachzuspüren, wie sie nach dem vollendetem Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit erschiene: Alles Unbegreifliche wäre begriffen, alles Unheimliche domestiziert, alles Wünschbare erreicht und alles Bedrohliche gebannt oder beherrscht.⁷⁴ Gleichzeitig aber hat sie den Gründen und Bedingungen nachzugehen, welche die Erreichung dieses Ziels hintertreiben.

Während der Mechanismus der Metapher selbst an den Prozessen der Verfremdung der Lebenswelt teilhat, so ist er doch nicht der einzige oder entscheidende Grund dafür. Denn der gesamte Kulturprozess verläuft nach Blumenberg nicht im Sinne eines zivilisatorischen Fortschritts als das sich einer idealen Lebenswelt beständig annähernde Noch-Nicht. Die kompensatorischen und instrumentellen Momente von Technisierung produzieren zwar jene *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. Die Arbeit am Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit hat aber Konsequenzen, die als Folgelasten einer früheren Generation an die spätere weitergereicht werden. Was etwa für die Philosophie die Tradition der großen Fragen und ihrer Antworten ist, deren Aporien zu immer wieder neuen Anläufen oder auch Zurückweisungen führt, die ihrerseits neue Probleme aufwerfen; das sind auf Ebene des technischen Fortschritts etwa die Konsequenzen der Industrialisierung, die weiterführende Technisierungen zur Behebung ihrer Folgelasten, die wiederum Probleme mit sich bringen und neue Lösungsverfahren erzwingen usw.

In seiner vielleicht drastischsten Form wird dies am Beispiel der Atomkraft evident.⁷⁵ In entsprechender Verschärfung dieser Perspektive entspricht der ›Abbau‹ des Absolutismus der Wirklichkeit kaum noch dem fortschreitenden Aufbau einer kulturellen Welt, die das biologische Mängelwesen vor den Zumutungen der Wirklichkeit bewahrt und in der es sich einigermaßen sicher und behaglich einrichten kann. Der Abbau ist so besehen nur ein beständiger Umbau der Wirklichkeit, verbunden mit einer unentwegten Verlagerung von Bedrohungen und Entlastungsangeboten. Hieraus ergäbe sich ein *spezifischer Sinn des Begriffs einer kulturellen Leitmetapher*: Ihre Funktion würde darin bestehen, in dieses Umbau- und Verlagerungsgeschehen orientierend einzugreifend und ihm eine Richtung zu geben. Ob kulturelle Leitmetaphern dabei auch absolute Metaphern sind, würde davon abhängen, ob ihre Übertragungen auf einen ›eigentlichen‹ Sinn rückführbar wären – d.h. ob sie begrifflich adäquat paraphrasierbar sind.

⁷⁴ Vgl. Blumenberg: *Theorie der Lebenswelt*.

⁷⁵ Nach dem Kalten Krieg als technikphilosophisches Problem aus der Mode gekommen, bildet die Nukleartechnik eines der Hauptprobleme v.a. von Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen*. Band I: *Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution* (1956), München 1992. Hans Jonas: *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation* (1979), Frankfurt/M. 1984. Günter Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen. Band II. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution* (1980), München 1992.

Hieraus ergibt sich ein grundsätzliches, von Blumenberg hinterlassenes metaphorologisches Problem. Da er eine systematische Ausführung der Metaphorologie als Theorie niemals vorgelegt hat, ist sein Begriff der Metapher unterbestimmt geblieben. Indem er sich auf das Phänomen der absoluten Metapher konzentriert, braucht er auch kaum weitere Kriterien dafür anzugeben, außer dass sie sich dem Begrifflichen gegenüber irreduzibel verhalten.⁷⁶ Alle darüber hinausgehenden Bestimmungen gibt Blumenberg nur indirekt, vorzugsweise in geologischer Metaphorik, wie etwa mit der oben zitierten »Nährlösung der systematischen Kristallisationen«,⁷⁷ in der die Metapher als etwas Flüssiges vorgestellt wird, als Gemisch eines »Bildervorrats«, der sich in begrifflichen Systemen, die kristallin vorgestellt werden, verfestigen kann. Dieser Bildervorrat diene »nicht nur als Substrat für Transformationen ins Begriffliche [...], sondern als eine katalysatorische Sphäre, an der sich zwar ständig die Begriffswelt bereichert, aber ohne diesen fundierenden Bestand dabei umzuwandeln und aufzuzehren«.⁷⁸

Was damit ausgedrückt wird, ist noch einmal der Gedanke der Irreduzibilität. Doch lässt das Bild offen, warum *prinzipiell* nicht alle Metaphern vom Begriff aufgezehrt werden könnten bzw. warum nicht alle Metaphern absolut sind.⁷⁹ Hat dies etwas mit terminologischen Sättigungsgraden zu tun? Was müsste man sich darunter vorstellen? Hier hilft die geologische Metaphorik nicht weiter. Diese Unklarheit wird auch durch andere Erläuterungen Blumenbergs nicht ausgeräumt. Seine Plausibilisierungsstrategie beruht auf einer systematischen Behauptung und einer historischen Indizienbeweisführung. Was metapherntheoretisch offenbleibt, soll metapherngeschichtlich eingelöst werden. Wegen ihrer theoretischen Unterbestimmtheit und ihrer historischen Ausrichtung hat die Frage nach dem Verhältnis von Begriff und Metapher in der Rezeption der Metaphorologie vor allem im Kontext der philosophischen Begriffsgeschichte stattgefunden – nicht zuletzt auch aus werkgeschichtlichen Gründen.

2. Metaphern- oder Begriffsgeschichte?

Das Terrain der Metaphorologie eröffnet Blumenberg auf dem Gebiet der Begriffsgeschichte. Daraus bestimmt sich zunächst auch das Verhältnis von Meta-

⁷⁶ Die Unterbestimmtheit des allgemeinen Metaphernbegriffs betrifft letztlich auch grundlegende Fragen nach der Spezifik absoluter Metaphern. Vgl. Kaminski: »Was heißt es, dass eine Metapher absolut ist?«

⁷⁷ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13. Siehe oben, S. 63.

⁷⁸ Ebd., S. 11.

⁷⁹ Dass »alle Metaphern absolute Metaphern« seien, hat Harald Weinrich: *Sprache in Texten*, Stuttgart 1976, S. 174 gegen Blumenberg geltend gemacht; eine Behauptung, die allenfalls für die von ihm ins Spiel gebrachte »kühne« Metapher gelten kann. Vgl. Harald Weinrich: »Semantik der kühnen Metapher«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (1963) 37, S. 324–344. Das Problem wird uns weiter unten (Kap. VII) noch einmal in anderer Gestalt in der Differenz von toter und lebendiger Metaphorik wiederbegeben.

pher und Begriff im Kontext der Metaphorologie. Welche Konsequenzen das hat, wird seither in der Forschung kontrovers diskutiert. Dabei haben sich zwei gegensätzliche Pole herausgebildet, um die sich die Beiträge und Standpunkte gruppieren oder zwischen denen sie eine vermittelnde Zwischenstellung einnehmen. Der eine Pol entspricht der Auffassung, dass sich die Metaphorologie als eine Hilfsdisziplin in das Unternehmen der philosophischen Begriffsgeschichte einordnet – womit sie auch allen Einwänden ausgesetzt sei, die gegen letztere erhoben werden. Ihr gegenüber firmiert die Position, dass sich die Metaphorologie in ein subversives Verhältnis zur Begriffsgeschichte gesetzt habe, indem sie Argumente und Methoden bereitstelle, die ihr Unternehmen radikal in Frage stellen. Die Kontroverse über das Verhältnis von Metapher und Begriff ist dabei an die Entstehungsgeschichte des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* (HWPh) gebunden, das – 1963 als beispielloses Großprojekt der philosophischen Begriffsgeschichte initiiert – zwischen 1971 und 2007 von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel in 13 Bänden herausgegeben wurde. Da die Kontroverse bisher nicht beigelegt und über ihren rezeptionshistorischen Kontext auch für den theoretischen und methodischen Anspruch der Metaphorologie von Interesse ist, wird es hilfreich sein, die systematische Problemkonstellation der Debatte im Hinblick auf die hier interessierende Fragestellung kurz darzustellen.

Die Verfechter einer begriffsgeschichtlichen Subordination der Metaphorologie sehen letztlich keine grundlegende Differenz oder gar Diskrepanz zwischen der Methodik der Metaphorologie und ihren möglichen Erfolgen zu denen der philosophischen Begriffsgeschichte. Sie können sich dabei auf die Selbstbeschreibung Blumenbergs berufen, in denen er den Anspruch seiner Arbeit eindeutig benennt. In den 1960 zuerst im *Archiv für Begriffsgeschichte* veröffentlichten *Paradigmen* bestimmt er deren Verhältnis »zur Begriffsgeschichte (im engeren terminologischen Sinne) als ein solches der Dienstbarkeit.«⁸⁰ Noch in dem 1979 veröffentlichten *Ausblick* bekräftigt Blumenberg dieses Selbstverständnis, wenn er den ursprünglichen Zweck der Metaphorologie als »subsidiäre Methodik für die gerade ausholende Begriffsgeschichte« rekapituliert; seither habe sich »an der Funktion der Metaphorologie nichts«⁸¹ geändert.

Dass die »Dienstbarkeit« der Metaphorologie für die Begriffsgeschichte aber eigentlich darin bestanden habe, ihr einen Bärenienst zu erweisen, ist die Position derjenigen, die in der Metaphorologie ein subversives Unterfangen sehen, das die Begriffsgeschichte in ihrem Kern bedroht. Am vehementesten vertritt diese Position wohl Anselm Haverkamp, der diese These mit dem Ausschluss Blumenbergs aus dem HWPh begründet. Haverkamps Argumentation zufolge hätte die Metaphorologie das begriffsgeschichtliche Wörterbuch »nicht nur, wie Ritters Vorwort den Ausschluss Blumenbergs erklärte, gesprengt, sie hätte es in der ge-

⁸⁰ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13.

⁸¹ Ebd.

planten Form insgesamt erledigt.«⁸² Den Ausschluss von Metaphern und metaphorischen Wendungen aus der Nomenklatur des Wörterbuchs hat Herausgeber Joachim Ritter, unter dezidierter Bezugnahme auf Blumenberg, lediglich mit pragmatischen Gründen gerechtfertigt, wenn er im *Vorwort* (1971) des ersten Bandes erklärt:

»Der Grund dieses Verzichtes war die Einsicht, daß damit das Wörterbuch bei dem gegebenen Stand der Forschungen in diesem Felde überfordert würde und daß es besser sei, einen Bereich auszulassen, dem man nicht gerecht werden kann, als sich für ihn mit unzureichender Improvisation zu begnügen.«⁸³

Dieser Darstellung widerspricht Haverkamp nun entschieden, wenn er – unter anderem in Andeutung von »erheblichen kriminalistischen Details aus Umfeld und Geschichte des Ritterschen Wörterbuchs«⁸⁴ – in der Metaphorologie, »wie Ritter klar einsah, den Stachel einer radikalen Alternative«⁸⁵ erkennt. Sie sei gerade keine bloß »subsidiäre Methodik für die gerade ausholende Begriffsgeschichte«, als die Blumenberg eigenhändig das abgetane Vorhaben verleugnet.«⁸⁶ Haverkamp zufolge verschulde sich der begriffsgeschichtliche Ausschluss der Metaphorologie einer doppelten Unaufrichtigkeit: einerseits der Wörterbuchherausgeber, deren Projekt durch jene fundamental gefährdet gewesen sei und andererseits Blumenbergs selbst, der »in an Selbstverleugnung grenzendem Gleichmut« die nachgerade revolutionären *Paradigmen* in Rothackers *Archiv für Begriffsgeschichte* habe »beisetzen lassen«.⁸⁷

Der Mitherausgeber des HWPh Gottfried Gabriel hat diese Darstellung Haverkamps als eine dekonstruktive Vereinnahmung Blumenbergs zurückgewiesen.⁸⁸ In Verteidigung von Ritters pragmatischer Begründung hinsichtlich der »Darstellungsform des Wörterbuchs und dessen Realisierung unter konkreten Bedingungen« beruft sich Gabriel auf den zweiten Herausgeber des HWPh Karlfried Gründer, demzufolge »die Metaphorologie ›zentral‹ in die Begriffsgeschichte

⁸² Anselm Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, in: Ders./Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 239. Zuvor in Anselm Haverkamp: *Metapher*, München 2007, S. 147.

⁸³ Joachim Ritter: »Vorwort«, in: *HWPh*, Bd. 1, 1971, S. ix.

⁸⁴ Haverkamp: *Metapher*, S. 147–148. Die Andeutung bezieht sich offenbar auf das »komplizierte, den Briefwechsell dieser Zeit unterliegende Gerangel« auf das Haverkamp an anderer Stelle zu sprechen kommt, in: »Das Skandalon der Metaphorologie«, in: Ders./Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 38. Siehe auch unten, Anm. 87.

⁸⁵ Anselm Haverkamp: »Die Technik der Rhetorik. Blumenbergs Projekt«, in: Hans Blumenberg: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2001, S. 437–438.

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Haverkamp: »Das Skandalon der Metaphorologie«, S. 38. Der »Beisetzung« sei ein ärgerlicher Anlass unmittelbar vorausgegangen: »Gadamer hatte Blumenberg auszubooten versucht (Briefe an Ritter vom 7.6.66 und 18.1.67).«

⁸⁸ Gottfried Gabriel: »Begriffsgeschichte vs. Metaphorologie? Zu Anselm Haverkamps dekonstruktiver Vereinnahmung Blumenbergs«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) 2, S. 121–125.

gehöre«. ⁸⁹ Entsprechend sei das »metaphorologische Projekt Blumenbergs, das zudem in Artikeln wie ›Metapher‹ und ›Unbegrifflichkeit‹ thematisch wird, [...] vom ersten bis zum letzten Band des HWPh präsent.« ⁹⁰ Wenn Blumenberg sich schließlich dem Angebot Ritters zur Übernahme einiger Artikel für das Wörterbuch »höflich verweigerte« und diese Verweigerung mit »einer ›Differenz der begriffsgeschichtlichen ›Theorien‹« begründet habe, so bestehe die Differenz letztendlich nur darin, dass er sich »der lexikalischen Darstellungsform des HWPh nicht unterwerfen mochte«. ⁹¹

Kommt es Gabriel im historischen Teil seiner Argumentation darauf an, »daß die angesprochene Differenz von Blumenberg *innerhalb* der Begriffsgeschichte markiert wird, Metaphorologie also keineswegs gegen Begriffsgeschichte ausgespielt wird«, ⁹² zielt der systematische Teil seiner Argumentation auf eine Relativierung der Dichotomie von Begriff und Metapher, indem er beide als vorpropositionale Gebilde, d.h. als Elemente von Sätzen bestimmt, die als solche keinen Wahrheitswert haben können:

»Verifizieren lassen sich nur Aussagen und Behauptungen, also propositionale Inhalte, Metaphern und Begriffe sind aber nicht propositionale, sondern vorpropositionale Gebilde. Die Frage nach Wahrheit oder Falschheit kann also bei beiden gar nicht aufkommen. Gleichwohl können Metaphern- und Begriffsbildungen angemessen oder unangemessen sein.« ⁹³

Zwar bleibt zunächst unklar, was Angemessenheit im Kontext unmöglicher Verifizierbarkeit heißen kann. ⁹⁴ Doch erläutert Gabriel dies in einer erweiterten Fassung des Aufsatzes genauer im Hinblick auf die epistemische Notwendigkeit von Metaphern und rhetorischen Operationen insbesondere für die Praxis philosophischen Sprechens. Gerade auf dem Gebiet der Logik schaffe die Metapher Abhilfe in der »Ausdrucksnot desjenigen, der eine Unterscheidung einführen und auf den Begriff zu bringen sucht, ohne dies in der üblichen Weise durch eine Definition tun zu können«. ⁹⁵ Die Ausdrucksnot, und mit ihr die Metapher, trete innerhalb der Logik überall da auf, wo man sagen will, was sich nicht sagen lasse. So wird die Metapher zum »Mittel der kategorialen Erläuterung des logisch Unsagbaren. [...] Sie zeigt etwas rhetorisch *prägnant*, was logisch *präzise* nicht gesagt werden kann«. ⁹⁶

⁸⁹ Ebd., S. 12. Gabriel bezieht sich auf Karlfried Gründer: »Bericht über das ›Archiv für Begriffsgeschichte‹«, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur*, Mainz 1967, S. 76.

⁹⁰ Gabriel: »Begriffsgeschichte vs. Metaphorologie?«, S. 121.

⁹¹ Ebd., S. 122.

⁹² Ebd.

⁹³ Ebd., S. 123.

⁹⁴ Es erfolgt lediglich der Hinweis auf Blumenbergs Wittgenstein-Referenz, derzufolge ein ›gutes‹ Gleichnis den Verstand ›erfrische‹. Aber ist ein Gleichnis gut, weil es erfrischt oder ist es erfrischend, weil es gut ist?

⁹⁵ Gottfried Gabriel: »Kategoriale Unterscheidungen und ›absolute Metaphern‹«, in: Haverkamp/Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 65–84, S. 78.

⁹⁶ Ebd., S. 78–79.

Aus Gabriels Ausführungen wird deutlich, dass seine Auffassung von der Notwendigkeit metaphorischen Sprechens mit Blumenbergs Bestimmung in den *Paradigmen* übereinstimmt, derzufolge ›absolute‹ Metaphern als »Grundbestände der philosophischen Sprache« zu betrachten sind, die sich nicht »in die Logizität zurückholen lassen«. ⁹⁷ Die Rede von der Angemessenheit verschiedener Metaphern- und Begriffsbildungen hat hier also ihren Platz. Eine angemessene Metapher ist demnach eine solche, die – um es mit Blumenberg zu sagen – erfolgreich für eine »logische ›Verlegenheit‹ [...] einspringt«. ⁹⁸ Im Zusammenhang mit dieser notwendigen Bezogenheit von Metapher und Begriff konzidiert Gabriel, dass es zwischen beiden »eine feste Grenze nicht gibt«. ⁹⁹ In etwas abweichender Diktion – weniger die Flexibilität als vielmehr die Undeutlichkeit der Differenz betonend – spricht Gabriel an anderer Stelle auch davon, »dass es eine scharfe Grenze zwischen Begriffen und Metaphern gar nicht gibt«. ¹⁰⁰ Daher empfiehlt der Logiker und Begriffshistoriker, »sich auf eine Diskussion der Frage der Abgrenzung zwischen Begriffen und Metaphern sowie zwischen Begriffs- und Metapherngeschichte gar nicht erst einzulassen.« ¹⁰¹ Was ein offenkundig paradoxer Satz ist, denn um ihm Geltung zu verschaffen, muss man tun, was er zu unterlassen verlangt. Als Paradoxie bleibt das verhandelte Problem so virulent. Und im Kontext der hier zu untersuchenden Frage führt die Paradoxie wieder zurück zu dem oben erörterten Problem der Be- oder Entgrenzung des Metaphorischen.

Außerhalb der spezifisch disziplinären Kontroverse hat die ausdrückliche Identifizierung der Metaphorologie mit der philosophischen Begriffsgeschichte Blumenberg den Vorwurf eingetragen, dass er neueren linguistischen und sprachphilosophischen Auffassungen, etwa der historischen Semantik oder der Diskursanalyse, nicht gerecht werde, indem er der sprachfernen Begriffstheorie der philosophischen Ideengeschichte verhaftet geblieben sei. ¹⁰² Das Projekt der Metaphorologie sei letztlich nur eine inkonsequente Antwort auf den Befund, dass das begriffsgeschichtliche Sprachmaterial nicht dem Ideal der Klarheit und Eindeutigkeit philosophischer Sprache entspreche. Anstatt aber den philosophischen Begriffs-Begriff als »realitätsferne Hypostase« zu entlarven, die mit der historischen Wirklichkeit nichts zu tun habe, wie sie etwa die Diskursanalyse nach dem Vorbild Foucaults untersuche, bewege sich Blumenberg noch mit seiner *Theorie der Unbegrifflichkeit* auf dem »sprachtheoretischen Holzweg der philosophischen Begriffsgeschichte«. ¹⁰³ In diesem Zusammenhang ist die Metaphorologie sogar als normatives Unternehmen missverstanden worden, das sich an der Mehrdeutigkeit philosophischer Begriffe abarbeite, um mit der Untersuchung ihrer Ge-

⁹⁷ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 10.

⁹⁸ Ebd., S. 10.

⁹⁹ Gabriel: »Kategoriale Unterscheidungen und ›absolute Metaphern‹«, S. 69. Herv. von mir.

¹⁰⁰ Ebd., S. 76. Herv. von mir.

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Vgl. Dietrich Busse: *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart 1987, S. 44–48.

¹⁰³ Ebd.

schichte und Bedeutung eine umso exaktere Definition voranzutreiben; daher habe eine an der Erforschung historischer Semantik interessierte Sprachgeschichte von der Metaphorologie nichts zu lernen.¹⁰⁴ Obschon derartige Einwände und Missverständnisse wieder zurückgenommen oder relativiert worden sind,¹⁰⁵ bieten sie doch immer noch Anlass, die Metaphorologie gegen den Vorwurf einer »Eisbergspitzen-Semantik«¹⁰⁶ zu verteidigen. Mit der Frage, wie sich die Befunde metaphorologischen Untersuchungen der Philosophiegeschichte zu der Bedeutungsgeschichte des sprachlichen Materials in seinem über den disziplinären Verwendungszusammenhang hinausgehenden Gebrauch verhalten, verschiebt sich die Kontroverse von der Frage nach dem Verhältnis von *Begriff und Metapher* auf das Verhältnis von *Metapher und Diskurs*.¹⁰⁷ Da diese Frage auch im Kontext einer Metaphorologie der Vernetzung relevant ist, wird weiter unten noch einmal genauer darauf zurückzukommen sein.

In der bisher dargestellten Konstellation der Debatte können die verhandelten Positionen prinzipiell als Erklärungen einer *Diskrepanz* oder *Kongruenz* von Metaphorologie und Begriffsgeschichte gefasst werden. Die Reflexion des Verhältnisses von Metapher und Begriff ist seither zusehends in eine werkgeschichtliche Debatte über Blumenbergs Denken eingerückt. In diesem Zusammenhang hat Dirk Mende davor gewarnt, »das Verhältnis von Begriffsgeschichte und Metaphorologie nur (oder vor allem) im Ausgang von seinen expliziten Aussagen zu rekonstruieren«, da deutlich erkennbar sei, »dass es zwischen Blumenbergs theoretischer Selbstbeschreibung der Metaphorologie und der theoretischen Performanz der metaphorologischen Analysen *Spannungen* gibt.«¹⁰⁸ Diese Spannungen seien bereits in den *Paradigmen* angelegt gewesen und haben schließlich dafür gesorgt, dass sich die Wege von Begriffsgeschichte und Metaphorologie »allmählich trennen«¹⁰⁹, wie Blumenberg-Exeget Phillip Stoellger argumentiert. In seiner breit angelegten Studie zu Blumenbergs Metaphorologie vertritt Stoellger die These einer allmählichen Verselbständigung der Metaphorologie, infolge derer sie sich von einer Hilfsdisziplin der Begriffsgeschichte zum eigenständigen Programm einer phänomenologischen Lebenswelthermeneutik ausgeweitet habe.¹¹⁰

Zwischen den Behauptungen einer Diskrepanz bzw. Kongruenz von Metaphorologie und Begriffsgeschichte hat sich schließlich der Standpunkt heraus-

¹⁰⁴ Vgl. ebd., S. 47.

¹⁰⁵ Vgl. Dietrich Busse: »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte?«, in: Carsten Dutt (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, Heidelberg 2003, S. 18.

¹⁰⁶ Dirk Mende: »Technisierungsgeschichten. Zum Verhältnis von Begriffsgeschichte und Metaphorologie bei Hans Blumenberg«, in: Haverkamp/Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 93–94 bezieht sich auf Busse: »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte?«, S. 21.

¹⁰⁷ Im seinen Bemerkungen zu einer kulturwissenschaftlich verstandenen Begriffsgeschichte vermutet Ernst Müller, dass Metaphorizität auch ein Ergebnis des Diskurses selber sei. Vgl. Ernst Müller: »Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?*, Hamburg 2005, S. 14.

¹⁰⁸ Dirk Mende: »Vorwort«, in: Haverkamp/Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 7–32.

¹⁰⁹ Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 94.

¹¹⁰ Vgl. ebd., S. 253–264.

gebildet, der zwischen beiden Forschungsrichtungen ein *symbiotisches* bzw. *interdependentes* Verhältnis wechselseitiger Angewiesenheit sieht.¹¹¹ Eine solche vermittelnde Haltung mag zunächst als kommoder Weg erscheinen, die werkgeschichtliche Kontroverse um ihre systematischen Konsequenzen beizulegen; doch wirft sie die Frage nach dem Verhältnis von Metapher und Begriff letztlich umso entschiedener wieder auf. Denn wenn es eine konstitutive Wechselbeziehung zweier Forschungsgegenstände gibt, wie hält man sie auseinander, um ihre Wechselbeziehung überhaupt feststellen und studieren zu können? Hier hilft es offenbar nicht weiter, »sich auf eine Diskussion der Frage der Abgrenzung zwischen Begriffen und Metaphern sowie zwischen Begriffs- und Metapherngeschichte gar nicht erst einzulassen.«¹¹²

Wenn die Metaphorologie eine strikte Trennung von Begriffs- und Metapherngeschichte erübrigt, dann nur unter der Voraussetzung einer Unterscheidung von Begriff und Metapher. Ihr ganzer Einsatz beruht schließlich auf der Explikation ihrer Differenz. Die jedoch weniger theoretisch, vielmehr narrativ vorgetragen wird. Denn systematisch sagt Blumenberg wenig darüber, was Metaphern sind; stattdessen viel darüber, was sie leisten. Die Funktion von Metaphern bezieht sich im Kontext der Begriffsgeschichte auf die Bedingungen ihrer Unentbehrlichkeit für die philosophische Theoriebildung und im Kontext der Anthropologie auf ihre Bedeutung für die Konstitution kultureller Selbst- und Weltbilder. Die Explikation ihrer Struktur erfolgt dabei entlang ihres Verfahrens. Sie macht das Unverständene begreiflicher, das Unbekannte bekannter, das Unheimliche vertrauter, indem sie es in Begriffen des Bekannten und Vertrauten beschreibt. Doch ist das jeweils Bekannte und Vertraute wesentlich historisch bedingt. Daraus ergeben sich für den hier interessierenden Zusammenhang eine Reihe metapherntheoretischer, methodologischer und kulturphilosophischer Probleme, offene Fragen.

Weil Blumenberg eine systematische Metapherntheorie nie vorgelegt hat, ist die Rezeption und Interpretation auf einzelne programmatische Thesen sowie auf die Beurteilung ihrer paradigmatischen Durchführung angewiesen. Ähnlich verhält es sich mit methodologischen Überlegungen zur Arbeitsweise und Erkenntnisgewinnung der Metaphorologie. Das Fehlen einer abstrakten Bestimmung ihres sprachlichen Gegenstandes lässt sich aber nicht nur als Defizit der Metaphorologie, sondern durchaus als methodische Konsequenz verstehen. Eine genauere Auseinandersetzung mit den im engeren Sinne metapherntheoretischen

¹¹¹ Vgl. Zill: »Substrukturen des Denkens«, S. 229. Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 93. Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?*, Hamburg 2005, S. 17 konstatiert, dass noch zu klären wäre, »ob die zunächst ausgesparte Metapherngeschichte gleichsam als Supplement zu bestehenden Begriffsgeschichten zu thematisieren ist oder ob nicht vielmehr der Blick auf die figurale und tropische Verfaßtheit der Sprache zugleich die traditionelle, von ihr zunächst getrennt behandelte Begriffsgeschichte verändert.« Zur Bedeutung der Metapher für das Unternehmen der Begriffsgeschichte vgl. Stefan Willer: »Metapher und Begriffsstützigkeit«, in: Ebd., S. 69–80.

¹¹² Gabriel: »Kategoriale Unterscheidungen und ›absolute Metaphern‹«, S. 76.

Fragen mag zu der Einsicht führen, dass der terminologischen Unterbestimmung eine hermeneutische Überdeterminierung korreliert, trägt der Begriff der Metapher doch immense kulturphilosophische Lasten. Obwohl oder gerade weil die Metapher als eine kulturelle Entlastungstechnik verstanden wird, die einen anthropologischen Mangel kompensiert, wird Blumenberg nicht müde den unentwegten Überfluss an Bedeutung aufzuspüren und zu beschreiben, den sie stiftet und konserviert. Die wesentlich narrative Bewältigung dieser Aufgabe lässt sich als die performative Lösung eines metaphertheoretischen Dilemmas verstehen,¹¹³ das in seiner äußersten Konsequenz Jacques Derrida formuliert und Paul Ricoeur zu lösen versucht hat. Da es keine expliziten Bezugnahmen zwischen den metaphertheoretischen Arbeiten der beiden französischen Philosophen und der Metaphorologie Blumenbergs gibt, werden diese später eigens zu diskutieren sein. Vor allem drei Aspekte sind dabei von besonderem theoretischem und methodischem Interesse: erstens, das *Verhältnis von Metapher und Begriff*; zweitens, das *Verhältnis von Metapher und Text* und drittens, das *Verhältnis von Metapher und Diskurs*.

Die Frage nach dem Verhältnis von Metapher und Begriff betrifft das Auftreten der Metapher im theoretischen Diskurs und die mit ihm verbundenen logischen und epistemologischen Probleme. Die Frage nach dem Verhältnis von Metapher und Text erwächst im Kontext der Kritik an einem bloß nominalistischen Verständnis der Metapher. Die klassische Position, derzufolge die Metapher ein Wort ist, das in uneigentlicher Weise verwendet wird, um ein eigentliches zu ersetzen, wird von modernen Metaphertheorien zurückgewiesen, denen zufolge die Metapher ein Phänomen nicht auf Ebene des Wortes, sondern größerer Texteinheiten ist.¹¹⁴ Im Hinblick auf absolute Metaphern fragt sich zum einen, inwiefern sie überhaupt an das Vorkommen linguistischer Ausdrücke im Texten gebunden sind.¹¹⁵ Mit der Bestimmung der Metapher als ein genuin syntaktisches Phänomen lässt sie sich zum anderen nicht mehr ohne weiteres als ›vorpositionales Gebilde‹ verstehen.

Das weitet die Problematik der Frage nach der Abgrenzung der Metapher vom Begriff letztlich auf die Frage nach der Abgrenzung von Kontexten aus. Denn wenn die Metapher nicht einfach ein Einzelwort, sondern ein syntaktisches Gebilde ist, muss unweigerlich danach gefragt werden, wie groß dieses Gebilde ist: ist es etwa eine Genitivkonstruktion (z.B. *das Lachen der Sonne*; *die Vernetzung der Welt*); ist es ein Satz (z.B. *Die Sonne lacht*; *Die Welt ist vernetzt*); oder erstreckt sich die

¹¹³ Eine Äußerung Blumenbergs in *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 90 bestätigt diese Einschätzung: »Aus diesem Dilemma herauszukommen, bedeutet die Umwandlung des menschlichen Weltverhältnisses in ein durch und durch, seiner gesamten Artung nach metaphorisch-rhetorisches. Die Philosophie, die dabei herauskommt, ließe sich schon vorgehend charakterisieren als eine selbst rhetorisch werdende Philosophie der Rhetorik.«

¹¹⁴ Die Opposition ›Interaktionstheorie‹ vs. ›Substitutionstheorie‹ der Metapher ist nur eine spezielle Variante dieser allgemeinen Differenz zwischen traditioneller und moderner Metaphertheorie.

¹¹⁵ Vgl. Kaminski: »Was heißt es, dass eine Metapher absolut ist?«, S. 48ff.

Metapher über einen längeren Absatz, ja über einen ganzen Text oder gar noch weiter? Was theoretisch von Interesse ist, ist auch methodisch relevant. Zudem verbinden sich damit Fragen nach der Geschichtlichkeit von Metaphern. Darunter fällt im Kontext der Metaphorologie insbesondere die Frage nach dem Subjekt der Metaphernwahl bzw. nach der Instanz, als deren Ausdruck oder Symptom sie zu interpretieren sind. Im weitesten Sinne ist diese Instanz ein Repräsentant oder Bewohner einer historischen Lebenswelt. Wie aber verhalten sich verschiedene Lebenswelten historisch, d.h. als geschichtliche Wirklichkeiten zueinander? Das Problem der Identifizierung einer Lebenswelt, für die eine absolute Metapher kennzeichnend und aufschlussreich sein soll – in unserem Fall die Metaphorik der Vernetzung – verlangt im Zusammenhang mit der Frage nach der Kontextabgrenzung letztlich eine Ausweitung der metaphorologischen Perspektive auf die Ebene des Diskurses. In dieser Konsequenz radikalisiert sich das, was Blumenberg mit dem methodischen Bild der »Querschnitte« nur angedeutet ließ.¹¹⁶ Eine entsprechende Erweiterung der metaphorologischen Perspektive hat – mit der Ausweitung des Problems der Metapher vom Wort auf den Text auf den Diskurs – neben nicht trivialen methodologischen, auch eminent kulturtheoretische Fragen zur Folge. Denn mit der Frage nach dem Subjekt der Wahl einer Leitmetaphorik verbindet sich auch die Frage danach, worauf die entsprechende Wahl antwortet.

3. Umbesetzung und Vernetzung

Folgt man den kulturphilosophischen Implikationen der Metaphorologie in der hier vorgeschlagenen Lesart, so stellen absolute Metaphern den Versuch eines Abbaus des Absolutismus der Wirklichkeit dar. Wenn aber der Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit nicht in der Vollendung einer idealen Lebenswelt resultiert – so die Schlussfolgerung – ist der Abbau nur ein beständiger Umbau, verbunden mit einer unentwegten Verlagerung von Problem- und Lösungskonstellationen. Die sich daraus ergebende Funktion von Leitmetaphern – nämlich Orientierung in diesem Umbau- und Verlagerungsgeschehens zu geben – wirkt zurück auf die Frage nach der spezifischen Dynamik dessen, was Blumenberg als »Metakinetik«¹¹⁷ bezeichnet. Als die Struktur eines historischen Horizontwandels bestimmt Blumenberg die »Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte« genauer durch den Begriff der »Umbesetzung«. Eingeführt in seiner Abhandlung zur *Legitimität der Neuzeit* (1966) bezieht er sich auf den Epochenwandel vom Mittelalter zur Neuzeit.¹¹⁸ Was dort »umbesetzt« wird, sind vakant gewordene (theologi-

¹¹⁶ Siehe oben S. 74., Anm. 69.

¹¹⁷ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13. Siehe oben, S. 63, Anm. 15.

¹¹⁸ Vgl. Blumenberg: *Legitimität der Neuzeit*, S. 541. Der Begriff hat damit seinen Ursprung in der Säkularisierungsdebatte, also der Verhandlung der Frage, ob die philosophisch-politischen Grundbegriffe der Neuzeit sich nur der Verweltlichung theologischer Gehalte verdanken, oder ob sie, wie Blumenberg argumentiert, eigenständigen Ursprungs und Anspruchs sind. Eine hervor-

sche) Antworten auf perennierende (existenzielle) Fragen nach den Grundbestimmungen des Daseins. In der *Anthropologischen Annäherung* (1971) bezieht Blumenberg dieses Umbesetzungsmodell auf die Frage nach dem Subjekt der Geschichte:

»wer das handelnde Subjekt der Geschichte ist, wird nicht entdeckt oder bewiesen; das Subjekt der Geschichte wird »ernannt«. Im System der Wirklichkeitserfahrung unserer Tradition gibt es eine »Stelle« für dieses Geschichtssubjekt, auf die Vakanz und Besetzung sich beziehen. Durchsetzung und Bestätigung der Umbesetzung sind rhetorische Akte«. ¹¹⁹

Im Kontext der Metaphorologie bezeichnet die Metakinetik des historischen Horizontwandels die wechselnde Umbesetzung der Antwort auf identische Frage- bzw. Systemstellen. ¹²⁰ Wenn die Frage nach dem Subjekt der Geschichte zu den im »Daseinsgrund« gestellten, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen gehört, auf die zumindest »unsere« Kultur immer schon eine Antwort gibt, dann sind die metaphorischen Antworten darauf zwar historisch wandel- oder ersetzbar; die Frage aber, auf die sie eine Antwort geben, nicht. Aus dem Modell der Umbesetzung ergeben sich damit drei grundlegende Fragen, die im Hinblick auf eine Theorie kultureller Leitmetaphern von besonderer Relevanz sind: a) Wer entscheidet über die je fälligen Antworten; wer oder was ist *das Subjekt der Metaphernwahl*, das das Subjekt der Geschichte ernennt? b) Wer oder was sorgt für die Stabilität der unausweichlichen Fragen; wovon hängt also *die Stabilität der Systemstellen* ab? Und schließlich c) Wie verhalten sich Wahl und Stabilität zueinander in der *Struktur und Dynamik des metaphorischen Prozesses*?

Wenn das Subjekt der Geschichte »ernannt« wird: *Wer* ernennt es also bzw. wie wird die Ernennung vollzogen? Ist es ein demokratischer Prozess, in dem eine Mehrheit zu einem Konsens findet? Ist es ein schöpferischer Prozess, in dem sich die innovativste aller Antwort durchsetzt? Ist es ein tyrannischer Vorgang, in dem eine Diskursmacht ihre Antwort sanktioniert? Oder ist es der Diskurs selbst, der als anonyme Macht die Metaphern in das Gefüge seiner Regeln integriert? Die Frage nach dem Subjekt der Geschichte koinzidiert daher mit der Frage nach dem *Subjekt der Metaphernwahl*: Wer oder was stiftet absolute oder kulturelle Leitmetaphern? Auch wenn die Metaphorologie darauf keine eindeutige oder endgültige Antwort gibt, so kann sie sich dieser Frage doch nicht enthalten. Denn gemäß ihrer eigenen Theorie wird sie diese Frage immer schon beantwortet haben. In Blumenbergs Texten bekundet sich dies in vorzugsweise geologischer Metaphorik. Der Metaphorik des historischen Horizontwandels erscheint darin

ragende Darstellung der Kontroverse gibt Lukas Held: »Einführung in die Säkularisierungsdebatte (Schmitt, Löwith, Blumenberg)«, *Stage d'intégration du Erasmus Mundus EuroPhilosophie*, Toulouse, Septembre 2014.

¹¹⁹ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 129.

¹²⁰ Vgl. Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13. Zur Diskussion der Umbesetzungsproblematik im Kontext von Blumenbergs Metaphorologie vgl. Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 101f. Ingram: »The Copernican Revolution Revisited«, S. 25f.

als ein gleichsam naturgeschichtlicher Prozess. Die zu besetzenden Systemstellen werden so ausgefüllt wie Seen von Flüssen oder Bächen und ihre Besetzungen wachsen wie Tropfsteine im untergründigen Strom der Sprache aus dessen Sedimenten heraus. Die geologische Metaphorik impliziert einen unbewussten Prozess der Geschichte, der in merkwürdiger Spannung zu ihrer anthropologischen Begründung steht, deren Prämissen über den Absolutismus der Wirklichkeit und die Lebenswelt schließlich auf einer dezidierten Bewusstseinstheorie beruhen.

Diese Spannung ist in der Forschung bereits problematisiert worden. Rüdiger Zill hat daraus die Kritik an der Supposition eines »anthropologischen Gesamtsubjekts«¹²¹ entwickelt, zu dem sich die Metaphorologie verhalte wie ein Psychoanalytiker zum Unbewussten. Die Implikation eines »tiefenhermeneutischen Programms« lasse den Metaphorologen als einen »Freud der Philosophiegeschichte« erscheinen, wodurch die Metaphorologie »zur Konstruktion geschichtsphilosophischer Großentwicklungen« verführe.¹²² Um die Fährnisse abstrakter Großkonstruktionen zu vermeiden, sollte man daher auf anthropologische Begründungen der Metaphorologie und ein tiefenhermeneutisches Programm verzichten, so Zill: »Wenn es schließlich in der Metaphorologie um Substrukturen geht, dann sind sie nicht verborgener als die Vernetzung unserer Begriff ohnehin. Sie sind uns nicht verborgen, weil hier ein geheimes Gesamtsubjekt am Werke wäre, sondern weil es *unsere* Vokabulare sind. Wir ›bestehen‹ aus ihnen.«¹²³

So legitim und notwendig eine Problematisierung des Subjekts der Metaphernwahl und seiner Implikationen ist, so problematisch ist die Kritik, wenn sie als Alternative zu der inkriminierten Instanz eine homogene Sprachgemeinschaft (›wir‹) setzt. Indem die fragliche Identität eines verborgenen Subjekts durch die behauptete Evidenz einer Gemeinschaft zurückgewiesen wird, verschiebt sich die Problematik nur von einem verborgenen auf ein öffentliches Kollektivsubjekt, dessen Identität aber allein durch die vermeintliche Öffentlichkeit nicht klarer wird. Wenn diese Verschiebung als eine plausible Lösung des Problems erscheint, dann nicht zuletzt durch die Metapher der ›Vernetzung‹ selbst: Wenn unsere Begriffe vernetzt sind und wir aus Vokabularen bestehen, verbergen sich die Substrukturen – und mit ihnen die Bedingungen eines historischen Horizontwandels – in der Struktur *unsere* ›Vernetzung‹. Die Frage der Umbesetzung verwandelt sich damit in eine Frage nach der Verknüpfung: Wer oder was knüpft die entscheidenden Knoten? Ist es ein demokratischer Prozess, in dem eine Mehrheit zu einem Konsens findet? Ist es ein schöpferischer Prozess, in dem sich die innovativsten Verknüpfungen durchsetzen? Ist es ein tyrannischer Vorgang, durch den eine Diskursmacht alle Knoten kontrolliert? Oder ist es der Diskurs selbst, der als eine anonyme Instanz neue Metaphern in das Netz der Macht flicht?

¹²¹ Zill: »Substrukturen des Denkens«, S. 250.

¹²² Ebd., S. 257.

¹²³ Ebd.

Verzichtet man auf eine Beantwortung dieser Frage, oder jedenfalls darauf, diese Frage zu stellen, dann erscheinen ›unsere‹ Vokabulare als das Resultat eines allgemeinen Vernetzungsgeschehens, das nicht weniger Probleme in Bezug auf die Bedingungen des historischen Horizontwandels aufwirft als das Geschehen der Umbesetzung. Dass ›Vernetzung‹ überhaupt als eine plausiblere Metapher anstelle der ›Substrukturen‹ vorgeschlagen wird, ist bezeichnend für ihren Status: Sie übernimmt eine *argumentative* Funktion, um eine problematische Implikation der Metaphorologie, nämlich das verborgene Subjekt der Metaphernwahl, zu beseitigen und sich dafür auf eine plausibler erscheinende Instanz zu berufen: das öffentliche Kollektivsubjekt des Diskurses. Das Argument folgt damit selbst einer Logik der Umbesetzung, die wiederum Fragen nach dem System der Vernetzung und seiner Dynamik aufwirft, denen eine Metaphorologie *der* Vernetzung weiter nachzugehen hätte. Das Argument der Vernetzung ist indessen auch Teil einer Kritik an dem zweiten hier infragestehenden kulturtheoretischen Aspekt der Metaphorologie. Dieser betrifft die Systemstellen, die sich in den Umbesetzungen historisch variierender Metaphoriken als *identische* durchhalten.

Blumenbergs Prämisse der Umbesetzung hat, gemäß der Entwicklung der Metaphorologie aus einem begriffsgeschichtlichen Kontext in einen anthropologischen, zwei Seiten. Im Kontext einer bestimmten geistesgeschichtlichen Tradition verbindet sich die fragliche ›Stelle‹ mit einem »konstanten Bezugsrahmen«. ¹²⁴ Für die *Paradigmen* ist dies insbesondere die traditionelle philosophische Frage, was Wahrheit sei. Innerhalb der Philosophiegeschichte lässt sich diese Frage als eine Konstante mit historisch variierenden Antworten bestimmen. In Bezug auf die Lebensweltproblematik fällt eine solche Bestimmung wesentlich schwerer. Denn hier ist sind die Problemstellungen weit weniger kanonisiert oder systematisiert, mithin ihr Bezugsrahmen variabler. Dessen ungeachtet spricht Blumenberg von Fragen, die sich als »im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden«. ¹²⁵ Diese Bestimmung verweist auf das Verhältnis von Lebenswelt und Absolutismus der Wirklichkeit. Um eine entsprechende Identität dieser Fragen annehmen zu können, muss eine Stabilität ihrer Bedingungen vorausgesetzt werden können. Wenn Blumenberg diese Bedingungen mit einer Anthropologie des Mängelwesens näher bestimmt, so beruht diese Bestimmung auf Grenzbegriffen, die das, was sie bezeichnen, immer schon hinter sich haben. Die Identität ihrer Referenz ist so immer nur *indirekt* ermittelbar. Faktisch hat der Abbau am Absolutismus der Wirklichkeit immer schon begonnen. Das heißt aber, dass die Identität der Fragen, die nur metaphorisch zu beantworten sind, auch nur indirekt, in Bezug auf ihren Grenzwert, zu ermitteln wäre. Die Systemstellen selbst sind nicht *gegeben*.

Faktisch könnte dies bedeuten, dass sich nicht nur die Antworten, sondern auch die Fragen im Laufe der Geschichte ändern. Wenn sich die Lebenswelt ändert, wird aus den Fragen, auf die sich die Antworten beziehen, nicht unbedingt

¹²⁴ Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*, S. 541.

¹²⁵ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

auf die Fragen eines früheren Zustands der Lebenswelt zu schließen sein. Denn was überliefert wird, sind zu allererst die Antworten und nur unter bestimmten Bedingungen sind es auch die Fragen, etwa auch innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses. Zwischen den Fragen der Gegenwart und den Antworten der Vergangenheit können sich indessen Wechselbeziehungen ergeben. Infolge solcher Wechselbeziehung ändern sich möglicherweise auch die im ›Daseinsgrund‹ gestellten Fragen. Dies gilt insbesondere für den *Prozeß der theoretischen Neugierde*, der sich durch die neuzeitliche Wissenschaft systematisiert hat sowie seine lebensweltlichen Folgen: »Wir können ohne die Wissenschaft nicht leben. Aber das ist selbst weithin Wirkung der Wissenschaft. Sie hat sich uns unentbehrlich gemacht.«¹²⁶ Dieses Resultat ist selbst nicht das Produkt eines intentionalen Subjektes. Es ist das Produkt vieler Intentionen und Handlungen, die sich nicht einfach erfüllen, sondern immer auch zu unvorhergesehenen Konsequenzen führen. Ohne bestimmte Intentionen wären sie nicht zustande gekommen; aber das, was dabei herauskam, ist nicht notwendig und vielleicht nur in Ausnahmefällen das, was intendiert war. Dieser Umstand ist nicht auf Wissenschaft begrenzt.

Eine Konsequenz der Historizität der Lebenswelt wäre also eine Historizität des ›Daseinsgrundes‹ selbst. Wenn der Absolutismus der Wirklichkeit immer nur ein Bewusstseinsphänomen und die Lebenswelt das historische Resultat seiner kulturellen Bewältigung ist, das nicht nur eine entsprechende Vertrautheit und Sicherheit ihrer Bewohner gewährleistet, sondern selbst auch Entfremdungseffekte, neue Unsicherheiten und Bedrohungen produzieren kann, die dann wiederum Antworten und neue Bewältigungsstrategien verlangen, dann ist weniger von einer Konstanz, sondern eher von einer Varianz der Systemstellen auszugehen. Die Problematik einer *Varianz der Systemstellen* lässt sich durch drei grundlegende Aspekte näher bestimmen:

(1) Die Varianz kann sich einer *unbestimmten Relation* kultureller Tatsachen verdanken, die immer schon Antworten auf Fragen sind, die Metaphorologen erst erschließen müssen, um sie präzise formulieren zu können. Die Fragen stehen nicht buchstäblich im Dasein. Eine Varianz in dem Sinne verdankt sich also der Mittelbarkeit von Frage und Antwort und ihrer zeitlichen Verzögerung bzw. Dauer.

(2) Die Varianz kann eine Folge des *historischen Wandels* der Antworten sowie der Fragen selbst sein, die sich im Laufe eines Kulturprozesses durch die Veränderung der technischen und sprachlichen Lebensbedingungen verschieben und verformen oder auch vergessen werden, ebenso wie neue Problemkonstellationen im ›Daseinsgrund‹ auftauchen können, die in einem früheren Stadium der Entwicklung gar nicht denkbar gewesen waren.

(3) Die Varianz kann auf einer *interdependenten Vielfalt* fraglicher Stellen beruhen, die in einer spezifischen historischen Konstellation nicht isoliert auftreten, sondern Teil einer bestimmten Tradition und einer konkreten Situation sind.

¹²⁶ Blumenberg: *Der Prozess der theoretischen Neugierde*, Frankfurt/M. 1980, S. 9.

Die Problemkonstellationen sind dann immer schon an bestimmte Voraussetzungen und Kontexte gebunden. Wenn die Stellen miteinander in Zusammenhang stehen und aufeinander verweisen, stellt sich die Frage, wodurch dieser Zusammenhang stabilisiert ist oder sich ggf. ändert.

Was den Aspekt der *interdependenten Vielfalt* anbelangt, so ist dieser bereits von Blumenbergforscher Dirk Mende problematisiert worden, um daraus einen Erweiterungsvorschlag der Metaphorologie abzuleiten. Denn Blumenberg habe in den *Paradigmen* »nur die Metakinetik *einer* Stelle bzw. Metapher untersucht«. ¹²⁷ Tatsächlich aber sei von einer Vielzahl solcher Stellen auszugehen. Blumenberg selbst würde nicht bestritten haben, »daß eine absolute Metapher selten allein kommt«. ¹²⁸ Daher plädiert Mende für eine »Untersuchung der *synchronen systematischen Vernetztheit* absoluter Metaphern«: eine solche Untersuchung dürfe zu den interessantesten metaphorologischen Forschungsfeldern zählen, weil sie »im Gegensatz zu den eher diachron angelegten Analysen einzelner Metaphern [...] gerade synchrone metaphorologische Strukturen in den Blick« nehmen müsste. ¹²⁹ Dem Problem der Varianz aufgrund einer interdependenten Vielfalt von Systemstellen wäre also durch eine metaphorologische Perspektive zu begegnen, die ihren Gegenstand synchron untersucht, d.h. die Querschnitte gegenüber den Längsschnitten privilegiert.

Auf das Problem der *unbestimmten Relation* lässt sich Rüdiger Zills Kritik am Postulat der Substrukturen beziehen. Wo das historische Material die Fragen selbst nicht expliziert, auf die es eine Antwort gibt, wie etwa im philosophischen oder wissenschaftlichen Diskurs, dort muss die Metaphorologie mit Vermutungen arbeiten, die sich letztlich immer nur in der Plausibilität der Geschichten einlösen kann, die sie darüber erzählt. Die Behandlung historischer Dokumente als Symptome einer lebensweltlichen »Bedürfnislage« ¹³⁰ rückt die Metaphorologie in die Nähe der psychoanalytischen Deutungstechnik, die bestimmte Äußerungen als Symptome behandelt, von denen sie auf zugrundeliegende, nicht öffentliche oder sogar prinzipiell verborgene Motive schließt. Die Metapher der Vernetzung dient hier dazu, die Hypostase eines verborgenen Kollektivsubjekts oder eines kollektiven Unbewussten zu vermeiden, dem solche Motive zuzurechnen wären. Die Varianz von Systemstellen aufgrund unbestimmter Relationen würde sich in eine allgemeine Kontingenz der Sprache übersetzen, in der keine anthropologischen Bedürfnislagen mehr zum Ausdruck kommen, allenfalls ein evolutionärer Wettstreit von Vokabularen um ihre Dominanz innerhalb einer bestimmten Kultur. Die Frage nach dem Motiv solchen Wettstreits – und das Problem

¹²⁷ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 101.

¹²⁸ Ebd., S. 101. Seine späteren metaphorologischen Schriften belegen dies schließlich auch. Vgl. Hans Blumenberg: »Geld oder Leben« (1976), in: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt/M. 2001, S. 177–192. Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer*. Ders.: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/M. 1989.

¹²⁹ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 101 u. 102, Anm. 72.

¹³⁰ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 100.

seiner Deutung – bleibt aber bestehen. Es wird lediglich auf die Ebene von Sprachspielen verlegt, deren außersprachliche Implikationen unbestimmt bleiben.

In beiden Vorschlägen verspricht das Argument der Vernetzung eine aussichtsreiche Modifikation der Metaphorologie, indem sie die *synchrone Dimension* ihrer Gegenstände aufwertet. Wie aber verhält sich die Synchronie metaphorologischer Vernetzung zur Varianz ihrer Systemstellen im historischen Wandel, d.h. zu ihrer *diachronen Dimension*? Mendes Metapher der Vernetztheit von Systemstellen impliziert, dass diese so etwas wie Knotenpunkte in einem diskursiven Geflecht sind. Tatsächlich läuft Mendes Vorschlag einer Modifikation der Metaphorologie darauf hinaus, sie als eine Verbindung von »Diskursanalyse und Wirkungsgeschichte«¹³¹ zu verstehen. Dadurch würde sie zu einer philosophischen »Archäologie«, die jede metaphorische Antwort immer »als ›Antwort‹ auf eine wie auch immer ihr hinterlassene Herausforderung«¹³² versteht. Durch ein solches Verständnis der Metaphorologie erscheinen ihre Gegenstände »weniger als Ausdruck anthropologischer und lebensweltlicher Problemlagen denn als Fortsetzung und Transformation inner-diskursiver historisch-systematischer Entscheidungen.«¹³³ Mende räumt dabei ein, »daß sich die funktional-anthropologische und diskursanalytische Lektüre ergänzen.«¹³⁴

Nimmt man die Möglichkeit eines komplementären Verhältnisses eines anthropologischen und diskursanalytischen Interpretationsansätze ernst, dann muss es vorstellbar sein, die metaphorologischen Systemstellen nicht nur als Knotenpunkte von Diskursen, sondern auch als Kristallisationspunkte intentionaler Akte und Handlungen zu interpretieren. Was bereits die diskursive Ebene angeht, gilt für die komplementäre Lektüre umso mehr: Die Vorstellbarkeit eines solchen Interpretationsansatzes hängt davon ab, ob sich mit der Metapher der Vernetztheit über den Zustand synchroner Zusammenhänge hinaus auch der Prozess diachroner Veränderung sinnvoll darstellen lässt, den das substantivierte Verb ›Vernetzung‹ impliziert. Schließlich müsste eine metaphorologische Archäologie, die sich nicht auf die historische Semantik einer Metapherngeschichte beschränken will, in ihre Diskursanalyse nichtsprachliche Entitäten und Relationen mit einbeziehen, insofern diese eine Bezug zu lebensweltlichen Intentionen enthalten, die sich in den Metaphern bekunden, welche, als ›absolute Metaphern‹, entweder symbolische Ersatzhandlungen darstellen oder als ›Leitmetaphern‹ in diese lebensweltlichen Bezüge intervenieren. Mit anderen Worten: Die Vernetzung der Systemstellen, in der sich die fraglichen Metaphern situieren, muss als Antwort auf Herausforderungen lesbar gemacht werden können, die das Resultat akkumulierter (sprachlicher, institutioneller oder apparativer) Praktiken sind, die den kulturellen Horizont einer historischen Lebenswelt bilden. Die

¹³¹ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 106.

¹³² Ebd., S. 105.

¹³³ Ebd., S. 85.

¹³⁴ Ebd.

damit verbundenen methodologischen Implikationen verlangen der Metapher des Netzes eine zeitliche Dimension ab. Eine Metaphorologie der Vernetzung wird sich auch mit der Frage zu beschäftigen haben, inwiefern die methodische Metapher diese Anforderungen erfüllen kann.

Die kulturtheoretischen Fragen, die eine Erweiterung der metaphorologischen Perspektive von der Metapher als Einzelwort auf die Ebene des Diskurses mit sich bringt, führt zu dem allgemeinen methodologischen Problem, was eigentlich eine Metapher ist und wie sie funktioniert. Wodurch grenzt sie sich von einem Begriff ab, der ebenfalls eine Form des Abbaus des Absolutismus der Wirklichkeit darstellt und daher dieselbe Funktion wie eine Metapher oder auch ein Mythos hat.¹³⁵ Strukturell sind ihre Operationen jedoch verschieden. In einem Vorlesungsmanuskript zur *Theorie der Unbegrifflichkeit* (1975) bestimmt Blumenberg den Begriff in Bezug auf das Wesen der Falle:

»Der Begriff entsteht im Leben von Wesen, die Jäger und Nomaden sind. Vielleicht kann man am deutlichsten machen, was ein Begriff leistet, wenn man an die Herstellung einer Falle denkt: sie ist in allem zugerichtet auf die Figur und die Maße, die Verhaltensweise und die Bewegungsart eines erst erwarteten, nicht gegenwärtigen, erst in Besitz und Begriff zu bringenden Gegenstandes. Dieser Gegenstand wiederum ist bezogen auf Bedürfnisse, die nicht die des heutigen Tages sind, die eine Dimension der Zeit haben.«¹³⁶

Der Begriff wird dadurch zu einem Organ der »*actio per distans*, [...] dem Handeln auf räumliche und zeitliche Entfernung«,¹³⁷ Als ›Falle‹ ist der Begriff auf potentiell Anwesendes bezogen, das während seiner Abwesenheit in Stellung gebracht wird:

»Die Falle ist eine Handlung in Abwesenheit sowohl des Beutetiers als auch, zeitlich versetzt, des Jägers. Die Falle handelt für den Jäger in dem Augenblick, in dem er selbst abwesend, das Beutetier aber anwesend ist, während die Herstellung der Falle die umgekehrten Verhältnisse erkennen läßt. Sie ist dinglich gewordene Erwartung. Insofern ist die Falle der erste Triumph des Begriffs.«¹³⁸

Die Ab- oder Anwesenheit von Fang und Fänger schließen sich nicht prinzipiell aus. Sonst könnte der Jäger seine Beute ja nie aus der Grube ziehen. Wenn aber der Begriff Statthalter des Abwesenden ist, das potentiell auch anwesend sein kann, dann muss er vor Gegenständen etwa »vom Typus der hochgradigen Abstrakta wie Sein, Welt, Geschichte, usw.«¹³⁹ funktional versagen. Denn ›Gegenstände‹ dieses Typs zeichnet aus, dass sie nicht im Modus der An- oder Abwesenheit auftreten. Ihre Unverfügbarkeit prädestiniert sie zu einer metaphorischen Bestimmung; und dies umso mehr, je weniger diese Unbestimmtheit hingenom-

¹³⁵ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 13.

¹³⁶ Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 10.

¹³⁷ Ebd., S. 11.

¹³⁸ Ebd., S. 13–14.

¹³⁹ Ebd., S. 64.

men werden kann. Die Leistungsfähigkeit des Begriffs wäre folglich dort am größten, wo er auf mögliche Gegenstände der Erfahrung bezogen ist. Dies erweist sich an einer seiner wichtigsten Leistungen: der Negation. »Es ist das Abtasten des Möglichen, das zur Erzeugung der Negation treibt.«¹⁴⁰ Die Bedeutsamkeit dieses Vorgangs erklärt Blumenberg anhand einer Jagd- bzw. Fluchtszene: Ein Geräusch oder eine Spur lassen den Verdacht entstehen, »daß es ein Elefant sein könnte.«¹⁴¹ Um diese Möglichkeit auszuschließen, ist das Verfahren der Negation erforderlich, das gegebenenfalls zur »Konsolidierung der Lage«¹⁴² beiträgt. Ebenso wie der Begriff zu erkennen oder vorzustellen erlaubt, was nicht anwesend ist oder nicht existiert, vermag er auch, etwas *via negationis* »abwesend sein zu lassen.«¹⁴³ Dieses Verfahren ist aber nur erfolgversprechend, wenn der Ursprungs des Geräusches bestimmbar oder die Herkunft der Spur überprüfbar sind. Obschon Täuschungen immer möglich bleiben, muss die Negation doch in einem Urteil münden – etwa, dass es *kein* Elefant sei. Die Metapher aber kenne die Negation nicht, erklärt Blumenberg, der darin ihre Verwandtschaft mit dem Traum erkennt.¹⁴⁴

Für diejenigen ›Gegenstände‹, an deren Unbestimmtheit der Begriff versagt, weil sie nicht im Modus von Anwesenheit und Abwesenheit begriffen werden können – wie etwa die Welt, die Geschichte, der Kosmos oder die Wahrheit – springen nun metaphorische Bestimmungen ein, wenn die Unbestimmtheit nicht hingenommen werden kann. Dies gilt insbesondere dort, wo »eine Idee der Totalität möglicher Erfahrung, also nicht der Begriff eines Gegenstandes der Erfahrung«¹⁴⁵ vorgestellt werden soll. Eine solche Idee wird einer »metaphorischen ›Fremdbestimmung‹«¹⁴⁶ zugeführt. Die Fremdbestimmung geht von vertrauten Prädikaten aus und überträgt diese auf eine unbekannte Entität, die nach dieser Fremdbestimmung als impersonales Subjekt angesprochen werden kann. Als »Prädikat eines unbestimmten Subjekts auftretend« kann die Metapher dann »in die Funktion des Subjekts ›hineinwachsen‹.«¹⁴⁷ So nimmt eine unbestimmte Allgemeinheit – etwa die ›Welt‹ – »am ehesten die metaphorischen Bestimmungen in sich auf, die sich mit einem elementaren *Misstrauen* oder *Vertrauen* verbinden.«¹⁴⁸ Blumenberg exemplifiziert diesen Zusammenhang am griechischen

¹⁴⁰ Ebd., S. 78.

¹⁴¹ Ebd. In einer früheren Fassung dieser Passage ist der Elefant noch ein Mammut. Vgl. ebd., S. 76.

¹⁴² Ebd., S. 78.

¹⁴³ Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 79.

¹⁴⁴ Blumenberg, der dieses Problem nicht weiter vertieft, zitiert Sigmund Freud: *Die Traumdeutung* (1900), in: *Gesammelte Werke*, Bd. 2/3, London 1948, S. 169ff. Zum Problem der negierten Metapher siehe auch Bernhard H. F. Taureck: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie*, Frankfurt/M. 2004, S. 415ff.

¹⁴⁵ Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 72.

¹⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁷ Ebd., S. 65. Den Begriff des Subjekts entwickelt Blumenberg hier aus dem Impersonale, unter Bezug auf Hermann Ammann: »Zum deutsche Impersonale«, in: *Festschrift, Edmund Husserl zum 70. Geburtstag gewidmet*, Halle 1929, S. 1–25.

¹⁴⁸ Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, S. 68.

kósmos. Ursprünglich einen Schmuck bezeichnend, den Kopfputz einer Frau, die Beschläge am Zaumzeug eines Pferdes und auch militärische Rangabzeichen, sodann die Ranggliederung und Kommandostruktur des Heeres selbst und schließlich dessen Aufmarschformation, ist das Wort zu einem Ausdruck avanciert, der das ganze »Weltvertrauen«¹⁴⁹ der Griechen enthielt, indem es zum Attribut der Welt selber wurde. Die metaphorisch übertragenen Prädikate, etwa Schönheit, Rhythmus und Hierarchie, konnten so in die Funktion des impersonalen Welt-Subjekts ›hineinwachsen‹.

»Unser vokabelmäßiges Erfassen von Wortbedeutungen läßt uns das zusammengefasst als ›Ordnung‹ verstehen. Entscheidend ist nun aber, daß dieses Substantiv an die Stelle der Unfähigkeit der Griechen trat, die Gesamtheit des Universums mit einem einzigen Ausdruck zu bezeichnen.«¹⁵⁰

Blumenberg nimmt daher eine impersonale Übergangsstufe an, die zwischen der besagten Unfähigkeit und dem metaphorischen Namen steht: »ein Satz vom Typus ›alles ist Kosmos‹ oder gar ›es ist ein Kosmos‹. Damit war nicht nur eine *Subjektbesetzung* gefunden, also nicht nur ein Name, sondern auch eine noch lange mitgehörte metaphorische Vorgabe.«¹⁵¹

Die metaphorische Subjektbesetzung wird nun zu einer integralen Funktion des Abbaus des Absolutismus der Wirklichkeit, der mit den Mitteln des Begriffs allein nicht zu leisten ist: »Der Begriff vermag nicht alles, was die Vernunft verlangt.«¹⁵² In den metaphorologischen Systemstellen figurieren die impersonalen Unbestimmtheiten der Lebenswelt. Der metaphorische Prozess bringt es mit sich, dass die Aneignung des unbestimmten Fremden auch eine Verfremdung des bestimmten Vertrauten nach sich zieht. Dieser Prozess lässt sich auch in den heutigen Diskursen über das Universum noch beobachten. So bezeichnend wie aufschlussreich hierfür ist ein Interview, das der Wissenschaftsjournalist James Gleick 2011 Kevin Kelly, dem Gründungsherausgeber des Technologie- und Wissenschaftsmagazins *Wired*, geben hat. In dieser Passage erklärt Gleick das informationstheoretische Modell des Universums mit den Worten des Physikers John A. Wheeler, dem die Astronomie auch den metaphorischen Namen der ›Schwarzen Löcher‹ zu verdanken hat:

»GLEICK: Die moderne Physik hat damit begonnen, das Bit – diese binäre Entscheidung – als das ultimative Elementarteilchen zu denken. John Wheeler fasste diese Idee zusammen als ›Seiendes aus Informationen‹ [*it-from-bit*]. Damit wollte er besagen, dass die Grundlage des physikalischen Universums – das ›Es‹ [*it*] eines Atoms oder atomaren Partikels – weder Materie noch Energie, sondern ein ›Bit‹ an Information ist.

KELLY: Das klingt fast spirituell – dass die materielle Welt in Wirklichkeit immateriell ist.

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Ebd., S. 68–69.

¹⁵¹ Ebd., S. 69.

¹⁵² Ebd., S. 11.

GLEICK: Ich weiß, das klingt magisch, aber es muss richtig verstanden werden. Information hat eine materielle Grundlage. Sie muss von etwas getragen werden.

KELLY: Die extreme Betrachtungsweise würde sein, dass all diese Bits, die Atome bilden, von einem sehr großen Computer namens Universum verarbeitet werden, eine Idee, die zuerst Babbage vertreten hat.

GLEICK: Das ergibt Sinn, solange diese Metapher nicht unsere Auffassung davon herabsetzt, was das Universum ist, sondern unsere Auffassung davon erweitert, was ein Computer ist.«¹⁵³

Die Passage ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Denn sie bezeugt zum einen, wie das impersonale Subjekt des Seienden – ein geradezu wörtliches Es (*it*) – über den informationstechnischen Begriff *Bit* zur Metaphorisierung des All-Subjekts, des Universums, als eines Computers führt. Dieser Vorgang verhält sich analog zur Metaphorisierung des *Kosmos*: etwas Bekanntes und Vertrautes – dort der Schmuck, das Rangabzeichen, die Schlachtordnung, hier die Rechenmaschine – wird zum Ausgangspunkt einer Übertragung auf etwas unvertrautes Unbekanntes, das *Universum*. In beiden Fällen wird das All, als die unbestimmte Allgemeinheit der Totalität möglicher Erfahrung, unter Bezug auf Kulturgüter einer metaphorischen Fremdbestimmung unterzogen. Eine solche Bestimmung hört erst dann auf, metaphorisch zu sein, wenn sich das Universum tatsächlich als Computer erweist. Schlechterdings ist dieser Sachverhalt weder beweis- noch widerlegbar. In diesem Sinne handelt es sich um eine absolute Metapher. Kelly selbst hatte sie 1998, in einer Jubiläumsausgabe des *Whole Earth Catalog*, in den Rang einer Universalmetapher (*universal metaphor*) erhoben.¹⁵⁴ Universal sei sie nicht nur, weil sie sich auf alle möglichen Phänomene des Lebens, von den Galaxien bis zu den Elementarteilen, übertragen lasse. Einen universellen Status erlange die *computational metaphor* durch die letztendliche Tilgung ihres metaphorischen Status'. Kritiker der Metapher mögen sagen, das Universum sei nicht wirklich ein Computer, wie Kelly einwendet, sondern dass es sich allenfalls wie einer verhalte; sobald aber die Metapher Physik und Biologie infiltriert habe, verliere diese Unterscheidung an Bedeutung: »there is no difference between those two statements. It's the metaphor that wins.«¹⁵⁵

Obwohl sich also der antike und der moderne Prozess kosmologischer Metaphorik analog zueinander verhalten – man könnte sagen, das All wird stets durch den *state of the art*, die höchstentwickelte Kulturtechnik bestimmt – so zeigt sich doch auch ein Unterschied, der in der Technik selbst begründet liegt. Während

¹⁵³ Kevin Kelly, James Gleick: »Why the Basis of the Universe Isn't Matter or Energy—It's Data«, in: *Wired*, 28.02.2011 <http://www.wired.com/2011/02/mf_gleick_qa/all/> (23.10.2014). Gleick bezieht sich dabei auf John A. Wheeler: »Recent Thinking about the Nature of the Physical World: It from Bit«, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 655 (1992) 1, S. 349-364.

¹⁵⁴ Kevin Kelly: »The Computational Metaphor«, in: *Whole Earth Catalog*, 30th Anniversary Celebration (1998) Winter, S. 5. Kelly bezieht sich dabei auf die Quanteninformationstheorie. Vgl. David Deutsch: *Fabric of Reality*, New York 1998.

¹⁵⁵ Kelly: »The Computational Metaphor«, S. 5.

Schmuck, Rangabzeichen und Schlachtordnungen sich phänomenologisch erschließen lassen, entzieht sich der Computer einer vergleichbaren Zugänglichkeit. Die *computational metaphor* bezieht sich schließlich nicht auf das Aussehen oder den Gebrauch, sondern auf die Funktionsweise eines Computers, in dem Falle sogar eines Quantencomputers, den zu verstehen man physikalisch entsprechend gebildet sein muss. Lanciert wird diese Metapher aber nicht in der Domäne eines dezidierten Fachpublikums, sondern in populärwissenschaftlichen Beiträgen des *Wired* Magazins und des *Whole Earth Catalogs*. Folglich wird die Masse der Leser vom technischen Kenntnisstand eines mehr oder weniger informierten *users* ausgehen. Deshalb warnt Gleick auch vor einer reduktionistischen Wirkung der Metapher, um vielmehr die Idee des Computers durch die des Universums zu erweitern. Indem sie dazu auffordert, mittels einer metaphorischen Subjektbesetzung den kosmologischen Sinn eines technischen Geräts zu erfassen, eignet sich die Metapher nicht nur das unbekannte Fremde an, sondern verfremdet auch das Vertraute, weil die Metapher in die Funktion des impersonalen Welt-Subjekts ›hineinwächst‹. Das Universum rechnet und der Rechner – universalisiert.

In diesem Vorgang drückt sich der ambivalente Prozess der Technisierung aus, der eben nicht im Zustand einer vollendeten Lebenswelt mündet, in dem schließlich alles bekannt, vertraut und unter Kontrolle ist. Der technische Fortschritt als ein Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit erweist sich im Laufe der Geschichte vielmehr als dessen Umbau. Probleme werden durch Technik gelöst und neue Probleme durch Technik geschaffen. Die Summe der Unsicherheitszenarien und Unbekanntheitszonen werden dadurch nicht verkleinert, sondern lediglich verlagert, in neue Konstellationen überführt und oft genug noch vergrößert. Insofern der selbstproduzierte Absolutismus der Wirklichkeit wiederum metaphorisch gebannt oder bewältigt wird, ergibt sich daraus ein spezifischer Sinn des Begriffs kultureller Leitmetaphern als pragmatische Orientierung innerhalb dieses Verlagerungsgeschehens. Was Blumenberg ›Metakinetik‹ nennt,¹⁵⁶ muss dann als *Zusammenhang der Dynamik von Technisierung und Metaphorisierung* verstanden werden. Dies setzt voraus, Metaphorisierung zwar auch als ein Moment von Technisierung, beides jedoch als *verschiedene Modi derselben in ihrer Wechselwirkung* zu denken.

Um diese Wechselbeziehung genauer zu bestimmen, wird zunächst der Begriff der Metapher zu präzisieren sein. Entlang seiner Erweiterung vom Wort über den Satz zum Kontext soll dies im Folgenden anhand dreier paradigmatischer Theorien geschehen, die spezifische Bezüge zur Metaphorologie enthalten oder eröffnen. Den Anfang wird Aristoteles bilden, der Gründungstheoretiker der Metapher. Anhand seiner klassisch gewordenen Bestimmung soll nicht nur die Differenz zu dem modernen Metaphernbegriff herausgearbeitet werden, sondern auch die latent gebliebenen Implikationen, die in den Theorien Derridas und Ricœurs schließlich zur Entfaltung gebracht werden, die letztlich den Begriff der Metapher

¹⁵⁶ Vgl. Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13.

durch die Metapher des Netzes bestimmen. In diesem Zusammenhang sollen auch die bisher entwickelten Überlegungen zur Metapher der Vernetzung wieder aufgenommen werden. Denn wie sich erweisen wird, schreibt sich darin ein Problem fort, dass Derrida als die Paradoxie der Selbstimplikation der Metapher bezeichnet und zur Aporie jeder Metaphorologie verallgemeinert. Was damit gemeint ist, hat sich hier bereits abgezeichnet: Die begriffliche Rede über die Metapher ist unversehens selbst metaphorisch geworden. Sie könne auch gar nicht anders, behauptet Derrida.

Ricœurs Versuch, diese Behauptung zu widerlegen und diese Paradoxie damit aufzulösen, verabsolutiert schließlich die Netzmetaphorik, indem er die aristotelische Metapherntheorie auf eine Weise neu interpretiert, die letztlich mit der These Blumenbergs koinzidiert: Die Stärke der Metapher bestehe darin, den Gesamtzusammenhang der Wirklichkeit, den Aristoteles *physis* nennt, aufschlussreich zu artikulieren. Darin eilt sie dem *lógos* voraus, der sie stets einzuholen sich bemüht. Die Zuversicht, dass dies gelinge, erwächst aus dem griechischen Weltvertrauen in den *kósmos*. Denn »Kosmos und Logos waren Korrelate«, wie Blumenberg resümiert: »Die Metapher vermag hier nicht die Kapazität der Aussage-mittel zu bereichern; sie ist nur Mittel der Wirkung der Aussage, ihres Angreifens und Ankommens bei ihren politischen und forensischen Adressaten. Die vollkommene Kongruenz von Logos und Kosmos schließt aus, was das *κύριον ὄνομα* nicht äquivalent zuwege brächte. Der Redner, der Dichter können im Grunde nichts sagen, was nicht auch in theoretisch-begrifflicher Weise dargestellt werden könnte; bei ihnen ist gar nicht das Was, sondern das Wie spezifisch.«¹⁵⁷ – Tatsächlich aber zeigt sich auch in dem aristotelischen Text, dass das *kýrion ónoma*, das »eigentliche Wort«, nicht alles vermag. Gerade da, wo es versagt, am Namenlosen (*anónymon*), muss das Vertraute entfremdet werden, um sich das Unbekannten auf dem Wege der Analogie anzueignen.

¹⁵⁷ Ebd., S. 8–9.

V. Metaphorologie als Naturphilosophie: Aristoteles und die Analogiemetapher

Eine Metapher ist immer unklar.
Metaphern zu finden ist
aber das Wichtigste.

Im 21. Kapitel der aristotelischen *Poetik* (1457b) findet sich die erste und seither als klassisch geltende Definition der Metapher.¹ Sie bestimmt die *metaphorà* als die Übertragung (*epiphorà*) eines vom üblichen Sprachgebrauch (*kýrion*) abweichenden Wortes (*onomatos allotriou*).² Wenn Aristoteles die *metaphorà* als *epiphorà* bestimmt, dann scheint die Definition aufgrund des gemeinsamen Wortstamms (*phérein*: tragen, bringen) eine gewisse Zirkularität aufzuweisen. Die Zirkularität verdankt sich einem Benennungsproblem im Griechischen und einem Übersetzungsproblem der Zielsprache: Wenn *metaphorà* ›Übertragung‹ heißt, dann kann *epiphorà* nicht dasselbe bedeuten.³ Das Präfix *epi-* indiziert eine Bewegung auf etwas hin oder den Vorgang einer Anreicherung.⁴ *Epiphorà* kann also *Hinbringen*, *Beitragen*, *Zufügen*, *Aufschlagen* oder *Anhäufen* meinen; bisweilen bezeichnet es auch eine *Zulage zum Sold*, eine *Totenspende* oder einen *Überfall*.⁵ Wahrscheinlich verwendet Aristoteles es in dem älteren Sinne von *anhäufen* im Sinne des Englischen *piling up*, wie Aristoteles-Interpret John Kirby erklärt: »the new or additional designation of [...] something that already has a(n) (ordinary) name. Hence [...] we might translate it ›additional assignment«.⁶ Die Metapher

¹ Zur Textgrundlage und Zitierweise: In der Regel werde ich mich neben Manfred Fuhrmanns zweisprachiger Ausgabe von Aristoteles: *Poetik*, Stuttgart 1994, auf Arbogast Schmitts Übersetzung in: *Werke*, Bd. 5, Darmstadt 2008 sowie auf die Übersetzungen der *Rhetorik* von Christof Rapp in: *Werke*, Bd. 4, Darmstadt 2002 stützen. Da ich mich zu Vergleichszwecken auch auf andere Ausgaben beziehe, zitiere ich der Übersichtlichkeit halber nach der kanonisierten Nummerierung des Originaltextes und führe bei Übersetzungen den entsprechenden Übersetzernamen mit einer Jahreszahl der betreffenden Ausgabe in Klammern an. Da Christof Rapps kommentierte Ausgabe der *Rhetorik* in zwei Halbbänden erschienen ist, werde ich daher die Übersetzungen aus *Werke* Bd. 4/I mit Rapp (2002a) und Bd. 4/II mit Rapp (2002b) zitieren. Griechische Originalausdrücke innerhalb in eckigen Klammern innerhalb von Zitaten wurden von mir ergänzt.

² Aristoteles: *Poetik* 1457b 6–7: Μεταφορά δέ ἐστὶν ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορά. Vgl. die Übersetzung von Fuhrmann (1994), S. 67: »Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes«.

³ Vgl. Willer: »Metapher/metaphorisch«, S. 92 und Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 531f.

⁴ Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 531–532: »Because of the limitations of the Greek language at this point, Aristotle risks tautology, as both *metaphora* and *epiphora* stem from the same root *pher-/phor-*, ›carry.‹ [...] *Epi-* as a prefix may designate movement over or beyond boundaries. Too, it may have a sense of addition, or [...] ›accumulation of one thing *over* or *besides* another.‹ Thus *epipherein* may mean to put, or pile, something on top of something else [...]. The noun *epiphora* may mean an additional payment (so Thuc. 6.31, *IG* I2 205)«.

⁵ Vgl. Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 532 sowie Liddell/Scott: *A Greek English Lexicon*, Oxford 1996 und Gemöll/Vretska: *Gemöll*, München 2007.

⁶ Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 532.

als eine Übertragung wäre also die Anreicherung eines Wortes mit einer von seinem gewöhnlichen Gebrauch (*kýrion*) abweichenden Bedeutung.

Mit der Rezeption der aristotelischen Metaphertheorie im Gefolge der auf Cicero und Quintilian zurückgehenden Rhetorik hat es sich durchgesetzt, die Metapher als Tropus (*verba alia pro aliis*) im Gegensatz zum eigentlichen Wortsinne (*verbum proprium*) und damit das metaphorische Sprechen als uneigentliche Rede zu bezeichnen.⁷ Die abendländische Kontroverse über das Verhältnis von Philosophie und Rhetorik hat diese Bestimmung nachhaltig sanktioniert. So lautet die einschlägige Übersetzung der Definition noch heute: »Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher Bedeutung verwendet wird)«. ⁸ Das Ausdruck *uneigentliche Bedeutung* anstelle von *unüblicher Gebrauch* impliziert einen privilegierten Bezug des Wortes zur bezeichneten Sache. Damit enthält die Übersetzung ein sprachphilosophisches Urteil, das die Theorie der Metapher mit einer ontologischen Implikation ausstattet.⁹ Auf diese Weise erscheint das Phänomen der Metapher weniger an eine bestimmte Sprechergemeinschaft gebunden als dies im aristotelischen Text zunächst der Fall ist.

Die aristotelische Metaphertheorie vom Verdikt der ›Eigentlichkeit‹ befreit zu haben, darf als ein Verdienst Paul Ricœurs gelten, der in *Die lebendige Metapher* eine neue Lesart des antiken Textes vorschlägt.¹⁰ Seiner wegweisenden Interpretation ist eine überschaubare Menge an Versuchen gefolgt, die aristotelische Metaphertheorie vom Beschlag des *verbum proprium* zu lösen.¹¹ Ricœurs Neuinter-

⁷ Vgl. Helmut Glück (Hg.): *Metzler-Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 437: »lat. *metaphora* <griech. μεταφορά> Übertragung eines Wortes in eine uneigentl. Bedeutung«. Vgl. Harald Weinrich: »Metapher«, in: *HWPb*, Bd. 5, S. 1179.

⁸ Aristoteles: *Poetik*, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 67.

⁹ Vgl. Christof Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, Darmstadt 2002, S. 873 ff.

¹⁰ Paul Ricœur: *Die lebendige Metapher*, München 2004, insb. S. 13–55. Siehe unten, Kap. VII.

¹¹ Einen Überblick zum Forschungsstand gibt Christof Rapp in Aristoteles: *Werke*, Bd. 4/II, S. 921. Das Verhältnis von Metapher und Wissenschaften bei Aristoteles erläutert Geoffrey Lloyd: »Metaphor and the Language of Science« in: *The Revolutions of Wisdom*, Berkeley 1989, 172–215. Daran orientiert sich Alfredo Marcos: »The Tension between Aristotle's Theories and Uses of Metaphors«, in: *Studies in History and Philosophies of Science* 28 (1997) 1, S. 123–139. Zur kognitiven Leistung der Metapher bei Aristoteles siehe Dieter Bremer: »Aristoteles, Empedokles und die Erkenntnisleistung der Metapher«, in: *Poetica* 12 (1980), S. 350–376. Ihre rhetorische Funktion diskutieren Richard Moran: »Artifice and Persuasion«, in: Amélie O. Rorty (Hg.): *Essays on Aristotle's Rhetoric*, Berkeley 1996, S. 385–398 und William J. Jordan: »Aristotle's Concept of Metaphor in Rhetoric«, in: Keith V. Erickson (Hg.): *Aristotle*, Metuchen 1974, S. 235–259. Das Verhältnis von Metapher und Vergleich bei Aristoteles untersucht André Laks: »Zeitgewinn«, in: Enno Rudolph/Heinz Wismann (Hg.): *Sagen, was die Zeit ist*, Stuttgart 1992, S. 11–19. Neben Kirbys Abhandlung über »Aristotle on Metaphor« liegen einschlägige Arbeiten zum aristotelischen Metaphernbegriff liegen vor von Samuel R. Levin: »Aristotle's Theory of Metaphor«, in: *Philosophy and Rhetoric* 15 (1982) 1, S. 24–46. Umberto Eco: »The Scandal of Metaphor«, in: *Poetics Today* 4 (1983) 2, S. 217–257. Glenn D. Most: »Seeming and Being. Sign and Metaphor in Aristotle«, in: Mark Amsler (Hg.): *Creativity and the Imagination*, Newark 1987, S. 11–33. Bernard Murchland: »Metaphor and the Task of Philosophy«, in: *Philosophical Inquiry* 15 (1993) 3/4, S. 75–84. Detlef Otto: *Wendungen der Metapher. Zur Übertragung in poetologischer, rhetorischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht bei Aristoteles und Nietzsche*, München 1998.

pretation ist zugleich eine Antwort auf Jacques Derridas dekonstruktive Aristoteleslektüre, die den Gegensatz von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit im Begriff der Quasi-Metapher aufzulösen versucht. Vor einer eingehenden Diskussion beider Lesarten empfiehlt sich eine genaue Lektüre des aristotelischen Textes.

1. Entfremdung und Ähnlichkeit

Als *kýrion* bezeichnet Aristoteles »das Wort, das ein jeder selbst gebraucht«; das Gegenteil sei der fremdartige, provinzielle Ausdruck, den er ›Glosse‹ nennt: die *glôtta* ist dasjenige, »was andere gebrauchen«. ¹² Diese Bestimmung bezieht sich auf die Differenz von Sprechergemeinschaften, genauer noch auf das, »was die Mehrheit einer Sprechergemeinschaft mit diesem Wort meint (und nicht dasjenige Verbum proprium, das ›von Natur aus‹ einem Ding zukommt, gleichsam anhaftet)«, ¹³ wie Arbogast Schmitt seine Übersetzung der *Poetik* kommentiert, in der *kýrion* mit ›normal‹ wiedergegeben ist. Damit steht das *kýrion* ganz allgemein allen Nomina gegenüber, die einen abweichenden Sprachgebrauch innerhalb eines bestimmten griechischen Dialekts markieren, »denn dasselbe Wort, das in einer Dialektgruppe von allen gebraucht wird, kann in einer anderen ein fremdartiger Ausdruck, eine Glosse (*glôtta*), sein.« ¹⁴ Die Metapher als die Übertragung eines fremden Wortes (*onómatos allotriou epiphorá*) meint also nicht den Gebrauch eines ›Fremdwortes‹, sondern den befremdlichen Gebrauch eines üblichen (*kýrion ónoma*). Damit beruht die aristotelische Bestimmung der Metapher auf einer Entfremdungstheorie. Das griechische Wort für *fremd*, das Aristoteles in dem Zusammenhang gebraucht, ist *allótrios* (lat. *alter*; im Unterschied etwa zu *xénos*, lat. *hostis*), das wörtlich *einem anderen gehörig* meint, und je nach Kontext *fremd, ausländisch, feindlich, abgeneigt, entfremdet, sonderbar, auffallend* bedeuten kann. ¹⁵ Mit dem Verhältnis von *kýrion* und *allótrios* steht die aristotelische Metaphertheorie auch in Beziehung zu den politischen Kategorien des Einheimischen

¹² Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 3–6: Λέγω δὲ κύριον μὲν ὃ χρῶνται ἕκαστοι, γλώτταν δὲ ὃ ἕτεροι, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 67.

¹³ Arbogast Schmitt, in: *Werke*, Bd. 5, Darmstadt 2008, S. 632. Schmitt folgt darin Rapps Kommentar zur *Rhetorik*, in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 830, demzufolge klar ist: »dass mit ›κύριον ὄνομα‹ nicht das der Sache eigentümliche und in diesem Sinn ›hauptsächliche‹ Wort gemeint ist (was aufgrund des griechischen ›κύριον‹ durchaus möglich wäre), sondern das relativ zu einer bestimmten Sprechergemeinschaft übliche«. Darum sei es »nicht möglich, das in *Poetik* 21, 1457b 3–6 klar bestimmte ›κύριον‹ so zu bestimmen, als meine es nur den exklusiven Bezug zur bezeichneten Sache«. Ebd., S. 836.

¹⁴ Michael Schramm: »Gedanke, Sprache und Stil«, in: Otfried Höffe (Hg.): *Aristoteles: Poetik*, München 2010, S. 187. Vgl. Alfred Gudemanns Kommentar zu Aristoteles: *Peri Poietikes*, Berlin 1934, S. 356–357: »In der *Poetik* ist es [sc. κύριον] im weiteren Sinne genommen und bezeichnet jedes Wort, das dem allgemeinen, gewöhnlichen Sprachgebrauch eines Stammes oder Volkes angehört, um Unterschiede nicht nur von der Metapher, sondern auch von dem ξενικόν (Fremdwort) und der γλώττα ὃ ἕτεροι χρῶνται.«

¹⁵ Vgl. Wilhelm Gemoll: *Gemoll*, München 2007.

und Fremden.¹⁶ In der Übertragung aus dem Bereich des Vertrauten in einen neuen Redezusammenhang wird das *kýrion* entfremdet, wodurch es sich mit einer neuen Bedeutung anreichert. Ausgehend von den bisherigen Bestimmungen würde die Übersetzung der aristotelischen Metapherdefinition also lauten: Eine Übertragung (*metaphorà*) ist der bereichernde Beitrag (*epiphorà*) eines befremdlich gebrauchten Wortes (*onomatos allotriou*). Das Befremdliche ist für Aristoteles ein entscheidendes Moment der Metapher. Denn gerade dadurch vermag sie auf überraschende Weise Zusammenhänge herzustellen und dabei etwas Unvermutetes in Erfahrung zu bringen. Daher würdigt Aristoteles die Metapher in der *Rhetorik* als ein besonderes Mittel der Erkenntnis:

»Das leichte Lernen [*manthánein*] ist allen von Natur aus lustvoll [*hēdy*]; die Worte aber bezeichnen etwas, so dass von den Wörtern diejenigen, die uns zum Lernen [*máthēsis*] bringen, am lustvollsten [*hédista*] sind. Während die Glossen für uns unbekannt sind, kennen wir die üblichen Wörter schon. Die Metapher bewirkt dies [sc. das lustvolle, leichte Lernen] am meisten [*málista*]. Wenn man nämlich das Alter eine Stoppel [*kalámēn*] nennt, vermittelt man Lernen und Erkenntnis durch die Gattung, denn beide sind etwas Verblühtes [*apēnthékóta*].«¹⁷

Das Beispiel, das von Homer stammt,¹⁸ ist selber lehrreich, wirkt doch die Klassifizierung des Verblühens als *Gattung* von Stoppel und Alter heute befremdlich. Eher wird man geneigt sein, das Verblühen als eine Art des Alterns anzusehen. Was aus dem Beispiel deutlich wird, ist nicht nur die Historizität der Unterscheidung von metaphorisch und unmetaphorisch, insofern das, was Aristoteles als die begriffliche Paraphrase der Metapher ausgibt, heute selbst als Metapher erscheint (*Altern ist Verblühen*). Das Beispiel verweist darüber hinaus auf die besondere Bedeutung des Gattungsbegriffs in der aristotelischen Theorie. Christof Rapp erklärt in seinem Kommentar zur *Rhetorik*, dass Aristoteles offenbar mit einem doppelten Gattungsbegriff operiert: einem engen und einem weiten. Während der enge Gattungsbegriff dem Modell der zoologischen Taxonomie nachgebildet ist, scheint sich der weite Gattungsbegriff auf die Gemeinsamkeit von Phänomenen zu beziehen, deren Ähnlichkeit die Metapher herausstellt und deren Paraphrase dann erst die Gattung ergibt, unter der die metaphorisch verbundenen Phänomene gefasst werden.

¹⁶ Vgl. Richard Moran: »Artifice and Persuasion«, in: Rorty (Hg.): *Essays on Aristotle's Rhetoric*, Berkeley 1996, S. 385–398.

¹⁷ Aristoteles: *Rhetorik* III 10, 1410b 10–15. Meine Übersetzung auf Grundlage von Rapp (2002a), S. 144, Schramm (2010), S. 187 und Sieveke (1989), S. 190.

¹⁸ Vgl. Homer: *Odyssee* XIV, 214: ἀλλ' ἔμπης καλάμην γέ σ' οἶομαι εἰσορόωντα.

2. Analogie und doppelter Gattungsbegriff

Der erweiterte Gattungsbegriff ist nun entscheidend dafür, warum Metaphern nach Aristoteles lehrreich zu sein vermögen. Denn seine Bestimmung der Metapher als sprachliches Mittel beruht zunächst auf dem Gattungsbegriff im engeren Sinne; ihre Würdigung als ein Mittel der Erkenntnis jedoch auf dem erweiterten. So fährt die *Poetik* – deren Definition die *Rhetorik* als bekannt voraussetzt¹⁹ – mit der Bestimmung der Metapher als die Übertragung eines entfremdeten Wortes fort: »und zwar entweder von der Gattung auf die Art [*apò tou génous epì eidós*] oder von der Art auf die Gattung [*apò tou eidous epì tò génos*], oder von einer Art auf eine andere [*apò tou eidous epì eidós*], oder nach den Regeln der Analogie [*katà tò análogon*].«²⁰

Je nachdem, ob man einen engen oder weiten Begriff der Gattung zugrundelegt, lässt sich die Definition aus der *Poetik* in verschiedener Weise auf das in der *Rhetorik* angeführte Beispiel vom Alter als Stoppel beziehen: Ist das Alter eines Menschen gemeint (was der Kontext des Zitates nahelegt) und mit der Stoppel der Rest einer verblühten oder geernteten Pflanze, dann sind beide Lebewesen Arten verschiedener Gattungen. Daher würde das Beispiel unter die Übertragung gemäß der Analogie (*katà tò análogon*) fallen, weil es die Grenze der Gattung überschreitet. Legt man aber das weite Verständnis von Gattung zugrunde, würde es das Beispiel einer Übertragung von einer Art auf die andere (*apò tou eidous epì eidós*) innerhalb derselben Gattung, nämlich des Verblühens (*apēnthēkóta*) sein. Die Problematik der Abgrenzung der verschiedenen Metapherentypen untereinander tritt nun an verschiedenen Stellen immer wieder auf.

Als explizites Beispiel für eine Übertragung der letzteren Art (*apò tou eidous epì eidós*) zitiert Aristoteles: »Mit dem Erz die Seele abschöpfend«, und »Abschneidend mit dem unverwüstlichen Erzgefäß«; denn hier nennt der Dichter das Abschöpfen ein »Abschneiden«, das Abschneiden hingegen ein »Abschöpfen«; beides sind Arten des Wegnehmens.«²¹ Die Bedeutung der Metapher ist heute aufgrund des fehlenden Kontextes nicht mehr ohne weiteres nachvollziehbar. Doch steht die *Seele* offenbar allgemein für das menschliche Leben und *abschöpfen* als Tätigkeit bezieht sich normalerweise auf Flüssigkeiten, sodass als ein *tertium comparationis* das Blut angenommen und das *Erz* als Waffe, z.B. als geschmiedetes Schwert gedeutet werden kann.²² Damit ist aber auch klar, dass diese substantivi-

¹⁹ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik* III 2, 1410b 7f. u. 1405a 5f. Vgl. Rapp in *Werke*, Bd. 5/II, S. 921.

²⁰ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 7, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 67.

²¹ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 15, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69. Die Herkunft dieser Zitate ist unklar. Die Vermutung, dass sie aus den nur noch fragmentarisch erhaltenen *Reinigungen* des Empedokles stammen, ist umstritten. Vgl. M. Laura Gemelli Marciano (Hg.): *Die Vorsokratiker, Band II: Parmenides, Zenon, Empedokles*, Düsseldorf 2009, S. 313 u. 436.

²² Vgl. Manfred Fuhrmanns Kommentar »Zum Text«, in: *Poetik*, Stuttgart 1994, S. 129–130. Vgl. auch die Übersetzung von Susemihl: *Über die Dichtkunst*, Aalen 1978, S. 163: »Schöpft mit dem Schwerte hinweg ihm das Leben«.

schen Bestandteile der Metapher, die Aristoteles nicht weiter analysiert, heute als Metonymien gelten würden, denn das Erz ist Rohstoff der Waffe und die Seele Teil des Lebens.

Was die metaphorische Wendung *Abschneidend mit dem unverwüstlichen Erzgefäß* anbelangt, so wurde gegen die verbreitete Ansicht, dass damit ein geschmiedeter Kessel oder Eimer gemeint sei, mit dem Wasser geschöpft werde, der Einwand hervorgebracht, dass dies nicht stimmen könne, weil das Erzgefäß doch wirklich in den Wasserspiegel schneide oder einen Strahl unterbreche, sodass es sich hier gar nicht um eine Metapher handle.²³ Damit verdeutlicht das Beispiel die Problematik einer Klassifikation von Tätigkeiten nach Gattung und Art. Sind Abschneiden und Abschöpfen zwei Arten der Gattung *Wegnehmen*, wie Aristoteles offenbar meint, oder sind Wegnehmen, Abschneiden und Abschöpfen drei Arten der Gattung *Teilen*? Oder würde, umgekehrt, Teilen auch eine Art des Wegnehmens sein? Fragen dieser Art verweisen in den Bereich sprachlicher Gewohnheiten und kultureller Wissensordnungen. Was Aristoteles unter einer Ontologie der Handlungen und Tätigkeiten zu fassen versucht, stellt sich heute als eine kontingente Art-Gattungs-Dihärese dar, die klassifikatorischen Variationen und definitorischen Umdeutungen unterliegen kann.²⁴

Darüber hinaus verdeutlicht dieses Beispiel, dass die Interpretation und damit die Klassifikation der Metapher stark von ihrem jeweiligen Kontext abhängen. Wo Aristoteles noch die Kenntnis oder zumindest die Verständlichkeit des mutmaßlich empedokleischen Textes voraussetzen konnte, müssen nun philologische Konjekturen treten; zumal die Erläuterung des Aristoteles zu den ersten drei Metapherentypen sehr knapp ausfällt. Was die Übertragung von der Gattung auf die Art (*apò tou génous epì eidòs*) betrifft, so nennt er lediglich das aus der *Odyssee* stammende Beispiel: »Mein Schiff steht still; das Vor-Anker-Liegen ist nämlich eine Art Stillstehen.«²⁵ Heute würde man hier von einer Synekdoche sprechen.²⁶ Ähnlich verhält es sich bei dem zweiten Beispiel aus der *Ilias*, nämlich der Übertragung eines Wortes von der Art auf die Gattung (*apò tou eidòs epì tò génos*): »Wahrhaftig, zehntausend gute Dinge hat Odysseus schon vollbracht; zehntau-

²³ Vgl. Aristoteles: *Peri Poietikes*, S. 358, wo Gudemann (1934) eine Stelle aus Porphyrius' *De Antro Nympharum* 8 zitiert, »wo es von den Nymphen der Kastalia heißt: [...] »Die Göttinnen bleiben in der unterirdischen Höhle, aber sie schneiden Quellen, d.h. unterirdische Wasseradern, die dem Gotte ihr Wasser zuführen.« Gudemann folgt in dieser nicht-metaphorischen Lesart Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: *Die Katharmoi des Empedokles*, Berlin 1929, S. 27.

²⁴ Vgl. Umberto Eco: »The Scandal of Metaphor«, in: *Poetics Today* 4 (1983) 2, S. 221ff. Ders.: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 150 ff.

²⁵ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 10, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 67. Vgl. Homer: *Odyssee* I, 185 u. XXIV, 308: $\nu\eta\acute{\upsilon}\varsigma$ δέ μοι ἦδ' ἔστηκεν.

²⁶ Vgl. Eco: »The Scandal of Metaphor«, S. 221f. Der.: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 138–142. Zum Begriff der Synekdoche vgl. *Metzler-Lexikon Sprache*, S. 714: »Ersetzung des eigentl. Begriffs durch einen zu seinem Bedeutungsfeld gehörenden engeren oder weiteren Begriff«.

send ist nämlich viel, und an Stelle von ›viel‹ wird das Wort hier verwendet.«²⁷ *Zehntausend* als bestimmtes Zahlwort sei also die Art, *viel* indessen stehe als Unbestimmtes für die Gattung.

Der Metaphernbegriff des Aristoteles erweist sich damit als ein Begriff, der ganz allgemein den Bereich der tropischen Rede umfasst. Typen I (*apò tou̓ génous epì eidós*) und II (*apò tou̓ eidous epì tò génos*) bezeichnen sprachliche Vorgänge, die heute als Metonymie und Synekdoche gelten.²⁸ Eine Unterscheidung der Tropen in verschiedene Arten wurde jedoch erst nach Aristoteles vorgenommen; er selbst behandelt sie unter einem Begriff, dessen Beispiele in einer Reihenfolge stehen, die zugleich die philosophische Relevanz anzeigt. Während es sich bei den ersten zwei Typen um Substitutionen innerhalb einer Art-Gattungs-Dihärese handelt, die nur kurz abgehandelt werden, bringt der dritte, ebenfalls knapp behandelte Typus schon einige Komplikationen mit sich, die offenbar auf der Verwendung eines doppelten Gattungsbegriffs beruhen. Wie oben bereits angedeutet, hängt es von der Unterstellung eines weiten bzw. engen Gattungsbegriffs ab, ob sich eine Metapher als Typ III (*apò tou̓ eidous epì eidós*) bzw. Typ IV (*katà tò análogon*) klassifizieren lässt.²⁹ Diesem vierten und letzten Metapherentypus räumt Aristoteles schließlich – anders als den übrigen – einen eigenen Absatz in seiner Erörterung ein. Die Metapher gemäß der Analogie scheint offenbar der wichtigste Typ zu sein. Als eine Übertragung nach den Regeln der Analogie versteht Aristoteles konkret ein Proportionsverhältnis: »eine Beziehung, in der sich die zweite Größe zur ersten verhält, wie die vierte zur dritten.«³⁰ Die Metapher *katà tò análogon* ist demnach eine, in der »statt der zweiten Größe die vierte oder statt der vierten die zweite«³¹ genannt wird.

²⁷ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 12, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69. Vgl. Homer: *Ilias* II, 272: ὦ πόποι ἦ διη μυρὶ Ὀδυσσεὺς ἔσθλα ἔοργε.

²⁸ Vgl. Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 924. Eco: »The Scandal of Metaphor«, S. 221–226.

²⁹ Eco: »The Scandal of Metaphor«, S. 226 gelangt auf anderem Weg zu einem ähnlichen Schluss. Siehe dazu auch Ders.: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 143–145.

³⁰ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 17–18, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69. Zum Begriff der Analogie bei Aristoteles vgl. Christof Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie bei Aristoteles«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 46 (1992) 4, S. 530: »Der Analogie nach eines sei dasjenige, das zwar der Zahl, Art, Gattung nach verschieden sei, sich aber ›ebenso verhalte wie anderes zu anderem‹ (*Met.* 1016b 43f.). Die Eigenart der Analogie ist es also, daß darin Dinge aus ganz verschiedenen Gattungen verglichen werden, Einheit oder Selbigkeit besteht nur hinsichtlich eines Verhältnisses. Als letzte Stufe der Einheitsreihe überbrückt die Analogie gleichsam ›die weiteste Distanz zwischen den Dingen‹ (Theophrast, *Met.* VIII, 21); jede einzelne Stufe der Reihe umfaßt die nachfolgenden Fälle, so wie alles, was der Zahl nach eines ist, auch der Art, Gattung, Analogie nach eines ist, aber nicht umgekehrt (*Met.* 1016b 35–1017a 2).« Vgl. ebd., S. 538: »Die Analogie bei Aristoteles enthält immer (mindestens) vier Glieder: ›Eines verhält sich zum anderen wie ein davon Verschiedenes zu einem anderen‹ (*Top.* 108a 8) oder ›A zu B wie C zu D‹ (*E.N.* 1131a 21 ff.). Bei den beiden Paaren der Analogie kehrt jeweils dasselbe Verhältnis (λόγος) wieder. Anlaß zur Bildung einer Analogie ist bei Aristoteles immer, daß die beiden Terme des einen Paares zu einer anderen Gattung gehören als die beiden Terme des anderen Paares und kein gemeinsamer Gattungsbegriff vorliegt.«

³¹ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 17–18, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69.

Solche Analogiemetaphern unterscheiden sich wiederum in solche, die ihre Bezüge kenntlich machen und solche, bei denen das nicht der Fall ist.³² Als zwei Beispiele des ersten Falls nennt Aristoteles die *Schale des Ares* bzw. den *Schild des Dionysos* sowie das *Alter des Tages* bzw. den *Abend des Lebens*. Das erste Beispiel beruht auf einer Analogiebeziehung zwischen den zwei Göttern und ihren Insignien. So verhält sich »eine Schale ähnlich [*homoíōs*] zu Dionysos wie ein Schild zu Ares; der Dichter nennt also die Schale ›Schild des Dionysos‹ und den Schild ›Schale des Ares‹.«³³ Wenn sich also der Schild (A) zum Gott des Krieges (B) verhält wie die Trinkschale (C) zum Gott des Weins (D), dann lautet das Proportionsverhältnis hier: A:B = C:D. Aus diesem viergliedrigen Verhältnis lassen sich nun die zwei Proportionsmetaphern konstruieren: In der ersten Variante wird die Schale (C) unter Bezug auf Ares (B) *Schild des Dionysos* (AD) genannt: x (C) = AD. Womit entweder gesagt sein könnte, dass die Schale mit Blut gefüllt oder der Wein so etwas wie eine Waffe ist. In der zweiten Variante wird der Schild (A) unter Bezug auf Dionysos (D) als die *Schale des Ares* (CB) bezeichnet: x (A) = CB. Womit gesagt sein könnte, dass Blut eine Speise des Kriegsgottes oder der Krieg so berauschend wie Wein ist. Entsprechend erläutert Aristoteles: »das Alter verhält sich zum Leben, wie der Abend zum Tag; der Dichter nennt also den Abend ›Alter des Tages‹, oder wie Empedokles das Alter ›Abend des Lebens‹ bzw. ›Sonnenuntergang des Lebens‹.«³⁴ Als *Lebensabend* ist diese Metapher, im Gegensatz zu den übrigen, heute noch geläufig.

Diese Beispiele von Proportionsmetaphern, welche »die Bezeichnungen, auf denen die Analogie beruht [*ónoma kéimenon tôn análogon*]«³⁵ wörtlich enthalten, nennen also je zwei Glieder eines Begriffspaares, von denen eines auf die implizierte Relation verweist, aus der das vierte Glied, die ›eigentliche‹ Referenz der Metapher, erst erschlossen werden muss. Der *Schild des Dionysos* (AD) verweist durch die Nennung eines Kriegsgeräts (A) und eines Gottes (D) implizit auf den Gott des Krieges (B), während das eigentlich Gemeinte, die Trinkschale (C), nur aus der Kenntnis der drei anderen Glieder und ihrer Relation zueinander erschlossen bzw. mit einer Geste des Darauf-Zeigens verdeutlicht werden kann. Damit ist klar, dass, wenn ein Glied dieser Analogiebeziehung unbekannt ist oder vergessen wurde oder die Relation unter ihnen unbekannt ist, die Metapher nicht mehr verständlich ist; zumindest erfordert sie dann ein hohes Maß an Interpretationsarbeit zur Rekonstruktion des entsprechenden Analogieverhältnisses, wobei die Kriterien, wann die Rekonstruktionsarbeit abgeschlossen wäre, unbekannt bleiben. Dies wird umso problematischer, desto kulturspezifischer die involvierten Signifikate der Analogie sind. Während das Verständnis einer *Schale des Ares* die Kenntnis der griechischen Mythologie verlangt, lässt sich der *Lebensabend*

³² Vgl. Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 19–20.

³³ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 20, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

auch ohne die Mobilisierung kulturhistorischen Wissens über die Antike noch verstehen. Als Signifikat des Natürlichen unterliegt hier nicht die Referenz, sondern lediglich die Bedeutung der Metapher einer kulturellen Kontingenz. Die enzyklopädischen Voraussetzungen der Metapher sind mit ihren lexikalischen Elementen nicht gegeben.³⁶

Nun kann es aber auch vorkommen, dass in der Metapher eine der Bezeichnungen, auf denen die Analogie beruht, von vorn herein fehlt, das heißt, dass es ein übliches Wort (*kýrion ónoma*) zur ›eigentlichen‹ Bezeichnung der entsprechenden Sache nicht gibt; »nichtsdestoweniger verwendet man den analogen Ausdruck.«³⁷ Dies ist der zweite Fall der Analogiemetapher, den Aristoteles erörtert und für den er zwei Beispiele nennt: den *Becher ohne Wein* und *säend das göttliche Licht*. Das erste Beispiel schließt direkt an die vorangegangene an und behandelt das Phänomen der Negation innerhalb der Metapher: »man benennt etwas mit einem uneigentlichen [*allótrion*] Ausdruck und verneint eines der Merkmale, die diesem Ausdruck von Hause aus zukommen, wie wenn man z.B. den Schild als ›Becher‹ bezeichnen wollte, aber nicht ›des Ares‹, sondern ›ohne Wein‹.«³⁸ In der Bezeichnung des Schildes (A) als Becher (C) bei Negation eines seiner Attribute (–a) würden damit sowohl Ares (B) als auch Dionysos (D) sowie der Schild (A) als die Referenz der Metapher *Becher ohne Wein* verschwinden: x (A) = C–a. Das viergliedrige Verhältnis des Vergleichs schrumpft auf Wortebene auf ein einzelnes Glied zusammen, das nur noch im Zusammenhang mit einer bestimmten Negation seinen Bezug zu der Analogie bekundet, auf der die Metapher beruht. Dass die Negation ein Ausdruck dieser Beziehung ist, muss dann entweder durch den Text oder den Kontext, in dem sie auftaucht, mitgeteilt oder von dem Hörer bzw. Leser gewusst werden. Anderenfalls ist die Metapher nicht mehr verständlich. So ließe sich der *Becher ohne Wein* ohne dieses Wissen statt als ein *Schild* beispielsweise auch als ein Armutzeugnis verstehen. Eine Analogiemetapher dieses Typs muss also eine bestimmte kulturelle oder enzyklopädische Wissensordnung als gegeben voraussetzen, um dann bestimmte Bezüge und Proportionsverhältnisse durch ein negatives Beiwort darstellen zu können.

Anders verhält es sich bei dem Beispiel, in dem nicht ein Bezugswort der Analogie getilgt wird, sondern die entsprechende Bezeichnung eines ihrer Glieder erst gar nicht vorhanden ist: »So heißt z.B. das Ausstreuen [*aphiénaí*] von Samen ›säen‹; für die Tätigkeit der Sonne hingegen, die ihr Licht ausstreut, gibt es keine spezielle Bezeichnung [*anónymon*]. Doch verhält sich diese Tätigkeit ähnlich zum Sonnenlicht wie das Säen [*speírein*] zum Samen [*karpón*]; man hat daher gesagt: ›Säend das göttliche Licht‹ [*speírōn theoktístan phlóga*].«³⁹ Damit behandelt der

³⁶ Vgl. Eco: »The Scandal of Metaphor«, S. 229f.

³⁷ Ebd.

³⁸ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 30, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69.

³⁹ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 27–30: οἷον τὸ τὸν καρπὸν μὲν ἀφίεναι σπείρειν, τὸ δὲ τὴν φλόγα ἀπὸ τοῦ ἡλίου ἀνωσσομένῃ· ἀλλ' ὁμοίως ἔχει τοῦτο πρὸς τὸν ἡλίον καὶ τὸ σπείρειν πρὸς τὸν καρπὸν, διὸ εἶρηται ›σπείρων θεοκτίσταν φλόγα‹, übersetzt von

Philosoph den metaphorischen Sonderfall der *Katachrese*.⁴⁰ Die namenlose (*anōnymon*) Tätigkeit der Sonne (X) verhält sich zum Sonnenlicht (B) wie das Säen (C) zum Samen (D). Um also die Tätigkeit der Sonne eigens zu benennen, wird eine Analogiemetapher verwendet: *speirōn theoktīstan phlóga*, wörtlich: »säend die gottgeschaffene Flamme«. ⁴¹ Das entfremdete Wort *säen* nimmt nun einen neuen Platz zur Benennung einer bislang unbenannten Sache ein. Die Übertragung erfolgt nichtsdestotrotz gemäß der Analogie nach dem Modell der Proportionsgleichung. Auch hier ergeben sich wieder die Abgrenzungsprobleme der Analogiemetapher zum Typ III (*apò tou eidous epì eidos*). Insofern das Säen (*speirein*) ein Ausstreuen der Samen (*aphiēnai tòn karpòn*) ist und das Verb *aphiēnai* in dem Zusammenhang so viel wie *entsenden*, *schleudern* oder *freilassen* bedeutet,⁴² wäre das Scheinen der Sonne ein Entsenden von Strahlen; dementsprechend wären beide, *säen* und *scheinen*, zwei Arten des *Entsendens*. Ein *kýrion ónoma* würde auf diese Weise von einer Art auf die Gattung übertragen.⁴³ Indem die Metapher damit zur Bezeichnung einer bisher unbenannten Art der Gattung verwendet wird, müsste es sich also letztlich um eine Übertragung des Typs III handeln: Das *Säen* als eine Art des Entsendens wird auf das *Strahlen* als eine andere Art des Entsendens übertragen; so dass das viergliedrige Verhältnis der Analogie auf das dreigliedrige der Art-Gattungs-Dihärese zusammenschumpft, weil die Analogie eine Identifizierung vornimmt: Das *Strahlen ist* ein Entsenden.

Die Frage, ob das Beispiel nun Typ IV oder Typ III entspricht, kann nicht an dem Problem vorbeisehen, dass zum Zeitpunkt der Niederschrift der *Poetik* für das *Strahlen der Sonne* keine eigene Bezeichnung existierte und eine Klassifikation der Tätigkeit schwerlich vorgenommen werden konnte. Vielmehr stiftet die Analogie erst die Zugehörigkeit einer Tätigkeit zu einer bestimmten Gattung. Darum schätzte Aristoteles vor allem Analogiemetaphern, weil sie ein leichtes Lernen (*manthánein*) ermöglichen, indem sie überraschende Zusammenhänge vor Augen führen (*pro ommáton poieîn*).⁴⁴ Doch gerade diese Eigenschaft wirft die Frage nach der Abgrenzung der unterschiedlichen Typen und letztlich nach dem Status der Ausgangs- und Endpunkte der Übertragung erneut auf. Denn die Art

Fuhrmann (1994), S. 69. Wen oder was Aristoteles dabei zitiert ist nicht bekannt. Gudemann (1934) vermutet einen Dichter und verweist in *Peri Poietikes*, S. 360f. auf ähnliche Metaphern in Homer: *Odysee* V, 490. Pindar: *Olympischen Oden* VII, 87. Lukrez: *De Rerum Natura* 2, 211. Vergil: *Aeneis* IV, 584.

⁴⁰ Vgl. *Metzler-Lexikon Sprache*, S. 334: »(griech. καταχρησις (*katachrēsis*) »uneigntl. Gebrauch eines Wortes«) Tropus: (a) Füllung einer sprachl. Lücke durch metaphor. Verwendung eines vorhandenen Wortes, wenn ein spezif. Ausdruck fehlt oder verdrängt ist, z.B. *Arm eines Flusses* (sog. notwendige, habituelle Metapher im Ggs. zur akzidentiellen Metapher).«

⁴¹ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 30: »σπείρων θεοκτίσταν φλόγα«, übersetzt von Gudemann (1934), S. 360.

⁴² Vgl. Gemoll: *Gemoll und Liddell/Scott: A Greek English Lexicon*.

⁴³ Darauf scheint auch Gudemann (1934) hinzuweisen in Aristoteles: *Peri Poietikes*, S. 360.

⁴⁴ Aristoteles: *Rhetorik* III 10, 1410b 34–11, 1411b 25, übersetzt von Rapp 2002a, S. 145f. Vgl. Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 904.

der Erkenntnis, die Aristoteles durch die Analogiemetapher vermittelt sieht, verweist wieder auf die Problematik der dihäretischen Kontingenz – und damit zurück auf den doppelten Gattungsbegriff. Besonders deutlich wird dies an drei Beispielen, die Aristoteles in der *Rhetorik* anführt, um zu erklären, warum Analogiemetaphern besonders geistreich (*ta asteia*)⁴⁵ sind:

»Man muss, wie schon gesagt, Metaphern bilden [*metaphérein*] vom Verwandten [*oikéōn*] und nicht Offenkundigen [*mē phaneōn*] wie es auch in der Philosophie die Sache eines klug urteilenden Menschen ist, auch in den weit auseinanderliegenden Dingen [*polý diéchousi*] das Ähnliche [*tò hómoion*] zu erkennen [*theōreîn*]; so sagt Archytas, dass ein (Schieds-)Richter und ein Altar dasselbe [*tautòn einai*] seien: zu beidem fliehe nämlich der, dem Unrecht geschieht. Oder wenn man sagen würde, Anker und Kesselhaken [*kremáthran*] seien dasselbe [*tò autò einai*]; beides nämlich ist in gewisser Hinsicht dasselbe [*tautó ti*], unterscheidet sich aber durch das Aufwärts und Abwärts.«⁴⁶

Mit diesen drei Zitaten will Aristoteles das Vermögen der Metapher bezeugen, Gemeinsamkeiten zwischen Dingen zu zeigen, zwischen denen zunächst kein Zusammenhang zu bestehen scheint, der sich dann aber zeigt, wenn die Metapher ihn »vor Augen führt«. Dass die metaphorisch als zusammengehörig betrachteten Dinge zunächst weit auseinander liegen, ist eine metaphorische Bezeichnung dafür, dass sie gemäß jener Ordnung, die in der Gattungslogik repräsentiert wird, keine direkte oder naheliegende Beziehung zueinander haben: Der Richter ist ein Mensch, der den Streit anderer Menschen schlichtet und Recht spricht; der Altar ist ein Ding, das dabei helfen soll, Kontakt zu einem Gott herzustellen. Als Mensch und Ding haben sie wenig gemeinsam, außer dass beide physikalische Körper sind. Auch ist ihre Bedeutung höchst verschieden. Die Zuständigkeit eines Richters bezieht sich auf eine soziale Ordnung, der Altar auf eine göttliche. Im Hinblick auf ihre Funktion für bestimmte Bedürfnisse weisen sie allerdings eine Gemeinsamkeit auf: Menschen wenden sich an beide, wenn sie Schutz und Hilfe suchen. Mit demselben Recht also, wie *Alter* und *Stoppel* zur Gattung des *Verblühten* gehören, können Richter und Altar als zwei Arten einer Gattung von

⁴⁵ Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b. Das Adjektiv *asteia* bedeutet wörtlich soviel wie *städtisch* oder *urban*, in dem Zusammenhang soviel wie (*welt-*)*gewandt* oder *elegant*, man könnte auch sagen: *kultiviert*. Siehe dazu unten, Anm. 100.

⁴⁶ Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1412a 10–18. Meine Übersetzung, beruhend auf Rapp 2002a, S. 147 und Sieveke (1989), S. 194–195. Die englische Übertragung von Freese (1967), S. 407 lautet: »As we have said before, metaphors should be drawn from objects which are proper to the object, but not too obvious; just as, for instance, in philosophy it needs sagacity to grasp the similarity in things that are apart.« Die genannten Beispiele beziehen sich offenbar auf ein Fragment (87 A 12) des pythagoreischen Philosophen Archytas und auf Aristophanes' *Die Wolken* 218. Ein drittes Beispiel, das wohl von Isokrates' *Oratorio* 5, 40 stammt, ist nicht so leicht nachzuvollziehen: »Auch von einer Angleichung der Stadtstaaten zu sprechen heißt, dasselbe [*τὸ αὐτό*] in weit auseinander liegenden Dingen [*πολὺ διέχουσι*] (zu erkennen), das gleiche Maß [*τὸ ἴσον*] im Grundbesitz [*ἐπιφανεία*] und in der Macht [*δυναμίει*];«; offenbar soll die Metapher besagen, dass eine das Privateigentum betreffende Maßnahme eine Angleichung der Machtverhältnisse in den Städten oder zwischen ihnen bewirkt, vgl. Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 912–913.

Instanzen angesehen werden, an die sich Hilfesuchende wenden, wenn sie eine Durchsetzung ihrer Rechtsansprüche und Schutzbedürfnisse wünschen.⁴⁷

Analog dazu verhält es sich mit dem Anker und dem Kesselhaken: Beides sind gekrümmte Geräte zum Fixieren von Dingen, die mithilfe beweglicher Verbindungsstücke davon abgehalten werden, von den Kräften, die auf sie einwirken, dahin bewegt zu werden, wohin sie nicht sollen. Beides sind daher Sachen, die etwas Festhaltendes, z.B. ein Seil oder eine Kette, mit etwas Feststehendem verbinden, z.B. dem Meeresgrund oder einem Kamin. So wären Kesselhaken und Anker also zwei Arten einer Gattung gekrümmter Dinge, die sich zur Befestigung beweglicher Körper eignen. Diese Beispiele zeigen sehr eindrücklich, wie das Abgrenzungsproblem der Metapherarten, das für sich genommen trivial wäre, mit der Problematik des doppelten Gattungsbegriffs zusammenhängt, die nicht trivial ist. Denn es scheint »prinzipiell bei jeder nach der Analogie gebildeten Metapher möglich, eine erweiterte Gattung zu finden, so dass bei solchen Metaphern gesagt werden kann, es gäbe einen »gemeinsamen Gattungsbegriff«, wie Christof Rapp erklärt; umgekehrt aber sei es »bei dem Verfahren, das Aristoteles in *Poetik* 21 als die Übertragung von einer Art auf die andere derselben Gattung beschreibt, keineswegs selbstverständlich, dass auch eine Analogie vorliegt.«⁴⁸ Also hängt das Abgrenzungsproblem von dem doppelten Gattungsbegriff ab: je nachdem, von welcher Gattungsordnung man ausgeht, lässt sich ein und dieselbe Metapher verschiedenen Typen zuordnen.

Unabhängig davon lassen sich die vier Metapherarten in zwei Gruppen einteilen: Während die ersten drei Typen der Metapher als entfremdete Worte anzusehen sind, die *innerhalb* einer etablierten Gattung *vertikal* (von der Art auf die Gattung oder umgekehrt) bzw. *horizontal* (zwischen zwei Arten derselben Gattung) übertragen werden, beruht die Analogiemetapher auf einem entfremdeten Wort, das die Grenzen einer solchen, bereits etablierten Gattung überschreiten oder verändern kann, indem es neue Bezüge zwischen verschiedenen Phänomenen und Begriffen eröffnet, die bis dato noch keiner gemeinsamen Gattung zugeordnet wurden. Dabei kann sie entweder eine bisher unbekannte Zugehörigkeit einer Sache zu einer schon bekannten Gattung oder die Zugehörigkeit zweier bekannter Sachen zu einer noch unbekanntem Gattung vor Augen führen. Während Aristoteles also seiner Definition einen engen Gattungsbegriff zugrunde legt, operiert er in der Erklärung seiner Beispiele mit einem weiten Gattungsbegriff, der dafür notwendig ist, das nicht offenkundig Verwandte in weit auseinanderliegenden Dingen als das Ähnliche (*tò hómoion*), und in dem Ähnlichen Dasselbe (*tautòn*) zu erkennen.⁴⁹ Dasselbe kann das Verschiedene aber nur in Bezug auf etwas Gemeinsames sein: ein Allgemeines, das nicht leicht erkannt werden

⁴⁷ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik* III 10, 1410b 10–15. Siehe oben, Anm. 17. Vgl. dazu Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 542.

⁴⁸ Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 891. Vgl. Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 542.

⁴⁹ Zum Verhältnis von Ähnlichkeit und Selbigkeit bei Aristoteles siehe Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«.

kann, von einem guten Metaphernbildner aber, wie von einem guten Philosophen, gesehen (*theōreîn*) wird.⁵⁰

Dieses Allgemeine ist die Gattung. Damit lässt sich Aristoteles' doppelter Gattungsbegriff als das implizite Verhältnis von einem taxonomischen bzw. ontologischen zu einem logischen bzw. epistemologischen Gattungsbegriff bestimmen.⁵¹ In seiner *Topik* definiert Aristoteles ›Gattung‹ zunächst einmal als das, »was von mehreren und der Art nach verschiedenen Dingen bei der Angabe ihres Was oder Wesens (ἐν τῷ τί ἔστιν) präzidiert wird.«⁵²

Als *logische* Kategorie ist die Gattung also eine Aussageform. Sie ist ein allgemeines Prädikat einer bestimmten Mannigfaltigkeit, deren Gruppierung die Bezeichnung Gattung erhält. Was diese Mannigfaltigkeit je ist, davon sieht die logische Bestimmung zunächst ab. Als *ontologische* Kategorie setzt Aristoteles den Begriff aber in eine inhaltliche Beziehung zu bestimmten natürlichen Arten. In diesem Sinne steht »für jede zusammenfassende höhere Gruppierung γένος, εἶδος dagegen stets absolut für die kleinste Gruppe ›Art‹.«⁵³ Die Bestimmung der Art als kleinster Gruppe erfolgt *phänomenologisch*. Das induktive Verfahren, nach dem Aristoteles biologische Gattungen bildet, beruht auf Ähnlichkeit, denn die Teile und Organe der Tiere und Pflanzen sollen »entweder ›analog‹ sein (κοινὰ κατ' ἀναλογίαν: Flügel/Flossen, Stamm/Stengel usw.) (=μέγιστα γένη) oder ›ähnlich‹ (κοινὰ κατὰ γένος, ὁμοίος) mit nur graduellen morphologischen Unterschieden oder ›gleich‹ (κοινὰ κατ' εἶδος)«. ⁵⁴ Durch diese Vorgehensweise gliedert Aristoteles den ontologischen Gattungsbegriff in drei bis vier Stufen auf, so dass er neben der untersten Gattung (*génos*) eine große (*génos mégá*) und sogar eine größte Gattung (*génos mégiston*) erhält.⁵⁵

⁵⁰ Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1412a 10–18. Vgl. oben Anm. 46. Das durch die Analogie Gesehene bedarf indessen noch der begrifflichen Explikation. So erklärt Aristoteles in seiner *Analytica Posteriora* (98a 20), dass es der Analogie zukomme, die möglichen Probleme einer Wissenschaft zu sichten. Vgl. Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 539.

⁵¹ Die Kontroverse zum aristotelischen Gattungsbegriff lässt sich somit auch als Hinweis auf diese Ambivalenz lesen. Vgl. Rapp in *Werke*, Bd. 4/II, S. 891 und Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 626.

⁵² Hans-Michael Baumgartner, Fritz Krafft und Herbert M. Nobis: »Gattung, Genus«, in: *HWPb* Bd. 3, S. 24. Vgl. Aristoteles: *Topik* I, 5 102 a 31: Γένος δ' ἐστὶ τὸ κατὰ πλείονων καὶ διαφερόντων τῷ εἶδει ἐν τῷ ἐστὶ κατηγορούμενον, übersetzt von Hans Günter Zekl, in: *Organon*, Bd. 1, Darmstadt 1997, S. 13: »Gattung ist das, was über mehrere (Gegenstände), die der Art nach verschieden sind, in dem Bereich ›was ist es?‹ ausgesagt wird.«

⁵³ Vgl. Baumgartner et al.: »Gattung, Genus«, S. 25–27. Wie Krafft in dem Artikel anmerkt, verwendet Aristoteles insbesondere für seine Taxonomie des Tierreichs einen eindeutigen Gattungsbegriff; darüber hinaus zeichne dieser sich durch eine »terminologische und begriffliche Mehrschichtigkeit« aus. Vgl. dazu auch Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 531–532.

⁵⁴ Vgl. ebd. und Aristoteles: *Über die Teile der Lebewesen* I 5, 645b 20ff. und I 4, 644a 12ff. in: *Werke*, Bd. 17/I, Darmstadt 2007. Aristoteles: *Historia animalium* I 1, 486a 5ff.; I 2, 488b 30ff. u. II 1, 497b 32ff., übersetzt von Paul Gohlke in: *Tierkunde*, Paderborn 1957.

⁵⁵ Vgl. Baumgartner et al.: »Gattung, Genus«, S. 27–28.

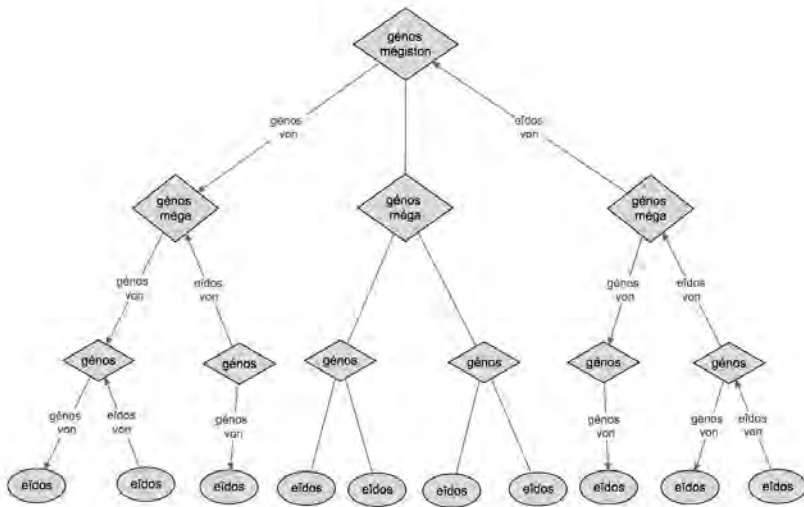


Abbildung 1: Art-Gattungs-Dihärese mit doppeltem Gattungsbegriff: der ontologische ist absolut, der logische relational

Der Wille zur Abstraktion einer größten zusammenfassenden Gruppe von Individuen, Arten und Gattungen zwingt Aristoteles zu einer internen Differenzierung des Gattungsbegriffs ausgehend von unterschiedlichen Graden von Ähnlichkeitsbeziehungen, wobei die Analogie (nach Gleichheit und Ähnlichkeit) die höchste Stufe einer Gattung zu bilden erlaubt. Im ontologischen Sinne findet der Gattungsbegriff dabei eine *absolute* Bezugsgröße: die biologische Art (*eidos*) als die kleinste Gruppe von Individuen, die phänomenologisch betrachtet untereinander gleich bzw. ähnlich oder miteinander verwandt sind. Als Bewohner des Kosmos sind die Individuen zwar empirische Entitäten, aber Vertreter einer unwandelbaren Art. Über solche Taxonomien hinaus gebraucht Aristoteles den Gattungsbegriff aber als *relative* Bezugsgröße, und zwar genau dann, wenn Arten (*éide*) als logische Glieder »gegenüber den nächst tieferen *éide* wieder als *gênes* fungieren.«⁵⁶ Der relationale ist also ein Reflexionsbegriff.⁵⁷ Eine Art verhält sich logisch zur Gattung wie eine kleinere zu einer größeren Gattung. So führt Aristoteles in der *Physik* den Fall an, dass »Wissenschaft« einerseits Art ist von »Begreifen«, andererseits jedoch Gattung der einzelnen Fächer.«⁵⁸ Durch die reflexive Verknüpfung von absolutem und relationalem Gebrauch erlangt der Gattungsbegriff letztlich seine »terminologische und begriffliche Mehrschichtigkeit.«⁵⁹

⁵⁶ Ebd., S. 25.

⁵⁷ Vgl. Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 542–543.

⁵⁸ Aristoteles: *Physik* V 4, 227b 9ff., übersetzt von Zekl (1988), S. 23.

⁵⁹ Baumgartner et al.: »Gattung, Genus«, S. 25.

Wenn Aristoteles die Metapher als Abweichung von der üblichen Bezeichnung der Dinge bestimmt, scheint er zunächst von dem Gattungsbegriff nach dem Vorbild der zoologischen Taxonomie auszugehen, der also eine absolute Bezugsgröße kennt.⁶⁰ Art und Gattung werden auch nicht weiter untergliedert oder relativ bestimmt, sondern als diejenigen Bezugspunkte identifiziert, zwischen denen die *Übertragung* stattfindet. Die Definition der Metapher beruht so auf einem ontologischen Gattungsbegriff, insofern er auf gegebene Entitäten oder Tätigkeiten referiert, für die es im üblichen Sprachgebrauch normalerweise eine bestimmte Bezeichnung, das *kýrion ónoma*, gibt. Um nun aber zu erklären, warum und wie Metaphern ein Mittel der Erkenntnis bzw. des Lernens sein können, führt Aristoteles die Analogie an, die bestimmte Gemeinsamkeiten verschiedener Phänomene erfasst, die zunächst quer zur bekannten Wissensordnung stehen, also zu einer noch unbekanntem Gattung gehören und damit ›weit auseinander liegen‹. Wie aber aus der logischen Gliederung des mehrschichtigen Gattungsbegriffs hervorgeht, ist die Analogie das Prinzip, mithilfe dessen der höchste aller Gattungsbegriffe (*génos mégiston*) erkannt werden kann, der die anderen Gattungen unter sich versammelt.

Damit würde die Analogiemetapher prinzipiell dieselbe Arbeit erledigen, wie der höchste Gattungsbegriff, nur mit anderen Mitteln. Während der Name der höchsten Gattung oft aus üblichen Worten zusammengesetzt ist, z.B. »blutlose Tiere« oder »eiergebärende Vierfüßler«,⁶¹ bedient sich die Metapher einer Entfremdungstechnik, indem sie sich ein Wort aus einem fremden Zusammenhang borgt, um einen gattungsmäßig noch nicht erfassten Zusammenhang vor Augen zu führen. Prinzipiell ist sie damit in der Lage, eine neue Gattung aufzufinden: etwa jener Instanzen, an die sich Menschen wenden, weil sie Schutz und Hilfe suchen; oder jener gekrümmten Dinge, die sich zur Befestigung beweglicher Körper eignen. Epistemologisch gesehen rangieren solche Gattungen auf derselben Stufe wie die *mégista géne*. Insofern impliziert die Analogiemetapher einen epistemologischen Gattungsbegriff.

Die Duplizität des Gattungsbegriffs, der zum einen *ontologisch* an einer etablierten Wissensordnung orientiert ist und zum andern *epistemologisch* an noch unbekanntem, neuen Zusammenhängen interessiert ist, die auch quer zur bekannten Ordnung liegen, sie durchkreuzen können, erklärt die Abgrenzungsschwierigkeiten der verschiedenen Metapherentypen, die ihrer Definition nach auf einem ontologischen Gattungsbegriff beruhen. So ließen sich ohne Weiteres die *Trinkschale des Ares* und der *Schild des Dionysos* von einer Metapher Typ IV (*katà tò análogon*) in den Typ III (*apò tou eidous epì eidós*) konvertieren, insofern »Schild und Trinkschale beide unter die Gattung ›Attribute von Göttern‹ fallen.«⁶²

⁶⁰ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik*, übersetzt und erläutert von Christof Rapp, S. 891.

⁶¹ Aristoteles: *Historia animalium* I 6, 490b 7ff.; IV 1, 523b 1ff.; II 15, 505b 25ff. Vgl. Baumgartner et al.: »Gattung, Genus«, S. 26.

⁶² Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 891.

Der Unterschied zwischen beiden Typisierungen liegt also nur darin, dass sich eine Analogiemetapher auf eine unbekannte Gattung beziehen würde, die eben nur sehr wenige Arten kennt, nämlich genau die zwei, auf die sich die Metapher bezieht. Mit einem Wort: Die Gattung der Analogiemetapher wäre das zum *génos* erhobene *tertium comparationis*. Prinzipiell spricht jedenfalls nichts dagegen, dass die Metapher den Beginn einer neuen Gattungsbildung markieren könnte, insofern sich noch weitere Referenten über dieselbe Ähnlichkeitsbeziehung miteinander verknüpfen lassen. Mit dem *tertium comparationis* betrifft das Problem der Gattung auch das Verhältnis von Metapher und Vergleich. Während die klassische Bestimmung der Metapher als eines verkürzten Vergleichs auf Quintilian zurückgeht,⁶³ verhält es sich bei Aristoteles, entgegen einer weit verbreiteten Auffassung, genau umgekehrt: der Vergleich ist eine entfaltete Metapher.⁶⁴ Durch die Explikation seines Vergleichspunktes mithilfe des Wortes ›wie‹ sei er lediglich länger (*makrotéros*) als sie, wodurch er auch weniger angenehm sei; und weil er nicht sage, dass dieses jenes *ist* (*ou légei hōs toúto ekeíno*), suche der Geist auch nicht danach.⁶⁵

Aristoteles Hochschätzung der Analogiemetapher kommt damit auch in seiner Bewertung des Vergleichs bzw. des Gleichnisses zum Ausdruck. Durch die Explikation der überraschenden Gemeinsamkeit zweier Dinge verhindere der Vergleich geradezu die psychologische Dynamik des ›leichten Lernens‹, durch den die gelungene Metapher als geistreich (*asteía*) erscheint.⁶⁶ In ontologischer Hinsicht sagt der Vergleich auch nicht, dass *dieses jenes* (*toúto ekeíno*) ist, denn die Explikation des *tertium comparationis* löst die eigentümliche Spannung der metaphorischen Prädikation auf. Die Metapher ist spannender, weil sie den Geist etwas suchen lässt, während das Gleichnis das zu Suchende schon als Fund präsentiert und darum langweiliger ist. Es regt keine neuen Begriffsbildungen an, weil die Auflösung der Spannung die vertrauten Wissensordnungen nur bestätigt, während die prädikative Spannung der metaphorischen Aussage die Suche nach einem noch unbekanntem *génos* verlangt.

Die Erörterung der vier Metapherentypen, des doppelten Gattungsbegriffs und des Vergleichs zeigt, dass das Verhältnis von Metapher und Begriff auf einer kulturellen Wissensordnung und einem damit verbundenem Sprachgebrauch beruht. Und insofern nur der vierte Typ dem heutigen Verständnis von Metapher entspricht, gilt dies auch für das Verhältnis der Metapher zu den anderen Tropen. Dabei erweisen sie sich als prinzipiell konvertibel. Wie Aristoteles' Erläuterungen zeigen, ist ihre Konvertibilität über die Paraphrasierbarkeit der Ähnlichkeitsbeziehung gewährleistet. Durch die Rückbindung der Metapherentypen an

⁶³ Vgl. Marcus Fabius Quintilian: *De Institutione Oratoria* VIII 6, 8: »In totum autem metaphora brevior est similitudo«, in: *Ausbildung des Redners*, Bd. 2, hrsg. v. Helmut Rahn, Darmstadt 2006.

⁶⁴ Vgl. Aristoteles *Rhetorik* III, 4 1406b 16–19: Ἔστι δὲ καὶ ἡ εἰκὼν μεταφορά.

⁶⁵ Vgl. Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 891–922 und André Laks: »Zeitgewinn«.

⁶⁶ Zu den kognitiven und psychologischen Aspekten der Metapher bei Aristoteles vgl. Moran: »Artifice and Persuasion«.

eine etablierte begriffliche Ordnung scheint die Paraphrase stets möglich: eine Metapher, die sich als Tropus dem Gefüge der üblichen Ordnung vorübergehend entwindet, lässt sich dieser wieder reintegrieren, indem ihre befremdliche Übertragung auf das logische Verhältnis von Art und Gattung rückgebunden wird.⁶⁷ Die Paraphrase ist die vollständige Übersetzung der metaphorischen Bedeutung durch den Begriff.

Lediglich die Katachrese scheint hier die Ausnahme zu bilden. Denn sie beruht darauf, ein entfremdetes Wort an die Stelle eines nicht vorhandenen üblichen (*kýrion ónoma*) zu setzen. Zugleich exemplifiziert sie das Verfahren der Paraphrase am deutlichsten. Denn diese bestimmt den logischen Bezugspunkt, durch den die Katachrese auf dieselbe Operation zurückführbar ist, auf der auch alle anderen metaphorischen Übertragungen beruhen. Nach erfolgter Paraphrase kann sie daher auch genauso konvertiert werden, wie die übrigen Typen: Die begriffliche Identifikation zweier Referenten des Vergleichs aufgrund ihrer Ähnlichkeit reduziert die viergliedrige Analogie-Beziehung auf eine dreigliedrige Art-Gattungs-Beziehung, sobald die unbekannte Gattung der namenlosen Sache als die Gattung einer bereits bekannten erkannt wird. Was vorher noch eine Analogiemetapher war, erscheint nun als die Übertragung von einer Art (z.B. *säen*) auf eine andere (z.B. *strahlen*) innerhalb derselben Gattung (z.B. *entsenden*). Auf diese Weise kann die Katachrese schließlich auch einen festen Platz innerhalb dieser Ordnung einnehmen und zu einem *kýrion ónoma* werden.

Während die Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge innerhalb einer bestimmten Gattung nicht notwendig erst durch eine Metapher vor Augen geführt zu werden braucht – denn sie werden ja bereits als logisch oder ontologisch miteinander wesensverwandt gedacht (*èn tō tí estin*) – ist es nach Aristoteles der Vorzug der Analogiemetapher, eine Verwandtschaft vermeintlich sehr verschiedener Dinge überraschend zu evozieren. Die Theorie der Metapher als eines entfremdeten Wortes, das weit auseinander Liegendes als Verwandtes vor Augen führt, beruht damit auf einem topologischen Modell des Wissens und der Sprache. Jedes Wort hat seinen Platz und wenn es entwendet wird, um in befremdlicher Art und Weise etwas Lehrreiches zu sagen, dann wird es auf einen Weg geschickt, um etwas zu übertragen. Das Wort *trópos* bedeutet ursprünglich *Wendung* oder *Richtung* (zu gr. *trépo*: *drehen, wenden*), im übertragenen Sinne erst *Art und Weise* oder *Charakter*.⁶⁸ Die Bewegung zwischen den topologischen Orten ist die Gestalt des Tropos: jene Wendung, die den Worten eine neue Richtung gibt. Wird ein Wort von seinem Ort zu einen fremden getragen und auf den Platz eines anderen gesetzt, das dort eigentlich zuhause ist, dann handelt es sich um eine Metapher.

⁶⁷ Vgl. Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie«, S. 526: »Weil [...] alles, wofür man eine Bezeichnung festlegen kann, durch eine definierende Beschreibung (λόγος) begrenzt sein muß (*Met.* 100 6a 32–100 6b 7), kann es als ein *allgemeines* Ziel der Wissenschaft [im Sinne von Aristoteles] gelten, unspezifizierte Ähnlichkeits- und Verwandtschaftsbehauptungen durch das standardisierte Definitionsverfahren überflüssig zu machen.« Anm. v. mir.

⁶⁸ Vgl. Eberhard Ostermann: »Tropen, Tropos«, in: *HWPb*, Bd. 10, S. 1520.

Während die Metaphern des Typs I–III leichter zu bilden sind, insofern ihr Übertragungsweg durch eine gegebene Wissensordnung beschränkt und vorgezeichnet ist, gibt es für die Bildung des vierten Typs keine topologisch vorgezeichnete Richtung. Die Metaphern der ersten Gruppe gleichen daher Verkehrsteilnehmern, die sich auf geebneten Bahnen bewegen, die Analogiemetapher hingegen einem Vagabunden oder Entdecker, der neue Wege erschließt. Die Paraphrase der Ähnlichkeitsbeziehung kann dabei in einer neuen begrifflichen Relation münden. Was einen guten Dichter auszeichnet, betrifft daher auch den Philosophen. Denn es sei:

»bei Weitem das Wichtigste, daß man Metaphern zu finden weiß [τὸ μεταφορικὸν εἶναι, wörtlich: *metaphorisch sein*]. Denn dies ist das Einzige, das man nicht von einem anderen erlernen kann, und ein Zeichen von Begabung. Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, daß man Ähnlichkeiten zu erkennen [τὸ ὅμοιον θεωρεῖν] vermag.«⁶⁹

Im Sehen und Darstellen von Ähnlichkeiten liegen somit die notwendigen Voraussetzungen und die philosophische Bedeutung der Metapher. Hieraus ergibt sich der tiefere Zusammenhang mit dem Grundbegriff der Abhandlung zur *Poetik*, in der die Metapher diese herausragende Stellung einnimmt: der Nachahmung (*mímēsis*).

3. Nachahmung und Verwirklichung

Die Dichtung – mit der Tragödie als deren wichtigsten Gegenstand – bestimmt Aristoteles als Nachahmung von Handlungen.⁷⁰ Wenn die Metapher unter den lexikalischen Mitteln der *mímēsis* das Wichtigste genannt wird, dann beruht diese Auszeichnung darauf, dass die Metapher Ähnlichkeiten vor Augen führt (*prommátōn poieîn*).⁷¹ Weil die Tragödie eine *mímēsis* von Handlungen ist, kommt es dabei weniger auf die Ähnlichkeit von Gegenständen, sondern von Handlungsabläufen – oder allgemeiner: von *Prozessen* an. Weit davon entfernt, eine bloße Abhandlung über die Regeln der Dichtkunst zu sein, begründet die *Poetik* die Geltung der aristotelischen *Physik* auch außerhalb der Sphäre natürlicher Prozesse.⁷² Anders als Platon, der mit dem Begriff der *mímēsis* die Kunst noch als

⁶⁹ Aristoteles: *Poetik* 22, 1459a 5–8, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 75–77. Anm. von mir.

⁷⁰ Vgl. Aristoteles: *Poetik* 1, 1447a 17; 2, 1448a 1 und 6, 1449b 37.

⁷¹ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b 25. Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 154 stellt hier die treffende Rückfrage: »Was [lässt die Metapher] sehen? Die Gleichheit von *Dingen* oder das subtile Netz der Proportionen zwischen *kulturellen* Einheiten [...]? Auf diese Frage gibt Aristoteles keine Antwort«. Daraufhin konzediert Eco: »Metaphorisches Wissen ist [...] das Wissen um die Dynamik des Wirklichen.« Seine Auslegung folgt dann aber ganz dem semiotischen Interesse, das dem Zusammenhang mit der *Physik* nicht nachgeht.

⁷² Vgl. Wolfram Ette: »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis«, in: Hans Feger (Hg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*, Stuttgart 2012, S. 89. Den aristotelischen Text vom Nimbus einer bloßen Regelpoetik zu befreien, ist auch ein dezidiertes Anliegen der *Poetik*-Übersetzung Arbogast Schmitts, in: *Werke*, Bd. 5, Darmstadt 2008.

ein Abbild des *Wirklichen* bestimmt, das wiederum Abbild der Ideen sei, stellt Aristoteles die *mímēsis* unter die Kategorie des Möglichen (*dynatón*); allerdings nicht alles nur denkbar Möglichen, sondern dem Möglichen gemäß dem Wahrscheinlichen (*eikòs*) und Notwendigen (*anankaíon*).⁷³

Während Platon die Tragödie als ›Nachbildung der Nachbildung‹ verwirft,⁷⁴ erhält sie mit ihrer philosophischen Rehabilitierung durch Aristoteles eine privilegierte Rolle in der Darstellung des Verhältnisses von Natur (*phýsis*) und Kultur (*téchnē*). »Sie stellt in der – auf den ersten Blick – naturfremden Sphäre menschlicher Handlungen dar, was sich in der Natur *unmittelbar* anschauen lässt: das nämlich, was das Seiende in Wahrheit ist: reproduktiver Prozeß von Ursprung und Ziel«,⁷⁵ wie Tragödientheoretiker Wolfram Ette erklärt. Die Natur als *phýsis* ist dabei nicht identisch mit dem Gegenstand der modernen Naturwissenschaft. *Phýsis* ist für Aristoteles in erster Linie alles, was das Prinzip seiner Entstehung in sich selbst hat – im Gegensatz zu den kulturellen Artefakten der *téchnē*, die das Prinzip ihrer Veränderung, also den Grund ihrer Herstellung, nicht in sich selber haben.⁷⁶ Davon abgeleitet versteht Aristoteles die Natur einer Sache als das, was ihr Wesen auszeichnet: was einer Sache oder einem Lebewesen eigentümlich ist. Das heißt, etwas von Natur aus Existierendes, z.B. Weizen, kann seine Natur verschieden gut ausprägen, indem sich seine Möglichkeiten mehr oder weniger stark verwirklichen. So kann der Weizen mickrig, prächtig oder eben nur noch eine Stoppel sein. Daraus ergibt sich schließlich der Zusammenhang der *Poetik* mit der *Physik*, in der Aristoteles das Wesen der Kultur als *téchnē* fasst: »Allgemein gesprochen, die Kunstfertigkeit [*téchnē*] bringt teils zur Vollendung, was die Natur [*phýsis*] nicht zu Ende bringen kann, teils eifert sie ihr (der Natur) nach.«⁷⁷

In der Darstellung des Zusammenhangs von *téchnē*, als der Summe menschlichen Fertigkeiten, gestaltend wirksam zu werden, und *phýsis*, in ihrer Doppeltgestalt von produzierendem Prinzip (*natura naturans*) und produzierter Gestalt (*natura naturata*), zeigt die Tragödie nun performativ, was die aristotelische Naturphilosophie auf den Begriff bringt. »Natur und ›Kunst‹ sind beide strukturgleich«, resümiert Blumenberg: »die immanenten Wesenszüge der einen Sphäre können für die anderen eingesetzt werden.«⁷⁸ In der Bestimmung der *téchnē*, als der

⁷³ Vgl. Aristoteles: *Poetik* 9, 1451a 36f. Zur Problematik der Übersetzung dieser begrifflichen Konstellation erklärt Arbogast Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 377: »dass für Aristoteles die Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Grund dafür sind, dass etwas möglich ist, und zwar: eine mögliche Realisation, ist. Die Wendung ›gemäß dem Wahrscheinlichen und Notwendigen‹ wäre dann die eigentliche Sachexplikation des ›Möglichen‹.« Gemeint ist damit so etwas wie das *Typische* der Handlung eines Charakters, der prinzipiell auch anders hätte handeln können, aber eben genauso handelt, dass in der Handlung sein Wesen zum Vorschein kommt.

⁷⁴ Platon: *Der Staat* X 1, 595a – 8, 608a.

⁷⁵ Ette: »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis«, S. 88.

⁷⁶ Vgl. Aristoteles: *Physik* II 1, 192b 8–33. Vgl. Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 275.

⁷⁷ Aristoteles: *Physik* II 8, 199a 15–17, übersetzt von Zekl (1987), S. 88–89. Anm. v. mir.

⁷⁸ Hans Blumenberg: »Nachahmung der Natur«, in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, S. 55–56.

Sphäre der Kultur, geht Aristoteles schließlich so weit zu sagen: Wer ein Haus baut, tue nur, »was die Natur tun würde, wenn sie Häuser sozusagen ›wachsen‹ ließe.«⁷⁹

Dem Begriff der *phýsis* liegt damit ein teleologisches Modell zugrunde, demzufolge alle Möglichkeiten des Werdens bereits im Sein begründet sind, die sich entweder als *Gewordenes* (Naturprodukte) oder als *Gemachtes* (Kulturprodukte) zweckmäßig verwirklichen. Über die in der *phýsis* angelegten Möglichkeiten und Zwecke des Werdens hinaus kann nichts Neues entstehen oder hinzukommen. Der Glauben daran ist nur tragischer Schein. Das Ziel allen Werdens (*télos*) liegt bereits im Ursprung (*archē*) beschlossen. Keine Kultur und kein Heros vermögen über die in der *phýsis* angelegten Möglichkeiten hinauszugehen oder sich ihrem Verwirklichungsprozess zu widersetzen. Die Tragödie führt, in der Darstellung des Scheiterns solcher Versuche, die philosophische Wahrheit über das Verhältnis von *phýsis* und *téchnē* vor Augen, indem sie »den Schein einer Unabhängigkeit oder eines Gegensatzes von Natur und Kultur« auflöst, wie Ette erläutert:

»Diesem Schein ist der tragische Held verfallen, und er wird geopfert, um die Nichtigkeit des Scheins zu beweisen und dem Publikum so drastisch wie instruktiv vorzuführen. Das geht so vor sich, daß alle Versuche, der naturhaften Identität von Ursprung und Ziel ein Neues entgegenzustellen, zu nichts anderem als gerade eben ihrer Durchsetzung dienen. Ohne dass der Ausdruck ein einziges Mal fallen würde, faßt Aristoteles die tragische Handlung als unentrinnbares Schicksal ins Auge; als Schicksal, anonymisiert und verewigt in den logischen Kategorien; als Schicksal, dem die Freiheit nur Vorschein seiner eigenen Selbstverwirklichung ist.«⁸⁰

Die Tragödie als »*explicans des Seins im aristotelischen Sinne*«⁸¹ ist damit nicht einfach nur eine Nachahmung dessen, *was ist*, sondern dessen, *was sein kann* oder *sein soll*. Sie zeigt, nach dem naturphilosophischen Ideal, die immanenten Möglichkeiten des Werdens auf. Als ein bedeutendes Element der *Poetik* erfüllt die Metapher in diesem Prozessmodell eine besondere Funktion. Denn die ›Tropé der Ähnlichkeit‹ vollbringt auf Ebene der Rede (*lexis*) das, was die *mímēsis* auf Ebene des *mythos* leistet. Inwiefern, das verdeutlicht jene Stelle der *Rhetorik*, derzufolge die gelungene Metapher etwas Lehrreiches in überraschender Weise vor Augen führt.⁸² Denn das vor Augen Geführte bestimmt Aristoteles im Folgenden genauer als *energoúnta*: »etwas in einer Aktivität Befindliches«.⁸³ Das Partizip *en-*

⁷⁹ Ebd., S. 55. Vgl. Aristoteles: *Physik* II 8, 199a 12–15, übersetzt von Zekl (1987), S. 89: »Wenn z.B. ein Haus zu den Naturgegenständen gehörte, dann entstünde es genau so, wie jetzt aufgrund handwerklicher Fähigkeit; wenn umgekehrt die Naturdinge [...] aus Kunstfertigkeit entstünden, dann würden sie genau so entstehen, wie sie natürlich zusammengesetzt sind.«

⁸⁰ Wolfram Ette: *Die Aufhebung der Zeit in das Schicksal*, Berlin 2003, S. 21–22.

⁸¹ Ette: »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis«, S. 82.

⁸² Vgl. Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b 25.

⁸³ Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b 25: Λέγω δὴ πρὸ ὀμμάτων ταῦτα ποιεῖν, ὅσα ἐνεργοῦντα σημαίνει, übersetzt von Rapp (2002a), S. 146. Vgl. *The Art of Rhetoric*, übersetzt von Freese (1967), S. 405: »I mean that things are set before the eyes by words that signify actuality.« Vgl. *Rhetorik* III 10, 1410b 30–35: πρὸ ὀμμάτων ποιεῖ ὄραν γὰρ δεῖ τὰ πραττόμενα μᾶλλον ἢ μέλλοντα.

ergôunta, zu *enérgeia* gehörend, bezeichnet eine Wirksamkeit (wörtlich: *etwas wirksam Seiendes*) im Sinne einer Realisierung bestimmter Möglichkeiten.⁸⁴ In der *Physik* fungiert *enérgeia* als Gegenbegriff zu *dýnamis* als *Möglichkeit*; *dýnamis* und *enérgeia* entsprechen damit dem Begriffspaar *Potenz* und *Akt*, bzw. *Fähigkeit* und *Tätigkeit*.⁸⁵ Natur als *phýsis* ist nun genau dieses Geschehen der Verwirklichung von Möglichkeiten; und Kultur als *téchnē* dessen Nachahmung oder Vollendung. Dieses Prozessmodell, das sich am Prinzip des Wachstums und der Fortpflanzung von Lebewesen orientiert, ist »auch für die *Poetik* von größter Bedeutung«,⁸⁶ wie Aristoteles-Übersetzer Arbogast Schmitt erläutert, vor allem im Hinblick auf die Darstellung von Handlungen als bestimmten Formen der Verwirklichung von Möglichkeiten. Als *téchnē* ist die Dichtung wiederum selbst ein Resultat dieses Prozesses. Die von Blumenberg konstatierte ›Strukturgleichheit‹ von ›Natur‹ und ›Kunst‹ bekundet sich in der *Poetik* schließlich in Gestalt einer bemerkenswerten Analogie. Denn unmittelbar nach den beiden Kapiteln, in denen Aristoteles die Metapher behandelt, vergleicht er die Tragödie mit einem Lebewesen:

⁸⁴ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik*, übersetzt von Sieveke (1989), S. 193: »Ich verstehe aber unter Vor-Augen-Führen das, was Wirksamkeit zum Ausdruck bringt.«

⁸⁵ Vgl. Aristoteles: *Physik* I 9, 191b 28, übersetzt von Zekl (1987), S. 45, wo Aristoteles zwischen einer Aussage »unter dem Blickwinkel der Möglichkeit [δυναμῖς] und dem der Wirklichkeit [ἐνέργεια]« unterscheidet sowie *Physik* VIII 1, 251a 9, übersetzt in Zekl (1987), S. 145, wo Veränderung (*kinēsis*) als »Tätigkeit des Veränderbaren« bestimmt wird: κίνησις εἶναι ἐνέργειαν τοῦ κινήτου ἢ κινήτων. Rapp hat in seinem Kommentar zur *Rhetorik* drei Argumente genannt, die dagegen sprechen, hier einen solchen Bezug zu dem Akt-Potenz-Modell herzustellen. Das erste Argument ist ein terminologisches, denn der Oppositionsbegriff *dýnamis* taucht in dem entsprechenden Kontext der *Rhetorik* nicht auf. Das zweite Argument ist ein werkgeschichtliches, denn man müsse davon ausgehen, dass Aristoteles zu diesem Zeitpunkt das Akt-Potenz-Modell, wie es in seiner *Metaphysik* dargelegt ist, noch gar nicht entwickelt hat. Das dritte schließlich ist ein ökonomisches, denn für eine ausreichende Erklärung der hier in Frage stehenden Qualität der Metapher sei das besagte Modell nicht nötig. Diesen Einwänden angemessen zu begegnen, würde eine ausführliche Erörterung der Problematik erfordern. Zugunsten der hier verfolgten metaphortheoretischen Fragestellung soll den problematischen Punkten nur kurz mit drei Anmerkungen begegnet werden. In terminologischer Hinsicht scheint ein solcher Bezug im Kontext der *Poetik* durchaus gerechtfertigt, insofern hier *dýnamis* das Vermögen von Charakteren bezeichnet. Deren Handlungen – als Verwirklichung dieses Vermögens – nachzuahmen, ist die Aufgabe der Dichtung. Vgl. dazu Schmitts Kommentar in *Werke*, Bd. 5, S. 275–278 u. 381–384. Der werkgeschichtliche Einwand würde, auch im Zusammenhang mit der *Physik*, wohl auf das Argument hinauslaufen, dass das Prozessmodell vor seiner endgültigen Ausarbeitung in der *Metaphysik*, selber im Prozess befindlich, keinen Einfluss auf die anderen Themen der Aristotelischen Philosophie gehabt habe. Das ist zumindest zweifelhaft. Man könnte das Argument sogar umdrehen und danach fragen, inwieweit Aristoteles' Überlegungen zur *Rhetorik* und *Poetik* nicht auch zur Entwicklung des metaphysischen Prozessmodells beigetragen haben. Diese Frage kann als offene hier nur an die philologische Forschung zurückzugeben werden. Das ökonomische Argument erübrigt sich schließlich durch den Bezug zum ersten: Wenn es im Kontext der *Rhetorik* nicht nötig, mithin überflüssig sei, das Akt-Potenz-Modell einer Auslegung des Textes zugrunde zu legen, so ist es im Kontext der *Poetik* zumindest möglich und, wie die folgenden Ausführungen zeigen möchten, durchaus aufschlussreich.

⁸⁶ Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 277.

»man muß die Fabeln und die Tragödien so zusammenfügen, dass sie dramatisch sind und sich auf eine einzige, ganze und in sich geschlossene Handlung mit Anfang, Mitte und Ende beziehen, damit diese, in ihrer Einheit und Ganzheit einem Lebewesen vergleichbar, das ihr eigentümliche Vergnügen bewirken kann.«⁸⁷

Aristoteles denkt dabei durchaus nicht an die anatomische Gestalt eines biologischen Körpers, sondern vielmehr an den Wachstums- und Fortpflanzungsprozess eines Lebewesens (*zoon*) – dessen Anfang, Mitte und Ende also Geburt, Fortpflanzung und Tod sind. Daher lässt sich dieser Satz auch als ein Schlüssel für das aristotelische Verständnis der Tragödie bezeichnen.⁸⁸ Wenn Aristoteles in der *Rhetorik* sagt, dass »vor Augen führen« bedeutet, etwas als in einer Aktivität Befindliches zu zeigen, dann meint dies also nicht einfach die Evokation irgendeiner beliebigen Tätigkeit, sondern etwas, das sich seinen Möglichkeiten gemäß verwirklicht. Die Beispiele, die er dafür anführt, bekunden dies ganz eindrücklich: »Zum Beispiel handelt es sich, wenn man sagt, dass der gute Mann ein Quadrat sei, [zwar] um eine Metapher; denn beides ist vollkommen, aber es bezeichnet keine Aktivität. Hingegen bezeichnet die Formulierung »in der vollen Blüte seiner Jahre stehend« eine Aktivität, ebenso wie »du, wie ein losgelassenes Tier [...]«.«⁸⁹ Während diese Beispiele für *enérgeia* auf Tätigkeiten von Lebewesen rekurrieren, hebt Aristoteles das Lebendige als Paradigma von Aktivität am Beispiel Homers noch einmal explizit hervor, da dieser es in besonderer Weise verstanden habe, »das Unbelebte durch die Metapher belebt« darzustellen:

»Bei allen (Gelegenheiten) kommt es dadurch gut an, dass er [Homer] Aktivität erzeugt, wie zum Beispiel in den Folgenden: »erneut rollte dann der Stein, der schamlose, in die Ebene hinab«, »sprang das Geschoss ab«, »begierig hineinzufliegen«, »blieben in der Erde stecken, voll Gier, sich am Fleisch zu ersättigen«, »die Spitze aber fuhr ihm durch die Brust hindurch, begierig«. In allen diesen Fällen erscheint etwas, dadurch es belebt wird, als in einer Aktivität befindlich; denn die Ausdrücke »schamlos sein« und »begierig sein« und die übrigen stellen eine Aktivität dar.«⁹⁰

Bezeichnender Weise ist es also nicht das mechanische *Herunterrollen* des Steines oder das *Hineinfliegen* eines Geschosses, sondern gerade die *Schamlosigkeit* und *Begierde*, in denen Aristoteles die Aktivität erkennt, auf die es ankommt – offenbar deshalb, weil sie Übertragungen *lebendiger* Regungen sind, in denen sich etwas für sie Eigentümliches verwirklicht. In Homer seinen Meister rühmend, schätzt Aristoteles darum jenen Metapherntyp am höchsten, der eine solche Analogie zwischen dem Belebten und dem Unbelebten herstellt:

»wie sich nämlich der Stein zum Sisyphos verhält, so der Schamlose zu dem, der schamlos behandelt wird. Auch in seinen beliebten Gleichnissen bewirkt er für die leb-

⁸⁷ Aristoteles: *Poetik* 23, 1459a 18–21, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 77.

⁸⁸ Vgl. Ette: »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis«, S. 88.

⁸⁹ Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b 25, übersetzt Rapp (2002a), S. 146. Ergänzung von mir.

⁹⁰ Ebd., 1411b–1412a, übersetzt Rapp (2002a), S. 146–147.

losen Dinge dasselbe [...] bewegt und lebendig macht er nämlich alles, die Aktivität ist aber eine Bewegung.«⁹¹

Die Aktivität (*enérgeia*) ist eine Bewegung (*kínēsis*), insofern sich in ihr die Verwirklichung genau derjenigen Möglichkeiten vollzieht, die den dargestellten Gegenständen oder Charakteren aufgrund ihrer *phýsis* (als gewachsene ›Naturwesen‹) oder *téchnē* (als erzogene ›Kulturwesen‹) eigentümlicher Weise zukommt.⁹² Die Metapher zeigt deren eigenste Möglichkeiten in ihrer Verwirklichung, das Wesen der Sache als eine Bewegung – des Werdens. Wenn der *mythos* der Dichtung nun die *mímēsis* eines solchen Prozessgeschehens ist, das die Strukturidentität von *phýsis* und *téchnē* auf Ebene der Handlung darstellt, dann »wird verständlich, dass der Metapher, die innere Aktivität ›vor Augen führt‹, eine zentrale Rolle in der Dichtung zukommen muss.«⁹³

In diesem Zusammenhang gewinnt das Beispiel der Analogiemetapher einen neuen und bedeutenden Aspekt, mit der Aristoteles das Phänomen der Katachrese erläutert. Um die Metapher »säend das gottgeschaffene Licht«⁹⁴ auf sein Modell der Proportionsgleichung zurückzuführen, stützt er seine Paraphrase auf die Nomen *hēlios* für *Sonne* und *karpós*, was üblicherweise *Frucht* oder *Ernte* bedeutet. Doch wird es in dem Zusammenhang stets mit *Samen* übersetzt, so dass die Analogie lautet: Die namenlose (*anōnymon*) Tätigkeit der Sonne verhält sich zum Sonnenlicht (*phlóga*) wie das Säen (*speírein*) zum Samen (*karpón*).⁹⁵ Wenn *karpós* aber üblicherweise *Frucht* bedeutet, lässt sich die Frage stellen: Warum hat Aristoteles, wenn er tatsächlich nur *Samen* gemeint hätte, in seiner Paraphrase nicht das Wort *spérma* verwendet, das als Nomen direkt zu dem Verb *speírein* für *säen*, *befruchten*, *zeugen* gehört? Offenbar wählte er *karpós*, weil er tatsächlich eine *Frucht* meinte.

In Bezug auf den landwirtschaftlichen Prozess des Feldbestellens mag dieser Unterschied gering erscheinen, ist das Getreidekorn doch Frucht und Samen zugleich – anders als bei Steinfrüchten etwa, deren Samen nicht dasjenige ist, was auch als Frucht verzehrt wird. Kirschkerne werden in der Regel nicht gegessen, Weizenkörner sehr wohl. In Bezug auf das aristotelische Prozessmodell wäre diese Differenz entscheidend. Denn dann würde die Analogie nicht nur die mechanische Tätigkeit des Ausstreuens bzw. Entsendens (*aphienai*) betreffen, sondern die

⁹¹ Ebd., 1412a, übersetzt Rapp (2002a), S. 147. Vgl. die Übersetzung von Freese (1967), S. 407: »acutality is movement«.

⁹² Zum ›Charakter‹ als *dynamis* vgl. Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 277. Siehe oben, Anm. 85.

⁹³ Schmitt in: *Werke*, Bd. 5, S. 631.

⁹⁴ Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 27–30, übersetzt von Schmitt (2008), S. 30. Vgl. Anm. 39.

⁹⁵ Zu der Analogiemetapher siehe oben S. 106. Vgl. Aristoteles: *Poetik*, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 77, übersetzt von Schmitt (2008), S. 30 und übersetzt von Gudemann (1934), S. 360. *Gemoll* verzeichnet keine Nebenbedeutung von *καρπός* mit *Samen*. Laut dem *Greek-English Lexicon* von Liddell/Scott/Jones (1996) kann *καρπός* auch *seed* heißen. Doch ist hierfür nur Xenophons *Oikonomikos* (16.12) bezeugt. Theophrast scheint es in seiner *Botanik* 1.2.1 auch als *seed with seed vessel* zu bestimmen, was indessen das Bild einer ganzen Frucht nahelegt. Für eine anregende Diskussion und hilfreiche Hinweise zur Übersetzung dieser Stelle danke ich Vera Binder.

Bewegung der *phýsis* involvieren. Zwischen Aussaat und Reife finden schließlich die Vorgänge des Wachstums und der Befruchtung, also die Bewegung jener eigentümlichen Verwirklichung der im Samen angelegten Möglichkeiten statt. Dies steigert die Komplexität der Analogie erheblich. Denn sie würde nun besagen, dass die Sonnenstrahlen nicht nur Gegenstände eines physikalischen Streuungsvorgangs, sondern ebenfalls Früchte eines Wachstumsprozesses wären, die wiederum Samen enthalten oder der Samen *sind*, durch den sich das Sonnenlicht fortpflanzt. Und nicht nur dies, im Kontext der landwirtschaftlichen Kultivierung des Wachstumsprozesses würde die Analogie entsprechend auf den Bauern zurückwirken. Er wäre dann nämlich, wie die Sonne, eine Funktion des natürlichen Wachstums und nicht bloß eine Instanz, die mechanisch Körner ausstreut, welche auch ohne ihn gedeihen würden. Das Säen ist ja in höchstem Maße intentional. Der Bauer, als der Entsendende, wäre der Empfangende bei der Ernte. *Karpós* ist auch das Wort für *Erzeugnis, Werk* und *Erfolg*.⁹⁶

Für Aristoteles führt die Metapher *säend das gottgeschaffene Licht* offenbar den Kreislauf der *phýsis* vor Augen, der auch die *téchnē* umfasst. Sowohl das in der *Rhetorik* genannte Argument, demzufolge die gute Metapher etwas in einer Aktivität Befindliches vor Augen führt,⁹⁷ als auch die von Aristoteles in der *Physik* entwickelte Naturphilosophie sprechen dafür, *karpós* nicht nur als *Samen*, sondern auch als *Frucht* zu verstehen. Dies würde erklären, warum Aristoteles ausgerechnet *jenes* Beispiel für sein Modell der analogischen Katachrese wählt: Es verdeutlicht die Funktion der Metapher im Kontext der Dichtkunst, die als Nachahmung von Handlungen die strukturelle Identität von Kultur (*téchnē*) und Natur (*phýsis*) beglaubigen soll. Die Metapher führt dabei das Scheinen der Sonne als etwas dem Wachstum vom Lebewesen und der Technik des Ackerbaus Analoges vor Augen; wodurch die Sonne als Spenderin nicht nur des Tageslichts, sondern des Lebens überhaupt zum Ziel der metaphorischen Übertragung eines Vorgangs wird, dessen Voraussetzung sie eigentlich ist. Das, was durch sie gedeiht, wird so zum Modell ihrer selbst.

Eine eigentliche Bezeichnung der Tätigkeit der Sonne gibt es nicht. Das Ausenden ihrer Strahlen ist nicht direkt beobachtbar. Vielmehr ist ihr Licht erst die Voraussetzung aller Beobachtbarkeit. Doch verläuft die Übertragung, die ein Kreislauf ist, über die Vermittlungsstufe der Technik. Es ist die Tätigkeit des säenden Bauern, die Agrikultur, die den metaphorischen Kreislauf überhaupt ermöglicht. Sie ist das Vertraute, mit dem das Unbekannte verständlich wird. Zugleich aber – und dies ist ein Effekt der metaphorischen Subjektbesetzung – wird die Agrartechnik zu einem naturphilosophischen Modell, das in die Subjektfunktion »hineinwächst«.⁹⁸ Das agrartechnische Modell mindert nicht die Bedeutung der Sonne, sondern steigert vielmehr die Bedeutung der Agrikultur und ihren

⁹⁶ Vgl. Gemoll und Liddell/Scott: *A Greek English Lexicon*.

⁹⁷ Vgl. Aristoteles: *Rhetorik* III 11, 1411b 25.

⁹⁸ Blumenberg: *Theorie der Unbegreiflichkeit*, S. 69. Siehe obenm Kap. IV, Anm. 151.

kulturellen Wert.⁹⁹ Wenn Aristoteles die Metapher geistreich (*asteia*) nennt, dann bezeichnet er sie wörtlich als *städtisch* oder *urban* (zu *asty*: *Wohnstätte, Hauptstadt*).¹⁰⁰ In übertragener Weise konnotiert der Ausdruck *Eleganz* oder *Witz* in Sinne des englischen *sophistication*.¹⁰¹ Man könnte daher *asteia* auch mit *kultiviert* übersetzen, insofern es meint, was *vornehm* ist und Vornehmheit als etwas gilt, was in Städten hervorgebracht wird. Als rhetorisch-poetische Denkfigur kultiviert die Metapher Geist und Sprache urbaner Lebensformen. In ihrer kosmopolitischen Weltgewandtheit ist die Trope nicht nur auf die Erkenntnis der Naturgesetze (*phýsis*) des Kosmos gerichtet, sondern immer auch den Kulturtechniken (*téchnē*) der Polis zugewandt. Agrartechnik und Urbanität bilden keinen Gegensatz im Kosmos, sondern ein analoges Verhältnis zu Samen und Frucht. Bedarf die Polis der Landwirtschaft, so verwirklicht sich darin nichts anderes als das, was die Natur hervorbringen würde, wenn sie Städte wachsen ließe. Was die Metapher als Produkt ihrer urbanen Selbstverwirklichung vor Augen führt, ist der Prozess der *phýsis*, in dem sich das Gesetz des *kósmos* entfaltet.

4. Kultureller und kosmischer Index

Als die Entfremdung eines üblichen Wortes ist die Metapher an die Techniken, Praktiken und Gewohnheiten einer bestimmten Sprechergemeinschaft gebunden. Damit führt sie einen kulturellen Index mit sich. Wenn Aristoteles der historischen Relativität der Metapher nicht weiter nachgeht, dann wohl vor allem deshalb, weil er sich für den spezifischen Erkenntnisakt interessiert, der sich in der Abweichung als das Wesentliche der Metapher bekundet. Damit ist die aristotelische Theorie der Metapher mehr eine Verfremdungs- als eine Substitutionstheorie, als die sie in der Regel verbucht wird: »Die Substitutionstheorie ist die älteste und immer noch verbreitetste. Sie geht auf Aristoteles zurück. Dieser Theorie zufolge wird bei der Metapher das »eigentliche« Wort durch ein fremdes ersetzt (substituiert)«¹⁰² Was an der Zuschreibung zunächst zutrifft, dass Aristoteles die Metapher als ein Phänomen auf der Ebene des Wortes fasst: Ein frem-

⁹⁹ Die Samen *karpós* zu nennen, kommt bereits im Demeterkult vor, wo das Korn *dēmētrioi karpói* genannt wurde; verbindet man damit die Vorstellung, dass der Bauer, wenn er Getreide sät, Korn ausstreut, habe man den Zusammenhang, aus dem die Metapher stammt, vermutet Arbogast Schmitt (private Email-Kommunikation 26./27.10.2010), für dessen hilfreiche Auskünfte zu seiner Übersetzung ich an dieser Stelle danke. Der Bezug zum Demeterkult, der ein Fruchtbarkeitskult ist, gibt einen wichtigen Hinweis auf den kulturellen Index des Wachstumsmodells.

¹⁰⁰ Aristoteles: *Rhetorik* III 10, 1410b u. III 11, 1411b. Zu *asteia* vgl. *Gemoll*: »städtisch; übertr.: fein, hübsch; niedlich, witzig, gebildet« und *Liddell/Scott: Greek English Lexicon*: »of the town [...] town-bred, polite [...] of thoughts and words, refined, elegant, witty«. George Kennedy übersetzt in *Aristotle on Rhetoric*, New York 1991: *urbanities*. Vgl. Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 544: »The word, derived from *astu*, ›city,‹ means ›cityish.‹ It is typically understood to connote elegance and wit—perhaps ›sophistication‹ would be another useful translation.« Siehe oben, Anm. 45.

¹⁰¹ Vgl. Kirby: »Aristotle on Metaphor«, S. 544.

¹⁰² Kurz: *Metapher, Allegorie, Symbol*, S. 7–8.

des Wort wird anstelle ein gebräuchlichen verwendet. Daher hat man Aristoteles auch angelastet, die Metapher zur rein nominalen Sprachfigur verkürzt und damit für Jahrhunderte ihre Entdeckung als Denkfigur verhindert zu haben.¹⁰³ Der Name Substitutionstheorie ist hier aber selber kaum mehr als irreführende Verkürzung, die nur verdeckt, was die aristotelische Metapherntheorie bereits an wichtigen Einsichten moderner Metapherntheorien vorwegnimmt.¹⁰⁴ Und das sind insbesondere ihre gebrauchstheoretischen und epistemischen Implikationen, auf deren historischen und kulturellen Index es sich gerade dann zu achten lohnt, wenn die aristotelische Theorie ontologisch, ja kosmologisch zu werden beginnt.

Die gelungene Entfremdung eines Wortes in einer metaphorischen Rede stellt Aristoteles zufolge eine lehrreiche und überraschende begriffliche Beziehung zwischen verschiedenen Dingen her. Der Versuch, die verstörende Rede als sinnvolle zu deuten, verlangt den gedanklichen Nachvollzug einer Bewegung, zunächst auf Ebene der Lexik, dann auf der Ebene des Begriffs und schließlich auf Ebene der Sache selbst. Die Substitution als eine Bewegung der Worte setzt eine Bewegung des Denkens in Gang. Der Metaphernrezipient muss durch eine genuine Versteheleistung nachvollziehen, was der Metaphernproduzent insinuiert. Das Insinuierte als etwas weit auseinander Liegendes, aber dennoch Verwandtes, beruht entweder auf Ähnlichkeit oder einer Analogie, und zwar von Aktivitäten, die durch eine Denkbewegung erschlossen werden müssen. Das qualifiziert die Metapher zu einer Denkfigur.

Als eine Bewegung des Denkens, die eine Einsicht in die Eigentümlichkeit einer Sache vermittelt, ist die Metapher eine genuine Form der Erkenntnis. Als solche beruht sie auf einem impliziten Schlussverfahren, in dem die wörtlichen Prädikationen als Prämissen fungieren.¹⁰⁵ Damit ist es möglich, und für das Verstehen auch notwendig, die metaphorische Übertragung in eine begriffliche Paraphrase zu übersetzen. Umso geistreicher (*asteia*) eine Metapher ist, desto anspruchsvoller ist das entsprechende Schlussverfahren, weil es eine komplexere Wissensordnung involviert. Im Kontext der aristotelischen Metapherntheorie muss also unterschieden werden zwischen der *lexikalischen* Operation auf Ebene der Rede, der *logischen* Operation auf Ebene des Denkens und der *identifizieren-*

¹⁰³ Vgl. George Lakoff: »The contemporary theory of metaphor«, in: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and Thought*, Cambridge 1998, S. 203: »since Aristotle [...] [i]n classical theories of language, metaphor was seen as a matter of language, not thought.« Vgl. auch Monika Fludernik et al.: »Metaphor and Beyond: An Introduction«, in: *Poetics Today* 20 (1999) 3, S. 384: »traditionally, metaphor has been regarded as a purely literary phenomenon«.

¹⁰⁴ Zur Verteidigung der aristotelischen Metapherntheorie gegen ihre Subsumtion unter die Substitutionstheorie siehe auch Rapp in: *Werke*, Bd. 4/I, S. 888 u. Schmitt, in: *Werke*, Bd. 5, S. 631–633.

¹⁰⁵ Ein solches Schlussverfahren für die Metapher *mein Schiff steht still* als Beispiel für eine Übertragung von der Gattung auf die Art (*apò tou génous epì eidos*) formuliert Schmitt, in: *Werke*, Bd. 5, S. 634: »Das Vor-Anker-Liegen ist eine Art an der Stelle zu bleiben. An einer Stelle bleiben heißt *stehen*. Das Vor-Anker-Liegen ist ein Stehen.« Siehe oben, Anm. 25.

den Operation auf Ebene der Sache.¹⁰⁶ Auf der lexikalischen Ebene findet eine Wortsubstitution statt, die für sich noch keine prädikative oder propositionale Struktur hat. Um sie aber als eine Substitution überhaupt identifizieren zu können, muss man wissen, wovon die Metapher spricht und wie die Sache normalerweise genannt wird. Zur Herstellung dieser Relation muss auf eine bestimmte Wissensordnung rekurriert werden, auf deren Grundlage einer Entität bestimmte Eigenschaften und Bezüge zugeschrieben werden. Daraus folgt, dass auch die Einzelwort-Metapher bei Aristoteles eine propositionale Struktur aufweist, die in der impliziten Behauptung besteht, dass ›dieses jenes‹ (*toúto ekeíno*) sei, welche die zweite Behauptung impliziert, dass es eine Ähnlichkeit, ja Identität zwischen den beiden Dingen zu entdecken gibt, die wiederum die Gleichsetzung bzw. Ersetzung rechtfertigen soll.

Als eine Denkfigur ist die Metapher wiederum hochgradig kontextabhängig, und zwar auf mehreren Ebenen: Als eine Figur der Abweichung ist sie stets nur relational in Bezug auf eine konkrete Sprechergemeinschaft bestimmbar. Als ein linguistisches Phänomen führt die Metapher einen historischen Index mit sich, dem die Kontingenz der Sprach- und der damit verbundenen Wissensordnung einer jeweiligen Sprechergemeinschaft korrespondiert. Daraus ergibt sich nicht nur eine synchrone Relativität der Metapher zwischen verschiedenen Kulturen, sondern auch eine diachrone innerhalb einer jeweiligen Kultur selbst. Was eine Metapher ist, kann im Laufe der Geschichte unterschiedlich bewertet werden. Was einmal Metapher war, kann durch wiederholten Gebrauch zur gewöhnlichen Rede werden, so dass sie keine Abweichung mehr darstellt und ihren Status als Metapher verliert, wie etwa im Begriff des *kósmos*, auf den gleich noch einmal genauer zurückzukommen sein wird.

Zur kulturellen und historischen Kontextabhängigkeit der Metapher kommt die linguistische Kontextabhängigkeit auf Ebene des Textes bzw. ihres konkreten Aussagezusammenhangs. Der Sinn etwa der Metapher *säend das gottgeschaffene Licht* lässt sich aus der historischen Distanz nur schwer rekonstruieren, weil ihr Ursprungstext nicht mehr bekannt ist. Und noch unter einer hypothetischen Kenntnis aller Bedingungen unterliegt die Metapher einem individuellen Verständnis der jeweiligen Situation, auf die in der metaphorischen Aussage Bezug genommen wird. Das jeweils Gemeinte ist etwas Individuelles, von dem etwas

¹⁰⁶ Damit lässt sich die Kontroverse, ob die Metapher die Form der Prädikation habe und eine propositionale Struktur aufweise, auf eine fehlende Differenzierung dieser Ebenen zurückführen. Einerseits wird im Kontext der Interaktionstheorie die Position vertreten, dass die Metapher als eine Aussage eine prädikative Struktur aufweist, die ein substitutionstheoretischer Ansatz nicht angemessen erfassen und bestimmen kann, da er die Metapher unterhalb der Ebene des Satzes sucht. Zur entsprechenden Diskussion in der Aristotelesforschung siehe Rapp in: *Werke*, Bd. 4/II, S. 888. Andererseits wird mit substitutionstheoretischen Argumenten aus bestritten, dass die Metapher ein propositionales Gebilde ist. Vgl. Gabriel: »Begriffsgeschichte vs. Metaphorologie?«, S. 123. Siehe oben, Kap. IV, Anm. 93. Beide Positionen erreichen zumindest den Anspruch der aristotelischen Metaphertheorie nicht, die doch als oft als Ausgangspunkt der Unterscheidung substitutions- und interaktionstheoretischer Ansätze gilt.

Allgemeines ausgesagt wird. Dieses Allgemeine wird aber nur verständlich, wenn man die Prämissen (er)kennt, die für die Bildung bzw. das Verstehen der Metapher notwendig sind. So kann es Metaphern geben, die nur bestimmten Sprechergemeinschaften verständlich sind. Und noch innerhalb ein und derselben Sprachgemeinschaft, z.B. des attischen Dialektes, hängt die Metapher von einem lexikalischen und enzyklopädischen Wissen ab, das ihrem Sinn zugrunde liegt. Dieses Wissen ist einerseits historisch, andererseits systematisch. Historisch betrachtet muss man die kulturgeschichtlichen Bezüge, etwa Homers Epen, ihre Götter, Helden und Geschichten kennen, um bestimmte Metaphern zu verstehen. Systematisch betrachtet ist das Verständnis der Metapher bedingt von der begrifflich-logischen Ordnung des Wissens und den darin präformierten Art-Gattungs-Verhältnissen, in denen sich die entsprechende Übertragung vollzieht. Zu den Gelingensbedingungen einer Metapher gehört damit, dass sie innerhalb der Wissensordnung verstanden wird, in der sie gebildet wurde. Wo dies nicht gegeben ist, sind philologische und hermeneutische Verfahren zunächst auf eine Rekonstruktion der entsprechenden logischen, semantischen und enzyklopädischen Bezüge angewiesen, die ihrer Bildung vorausgingen.

Wenn aber Metaphern immanente Bezüge zu den Wissensordnungen enthalten, auf denen sie beruhen, erlauben sie im besten Fall auch Rückschlüsse auf die implizierten Prämissen der metaphorischen Aussage. Insbesondere die Analogie-metapher scheint dafür geeignet, aus ihrem internen Proportionsverhältnis Folgerungen darüber abzuleiten, was der Sprecher von den jeweiligen Bezugsgrößen der Analogie dachte. Unbekannte Größen müssen aus bekannten erschlossen werden. Was auf der Seite der Metaphernbildung die Katachrese ermöglicht, erlaubt auf Seite der Metapherninterpretation Rückschlüsse auf das Verständnis ihrer unvollständigen Bezüge. So lässt das Beispiel der Metapher *säend das gottgeschaffene Licht* den Schluss zu, dass Aristoteles den Sonnenschein nicht nur als Bedingung, sondern auch als Resultat eines natürlichen Wachstumsprozesses versteht, der die kosmo-politische Ordnung der Polis mit umfasst. Als ein implizites Schlussverfahren, das auf Prämissen beruht, die Teil einer kulturellen Wissensordnung sind, ist die Metapher eine historisch, semantisch und logisch zu rekonstruierende Figur des Wissens.

Als eine Wissensfigur, die etwas in einer Aktivität bzw. Verwirklichung Befindliches (*energounta*) ausdrückt, ist die Metapher nach Aristoteles in besonderem Maße zur Erkenntnis solcher Prozesse qualifiziert, unter dem Begriff der *physis* nach der Idee des natürlichen Wachstums modelliert werden können. Denn sie stellen auf eindruckliche Weise dar, wie sich die zugrundeliegenden Möglichkeiten einer Sache als Art einer bestimmten Gattung verwirklichen. Insofern die *Poetik* »die Gültigkeit der aristotelischen Ontologie außerhalb der Sphäre natürlicher Prozesse«¹⁰⁷ bezeugt, muss der Metapher auch eine entsprechende ontologische Funktion zukommen. Während Paul Ricœur diese in seiner Aristoteleslektü-

¹⁰⁷ Ette: »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis«, S. 89. Siehe oben, Anm. 72.

re darin sieht, »das Seiende zu sagen«, um die »Menschen ›als handelnde‹ und alle Dinge ›als wirkende‹, in actu« und damit »jede schlummernde Daseinspotentialität« in einem »lebendigen Ausdruck« als verwirklicht darzustellen,¹⁰⁸ weist seine Lesart, die unten noch genauer zu diskutieren sein wird, über das hinaus, was Hans Blumenberg zur antiken Rolle der Metapher im Verhältnis von *kósmos* und *lógos* sagt: »Kosmos und Logos waren Korrelate. [...] Die vollkommene Kongruenz von Logos und Kosmos schließt aus, was das *κῦριον ὄνομα* nicht äquivalent zuwege brächte.«¹⁰⁹ Wie also verhält sich die produktive Bewegung der abweichenden Wissensfigur zur philosophischen Rationalität des welterfassenden *lógos*?

Auch wenn besonders gelungene Metaphern vorher unbekannte Zusammenhänge vor Augen führen und so den Keim neuer Begriffsbildungen oder Gattungen in sich tragen können, verbürgt doch der Zusammenhang von *Poetik* und *Physik*, dass dem Seienden im Ganzen nichts Neues hinzugefügt werden kann. Kunst ahmt entweder Natur nach oder vollendet, was diese unvollendet lies. Die Natur als *phýsis* aber ist ein Werden: die Verwirklichung des Seienden gemäß seiner eigenen Möglichkeiten gemäß der Notwendigkeit. Als ein Mittel der Dichtkunst ist es die eigenste Möglichkeit der Metapher, dieses Prozessgeschehen sprachlich darzustellen. Sie leistet auf Ebene des Wortes, was die Tragödie dramatisch und der Begriff auf Ebene der Abstraktion leisten. Der Leistung des Philosophierens analog,¹¹⁰ wird ihr eigentümlicher Wert erst durch die begriffliche Paraphrase nachvollziehbar. Wie auch immer man den aristotelischen (doppelten) Gattungsbegriff in diesem Zusammenhang beurteilt: In jedem Fall zeugt die logische Form der Metapher in Bezug auf eine Art-Gattungs-Dihärese von der prinzipiellen Möglichkeit ihrer begrifflichen Paraphrase. Eine gute Metapher kann dem Begriff durch eine geistreiche Formulierung weit voraus sein; doch nie soweit, dass sie der *lógos* nicht einzuholen vermöchte. Er vermag ihr überall hin zu folgen; notfalls, in dem er neue Begriffe und Relationen formuliert, um metaphorische Aussagen auch über unbekannte und unbenannte Dinge in übliche und logische Aussageformen zu übersetzen.

Insbesondere die Katachrese bezeugt, wie die Metapher wieder in den Bereich des Nicht-Metaphorischen reintegriert werden kann, indem sie sich von einem entfremdeten Wort in ein heimisches verwandelt. Durch eine solche Aneignung bzw. Einbürgerung einer metaphorischen Wendung in den Bereich der üblichen Redeweise modifiziert sich die Sprach- und Wissensordnung und das entfremdete Wort kann dadurch seinen metaphorischen Charakter verlieren. Wenn Aristoteles sich mit der damit zusammenhängenden Historizität des Metaphorischen nicht beschäftigt, dann deshalb, weil für ihn auch die Katachrese gemäß der Analogie gebildet ist, und das heißt: die Unbekannte in der Gleichung bereits logisch in einem Proportionsverhältnis erfasst ist. Die rationale Aneignung der Metapher

¹⁰⁸ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 55.

¹⁰⁹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 8–9. Siehe oben, Kap. IV, Anm. 157.

¹¹⁰ Zur Analogie von Philosophieren und Metaphorisieren bei Aristoteles. Siehe oben, Anm. 46.

durch den Begriff legitimiert die Kongruenz von *lógos* und *kósmos*. Der *kósmos* als die Einheit von *phýsis* und *téchnē*, von Belebtem und Unbelebtem, vermag in der Metapher seinen *lebendigen*, im *lógos* aber seinen *allgemeinen* Ausdruck zu finden.

Die unbeschränkte Konvertibilität oder Übersetzbarkeit jeder metaphorischen Aussage in eine begriffliche ist nun dasjenige, was die Metaphorologie Blumenbergs bestreitet und zum Anlass nimmt, die metaphorischen Reste philosophischer Begriffsbildungen aufzuspüren, um sie auf einen unauflöselichen Bestand an absoluter Metaphorik zurückzuführen. Wenn die aristotelische von modernen Metapherntheorien als der Ursprung der Substitutionstheorie zusammen mit dieser als unangemessen zurückgewiesen, so ist eine solche Zurückweisung selber unangemessen, sofern sie der aristotelischen Theorie ein bloß rhetorisch-literarisches Verständnis der Metapher unterstellt, das ihr keine Bedeutung für den philosophischen Diskurs zubillige. Was davon zum Gemeinplatz wurde, verdankt sich weniger einer genauen Lektüre als vielmehr einer bestimmten Übersetzungs- und Rezeptionstradition, die von der klassischen Rhetorik, ihrem Vokabular der Uneigentlichkeit und der neuzeitlichen Kontroverse zwischen rationalistischen und anti-rationalistischen Metapherntheorien bestimmt ist, die für die Interpretation des aristotelischen Textes maßgeblich wurde.¹¹¹

Wenn eine genaue Lektüre des aristotelischen Originaltext stattdessen bemerkenswerte Parallelen zu zentralen Einsichten der modernen Metaphernforschung zeigt, so sind es lediglich deren Konsequenzen, die Aristoteles nicht beachtet – oder die er gescheut haben mag. Dies betrifft das problematische Verhältnis von üblichem und begrifflichem Sprachgebrauch und die Historizität der damit verbundenen Wissensordnung.¹¹² Zwar stellt Aristoteles die kulturelle Relativität dessen fest, was eine Metapher ist. Doch geht er der Frage nicht weiter nach, was dies für den Status und die Leistungsfähigkeit des Begriffs bedeutet. War Aristoteles' Denken so fest im antiken Korrelat von *lógos* und *kósmos* verwurzelt, dass sich ihm die Frage nach der Historizität der Metapher und der ihr zugrundeliegenden Wissensordnung gar nicht erst stellt? Oder war die Beschäftigung mit der Metapher auch ein Versuch, mögliche Zweifel an der unumstößlichen Gültigkeit des Korrelats zu entkräften? Das kann anhand der Texte selber nicht mehr gesagt werden. Eine bemerkenswerte Stelle könnte allenfalls Anlass zu weiterführenden Spekulationen bieten: Nachdem Aristoteles alle vier Metapherentypen und ihre

¹¹¹ Vgl. Schmitt, in: *Werke*, Bd. 5, S. 53–70.

¹¹² Vgl. Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 154 wo nach der Feststellung, dass Aristoteles keine Antwort darauf gebe, ob Metaphern die Relationen von Dingen oder die enzyklopädischen Relationen im Netz des kulturellen Wissens vor Augen führen (s.o., Anm. 71), eine Reformulierung der aristotelischen Bestimmung in semiotischer Hinsicht erfolgt: »die besten Metaphern sind jene, in denen der kulturelle Prozeß, die eigenständige Dynamik der Semiose durchscheint.« In diesem Sinne lässt sich sagen, dass bei Eco die Semiose die funktionale Stelle einnimmt, die bei Aristoteles die Physis besetzt: die strukturelle Eigendynamik, durch die sich das konstituiert, was man Wirklichkeit nennt. Damit folgt er letztlich der Konsequenz, die Ricœur 10 Jahre früher aus seiner (Neu-)Interpretation der aristotelischen Metapherntheorie zieht. Wir werden darauf weiter unten (Kap. VII. u. IV.5) zurückkommen.

Beispiele in der *Poetik* abgehandelt hat, steht plötzlich im überlieferten Text das Wort *kósmos*.¹¹³ Das unkommentierte Vorkommen dieses Wortes an dieser Stelle hat etliche Fragen aufgeworfen und ist mit so vielen Unklarheiten verbunden, dass es in neueren Übersetzungen und Kommentaren der *Poetik* gar nicht mehr vorkommt.¹¹⁴ Bisweilen ist ein Bezug zur *Rhetorik* im Sinne des Schmuckworts (*ornatus*) erwogen worden; weil aber das *epitheton ornans*, das schmückende Beiwort, keine eigene Wortart, sondern eine Weise des Wortgebrauchs ist, die selber schon Metaphern enthält, bereitet diese Deutung systematische Schwierigkeiten.¹¹⁵ Die meisten Interpreten vermuten daher eine Lücke in der Überlieferung: ein verloren gegangenes Textstück.¹¹⁶

Aus metaphorologischer Perspektive markiert diese Bruchstelle einen bemerkenswerten Umstand. Denn sie verweist auf die Metaphorizität bzw. Mehrdeutigkeit des Begriffs, der in seinem abstraktesten Moment stets eine harmonische Ordnung bezeichnet: Schönheit und Hierarchie.¹¹⁷ Könnte Aristoteles inmitten seiner systematischen Überlegung zur Metapher nicht auch den metaphorischen Charakter des Homonyms bedacht haben? Was zunächst dagegen spricht, ist sein üblicher Gebrauch in der griechischen Sprache. Was aber wird Aristoteles von den vielen Analogien in der Polysemie gehalten haben? Im Militärischen eine Schlachtordnung, im Sozialen eine Staatsordnung, im Göttlichen und Philosophischen eine Weltordnung: Aristoteles selbst schließt in seine Wortverwendung, neben der Bedeutung als Schmuckwort auch das Organische mit ein, insofern er den *kósmos* als Lebewesen und, analog dazu, die Lebewesen als *Mikrokosmos* bezeichnet.¹¹⁸ Das verlorengegangene Textstück, das Aufschluss über den systemati-

¹¹³ Vgl. Aristoteles: *Peri Poietikes*, übersetzt und kommentiert von Gudemann (1934), S. 61. Aristoteles: *Über die Dichtkunst*, übersetzt von Susemihl (1978), verzeichnet neben der Variante *κόσμος δ' ἐστὶ* auch die edierten Varianten von *Aristotelis Poetica*, hrsg. v. Ritter (1839): καὶ ὁ κόσμος und καὶ κόσμος.

¹¹⁴ Vgl. Aristoteles: *Poetik*, übersetzt von Fuhrmann (1994), S. 69 und in der Übersetzung von Schmitt (2008), S. 30.

¹¹⁵ Vgl. Aristoteles: *Peri Poietikes*, übersetzt von Gudemann (1934), S. 361–362.

¹¹⁶ Vgl. Schramm: »Gedanke, Sprache und Stil«, S. 189.

¹¹⁷ Vgl. Matthias Gatzemeier/Rolf Ebert: »Kosmos«, in: *HWPPh*, Bd. 4, S. 1167. Siehe oben S. 93, Anm. 150.

¹¹⁸ Der Begriff erscheint hier wohl darum nicht als Metapher, weil der *kósmos* hier zur vollständigen Analogie entfaltet ist. Vgl. Aristoteles: *Über den Himmel* II 2, 284b 13ff., 285a 29ff., II 12, 292a 18ff., in: *Werke*, Bd. 12/III. Vgl. Aristoteles: *Physik* VIII 2, 252b 22–28, übersetzt von Zekl (1988), S. 153–155: »von Lebewesen sagen wir: Es bewegt sich selbst. Folglich, wenn es denn zu einer Zeit gänzlich ruht, so wird ja wohl in einem Unbewegtem Bewegung entstehen, aus ihm selbst und nicht von außen. Wenn das aber an einem Lebewesen geschehen kann, was hindert dann die Annahme, dass das gleiche sich ereignen kann bezüglich des Alls [τὸ πᾶν]? Wenn es doch in der kleinen Ordnung [μικρῶ κόσμῳ] geschieht, so auch in der großen; und wenn in der geordneten Welt [τῷ κόσμῳ], dann auch in der grenzenlosen Unbestimmtheit [τῷ ἀπείρῳ]«. Herv. im Original, Anm. v. mir. Der von Zekl in Anführungszeichen gesetzte »Mikrokosmos« ist offenbar ein Hinweis auf eine »übertragene« Bedeutung, die im Originaltext als solche nicht gekennzeichnet ist – bzw. auf ein indirektes Zitat, denn der Begriff selbst stammt ursprünglich von Demokrit (*Fragment* B34). Vgl. ebd., S. 283 und Gatzemeier/Ebert: »Kosmos«, S. 1169.

schen Ort des *kósmos* in der Abhandlung zur Metapher in der Dichtkunst gegeben haben würde, lädt jedenfalls zu der Frage ein, ob der Philosoph gerade hier nicht an eine grundlegende Metaphorizität des Begriffs gedacht haben mag.¹¹⁹

Ob aus der Textlücke eine mitgehörte Variante oder nur ein spätes und letztlich trügerisches Echo der Weltmetapher zu vernehmen ist, wird hier nicht zu entscheiden sein. Ihr Anklang aber soll nun den Auftakt bilden zu Derridas Lesart der aristotelischen Metapherntheorie, die hier aus mehreren Gründen von Interesse ist: Erstens dekonstruiert sie diese als genuin metaphorisch und dadurch selbstwidersprüchlich. Zweitens tut sie dies in der Absicht, die Möglichkeit einer Metaphorologie im Allgemeinen grundsätzlich zu bestreiten, womit ein grundlegender Einwand gegen Blumenbergs Projekt als auch gegen das hier verfolgte Vorhaben formuliert zu sein scheint. Drittens birgt sie den Anlass für Ricœurs Lektüre der aristotelischen Metapherntheorie, aus der, in dezidierter Auseinandersetzung mit Derridas Kritik, schließlich ein expliziter Begriff der Metapher hervorgeht, dem es der Metaphorologie Blumenbergs ermangelt; womit sich schließlich, wie zum Ende des Kapitels zu zeigen sein wird, eine Möglichkeit für deren konstruktive Fortschreibung eröffnet.

¹¹⁹ Was zunächst gegen eine solche Lesart spricht ist, dass die Metapher in seiner Behandlung der Homonymie-Problematik keine Rolle spielt, vgl. Rapp: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie bei Aristoteles«, S. 535. Ein anderer Zugang wäre über das Problem der Seins-Analogie zu finden. Derridas *Weisse Mythologie* entsprechend lesend vermerkt Rodolphe Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 247: »Da die Analogie nach Aristoteles nicht nur eine Art von Metapher ist, sondern die Metapher schlechthin [...] weist die Analogielehre des Seins [...] darauf hin, daß eine gewisse Metaphorizität für die Einheit des Seins konstitutiv ist.« Mit Blick auf Blumenberg schlägt Haverkamp vor, »das von Brentano auf Heidegger übergegangene und Ernst Tugendhat mit der angelsächsischen Sprachanalyse kompatibel gemachte Projekt der »mannigfachen Bedeutungen des Seienden« auf die rhetorische (archi-philosophische) Urszene der Metapher [zu] beziehen.« Anselm Haverkamp: »Die paradoxe Metapher«, in: Ders. (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, S. 19–20. Siehe dazu auch unten, Kapitel III, Anm. 28. In seinem Kommentar zu Blumenbergs *Paradigmen* (2013) geht Haverkamp S. 257 schließlich ganz umstandslos davon aus, dass »Kosmos nicht nur Ornatus [ist], sondern Inbegriff des sprachlichen Angeordnetseins, welches [...] der Seinsordnung der Welt entspricht«. Metapherntheoriegeschichtlich weiterführend ist in dem Zusammenhang auch Eco: *Semiotik und Philosophie der Metapher*, S. 155–158 zur mittelalterlichen *analogia entis*: Während die mittelalterlichen Neuplatoniker nicht bemerkt haben, dass das kosmische Netz von Analogien in Wirklichkeit ein Netz kultureller (enzyklopädischer) Eigenschaften ist, sei dies den mittelalterlichen Rationalisten klar gewesen, sodass Thomas von Aquin das theologische Problem der Analogielehre des Seins dadurch gelöst habe, dass er sagte, man könne über Gott eben auch nur in der Analogie und das heißt also allein metaphorisch sprechen.

VI. Metaphorologie als Aporetik: Derrida und die Quasi-Metapher

Die Metapher ist weniger
im philosophischen Text
als jener in der Metapher.

Jacques Derridas Abhandlung *Die weiße Mythologie* handelt von der *Metapher im philosophischen Text*.¹ Anders als Aristoteles geht es ihr aber nicht um einen philosophischen Diskurs *über* die Metapher und anders als Blumenberg auch nicht um die Legitimität der Metapher *im* philosophischen Diskurs, sondern um die Unmöglichkeit einer Metaphorologie *als* Philosophie. So wie die Bezeichnung ›Metaphorologie‹ eine Adaption oder Neuerfindung Blumenbergs ist, wiederholt oder adaptiert Derrida diese Begriffsbildung ein Jahrzehnt später offenbar noch einmal.² Weder bezieht sich Derrida in seinem Text auf Blumenberg, noch gibt es Hinweise darauf, dass Blumenberg die *Weisse Mythologie* rezipiert hat. In dieser Abhandlung dekonstruiert Derrida die Metaphorologie als einen paradoxen und letztlich misslingenden philosophischen Diskurs über die Metapher. Zugleich lässt sich Derridas Kritik der Metaphorologie als eine Explikation dessen lesen, was Blumenbergs Metaphorologie, zugunsten einer Philosophie der absoluten Metapher, konsequent vermeidet: eine absolute Philosophie der Metapher.

Obschon unterschiedliche Lektüren der *Weissen Mythologie* möglich sind,³ scheint es am plausibelsten, den Text als die Dekonstruktion einer Antinomie zu lesen, die kurz gesagt lautet: (1) *Jede Metapher ist auf einen Begriff oder mehrere zurückführbar* oder (2) *Jeder Begriff ist auf eine Metapher oder mehrere zurückführbar*. Davon ausgehend stellt sich die Frage, was Derrida an die Stelle der dekonstruierten Alternative setzen möchte. Der Denkbewegung Derridas folgend ist die Antwort noch vor der Unterscheidung von Begriff und Metapher zu suchen. Solches Sprechen, das aus der Perspektive des Begriffs ein uneigentliches sein muss, aus der Perspektive der Metapher indessen kein eigentliches mehr sein

¹ Jacques Derrida: »La mythologie blanche. La métaphore dans le texte philosophique«, in: *Marges de la philosophie*, Paris 1972, S. 247–324. Zuerst veröffentlicht in: *Poétique* 5 (1971), S. 1–52. Im Folgenden beziehe ich mich auf die Übersetzung: »Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text«, in: *Randgänge der Philosophie*, hrsg. von Peter Engelmann, Wien 1999, S. 229–290. Seitenzahlen in eckigen Klammern beziehen sich auf die Ausgabe von 1972.

² Vgl. Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 237 u. 254, Anm. 52. Siehe oben Kap. IV, Anm. 1.

³ Vgl. dazu Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 207–252, Haverkamp: *Metapher*, S. 53–67 und Anthony Reynolds: »The Afterlife of Dead Metaphors: On Derrida's Pragmatism«, in: *Revista de Letras* 49 (2009) 2, S. 181–195. Als grobes Missverständnis hat Derrida die Interpretation der *Mythologie blanche* durch Paul Ricœur's *La métaphore vive* zurückgewiesen in: »Le retrait de la métaphoré«, in: *Psyché*, Paris 1987, S. 63–94, dt. »Der Entzug der Metaphers«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 197–234.

kann, bezeichnet Derrida als Quasi-Metapher.⁴ Was genau darunter zu verstehen ist, wird Gegenstand der folgenden Untersuchung sein.

1. Tote Metapher: Kritik der etymologischen Metaphorologie

Um seine Dekonstruktion des rationalistischen Begriffs der Metapher und seiner Umkehrung im Gefolge einer sich auf Nietzsche berufenden Tropentheorie zu entwickeln, eröffnet Derrida seine Überlegungen mit dem Grundgedanken, dass jeder Begriff ursprünglich eine Metapher war, und dass folglich kein Begriff eine Autonomie gegenüber seinem tropischen Ursprung behaupten kann. Ausgehend von diesem metaphorologischen Universalismus geht Derrida in einer Reihe interpretatorischer Schritte bis auf die aristotelische Metaphertheorie zurück. Dort angelangt, versucht er mit dem Nachweis, dass die Definition der Metapher selber metaphorisch ist, beide Positionen der oben genannten Alternative durch die Dekonstruktion einer absoluten Unterscheidung von Begriff und Metapher zu verwerfen. Vor einer Erörterung der Konsequenzen, die aus Derridas Überlegungen folgen oder folgen müssten, gilt es, zunächst die Dekonstruktion der besagten Alternative nachzuvollziehen.

Derridas setzen mit dem Phänomen der ›toten Metapher‹ ein, also mit jener Wortart, die einmal eine Metapher war, durch einen langen Gebrauch (*usage*) aber eine semantische Abnutzung (*usure*) erfahren hat. Als abgenutztes Wort hat es die Spuren seiner ursprünglichen Herkunft verloren: Sie sind abgeschliffen, vergriffen, wegpoliert, wie das Bild einer Münze (*pièce*), die nun gleichsam umso freier auch jenseits ihrer ursprünglichen Währungsregion zirkulieren kann. Dabei gerät ihre ursprüngliche Geltung in Vergessenheit und an deren Stelle tritt eine neue, allgemeinere Bedeutung, die nun als Begriffswort behandelt wird. Um den Vorgang der Begriffsbildung als einen Abnutzungsprozess darzustellen, bezieht sich Derrida auf Anatol Frances *Le jardin d'Épicure* (1894), in dem sich ein Gespräch zwischen Ariste und Polyphile findet, die sich über die metaphysische Sprache unterhalten. Polyphile berichtet in diesem Gespräch von einem Traum:

»Ich träumte, daß die Metaphysiker, wenn sie sich eine Sprache schaffen, den Scheren-schleifern gleichen [indem sie] anstatt der Messer und Scheren Medaillen und Münzen an den Schleifstein legen, um die Inschrift, die Jahreszahl und das Kopfbildnis auszulöschen. [...] Für die Industrie der Kleinverdiener werden die Wörter vom Physischen ins Metaphysische verlegt. Zunächst sieht man, was sie dabei verlieren; man sieht aber nicht sofort, was sie dabei gewinnen.«⁵

Derrida interpretiert diesen Traum als Paradigma einer antimetaphysischen Philosophie der Metapher, wobei er den Vergleich mit einer Münze in doppelter

⁴ Derrida: »Der Entzug der Metapher«, S. 222.

⁵ Anatole France: *Der Garten des Epikur*, Minden 1906, S. 162. Zuerst erschienen als *Le jardin d'Épicure*, Paris 1894, zit. in Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 230–231. Ergänzung von mir.

Hinsicht auslegt: Zum einen scheine die Münze auf »den natürlichen Reichtum, die ursprüngliche Kraft des sinnlich wahrnehmbaren Bildes« zu verweisen, »welches durch die Begriffsgeschichte seiner Unschuld beraubt und beschädigt« wurde; was wiederum voraussetze, »daß es eine Reinheit der anschaulichen Sprache gegeben habe und daß das *etymon* der Grundbedeutung (*sens primitif*) noch immer, obwohl verdeckt, zuschreibbar sei«. ⁶ Der Verfall (*dégradation*) als Übergang des Physischen zum Metaphysischen sei damit auch der Übergang vom ursprünglichen zum metaphysischen Sinn, den die philosophische Wortschleiferei durch ein forciertes Abnutzen der Münze systematisch vorantreibe. Was so auf der einen Seite als Verlust erscheint, sei nur die andere Seite eines semantischen Wertschöpfungsprozesses, durch den die Philosophie ihre Allgemeinbegriffe gewinne, die durch den erweiterten Geltungsbereich besser zirkulieren und infolge dessen noch stärker abgenutzt werden können. Je abgenutzter und polierter sie seien, desto besser eigneten sie sich als metaphysisches Vokabular.

Ausgehend von dieser Überlegung erwägt Polyphile die Möglichkeit, das ursprüngliche Bild der Münze, also die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, durch eine Reihe geeigneter Maßnahmen wieder herzustellen und sichtbar zu machen:

»Wir können uns von all diesen Wörtern, die durch den Gebrauch entstellt oder poliert oder im Hinblick auf irgendeine geistige Konstruktion sogar geschmiedet wurden, deren ursprüngliche Gestalt vorstellen. Die Chemiker stellen das Reagens her, das auf dem Papyrus oder auf dem Pergament die ausgelöschte Tinte sichtbar macht. Mit Hilfe dieser Reagenzen können die Palimpseste gelesen werden. Wenn man den Schriften der Metaphysiker eine analoge Prozedur auferlegte, wenn man die einfache und konkrete Bedeutung ans Licht brächte, die unter der abstrakten und neuen Bedeutung unsichtbar und präsent bleibt, dann könnte man so recht sonderbare und manchmal auch recht aufschlussreiche Ideen finden.« ⁷

Auf diese Weise wird das Modell der Abnutzung mit der Figur des Palimpsests eingeführt, das die verwischte Spur der Metapher innerhalb eines Begriffs wieder lesbar zu machen verspricht. Folglich wäre es dann die Aufgabe einer philosophischen Metaphorologie, »die ursprüngliche (*primitif*) Einschreibung wiederzubeleben und das Palimpsest wieder herzustellen«, indem man »eine etymologische und philologische Arbeit in Angriff« nimmt, »die alle schlummernden Figuren wecken soll.« ⁸ Eine solche Lesart philosophischer Texte tendiere aber Derrida zufolge notwendig dazu, das Wort nicht länger als bloßes *Zeichen*, sondern als *Symbol* zu interpretieren, dessen ursprüngliche Bedeutung, als »eigentliche« konserviert geblieben, am Ende einer langen Kette verwischter Spuren zu suchen ist.

Die Interferenz der abgenutzten Münze mit der Figur des Palimpsests mündet schließlich im Begriff der *Weißten Mythologie*. Dieser Titel von Derridas Text bezieht sich auf ein Zitat Polyphiles:

⁶ Ebd., S. 231.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., S. 233.

»Durch ein merkwürdiges Schicksal sind diese Metaphysiker, die glauben, der Welt der Erscheinungen zu entkommen, gezwungen, fortlaufend in der Allegorie zu leben. Als traurige Poeten entfärben sie die uralten Fabeln und sind nur Sammler von Fabeln. Sie machen weiße Mythologie.«⁹

Indem Derrida dieses Bild des metaphysischen Bleichprodukts in kritischer Lesart fortschreibt, scheint er Polyphiles These zunächst zu folgen:

»Die Metaphysik – weiße Mythologie, die die abendländische Kultur vereinigt und reflektiert: der weiße Mensch hält seine eigene Mythologie, die indoeuropäische Mythologie, seinen *logos*, das heißt *Mythos* seines Idioms, für die universelle Form dessen, was er immer noch Vernunft (*la Raison*) nennen wollen muß. [...] Weiße Mythologie – die Metaphysik hat in sich selbst den sagenhaften Schauplatz (*scène*), der sie hervorgebracht hat und der dennoch aktiv und rege bleibt, eingeschrieben mit weißer Tinte, als unsichtbares Bild und verborgen im Palimpsest, ausgelöscht.«¹⁰

Mit dieser Fortschreibung der weißen Mythologie folgt Derrida nun nicht mehr länger Polyphil, sondern er verwirft sie als »theatralisches Bildnis«, das eine »*kontinuistische Voraussetzung*«¹¹ über das Verhältnis von Metapher und Begriff enthalte; und diese Voraussetzung beruhe selber auf metaphysischen Oppositionen (Sinnliches/Unsinnliches, eigentlicher/reiner Sinn), zwischen denen es die metaphorische Übertragung verortet:

»Die Grundbedeutung, die ursprüngliche, immer sinnlich wahrnehmbare, materielle [...] ist eine Art transparenter Figur, gleichwertig der eigentlichen Bedeutung. Sie wird zur Metapher, sobald sie im philosophischen Diskurs in Umlauf gebracht wird. Gleichzeitig geraten die erste Bedeutung und die erste Verschiebung in Vergessenheit. Man bemerkt die Metapher nicht mehr und hält sie für den reinen Sinn. Doppelte Auslöschung. Die Philosophie wäre dann der Prozeß der Metaphorisierung, der sich selbst wespült.«¹²

Was Derrida aus seiner Interpretation des Traums von Polyphile als eines phantastischen Paradigmas der metaphorologischen Metaphysikkritik *pars pro toto* gewinnt, ist ein doppeltes Argument: Erstens verbleibe die Figur der doppelten Auslöschung selbst innerhalb Metaphysik, die sie zu kritisieren beabsichtigt. Und zweitens verkenne sie aufgrund ihrer kontinuistischen Voraussetzung den Systemcharakter der Sprache zugunsten ihrer Historizität: »Innerhalb eines Begriffs die verborgene Geschichte einer Metapher zu lesen bedeutet, die *Diachronie* auf Kosten des Systems zu privilegieren.«¹³ Um also der falschen Opposition zwischen einer metaphysischen Metaphertheorie und ihrer metaphorologischen Umkehrung zu entkommen, geht es Derrida nun in einer doppelten Bewegung darum, mit der Dekonstruktion der Figur *Urbedeutung-Abnutzung-Auslöschung-Wieder-*

⁹ France: *Der Garten des Epikur*, zit. in Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 234.

¹⁰ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 233–234.

¹¹ Ebd., S. 236.

¹² Ebd., S. 231–232.

¹³ Ebd., S. 235.

einschreibung zum einen die Behauptung einer ursprünglichen, ›eigentlichen‹ Bedeutung eines Wortes, das eine *symbolistische* Beziehung zu den Dingen oder ihrem Begriff enthält, und zum anderen die Behauptung einer *kontinuistischen* Beziehung zwischen Begriff und Metapher, die eine Prävalenz der diachronen Dimension der Sprache gegenüber der synchronen enthält, zurückzuweisen. In dieser doppelten Bewegung begriffen, wendet sich Derrida der aristotelischen Metaphertheorie als dem anderen Pol der Alternative zu.

2. Heliotropische Metapher: Kritik der metaphysischen Metaphorologie

Ihrer doppelten Bewegung entsprechend ist das Ergebnis von Derridas Aristoteles-Interpretation auch ein doppeltes: Es besteht zum einen in der These, dass die aristotelische Metaphertheorie auf einem »Netz von Philosophemen [*réseau de philosophèmes*]« als einer »Schicht von ›Gründer‹-Tropen [*strate de tropes ›instituteurs*]« beruhe; das, zweitens, trotz oder gerade wegen seiner metaphorischen Konstitution seine eigentliche Bedeutung nur noch auf uneigentliche Weise nennen könne.¹⁴ In dem Netz von Gründertropen beruht die synchrone Dimension der Metapher, also ihr Bezug zu einem Sprach-System. Die konstitutive Metaphorizität des Netzes hingegen beruhe auf der Abwesenheit einer eigentlichen Referenz. Während die These des metaphorischen Netzes vor allem das Ergebnis einer Dekonstruktion der aristotelischen Metaphertheorie ist, beruht die These der abwesenden Referenz auf der Dekonstruktion ihrer Anwendung, genauer: des Beispiels von der *säenden Sonne*. Derridas Interpretation der aristotelischen Metaphertheorie verfährt dabei so, dass sie den Zusammenhang von Poetik und Ontologie re- bzw. dekonstruiert;¹⁵ und zwar in doppelter Hinsicht. Denn die aristotelische Definition der Metapher könne »in bezug auf zwei Aspekte analysiert werden: Als philosophische These über die Metapher, ebenso als philosophischer Diskurs, dessen gesamte Oberfläche von einer Metaphorik gestaltet (*travaillée*) wird. Die philosophische These gehört einem Interpretationssystem an, in dem die Begriffe *metaphora*, *mimesis*, *logos*, *physis*, *phone*, *semainein*, *onoma* miteinander verbunden werden.«¹⁶

Während sich die philosophische Theorie als ein Netz von Philosophemen erweist, das die Definition der Metapher mit der aristotelischen Metaphysik verknüpft, so erscheint der philosophische Diskurs selbst als *metaphorisch*:

»um diesmal ein Wort zu verwenden, das streng genommen nicht mehr angemessen ist für die Bezeichnung von Tropen, welche als Definierte definieren. Wenn wir jedes Glied der in der *Poetik* vorgegebenen Definitionen wieder aufnahmen, würden wir darin das Kennzeichen einer Figur erkennen (*metaphora* oder *epiphora*, das heißt auch räumliche Parallelverschiebung; *eidos*, das heißt auch eine sichtbare Gestalt, ein Umriß

¹⁴ Ebd., S. 240 [261].

¹⁵ Zum Verhältnis von Poetik und Ontologie siehe oben, Kap. V.3.

¹⁶ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 251.

und eine Form, der Raum eines Aussehens (*aspect*) oder einer Art; *genos*, das heißt auch eine Filiation, der Stamm einer Herkunft, einer Abstammung, einer Familie und so weiter). Man wird all dessen gewahr, was diese Tropen in der Verflechtung ihrer Wurzeln [*l'enchevêtrement de leurs racines*] beibehalten und ablagern [*sédimentent*].¹⁷

Nach seiner Kritik an einem metaphorologischen Etymologismus kann es Derrida nun nicht darum gehen, sich auf dessen These zu berufen – dass die Begriffe eigentlich Metaphern sind – um die aristotelische Definition der Inkonsistenz zu überführen: »Um eben diesen Etymologismus zu vermeiden, haben wir unsere Aufmerksamkeit der internen, systematischen und synchronen Verknüpfung der Aristotelischen Begriffe zugewandt.«¹⁸ Diese Verknüpfung ergibt jenes Netz von Philosophemen (*réseau de philosophèmes*). Die Synchronizität des Netzes stellt dabei keinen Gegensatz zur Diachronie des etymologischen Sinns dar, den »die Tropen in der Verflechtung ihrer Wurzeln beibehalten und ablagern [*sédimentent*]«; denn keines der begrifflichen Nomen sei »ein vereinbartes und arbiträres X.«¹⁹ Deshalb auch sei »die historische oder genealogische (sagen wir nicht etymologische) Bindung, durch die der bezeichnete Begriff mit seinen Signifikanten (mit der Sprache) (*langue*) verbunden wird, keine reduzierbare Kontingenz.«²⁰ Was der Etymologismus im Reichtum der ursprünglichen Wortbedeutung sucht, das findet Derrida also in der Komplexität der synchronen Begriffsverflechtung.

Das Netz von Philosophemen bekundet eine immanente Logik, die gegenüber dem etymologischen Sinn der Einzelworte – den es gleichwohl auf irgendeine Art und Weise akkumuliert – einen Eigensinn entfaltet. Dieser Eigensinn privilegiert das Netz gegenüber den übrigen Begriffen des philosophischen Diskurses. Derrida führt die vernetzten Begriffe daher weder in diachroner Perspektive auf ihren etymologischen Ursprung zurück, noch reduziert er sie auf ihre arbiträre Zeichenhaftigkeit, sondern er betreibt eine Art synchronischer Archäologie, um innerhalb des Diskurses über die Metapher eine diskrete Schicht von »Gründer«-Tropen (*strate de tropes »instituteurs«*) herauszupräparieren.

Was so, in nachgerade geologischer und botanischer Metaphorik, als der Grund der philosophischen Definition erscheint, geht der Unterscheidung von Metapher und Begriff noch voraus. Weil der »Grund«, als eine Vernetzung von Tropen, welche als Definierte definieren, streng genommen nicht mehr metaphorisch genannt werden kann, ist dieser Grund kein letztes Fundament, sondern vielmehr eine endlose Aufschichtung und Sedimentierung: »Diese Implikation des Definierten in der Definition, dieser Abgrund [*abîme*] der Metapher, wird niemals aufhören, sich zu stratifizieren [*se stratifier*], gleichzeitig sich auszuhöhlen und sich zu stärken.«²¹

¹⁷ Ebd., S. 272 [301–302].

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd. [302].

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., S. 272–273 [302].

Was Derrida mit dem stratifizierten Netz der ›Gründer‹-Tropen identifiziert, ist also ein quasi-metaphorischer Zwischenraum, dessen Konstitution nicht mehr von der Unterscheidung von Metapher und Begriff abgeleitet ist, sondern umgekehrt: dieser Unterscheidung selber zugrundeliegt. Um nun zu zeigen, wie die synchrone Vernetzung auf Ebene der Theorie auch das Verhältnis von Begriff und ›eigentlicher‹ Referenz in Mitleidenschaft zieht, wendet sich Derrida einem Beispiel zu, das die aristotelische Definition einlösen und verbürgen soll. Dabei handelt es sich um die Metapher der *Licht säenden Sonne*, die jenen Typus von Analogiemetapher exemplifizieren soll, dem ein Glied in der vierstelligen Relation fehlt.²² In dieser Analogiemetapher, die einen fehlenden Eigennamen ersetzen soll, stellt Derrida die Ähnlichkeitsbeziehung in Frage: Wo habe man »jemals *gesehen*, daß zwischen Sonne und ihrem Licht die gleiche Beziehung besteht wie zwischen dem Säen und dem Samen?«²³

Die Analogie erscheint nur darum plausibel, so Derrida: »weil sie innerhalb der Sprache eine lange und kaum erkennbare Kette durchläuft, deren erstes Glied aufzuzeigen nicht leicht ist, nicht nur für Aristoteles«; deshalb handele es sich hier »anstatt um eine Metapher um ein ›Rätsel‹ [*énigme*], um eine geheime Erzählung [*écrit secret*], welche aus mehreren Metaphern zusammengesetzt ist, ein machtvolles Asyndeton* [*puissante asyndète*] oder eine versteckte Konjunktion, deren wesentliches Merkmal darin besteht, ›unvereinbare Wörter miteinander zu verknüpfen [*synápsai*] und hiermit gleichwohl etwas wirklich Vorhandenes zu bezeichnen«.²⁴ Mit diesem zweiten Interpretationsschritt zielt Derrida auf das Problem der Referenz, das sich als ein Problem des Eigennamens darstelle:

»wenn es um die Sonne geht, deren Besonderheit als Referenz es ist, immer ursprünglich, einzigartig, unersetzbar zu sein, zumindest in der Vorstellung, die man davon hat. Es gibt nur eine Sonne in diesem System. Der Eigenname ist hier die wichtigste nicht-metaphorische Kraft der Metapher, der Begründung aller Figuren. Alles dreht sich um ihn, alles wendet sich ihm zu.«²⁵

Was sich am Beispiel der Sonnenmetapher also bekunde, sei das Verschwinden bzw. die Unzuverlässigkeit der ›eigentlichen‹ Referenz. Denn die Sonne ist ja nicht nur ein absoluter Referent. Sie ermöglicht überhaupt erst ein Erkennen; und schließlich nicht nur das Erkennen durch ihr Licht, sondern durch ihre Energie auch den Erkennenden – während sie selber nicht in der Weise erkennbar ist, wie das durch sie Erkennbare.²⁶ Sie ist zu fern und zu hell, um sie und

²² Vgl. Kap. V, Anm. 39 u. Anm. 94.

²³ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 262. Herv. v. mir.

²⁴ Ebd. [290]. Derrida zitiert hier die aristotelische Definition des Rätsels (*ainígmátós*) in: *Poetik* 1458a 26–27. Die deutsche Übersetzung folgt Fuhrmann (1994), S. 73. Ein *Asyndeton** ist eine Wort- oder Satzreihe, deren Glieder nicht durch Konjunktionen miteinander verbunden sind, etwa Caesars *veni, vidi, vici*.

²⁵ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 262.

²⁶ Ebd., S. 270–271. Wenn die sinnlich wahrnehmbare Sonne nicht eigentlich erkannt werden kann, bedeutet das, dass in Metaphern, die die Sonne enthalten, »das Eigentliche nicht erkannt

ihre unbekannte Tätigkeit direkt beobachten zu können und ihr Verhalten ist auch durch keine *téchnē* kontrollierbar. Als Spenderin von Licht und Leben aber ist sie die Bedingung der Möglichkeit von Wahrnehmung im phänomenologischen, wie im biologischen Sinne. So verbürge sie die »Eigentlichkeit (*propriété*) dessen, was ist«²⁷ – während ihr Tun durch nichts weiter ausgesagt werden kann, als durch jene Metapher, nach der ihr Tun einem Säen gleicht. Die Ähnlichkeit, die zwischen den Prozessen des *Säens* und des *Strahlens* konstatiert wird, ist ja keine phänomenologische und kann es auch gar nicht sein. Metapher und Wahrnehmung allein reichen hier nicht aus, um eine Ähnlichkeit vor Augen zu führen. So muss die Metapher also auf etwas außerhalb der Analogie rekurrieren, um sie zu plausibilisieren, und sie muss es implizit tun, weil weder die Metapher noch Aristoteles dies explizieren.

Von der Art einer impliziten Rekursion scheint also die geheime Erzählung (*récit secret*) zu sein, von der Derrida spricht. Ohne dass er dies in entsprechender Weise ausführt, lässt sich seine Deutung mit der oben vorgeschlagenen Interpretation der aristotelischen Theorie in Einklang bringen. Jenes »machtvolle Asyndeton«, die versteckte Auslassung, die der Analogie zugrunde liegt, würde dann der Naturphilosophie des Aristoteles entsprechen, die auf der Grundlage eines impliziten Schlussverfahrens (nämlich der Analogie von *phýsis* und *téchnē*) die Selbstimplikation des Definierenden in der Definition entparadoxiert. Dabei verhindert sie den infiniten Regress, den die Frage danach auslösen würde, was die Sonne »eigentlich« tut. Wenn Platon von der Sonne im Gleichnis spricht, so tut Aristoteles es metaphorisch.²⁸

Was für die Sonnenmetapher in ontologischer Hinsicht gilt, erkennt Derrida nun auf lexikalischer Ebene am Beispiel der Metapher *Becher ohne Wein*, für die ein »eigentlicher Referent« (ein Schild) zwar aufzeigbar wäre, von der Syntax der Metapher aber unkenntlich gemacht wird, wie Aristoteles erklärt: »man benennt etwas mit einem uneigentlichen Ausdruck und verneint eines der Merkmale, die diesem Ausdruck von Hause aus zukommen, wie wenn man z.B. den Schild als »Becher« bezeichnen wollte, aber nicht des Ares, sondern »ohne Wein.«²⁹ Hier weist Derrida darauf hin, dass das Verfahren zur Produktion dieses Metaphernstyps, den Aristoteles »beiläufig in einem Satz, in einer sogleich wieder geschlos-

werden kann. Was ebenso bedeutet, daß die sinnlich wahrnehmbare Sonne immer uneigentlich gekannt und daher uneigentlich genannt wird« (ebd., S. 270). Als nicht beherrschbare Präsenz, als sinnlich Wahrnehmbares, das sich nicht auf Befehl zeigt, und als Erscheinendes immer auch wieder verschwinden kann, ist die Sonne das Paradigma des sinnlich Wahrnehmbaren. Als uneigentlich Genannte und uneigentlich Gekannte aber ist sie zugleich das Paradigma der Metapher, denn insofern sie jener »einzigartige, unersetzbare, natürliche Referent« philosophischen Sprechens ist, ist sie doch selber nur metaphorisch – sie ist niemals auf eigentliche Weise im Diskurs gegenwärtig« (ebd., S. 271).

²⁷ Ebd., S. 263.

²⁸ Hier einem möglichen Bezug zum Höhlengleichnis nachzugehen, würde eine reizvolle Sonderuntersuchung ergeben. Gleiches gilt für die Analogielehre des Seins, siehe Kap. V.4, Anm. 119.

²⁹ Vgl. Aristoteles: *Poetik* 21, 1457b 30. Vgl. Kap. V, Anm. 38.

senen Parenthese« erwähnt, »bis ins Unendliche weitergeführt werden und verkompliziert werden« kann.³⁰ Auch wenn fraglich bleibt, wie sinnvoll eine solche Komplizierung wäre und ob es tatsächlich Metaphern gibt, die auf diesem Prinzip beruhen,³¹ so verweist Derrida hier doch auf den impliziten Kontext, von dem die Metapher abhängt. Geht dieser, wie bei der Sonnenmetapher, durch eine Störung oder Unterbrechung der Überlieferung verloren, hinterlässt die getilgte Referenz eine unvermeidliche Leerstelle, wodurch eine Identifizierung des »eigentlichen« Referenten der Analogiemetapher nicht mehr sichergestellt wäre – eine Konsequenz, die Aristoteles nicht weiterverfolgt: »vermutlich deshalb, weil sie dem philosophischen Wert der *alētheia* widerspricht [...]. Der ganze Onomatismus, der die Theorie der Metapher beherrscht, die ganze Aristotelische Doktrin der einfachen Namen (*Poetik 1457 a*) ist dazu geschaffen, Zufluchtsstätten der Wahrheit und der Eigentlichkeit (*propriété*) sicherzustellen.«³²

Aus der gemiedenen Konsequenz des Aristoteles ließe sich auch der umgekehrte Schluss ziehen: dass sie nämlich der *alētheia*, also der unverborgenen Wahrheit, der Evidenz, nicht widerspricht, sondern sich geradezu auf ihn stützt, weil aus aristotelischer Sicht das Fehlen eines Nomens die Wahrheit einer Idee, in dem Falle die Annahme einer bisher unbekanntem Gattung, nicht notwendig in Zweifel zieht. Auf das Problem der Referenz insistierend, zieht Derrida hier aber die von Aristoteles gemiedene Konsequenz, indem er das asyndetische Verfahren auf die Ausgangsglieder der Analogiebildung ausweitet. Damit verallgemeinert und erweitert Derrida die »elliptische Analogie«³³ zu einer prinzipiell endlosen Kette synkopierter (*syncoper*)³⁴ Vergleichs- und Zwischenglieder:

»Indem in einer derartigen Metapher keine eigentliche Referenz mehr angegeben wird, wird die (rhetorische, A.d.Ü.) Figur fortgetragen in das Abenteuer eines langen impliziten Satzes [*l'aventure d'une longue phrase implicite*], einer geheimen Erzählung [*récit secret*], von der uns nichts versichern kann, daß sie uns zum Eigennamen zurückführen wird. Die Metaphorisierung der Metapher [...] scheint in die Struktur der Metapher eingeschrieben zu sein, aber als negative Umkehrung.«³⁵

³⁰ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 263–264.

³¹ Eine Probe aufs Exempel wäre vielleicht folgende: Der Becher verhält sich zum Mund wie ein Buch zum Auge, insofern beides Geräte zur gezielten Manipulation sinnlicher Reize zwecks Herbeiführung bestimmter Bewusstseinszustände sind. Dann wäre der »leere Becher des Auges« ein »unbeschriebenes Buch«. Dass sich das »unbeschriebene Buch« nun noch auf einen Schild als seinen Referenten, also ein Kriegsgerät, beziehen sollte, ist aus der Metapher noch viel weniger ersichtlich als es bei dem »Becher ohne Wein« ohnehin schon war. Was in der Nagelprobe so als absurde Konstruktion erscheint, fungiert als eine Dekonstruktion der Analogiebeziehung, die über die Reihe der nach demselben Muster wiederholten Metaphern eigentlich gleich bleiben müsste. Offenkundig besteht das Problem hier also in der Notwendigkeit, aber Unmöglichkeit einer Konstanz des *tertium comparationis*.

³² Ebd., S. 263–264.

³³ Ebd., S. 262.

³⁴ Eine Synkope bezeichnet das Zusammenziehen durch Auslassen von etwas, das im Musikalischen eine Rhythmusverschiebung, im Lexikalischen eine Elision, im Syntaktischen eine Ellipse ergibt.

³⁵ Ebd., S. 263 [290]. Vgl. ebd., S. 239–240.

Wenn Derrida in der Metapher das Abenteuer eines langen impliziten Satzes, eine geheime Erzählung, erblickt, die aus mehreren Metaphern zusammengesetzt (*composé de plusieurs métaphores*) ist, dann also deshalb, weil er in der synkopierten Analogie der Metapher eine »Ellipse der Ellipse«³⁶ erkennt, die über die Syntax des Vergleichs hinaus auch die Grammatik ihres Bezugssystems tilgt. Mit der Rekonstruktion des Netzes von Gründertropen und der Dekonstruktion seiner Referenz bindet Derrida den Begriff der Eigentlichkeit zurück an die sprachlichen Voraussetzungen des philosophischen Diskurses, der in der Sonnenmetaphorik »(künstliches) Licht und (verschobene) Wohnstatt«³⁷ findet. Damit beschreibt Derrida eine Zentralisierung der Netzstruktur, die sich am Namen der Sonne als *dem* Signifikanten der natürlichen wie der philosophischen Sprache ausrichtet: »Alles dreht sich um ihn, alles wendet sich ihm zu.«³⁸ Wenn die Metapher aber von dem Signifikanten abhängig ist, der selber nur metaphorisch gebildet werden kann, entfaltet sich aus dieser Zirkularität eine tropische Eigenbewegung, die Derrida schließlich *héliotrop* nennt: »Metapher heißt also Heliotrop, heißt zugleich der Sonne zugewandte Bewegung und Drehbewegung der Sonne.«³⁹

Mit der Figur des Heliotrops als einem Typus philosophischer Leitmetapher scheint Derrida nun in die Richtung der Metaphorologie Blumenbergs zu gehen, die mit der Identifizierung absoluter Metaphern eine analoge Größe bestimmt, die an zentralen Stellen des philosophischen Diskurses für eine »logische ›Verlegenheit« einspringt, um fortan die Theoriebildungen zu bestimmen. Sollte man also »von einer Meta-Philosophie träumen, von einem viel allgemeineren, aber immer noch philosophischen Diskurs über die Metaphern ›ersten Grades« [...], die die Philosophie eröffneten?«⁴⁰

3. Supplementäre Metapher: Kritik der taxonomischen Metaphorologie

An einer Stelle angelangt, wo es möglich scheint, jene fundamentalen Tropen ›ersten Grades‹ dingfest zu machen, die am Grunde eines philosophischen Diskurses nicht nur etymologisch schlummern, sondern syntaktisch rege ihr paradoxes Geschäft verrichten, weist Derrida die Möglichkeit einer allgemeinen Metaphorologie prinzipiell zurück – womit ein weiteres Übereinkommen mit Blumenberg grundsätzlich vereitelt scheint. Während Derridas Kritik einer philosophischen Metaphorologie eine direkte Fortsetzung seiner Kritik am metaphysischen Metaphernbegriff ist, begründet er die Behauptung ihrer Unmöglichkeit auf einer taxonomischen Engführung: Wenn man nämlich die Metaphern

³⁶ Ebd., S. 262.

³⁷ Ebd., S. 272.

³⁸ Ebd., S. 262. Siehe oben, Kap. IV, Anm. 25.

³⁹ Ebd., S. 270.

⁴⁰ Ebd., S. 278. Statt auf Blumenberg verweist Derrida hier auf das Programm einer Bachelardschen ›Metapoetik‹. Vgl. Gaston Bachelard: *Lautréamont*, Paris 1939, S. 55.

»im Innersten der Philosophie [...] auf den Kreis einer Familie oder einer Gruppe von Metaphern beschränken könnte, ja sogar auf eine ›zentrale‹, ›grundlegende‹, ›prinzipielle‹ Metapher, dann gäbe es [...] nur mehr die – vermittelt einer wahren Metapher – gesicherte Lesbarkeit des Eigentlichen.«⁴¹ Denn ein vollständiges System philosophischer Metaphern müsste für eine Taxonomie oder Topologie möglicher und typischer Übertragungen zunächst einmal die »Orte ihrer Herkunft klassifizieren: Es würde hier biologische, organische, mechanische, technische, ökonomische, historische, mathematische [...] Metaphern geben.«⁴² Eine Klassifikation der Metaphern nach den Ausgangspunkten ihrer Übertragung würde also notwendig die Logik des Eigentlichen restituieren, noch bevor man die eigentlich metaphorologische Arbeit begonnen hätte.

Eine Metaphorologie als taxonomisches Unterfangen bliebe daher immer nur ein abgeleitetes Philosophem, das auf metaphysischen Voraussetzungen basiert, die es erlauben, die Welt zuerst in ontologische Bereiche einzuteilen, um dann die metaphorischen Übertragungen zwischen ihnen zu identifizieren. Darum müsse die Durchführung eines solchen Vorhabens misslingen. Denn aufgrund dessen, was Derrida als tropische Supplementarität (*supplémentarité tropique*) bezeichnet, werde es nie gelingen, das Feld der Metaphern ersten Grades vollständig zu bestimmen:

»Wollte man alle metaphorischen Möglichkeiten der Philosophie erfassen und klassifizieren, so bliebe mindestens eine Metapher immer ausgeschlossen, bliebe außerhalb des Systems [...], ohne die der Begriff der Metapher nicht konstruiert werden könnte [...], die Metapher der Metapher. [...] Aufgrund dessen, was wir der Ökonomie halber die tropische Supplementarität betiteln können [...], würde die Taxonomie oder die Geschichte der philosophischen Metaphern nie jemals wieder auf ihre Rechnung kommen.«⁴³

Weil also die Grundbegriffe der Philosophie irreduzibel »metaphorisch sind und jeder Meta-Metaphorik standhalten«⁴⁴ schließt jede Definition der Metapher »ein begriffliches Netz [*réseau conceptuel*] mit ein, innerhalb dessen die Philosophie sich konstituiert«, wobei »jeder Faden in diesem Netz [*réseau*] eine *Wendung* (*tour*), eine Metapher [bildet], könnte man meinen, wenn dieser Ausdruck hier nicht zu weit hergeholt wäre. Das Definierte ist also im Definierenden der Definition mit eingeschlossen.«⁴⁵ Daraus leitet Derrida schließlich seine These ab, die sich als metaphorologischer Unvollständigkeitssatz bezeichnen lässt.

Die selbstimplikative und daher nie vollständig zu bestimmende Struktur des metaphorologischen Begriffsnetzes verdeutlicht Derrida durch die Verbindung einer mathematischen mit einer biologischen Metapher:

⁴¹ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 287.

⁴² Ebd., S. 240–241.

⁴³ Ebd., S. 239–240.

⁴⁴ Ebd., S. 244.

⁴⁵ Ebd., S. 249.

»Der Zustand oder der Status des Komplements wird der endlosen *Dehiszenz* des Supplements stets verweigert sein (falls an dieser botanischen Metapher noch etwas Gartenarbeit erlaubt ist). Das Feld ist niemals gesättigt.«⁴⁶

Das *Komplement* ist derjenige mathematische Betrag, der eine Differenz wieder zur ursprünglichen Menge hin ergänzt und die *Dehiszenz* ist das Auseinanderklaffen zweier benachbarter Gewebestrukturen bzw. die »besondere Art des Aufspringens kapselartiger Organe bei Pflanzen (z.B. von Staubblättern u. Früchten)«,⁴⁷ womit also eine gegenläufige, divergierende Bewegung zur Komplementierung bezeichnet ist. Das *Supplement* wäre folglich jener Betrag oder besser *Fehlbetrag* einer uneinholbaren Differenz, durch die eine Metaphorologie »nie jemals wieder auf ihre Rechnung«⁴⁸ käme. Die Konsequenz, die Derrida daraus zieht, ist aporetisch: Eine philosophische Metaphorik sei weder von »außen«, durch eine taxierende Meta-Metaphorik, noch von »innen«, durch einen abstrakten Metaphernbegriff beherrschbar. Wenn der Begriff der Metapher nicht »in Bewegung gesetzt« werde, so Derrida, müsse jede Metaphorologie eine »methodologische Reform ohne Tragweite« bleiben.⁴⁹ Sie müsse zuerst begreifen, dass die Metapher »weniger im philosophischen Text (und im rhetorischen Text, der darauf abgestimmt ist) vorhanden als jener in der Metapher«⁵⁰ enthalten ist.

Läuft eine solche Besinnung nun auf eine andauernde Verschiebung des Problems hinaus? Wie ließe sich, unter Vermeidung der entfaltenen Paradoxie, noch mit philosophischer »Tragweite« über die Metapher sprechen, nachdem sowohl der Gegenstand als auch die Disziplin eines metaphorologischen Diskurses dekonstruiert worden sind? Auf welche Art und Weise könnte oder müsste der Begriff der Metapher »in Bewegung« gesetzt werden?

4. Performative Metaphorik: Lösung des metaphorologischen Dilemmas

Das metaphorologische Dilemma, wie Derrida es demonstriert, erwächst aus der Entfaltung der Dichotomie von Begriff und Metapher zu einer Antinomie, die sich als unhaltbar erweist. Die Antinomie besteht in der notorischen Alternative: 1) *Jede Metapher ist auf einen Begriff oder mehrere zurückführbar* oder 2) *Jeder Begriff ist auf eine Metapher oder mehrere zurückführbar*. Die erste Variante entspricht der metaphysischen, die zweite der etymologischen Metapherntheorie, die nur eine Umkehrung der ersten, und damit selber noch eine metaphysische ist. Derrida verwirft beide. Ohne einen neuen Ansatz zu einem nicht-metaphysischen Metaphernbegriff stellt die haltlose Antinomie folglich ein Dilemma, eine Aporie dar. Zur Lösung des metaphorologischen Dilemmas bieten sich zwei Ansätze an.

⁴⁶ Ebd., S. 240.

⁴⁷ *Duden Fremdwörterbuch*, Mannheim 2005.

⁴⁸ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 240.

⁴⁹ Ebd., S. 240–241.

⁵⁰ Ebd., S. 278.

Der eine ist performativer, der andere theoretischer Art. Während die theoretische Lösung in Bezug auf Derridas spätere Ausführungen zum ›Entzug‹ der Metapher (1987)⁵¹ unter dem Begriff der Quasi-Metapher diskutiert wird,⁵² findet sich die performative in der *Weissen Mythologie* selbst.

Die aporetische Argumentation der *Weissen Mythologie* endet mit der Beschreibung des Dilemmas zwischen zwei Wegen der »Selbst-Vernichtung der Metapher«, die »einander beinahe berühren und die dennoch verschieden sind, sich wiederholen, sich nachahmen und nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten auseinanderlaufen.«⁵³ Der erste Weg der Selbst-Vernichtung:

»folgt der Linie eines Widerstands gegen die Ausstreuung (*dissémination*) des Metaphorischen im Syntaktischen, was irgendwo und zunächst einen irreduziblen Sinnverlust nach sich zieht [...]. Deshalb war ihre philosophische Einschätzung immer doppeldeutig: Die Metapher ist für die *Intuition* (Vision oder Kontakt), den *Begriff* (Bemächtigung oder eigentliche Präsenz des Signifikats), das *Bewußtsein* (Nähe der Selbstpräsenz) bedrohlich und fremd; aber sie ist dem durch sie Bedrohten Komplizin, ist ihm unentbehrlich in dem Maße, als der Um-Weg ein von der Funktion der Ähnlichkeit (*mimesis* und *homoios*) geleiteter, unter dem Gesetz des Gleichen erfolgender Umweg ist.«⁵⁴

Der erste Weg der ›Selbst-Vernichtung‹ entspricht also der metaphysischen Aufhebung der Metapher im Begriff, wie Derrida sie von Platon und Aristoteles ausgehend, über Descartes und Hegel kommend, noch in Heideggers Zurückweisung der Metapher intendiert sieht.⁵⁵ Hier erscheint die Metapher als das Andere des *lógos*, das ihn bedroht, zu dessen Unterwerfung er ausgreift, um siegreich und gestärkt zu sich selbst zurückzukehren.

Der zweite Weg der Selbst-Vernichtung verläuft analog dazu, nur umgekehrt, über die Linie der totalen metaphorischen Entfaltung der metaphysischen Begriffe, um mit ihrem Herrschaftsanspruch auch ihre Oppositionen und Hierarchien zu unterlaufen und aufzulösen:

»Die *andere* Selbst-Vernichtung der Metapher würde der Philosophie zum Verwechseln *ähnlich sein*. Dieses Mal [...] würde es sich jedoch nicht mehr um die Erweiterung und Bestätigung eines Philosophems handeln, sondern eher darum, diesem in seiner grenzenlosen Entfaltung die Bordüren der Eigentlichkeit wegzureißen. Und in der Folge den beruhigenden Gegensatz von Metaphorischem und Eigentlichem zu sprengen, innerhalb dessen sich beide immer nur spiegelten und ihre Strahlen reflektierten.«⁵⁶

⁵¹ Vgl. Derrida: »Der Entzug der Metapher«.

⁵² Vgl. Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«. Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 219. Das Problem der Quasi-Metaphorizität wird im nächsten Abschnitt noch ausführlich behandelt.

⁵³ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 287.

⁵⁴ Ebd., S. 287–288.

⁵⁵ Zu Derridas expliziter Distanzierung von Heidegger vgl. »Der Entzug der Metapher«, S. 206. Gemeint ist Martin Heidegger: *Der Satz vom Grund* (1957), in: *Gesamtausgabe*, Bd. 10, Frankfurt/M. 1997, S. 72: »Das Metaphorische gibt es nur innerhalb der Metaphysik.«

⁵⁶ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 289.

Der zweite Weg der ›Selbst-Vernichtung‹ der Metapher entspricht also der anti-metaphysischen Verabsolutierung der Metapher, die aber letztlich, wie Derrida kritisiert, selbst innerhalb der Bahn des ›Heliotrops‹ als dem Simulakrum der Eigentlichkeit verbleibt: »Die zwei Todesarten wiederholen sich und simulieren einander im Heliotrop. Einerseits Heliotrop von Platon und Hegel, andererseits Heliotrop von Nietzsche und Bataille, um hier metonymische Kürzel zu verwenden.«⁵⁷

Obwohl es zunächst scheinen mag, dass Derrida mit der radikalen *dissémination* sympathisiert, die in der zweiten Selbst-Vernichtung am Werk ist – auf dass die grenzenlose Entfaltung des Metaphorischen den Begriffen die ›Bordüren der Eigentlichkeit‹ wegreiße, – folgt doch aus der Argumentation der *Weißten Mythologie*, dass dies das Plädoyer Derridas keinesfalls sein kann, will er nicht selber jenen Einwänden auf sich ziehen, die sich mit diesem Weg, als der radikalisierten Verlängerung der etymologischen Metaphorologie, verbinden. Gegen Derridas Votum für die radikale Dissemination⁵⁸ spricht, dass er sie als eine nicht kontrollierbare Streuung einem Außerhalb der Sprache zurechnet, das weder Sinn noch Analyse zulässt:

»Die Sprache ist nur insofern das, was sie ist, nämlich Sprache, als sie die Polysemie unter Kontrolle bringen und analysieren kann. Restlos. Eine nicht kontrollierbare Streuung (*dissémination*) ist nicht einmal eine Polysemie, sie gehört dem Außerhalb der Sprache an.«⁵⁹

Insofern Derrida also nicht auf ein sinnloses Jenseits der Sprache hinaus will – und das wird auch das Ziel der Dekonstruktion nicht sein –, bleibt nur die Alternative zwischen der *Aporie* als einer Unentschiedenheit zwischen beiden Wegen oder einem möglichen dritten Weg, einem *Ausweg*.

Wie könnte ein solcher Ausweg aussehen und wohin mag er führen? Einen theoretischen Ausweg hat Rodolphe Gasché vorgeschlagen, der die von Derrida ins Spiel gebrachte *Quasi-Metaphorizität* als »ein nichtphänomenalisierbares Quasi-Transzendental«⁶⁰ zu fassen versucht, auf das weiter unten noch genauer einzugehen sein wird. Einen anderen Vorschlag hat Phillip Stoellger unterbreitet, der Derridas metaphorologische Überlegungen so interpretiert, dass sie die *Aporie* als diesen Ausweg inszenieren.⁶¹ Während Gasché beansprucht, Derridas Unterneh-

⁵⁷ Ebd., S. 289.

⁵⁸ Der Begriff (zu lat. *disseminare*, aussäen; verbreiten) enthält im Übrigen eine etymologisch-metaphorische Beziehung zur Metapher des Heliotrops (*säend das göttliche Licht*), auf die Derrida aber nicht eingeht.

⁵⁹ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 267–268.

⁶⁰ Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, S. 238. Zum Begriff des ›Quasi-Transzendentalen‹ vgl. Derrida: »Als ob es möglich wäre, ›within such limits‹«, in: *Maschinen Papier*, Wien 2006, S. 261–292. Siehe dazu Maxime Doyon: »Der quasi transzendente Status des Ereignisses bei Derrida«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 117 (2010) 2, S. 262–285 und Ders.: *Der transzendente Anspruch der Dekonstruktion*, Würzburg 2010.

⁶¹ Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 242f. Ders.: »Grenzen der Metaphorologie«, S. 203–234.

men auf einer Ebene der Abstraktion zu explizieren, auf die sich Derrida selbst nicht einlässt, folgt Stoellger der Spur von Derridas Sympathie für die *dissémination*, womit er ihn allerdings auf eine Position festlegt, von der sich selbst distanzieren, was schließlich zum Befund der »Selbstwidersprüchlichkeit«⁶² führt.

Die *Weisse Mythologie* lässt demgegenüber eine weitere Lesart zu, die Derridas Ansatz weder mit einer der Positionen identifiziert, die er dekonstruiert, noch ihn in einer umfassenderen begrifflichen Abstraktion aufzuheben versucht. Eine solche Lesart, die ich hier vorgeschlagen möchte, würde auf die These hinauslaufen, dass Derrida den Ausweg nicht expliziert, sondern mit abschließenden Anspielungen demonstrativ vorführt, indem er den Begriff des ›Heliotrops‹ mit unerwarteten metaphorischen Bezügen anreichert. Auf diese Weise eröffnet Derrida den Ausweg nicht durch Entscheidung oder Negation der notorischen Alternative, sondern *performativ*, und zwar in Gestalt seiner besonderen Verwendungsweise des befremdlichen Begriffs.

Bisher wurde der Begriff des Heliotrops in Gestalt der Metaphorisierung seiner Lexeme eingeführt und diskutiert: *Helios* für die Sonne und *Tropus* für die Wendung (*tropus*, zu gr. *trépo*: *drehen, wenden*). Ein Heliotrop ist etwas, das sich der Sonne zuwendet, in dem Fall die Metapher, die Derrida eine »schlechte«⁶³ nennt. Der Begriff selbst ist kein Neologismus, sondern u.a. der Name der Pflanzengattung *Heliotropium*, die als Unterfamilie der *Heliotropioideae* der Familie jener Raublattgewächse angehören, die im Deutschen *Sonnenwenden* heißen, und zwar deshalb, weil sie ihre Blätter nach der Sonne ausrichten. Die Eigenart dieser Blumen führt Derrida nun in dem Begriff analogisch mit, um damit den Charakter der heliotropischen Metaphern zu konnotieren. Nach Aristoteles wäre dies – in der oben, nicht von Derrida selbst vorgeschlagenen Lesart – sogar eine gute Metapher, weil sie eine Aktivität vor Augen führt, in der sich die Eigentümlichkeit einer Sache verwirklicht.

Zum Ende des Textes hin reichert Derrida die Konnotationen der biologischen Metapher noch weiter an, und zwar um einen *dokumentarischen* und einen *geologischen* Aspekt:

»Solch eine Blume trägt ihr Kürzel stets in sich, sei es das Samenkorn oder das Muster, der Zufall in ihrem Code oder die Notwendigkeit in ihrem Grundriß. Das Heliotrop kann sich stets wieder aufrichten/aufheben (*se reveler*). Und stets kann es wieder zu einer gepreßten Blume in einem Buch werden. Immer gibt es, abseits jedes Gartens, eine gepreßte Blume in einem Buch; und aufgrund der Wiederholung, in der sie sich immerzu selbst zerstört (*s'abîmer*), kann keine Sprache in sich die Struktur einer Anthologie abbauen. Dieses Supplement des Codes, das seinen eigenen Bereich durchdringt, verschiebt unentwegt dessen Begrenzung, läßt die Grenzlinie verschwimmen, öffnet den Kreis, und keine Ontologie wird es vermocht haben, es abzubauen. Es sei denn, die Anthologie wäre auch eine Lithographie. Heliotrop ist noch immer der Name eines

⁶² Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 231. Ders.: »Grenzen der Metaphorologie«, S. 234.

⁶³ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 270–271.

Steines: eines kostbaren Steines, grünlich und von roten Adern durchzogen, eine Art orientalischer Jaspis.«⁶⁴

Mit dieser implikationsreichen Passage endet die *Weißer Mythologie*. Weil ihr keine klare Aussage zu entnehmen ist, kann man in ihr einen rhetorischen Abschluss des Textes sehen, der den Platz einer verweigerten Konklusion einnimmt. In der Tat enthält der Schluss keine argumentative Auflösung des Dilemmas; doch zeigt er performativ eine Möglichkeit auf, wie nach Derridas Zurückweisung einer systematischen Metaphorologie noch philosophisch über Metaphern gesprochen werden kann: und zwar in ›uneigentlicher‹ Weise. Was Derrida an dem botanischen Terminus vollzieht, ist zunächst seine Stilisierung zu einer (guten) *Metapher der* (schlechten) *Metapher*. Wenn er nach der Formulierung der metaphorologischen Aporie dem metaphorisierten Begriff weitere Implikation entlockt und neue Wendungen hinzufügt, so lässt sich dies nicht als ein bloß verlegenes Wortspiel, sondern als eine aus der Not geborene Tugend deuten. Auf diese Weise versucht Derrida eine (bloß) metaphorische Definition der Metapher und zugleich eine (total) philosophische Herrschaft über sie zu vermeiden und doch das zur Sprache zu bringen, was über sie zu sagen ist.

Dabei nimmt er auf raffinierte Weise alle in dem Text verhandelten Motive wieder auf: Die *Abnutzung* und das *Palimpsest* in Gestalt der gepressten Blume, die den zum toten Zeichen gewordenen Gegensatz der ursprünglich lebendigen Metapher darstellt; die *aristotelische Sonnenanalogie* in Gestalt des Samens und der Blume, die sich ihr zuwendet; die *Taxonomie* und das *Supplement* in Gestalt des Buchs, das hier als Anthologie zum stets unvollständigen Herbarium wird; und schließlich nimmt das geologische Homonym des rot geäderten Edelsteins das Bild des *Netzes* wieder auf, mit dem Derrida jene Schicht *sedimentierter* Metaphern bezeichnet, die er in Bezug auf die Synchronie der Philosopheme als die *Verflechtung ihrer Wurzeln* bestimmt.⁶⁵ Der Stein schließt damit an die geologisch-botanische Metaphorik von Derridas Methode an, die man auch eine *prä-archäologische* nennen könnte, insofern sie sich nicht mit den Spuren menschlicher Kulturen beschäftigt, sondern allein mit der Sprache als etwas der Philosophie Zugrundeliegendes, das nicht ihrer Willkür oder Rationalität, sondern einer eigenen Logik von Syntax und Semantik unterliegt.

In dieser Bewegung formuliert Derrida keine begriffliche Definition, sondern demonstriert den konstitutiven Prozess der Metapher, der über sich selber spricht, um in diesem Sprechen über sich selbst das Metaphorische zu bestimmen: eine Art *rekursive Performanz*.⁶⁶ Dieser Deutung zufolge würde Derrida aus

⁶⁴ Ebd., S. 289–290.

⁶⁵ Siehe oben, Anm. 17.

⁶⁶ Zum Begriff der Performanz vgl. Uwe Wirth: »Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität«, in: Ders. (Hg.): *Performanz*, Frankfurt/M. 2002, S. 9–60. An dieser Stelle müsste insbesondere das Verhältnis der dekonstruktivistischen Kritik des Performanzbegriffs und dem performativen Verfahren der Dekonstruktion noch genauer erörtert

philosophischen Gründen eine abstrakte Definition der Metapher meiden, gerade weil sie so wichtig für den philosophischen Diskurs ist. Dabei ist dieses Meiden kein Weigern, Negieren oder Verdrängen. Es ist vielmehr ein Vorführen, denn ein Sagen oder Verschweigen. Als ein Bestimmungsversuch ist es auch kein Exzess der Dissemination. Das Zeigen intendiert *etwas*; nur eben etwas, das nicht in der Weise eines Signifikats verfügbar ist. Derridas Bestimmung des Metaphorischen ist reflexiv mimetisch. Sie kann nur vorführen und nachahmen, vor- und immer wieder durchspielen, was sie meint; und zwar, indem sie ein ›uneigentliches‹ Sprechen praktiziert, das weder dem klassischen Begriff des Begriffs noch dem der Metapher zuzuordnen ist, sich aber inwendig auf beide bezieht.

Dabei ist der Terminus *Heliotrop* weder willkürlich noch sinnlos. Er folgt einer singulären Logik, die mit dem Begriff der *Mehrfachbelichtung* vielleicht gut beschrieben wäre, der aber auch nur eine Analogie zu einem fototechnischen oder kinematographischen Verfahren herstellen könnte, das hier schnell in das Missverständnis umzuschlagen droht, die Metapher sei ein Bild. Doch erzielt das Verfahren einer Mehrfachbelichtung einen ähnlichen Effekt: als eine Denkanweisung, danach zu suchen, was das Übereinandergeblendete miteinander zu tun habe. So entschlägt sich der Begriff des Scheins der Eindeutigkeit und der Herrschaft des Signifikats; während die Metapher ihren Tod in der doppelten Auslöschung verweigert. Derridas Lösung besteht darin, das Dilemma auf ein nur scheinbares zurückzuführen, indem er die Alternative performativ als falsche desavouiert. Totale Aneignung des Sinns und totaler Verlust des Sinns sind nur der Schein, den die aporetischen Endpunkte der metaphysischen Beziehung von Begriff und Metapher produzieren.

5. Quasi-Metaphorizität: Das Netz als definierende Trope

Was ergibt sich nun aus der Interpretation von Derridas Text, insbesondere im Hinblick auf seine Folgerung der Unmöglichkeit einer Metaphorologie? Was lässt aus daraus vor dem Hintergrund der bisher an Blumenberg und Aristoteles entwickelten metaphortheoretischen Fragen im Hinblick auf eine Metaphorologie der Vernetzung gewinnen? Was das Vorhaben als solches zunächst grundsätzlich in Zweifel zu ziehen scheint, offenbart bei genauer Lektüre einen weiterführenden Ansatz. Dieser ist die Metapher bzw. Quasi-Metapher des Netzes selbst, die in Derridas Argumentation, neben oder unterhalb seiner performativen Lösung die Funktion einer Metapher der Metapher, d.h. einer definierenden Trope übernimmt. Die Frage, wie das Netz diesen Status erlangt, wird den Weg weisen, den eine Metaphorologie der Vernetzung weiter einschlagen kann.

werden, was aber zugunsten der hier entwickelten Argumentation späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben soll.

Warum also und in welcher Hinsicht führt Derrida das Netz als eine Metapher der Metapher ein? Wenn er die aristotelische Theorie als ein Netz von Gründer-tropen kritisiert, das die Metapher als ein Nomen definiert, das uneigentlich verwendet wird, legt er die aristotelische Theorie auf den Begriff der Eigentlichkeit fest, auf den sich dann die Arbeit der Dekonstruktion richtet. Mit der Prä-tention der Eigentlichkeit auf eine univoke Beziehung zwischen dem Sinn eines Wortes und der bezeichneten Sache konvergiere das Nomen zum *Namen*: »Eine Name (*nom*) ist eigentlich, wenn er nur einen einzigen Sinn hat, er ist nur in diesem Fall ein eigentlicher Name. Die Univozität ist das Wesen, oder besser, das *telos* der Sprache (*langage*). Von diesem Aristotelischen Ideal hat sich noch keine Philosophie als solche lossagen können. Aus ihm besteht die Philosophie.«⁶⁷ Ausgehend von dieser Bestimmung ist die Metapher eine Abweichung nicht vom üblichen Sprachgebrauch, sondern von der Univozität.

Indem Derrida die aristotelischen Theorie begriffsrealistisch ließt, schreibt er ihrem Onomatismus den eigentlichen Zweck zu, mittels einer geheimen Erzäh-lung (*récit secret*) und impliziter Konjunktionen eine »(verschobene) Wohnstatt«⁶⁸ und »Zufluchtsstätten der Wahrheit und der Eigentlichkeit (*propriété*) sicherzu-stellen«.⁶⁹ In dem Moment, wo er in den narrativen und konjunktiven Implika-tionen das Vorhaben erkennt, dem *logos* eine Heimstatt zu sichern, richten sich Derridas Anstrengungen darauf, das vermeintlich gesicherte Terrain des Vertrau-ten als ein metaphorisches Phantom zu entlarven. Mit der Metaphorizität verliert er aber die Historizität der Metaphernbegriffs aus dem Blick, die der aristoteli-schen Bestimmung als eine unabgeglichene Hypothek zugrundeliegt. So lässt sich sagen, dass beide Philosophen das Problem des kulturellen Kontextes und der Ge-schichtlichkeit der Sprache in der Bestimmung bzw. Dekonstruktion der nomi-nalistischen Metapherndefinition zwar sehen, ihm aber nicht weiter nachgehen. Obschon Derrida den Grund des aristotelischen Desinteresses an dem Problem treffen mag, umgeht er es selbst durch dessen Radikalisierung: Nach seiner Kritik des Abnutzungsmodells und des Primats der Diachronie beschäftigt sich Derrida nicht weiter mit der Geschichtlichkeit von Metaphern, sondern nur noch mit ihrer syntaktischen Konstitution: ihrer Vernetzung (*réseau*). Die Denkfigur *réseau* führt Derrida als eine Alternative zur unendlichen Polysemie eines ursprüngli-chen (etymologischen) Sinns und zur begrifflichen Eindeutigkeit eines eigentli-chen (metaphysischen) Sinns ein. Dabei übernimmt das *réseau* dieselbe Funktion wie die Figur des Heliotrops – mit dem Unterschied, dass das Netz nicht explizit thematisch, sondern *operativ* mit drei wesentlichen Implikationen (1) zur Struk-tur, (2) zur Semantik und (3) zur Referenz der Metapher eingeführt wird:

(1) In erster Linie konnotiert *réseau* die *syntaktische Struktur* der Metapher, womit ihre Kontextabhängigkeit auf Ebene des Textes und – über die Werkgren-

⁶⁷ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 267.

⁶⁸ Ebd., S. 273.

⁶⁹ Ebd., S. 264.

zen hinaus – auf Ebene des Diskurses als eine größere Denkfigur oder -bewegung bezeichnet ist (in diesem Fall: die aristotelische Philosophie im engeren und die Metaphysik im weiteren Sinne). *Réseau* referiert so auf eine intertextuelle Immanenzebene, die durch philosophische Definitionen und Ableitungen, also Propositionen hergestellt wird. In syntaktischer Hinsicht referiert *réseau* auf die Metapher als eine Funktion eines sprachlichen Systems.

(2) Darüber hinaus konnotiert *réseau* eine *semantische Akkumulation* der Metapher. Derrida verweist darauf, was diese Tropen in der Verflechtung ihrer Wurzeln (*l'enchevêtrement de leurs racines*) beibehalten und ablagern (*sédimentent*).⁷⁰ Damit kehrt das Moment der semantischen Kapitalbildung im Sinne des Abnutzungsmodells in rhizomatischer Gestalt wieder. Doch spielt es in der weiteren Argumentation keine Rolle mehr. Derrida sieht oder streift damit das Problem, das sich aus der Historizität des Syntaktischen ergibt. Indem er aber das Abnutzungsmodell verwirft, verschwindet es aus dem Gesichtskreis seiner Untersuchung, bzw. scheint es im Begriff der Sprache als *réseau* aufgehoben zu werden.

(3) Schließlich konnotiert *réseau* eine implizite Figur einer *zirkulierenden Referenz*, und zwar in Gestalt einer Verkettung synkopierter Analogien.⁷¹ Was in der Analogie synkopiert, also ausgelassen und zusammengezogen werde, sind Narrationen und Philosopheme, die den in der Analogie angestellten Vergleich erst plausibilisieren. Das ausgelassen Mitgedachte entspricht funktional der hinreichenden Explikation des *tertium comparationis* und der vollständigen Paraphrase des Vergleichs. Wie Derrida am Beispiel der Sonnenmetapher zeigt, ist der Anfang einer solchen synkopierten Kette nicht leicht aufzeigbar; sei es für den Interpreten der Metapher, der ihre impliziten Voraussetzungen erraten muss, sei es für den Metaphernproduzenten, wenn er mit ihr etwas bezeichnet, dessen Signifikat nicht ›eigentlich‹ genannt werden kann. So gerät die Referenz der Kette durch die Verflechtung der ›Gründer‹-Tropen in Zirkulation.

Das Netz (*réseau*) von Philosophemen ist also das Resultat einer rekursiven Verkettung von Signifikanten zu einer Syntax. Der Anfang der Kette wird dabei selber Teil des Netzes, das als die ›eigentliche‹ Referenz der Proportionsmetapher fungiert, indem es einen unendlichen linearen Zusammenhang in die Verhältnisse eines endlichen, nichtlinearen auflöst. Aus den genannten Implikationen geht hervor, dass das Netz innerhalb von Derridas Argumentation einen Status hat, der dem eines ›Gründer‹-Tropus äquivalent ist. Das heißt, das Netz fungiert als eine Metapher ›ersten Grades‹, während es in Derridas Text einer Definition der Metapher am nächsten kommt. Damit gilt auch für das Netz, was Derrida anhand des Heliotrops exemplifiziert, nur dass es nicht thematisch ist. In ihrer Operativität bekundet sich wieder das Verfahren der ›Mehrfachbelichtung‹. Was Derrida am Heliotrop mimetisch demonstriert, d.h. *performativ* bestimmt, vollzieht er im *réseau* auf *operativer* Ebene, und zwar, indem er mit ihm die *syntaktische*

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 272

⁷¹ Vgl. ebd., S. 239–240 [261]. Siehe oben, Anm. 35.

Struktur, die *semantische Akkumulation* und die *zirkulierende Referenz* des Metaphorischen konnotiert. Insofern ist das Netz eine definierende Trope.

Weil es sich bei philosophischen Metaphern um definierende Tropen handelt, die weder der üblichen Bestimmung des Begriffs noch der Metapher zuzuordnen sind, bezeichnet Derrida sie später auch als »Quasi-Metaphern«. ⁷² Vor dem Hintergrund der Figur der doppelten Selbst-Vernichtung des Metaphorischen ist diese Bestimmung in der Forschung unterschiedlich bewertet worden. Während Phillip Stoellger darin entweder eine inkonsequente Verstrickung in die vorgeblich dekonstruierte Antinomie sieht, oder aber die verlegene Wendung einer kalkulierten »negationslogischen Absurdität«; ⁷³ erkennt Rodolphe Gasché in der Quasi-Metaphorizität ein Äquivalent zum Begriff des Transzendentals. ⁷⁴ Weil sie aber, anders als ein echtes Transzendental, »weder apriorische Strukturen der subjektiven Erkenntnis von Gegenständen«, noch »Strukturen des Seinsverständnisses des *Daseins*«, sondern vielmehr die »Bedingungen der Möglichkeit und Unmöglichkeit der begrifflichen Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt« bezeichnet, nennt Gasché, wenn auch mit leichtem Unbehagen, diese Art von Metaphorizität ein »Quasi-Transzendental«. ⁷⁵ Denn sie markiere eine unhintergehbare sprachliche Voraussetzung des Denkens, die innerhalb bestimmter Systeme zwar immer wieder zur Unterscheidung von Begriff und Nicht-Begriff gerinnt, als Geronnenes aber stets wieder aufgelöst und dekonstruiert werden kann.

Das Ergebnis oder Ziel einer solchen Dekonstruktion ist indessen kein Ursprung und kein Sein, sondern nur die Perpetuierung ihres *Entzugs*; so jedenfalls die von Derrida später vorgetragene Erläuterung, nachdem er sich von Ricoeur gründlich missverstanden sieht. ⁷⁶ Die Quasi-Metaphorizität antwortet auf das Problem der Unverfügbarkeit des Seins, das sich eben nicht wie ein Ding aufweisen lasse, aber ebenso wenig ignoriert werden könne. Die Metaphorizität ersten Grades überantwortet damit die Sprache und ihre Unterscheidung von Begriffen und Tropen nicht einfach einer bloßen Kontingenz. ⁷⁷ Der Entzug der Metapher ist nicht nur ein Entzug des Seins, sondern auch der subjektiven Willkür. Weder ursprünglich, noch arbiträr markiert er eine Grundlegung des Denkens, deren Resultat und Voraussetzung jene zirkuläre oder zirkulierende Syntax ist, die Derrida ein *Netz von Philosophemen* nennt. Der Versuch, den Vorgang und die Struktur dieser grundlegenden Vernetzung einer begrifflichen Abstraktion zuzuführen, produziert unvermeidlich jene Aporie oder Paradoxie, die zu Skepsis an Derridas Befund immer wieder Anlass gibt.

⁷² Derrida: »Der *Entzug* der Metapher«, S. 222.

⁷³ Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 242.

⁷⁴ Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, S. 264–266.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Derrida: »Der *Entzug* der Metapher«.

⁷⁷ Anders als etwa Rorty argumentiert, der diese Spannung mit einer Verabsolutierung der Rhetorik aufgelöst zu haben glaubt. Vgl. Rorty: *Contingency, Irony, and Solidarity*, Cambridge 1991 und *Solidarität oder Objektivität?*, Stuttgart 1995.

Genau aus diesem Grund aber wird auch klar, dass Derridas These der Unmöglichkeit einer Metaphorologie nur für eine ganz bestimmte Art und Weise gilt, über die Metapher, vor allem in der Philosophie, zu sprechen. Dies betrifft insbesondere die Metaphorologie Blumenbergs, besteht doch eine offenbare Nähe zwischen den Quasi-Metaphern und den absoluten. Beide firmieren als die metaphorische Schicht des Denkens, von der die philosophische Begriffsarbeit zehrt, ohne in ihr jedoch als solche thematisch zu sein. Darum nennt Blumenberg diese »Hintergrundmetaphern« auch »Substrukturen des Denkens«. ⁷⁸ Sowohl absolute als auch Quasi-Metaphern sind Phänomene, die konstitutiv sind für die Domäne der Philosophie. Und von beiden ist gesagt, dass sie sich nie in reine Begrifflichkeit werden auflösen lassen, und damit sowohl eine Bedrohung als auch eine Ermöglichung des *lógos* darstellen. In dieser Hinsicht lassen sich die Quasi-Metaphern auch als absolute charakterisieren. Kurz gesagt: Quasi-Metaphern sind die absoluten Metaphern jeder Philosophie der Metapher. Sie sind philosophische Meta-Metaphern.

Wie verhält sich nun aber Blumenbergs Projekt zu Derridas Verdikt über die prinzipielle Unmöglichkeit einer Metaphorologie? Wie Phillip Stoellger treffend bemerkt, ⁷⁹ stellt die faktische Durchführung der Metaphorologie Blumenbergs, wenn nicht eine Widerlegung, so doch ein gelungenes Beispiel dafür dar, wie das metaphorologische Dilemma zu bewältigen sei, ohne unter Derridas Verdikt zu fallen. Während Blumenberg zu Beginn seiner metaphorologischen Arbeit an die Möglichkeit einer vollständigen Taxonomie noch zu glauben scheint, vor der Derrida später eindrücklich warnt, so hat er dieses Ansinnen doch nie realisiert, und die *Paradigmen zu einer Metaphorologie* sind genau das geblieben, was sie verheißen: ein Beispiel, das einen Maßstab bildet, und zwar in diesem Fall einer konsequent topologisch und narrativ verfahrenen Methode. Als die *Paradigmen* auf der 1958 stattfindenden Tagung der DFG-Senatskommission diskutiert werden, wird Blumenberg von Bruno Snell nach »einem möglichen System absoluter Metaphern« ⁸⁰ gefragt. Wie Blumenberg entgegnet, brauche man es mit solchen Entwürfen »nicht eilig zu haben«, aber seine bisherige typologische Arbeit verfolge immerhin den Anspruch, »das vollständige Feld der Möglichkeiten zu präsentieren«, ⁸¹ wie er in den 1971 veröffentlichten *Beobachtungen an Metaphern* berichtet, die damit im selben Jahr erscheinen wie die *Weißer Mythologie*. So würde Derridas Kritik zumindest auf die frühen Ambitionen Blumenbergs zutreffen. Dass er möglicherweise in Ahnung der zu erwartenden Probleme auf eine umfassende Typologie und Taxonomie verzichtet und eine entsprechende Systematik niemals

⁷⁸ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13.

⁷⁹ Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 225–231.

⁸⁰ Hans Blumenberg: »Beobachtungen an Metaphern«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15 (1971), S. 164.

⁸¹ Ebd.

vorgelegt hat, lässt sich als eine Bestätigung von »Derridas ›Beweis‹«⁸² der Unmöglichkeit einer definitiven Metaphorologie interpretieren.

Zugleich lassen sich die *Paradigmen* nicht nur als Zeugnis eines unvollendeten und in seinem Vollständigkeitsanspruch zum Scheitern verurteilten Vorhabens lesen, sondern auch als eine letztendlich gelungene Form der Bewältigung des Dilemmas, die eine »Eskalation der Anforderungen [...] plausibel unterläuft«.⁸³ Was Blumenberg an Theorie der Metapher schuldig bleibt, löst er auf dem Weg der Praxis ein. Seine Thematisierung der Metapher verfährt historisch-exemplarisch, dabei hermeneutisch-deskriptiv, während die Deskription stets im Modus der Narration vorgetragen wird. Blumenberg erzählt gelehrte und pointierte Metapherngeschichten, die etwas über die Geschichte und ihre Metaphern erzählen, ohne dabei eine ausgearbeitete Theorie *der* Geschichte oder *der* Metapher zu präsentieren. Die *Paradigmen* exemplifizieren *pars pro toto*, und versuchen nicht, den latenten Rekurs der Metapher auf das Ganze des Daseins begrifflich zu überbieten: sondern nachzuzeichnen, wie die Metapher zu einer Funktion der Lebenswelt avanciert und dabei dem theoretischen Diskurs vorseilt. Die Metaphorologie Blumenbergs sagt nicht genau, was eine Metapher ist, sondern nur, welche Rolle sie als absolute in der Artikulation menschlicher Weltverhältnisse spielt. Für sie gilt, was Blumenberg an anderer Stelle über die Vernunft sagt: »Was zu beobachten *bleibt*, ist, wie die Vernunft arbeitet: Wie hat sie es gemacht, wie macht sie es, folglich: wie wird sie es machen, dass mit den Monstren zu leben ist, die sich als die Paradoxe ihrer Erfolge erweisen. Wen das nichts angeht, der muß spätestens hier die Lektüre einstellen. Adieu!«⁸⁴

Der Blumenberg-Interpret Rüdiger Zill hat in diesem Zusammenhang die Metaphorologie als eine Metareflexion auf diese Bemühungen verstanden, das Unbegreifliche nicht nur im ›Daseinsgrund‹, sondern auch am (Ab-)Grund der Vernunft, wenn schon nicht zu beherrschen, so doch durch »Bannung des Unheimlichen«⁸⁵ auf Distanz zu bringen, um die Wohnstatt des *lógos* vor seinen Heimsuchungen zu sichern – wofür die Metapher ein probates Mittel wäre. Die Metaphorologie weiß nun nicht besser, wie man das Unbegreifliche, Paradoxe oder Unheimliche, die Monstren der Vernunft verstehen und beherrschen könnte; sie kann nur zeigen, wie die Metapher versucht, die *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, rhetorisch da zu bewältigen, wo der Begriff an seine Grenzen stößt.⁸⁶

Wenn Stoellger daher in Blumenbergs »rhetorical turn der Phänomenologie« ein »durchaus valables Supplement der Dekonstruktion«⁸⁷ sieht, so lässt sich diese

⁸² Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 225.

⁸³ Ebd., S. 221.

⁸⁴ Hans Blumenberg: *Die Vollzähligkeit der Sterne*, Frankfurt/M. 2000, S. 246.

⁸⁵ Rüdiger Zill: »Wie die Vernunft es macht. Die Arbeit der Metapher im Prozess der Zivilisation«, in: Wetz/Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 182.

⁸⁶ Vgl. Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 134–135: »Nicht erst seine [des Menschen] Situation, sondern schon seine Konstitution ist potentiell metaphorisch.«

⁸⁷ Stoellger: »Grenzen der Metaphorologie«, S. 234.

zurückhaltende Formulierung durchaus stärker formulieren: Sie ist deren methodisch-narratives Korrelat. Auch wenn Blumenbergs Methode kaum etwas davon hat, was man dekonstruktiv nennen könnte – dafür ist sie zu sehr an der Metapher-Begriffs-Relation und der Legitimität der Metapher interessiert – so treffen und ergänzen sich beide Verfahren doch in ihrer Konsequenz. Was Derrida am Problem der Metapher als den Ab-Grund des Denkens, den Entzug der Eigentlichkeit artikuliert, um das vermeintlich sichere Terrain der Vernunft als ständig bedrohtes auszuweisen, davon *geht* Blumenberg bereits *aus*, um zu jenen Figurationen einer wie auch immer vertrauenswürdigen ›Lebenswelt‹ zu gelangen, welche die Metapher unter den Bedingungen von »Evidenzmangel und Handlungs-zwang«⁸⁸ zu stiften hilft. Wenn Derrida also ›streng‹ philosophisch im Entzug des Seins die Vakanz der Eigentlichkeit und des Absoluten reklamiert, so forscht Blumenberg nach den historisch variierenden Vorgängen ihrer beständigen Wieder- und Umbesetzung. Oder, um es mit den Worten Phillip Stoellgers zu sagen:

»Was indirekt vor Augen geführt wird, sind durchgängig Paradigmen oder zumindest Exempel einer *Kulturphänomenologie* anhand absoluter Metaphern und ihrer Verwandten unter der Programmformel ›Phänomenologie der Geschichte‹, die sich als Lebenswelt- und Wissenschaftsphänomenologie der Geschichten erweist, in denen ›wir‹ lebten und teils noch leben.«⁸⁹

Als kulturphänomenologische Methode richtet sich die Metaphorologie Blumenbergs auf die historisch-anthropologische Funktion der Metapher, die der Schwierigkeit – um nicht zu sagen Unmöglichkeit – einer kulturellen Vakanz des Eigentlichen Rechnung trägt, die Derrida, zumindest seitens der Philosophie, mit der impliziten Forderung einklagt, diese als solche auszuhalten. Daraus würde sich auch die Verwendung der nur provisorisch eingeführten Bezeichnung ›Quasi-Metapher‹ erklären. Während Derrida einen systematischen Vorschlag unterbreitet, wie philosophisch von der Metapher oder genauer: von der Metapher der Metapher (*la métaphore de métaphore*) zu sprechen sei (und wie nicht), lässt sich Blumenbergs Metaphorologie als ein Vorschlag bzw. Paradigma lesen, wie das philosophische Problem als kulturphänomenologisches anzugehen sei. Sie birgt damit ein historisches Korrelat der Dekonstruktion, die mit ihrer Kritik einer systematischen Metaphorologie droht, das Problem der Historizität von Metaphern aus dem Blick zu verlieren.

Mit dem Problem der Geschichtlichkeit von Metaphern hängen nun drei wesentliche Aspekte der Metapher zusammen, die in der aristotelischen Theorie angelegt sind, von Derrida aber zugunsten seiner Kritik der Eigentlichkeit keine weitere Beachtung mehr finden, im Verfahren der Dekonstruktion aber eine analoge bzw. performative Entsprechung ausbilden: Dies ist (1) die Metapher als *Ereignis*, (2) das Problem der *Mimesis* und (3) das Problem des *Kontextes*.

⁸⁸ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 117.

⁸⁹ Stoellger: »Grenzen der Metaphorologie«, S. 221.

(1) Indem Derrida die aristotelische Metapherndefinition auf einen Onomatismus auslegt, um ihm die Alternative des Netzes entgegenzusetzen, blendet er die Bestimmung der Metapher als *Ereignis* aus, um sie desto wirkmächtiger als ein solches zu inszenieren: Im metaphorischen Denken geschehe ein überraschender Lernvorgang – so lobt Aristoteles vor allem solche Metaphern, die etwas in einer Bewegung bzw. Verwirklichung Befindliches bezeichnen (vgl. Kap. V.3). Das Eigentliche, was das entfremdete Nomen bezeichnet, ist hier im Wesentlichen kein Ding, sondern eine Prozessgestalt: das Sein als *physis*. Dazu verhält sich Derridas Sprechen über Metaphern analog. Während schlechte Metapher ein ›eigentliches‹ Signifikat präntendieren, das doch immer nur ›uneigentlich‹ genannt werden kann, bekunden die guten gerade den Entzug des Eigentlich-Seins, als eine Weise der Verwirklichung: wie etwa Derridas Heliotrop, das eine (gute) *Metapher der* (schlechten) *Metapher* ist. Als Metaphern ohne eigentlichen Referenten bezeichnen die gelungenen etwas, was kein Seiendes im Sinne eines Gegenstands ist, aber ein funktionales Äquivalent des Seinsdenkens bildet. Als Ereignis geben sie zu denken: über das Verhältnis von Sein und Sprache oder über jenes von Dasein und Wirklichkeit, das sich stets einer begrifflichen Fixierung entzieht und also sprachlich nur *in actu* als eine Denkfigur nachvollzogen werden kann.⁹⁰

(2) Damit zusammen hängt der zweite Aspekt: Wenn der Gebrauch und das Verstehen von Metaphern ein Nachvollziehen ist, dann ist metaphorologisches Sprechen im Wesentlichen *mimetisch*; nur dass es nichts ›eigentlich‹ Vorfindliches nachahmt, sondern den Prozess des Entzugs der Eigentlichkeit selbst. Entsprechend lässt sich Derridas Methode als ein Versuch verstehen, die Vakanz des Eigentlichen aufrechtzuerhalten, indem der Entzug immer wieder inszeniert wird. Besonders eindrücklich demonstriert Derrida dieses Verfahren in seinen einleitenden Erläuterungen zum ›*Entzug der Metapher*. Dort beschreibt er das Verfahren in einer geradezu exzessiven Metaphorik der Beförderungsmittel (gr. *metaphorikos*) als Wegrutschen (*dérápape*): »Ich kann das Fahrzeug nicht mehr anhalten, das Schiff nicht mehr verankern, kann das Abdriften und Wegrutschen nicht mehr meistern.«⁹¹ Gemeint ist natürlich die Quasi-Metapher, die man nicht kontrollieren könne, wie ein Steuermann sein Schiff oder ein Fahrer seinen Kraftwagen, weil nicht unmetaphorisch über die Metapher zu sprechen ist. Wenn sich aber die Metapher des Aristoteles zur Erkenntnis der *physis* verhält wie das Metaphorische zur Erkenntnis ihres Entzugs, dann besteht, auch bei grundlegender Differenz zwischen beiden philosophischen Theorien hinsichtlich ihrer Einschätzung der Leistung des Begriffs, eine epistemische Analogie auf Ebene der *mímēsis*. Was anhand der Metapher mimetisch vor Augen geführt wird, ist bei Aristoteles die kosmo-politische Konvergenz von Natur und Kultur, während sie bei Derrida

⁹⁰ Zur Denkfigur als einer Denkbewegung vgl. André Reichert: *Diagrammatik des Denkens. Descartes und Deleuze*, Bielefeld 2013.

⁹¹ Derrida: »Der *Entzug der Metapher*«, S. 199.

gerade die Differenz, den Entzug ins Werk setzt, der eine solche Konvergenz immer wieder hintertreibt.

(3) Derridas Thematisierung einer unhintergehbaren Metaphorizität als philosophisches Problem führt schließlich in das Problem des Kontextes. Wenn die Metapher Teil eines Netzes von ›Gründer‹-Tropen ist und »jeder Faden in diesem Netz [*réseau*] eine *Wendung* (*tour*), eine Metapher«⁹² bildet, dann ist die grundlegende Metaphorizität ein Phänomen der Syntax und als solche eine Funktion des Kontextes. In ihrer paradoxen Selbst-Implikation sind die definierenden Tropen Quasi-Metaphern. Mit der Kritik am Onomatismus und der alternativen Denkfigur des Netzes klammert Derrida das Problem des Kontextes aus, wo es über den philosophischen Diskurs hinausgeht. In der aristotelischen Metapherntheorie bekundet sich dieses Problem in der Latenz der kulturellen Wissensordnung. Eine Einlösung dieser Latenz würde eine Historisierung der zugrunde liegenden Ontologie erfordern. Auch in Derridas Lesart wirft eine Problematisierung des Kontextes notwendig das Problem der Historizität wieder auf, das mit der Kritik der etymologischen Diachronie beseitigt schien. Wie aber verhält sich diese zum Netz der Gründer-Tropen selbst: Hat es keine Geschichte? Keinen weiteren Kontext als den abgeschlossenen philosophischen Diskurs?

Erweitert man das Problem der Metaphorizität über die Metapher im philosophischen Text hinaus, ergibt sich die Notwendigkeit einer (Wieder-)Aufnahme des Problems des Kontextes in beiden Philosophien. Unter Berücksichtigung ihrer Denkbewegungen und Argumente wäre das Modell der Vernetzung also in sich selbst noch einmal geschichtlich zu denken. Die geschichtliche Bedingtheit des Metaphernnetzes theoretisch angegangen zu haben, ist nun der besondere Vorzug von Ricœurs Metapherntheorie.

⁹² Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 249.

VII. Metaphorologie als Sprachphilosophie: Ricœur und das Netz der Metapher

Ich spreche übrigens lieber
von einem Metaphernnetz.

Die Kontroverse zwischen Ricœur und Derrida entzündet sich am Begriff der toten Metapher und einem Missverständnis. Denn in seiner 1975 erschienenen Studie *La métaphore vive* legt Ricœur Derridas *La mythologie blanche* auf das Abnutzungsmodell der Metapher fest, um diesem sein Spannungsmodell der Metapher umso entschiedener entgegenzusetzen.¹ Auch wenn Derrida sich dieser Lesart dezidiert verweigert² – und dies auch zurecht, wie mehrfach bemerkt wurde³ – hat Ricœurs Interpretation drei wesentliche Konsequenzen für das hier untersuchte Problem zur Folge. Erstens hat sie maßgeblich das Missverständnis befördert, Derrida vertrete selbst die von ihm verworfene etymologische Theorie der toten Metapher, die in abstrakten Begriffen nur abgenutzte Tropen erblickt. In diesem Sinne ist auch die Bezeichnung ›Netzwerk‹ in ihrer ubiquitären Verwendung mit Derrida als eine abgenutzte Metapher interpretiert worden.⁴ Eine kritische Rekonstruktion von Ricœurs Theorie kann helfen, dieses Missverständnis nicht nur auszuräumen, sondern für weiterführende Überlegungen fruchtbar zu machen. Zweitens können Ricœurs sprachphilosophische Differenzierungen dazu beitragen, eine genauere Beschreibung des fraglichen Phänomens zu entwickeln. Und drittens resultiert Ricœurs Theoriebildung in der systematischen Entfaltung der Netzmetaphorik zur Bestimmung der Struktur und Dynamik des metapherischen Prozesses. Wenn Ricœur damit den in Derridas Kritik noch latent gebliebenen quasi-metaphorischen Paradigmenwechsel *von der Übertragung zur Vernetzung* vollzieht, so indiziert der Umstand, dass die Metaphorik der Vernetzung selber einen systematischen Platz inmitten der Metapherntheorie einnimmt,⁵ einen bemerkenswerten Schritt in ihrer Karriere als Leitmetapher, in dem das

¹ Paul Ricœur: *Die lebendige Metapher*, München 2004, S. 252–304, zuerst erschienen als *La métaphore vive*, Paris 1975.

² Vgl. Derrida: »Der Entzug der Metapher«, zuerst erschien als »Le retrait de la métaphore«, in: *Psyché*, Paris 1987, S. 63–94. Der Text ist eine Publikation seines Vortrags vom 1. Juni 1978 anlässlich des Kolloquiums über *Philosophie und Metapher*, an dem auch Paul Ricœur teilnahm. Im Folgenden beziehe ich mich auf den Text der Übersetzung.

³ Vgl. Stoellger: *Metapher und Lebenswelt*, S. 232–243. Gasché: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, S. 253. Anthony Reynolds: »The Afterlife of Dead Metaphors: On Derrida's Pragmatism«, in: *Revista de Letras* 49 (2009) 2, S. 190.

⁴ Zur Interpretation Derridas im Sinne des Abnutzungsmodells siehe etwa Paul Sailer-Wlasits: *Die Rückseite der Sprache*, Wien 2003, S. 80. Zur Interpretation der Netzwerkmetaphorik im Sinne des Abnutzungsmodells vgl. Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 32f. und Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 39f.

⁵ Zur Netzwerkmetaphorik auch in anderen modernen Metapherntheorien siehe oben, S. 57.

Problem der Metaphorizität des Metaphernbegriffs auf eminente Weise wiederkehrt. Während Ricœurs Metaphorologie diese Problematik aufs Äußerste verschärft, eröffnet sie zugleich einen systematischen Lösungsansatz, der schließlich im letzten Kapitel zur Theorie und Methode einer Metaphorologie der Vernetzung entwickelt werden soll.

Im Zentrum von Ricœurs – und auch der folgenden – Überlegungen steht das Spannungsmodell der Metapher. Mit diesem Modell versucht Ricœur eine Reihe metapherntheoretischer Prämissen und Positionen zu vermitteln, um seine zentrale These zu begründen, dass die Metapher ein genuines Mittel der Neubeschreibung des Wirklichen ist. Während Ricœurs Theorie damit in eine offenkundige Nähe zu Blumenbergs Metaphorologie rückt, besteht ihr philosophischer Anspruch in einer theoretischen Grundlegung des Metaphernbegriffs. Dadurch empfiehlt sie sich als systematisches Komplement zu Blumenbergs historischen Ansatz. Ausgehend von klassischen und modernen Ansätzen, sowie einer Kritik Derridas, versucht Ricœur wort- und aussagesemantische Metapherntheorien miteinander zu vermitteln.⁶ Dabei entwickelt er einen Metaphernbegriff, der die Dichotomie von *langue* und *parole* ebenso überwinden möchte, wie jene zwischen Pragmatik und Semantik. Ähnlich wie Derrida versucht Ricœur, über das wortsemantische Metaphernmodell hinaus zu gelangen, und ähnlich wie bei Derrida führt sein Weg dabei auf die Ebene der Syntax. Doch anders als Derrida identifiziert Ricœur diese Syntax nicht in einer privilegierten Schicht von ›Gründer‹-Tropen, die als ein Netz von Quasi-Metaphern die Semantik des Diskurses bestimmen. Stattdessen sucht er die Semantik der Metapher in der Syntax des Satzes, in dem sich die Metapher bildet, sowie seinem Kontext und seiner Referenz.

Im Anschluss an die aristotelische Theorie der Abweichung und den interaktionstheoretischen Grundgedanken der Wechselbeziehung lautet sein Befund, dass die Bedeutung der Metapher etwas mit dem unerwarteten Erscheinen eines Wortes innerhalb eines Kontextes zu tun hat, mit dem es nicht zu vereinbaren ist. Deshalb kann die prädikative Struktur des Satzes nicht in der Weise des wörtlichen Sinns verstanden, sondern nur interpretativ erschlossen werden. Über eine Verbindung von Wort- und Aussagesemantik gelangt Ricœur zu einer Theorie der prädikativen Spannung zwischen wörtlicher und metaphorischer Bedeutung. Aus der Spannungstheorie entfaltet Ricœur schließlich ein Netzmodell der Metapher. Wird dieses Modell die paradoxe Selbstimplikation des Metaphernbegriffs auflösen und die Diachronie mit der Synchronie des Metaphorischen vermitteln können? Diese Frage zu beantworten ist das Ziel dieses Kapitels.

⁶ Neben Aristoteles bezieht sich Ricœur dabei insbesondere auf Ivor A. Richards: *The Philosophy of Rhetoric*, New York 1964. Max Black: *Models and metaphors*, Ithaca 1962. Monroe C. Beardsley: »The Metaphorical Twist«, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 22 (1962), S. 293–307. John R. Searle: *Speech Acts*, Cambridge 2008. John L. Austin: *How to do things with words*, Cambridge 1978. Émile Benveniste: *Problèmes de linguistique générale 1*, Paris 1966. Mary B. Hesse: »The Explanatory Function of Metaphor«, in: *Models and Analogies in Science*, Notre Dame 1966. Derrida: »La mythologie blanche«.

1. Kontroversion: Die Metapher als impertinente Aussage

Die von Derrida formulierte Paradoxie der Selbstimplikation und die damit behauptete Unmöglichkeit einer systematischen Metaphorologie versucht Ricœur durch eine Dialektik aufzulösen, die das Verhältnis von Begriff und Metapher zu einem dreigliedrigen erweitert: *lebendige Metapher – tote Metapher – Begriff*. Die Abnutzung der lebendigen Metapher und deren Resultat, die tote, bilden nur die Grundlage eines weiteren Prozesses, der sich an der Metapher vollzieht: »die Verjüngung aller toten Metaphern und die Erfindung neuer lebendiger Metaphern [...] ermöglichen es, der Metaphernproduktion selbst eine neue Begriffsproduktion aufzupfropfen.«⁷ Mit diesem dreigliedrigen Modell will Ricœur den wortsemantisch konzipierten etymologischen in den aussagensemantisch konzipierten syntaktischen Metaphernbegriff zu integrieren. Sein Versuch einer Vermittlung der diachronen mit der synchronen Dimension der Metapher soll zugleich die Differenz von Begriff und Metapher begründen.

Der Begriff ist für Ricœur dabei nicht das Ergebnis eines zunehmenden Ausbleichens metaphorisch gebrauchter Worte zu toten Metaphern, in die der philosophische Diskurs – palimpsestartig⁸ – seine eigenen, neuen Bedeutungen sukzessive einschreibt und sedimentiert. Das Begriffliche bildet vielmehr eine autonome Sphäre, die nicht auf frühere Metaphern reduzierbar ist. Damit billigt Ricœur der Abstraktion einen semantischen Eigensinn zu, der sie vor der Dissemination des Metaphorischen bewahrt, sodass der Begriff nicht Gefahr läuft, sich durch die Verstrickung in seinen metaphorischen Ursprung zu verlieren. Wodurch aber erhält der Begriff jene Grenze, die seine Souveränität, seine Autonomie gegenüber der Sphäre des Metaphorischen sichert?

Ricœurs Begründung operiert hier mit derselben Denkfigur, die Derrida einführt, um die synchronisch-syntaktische Dimension der Metapher gegen ihre diachronisch-etymologische Engführung auszuspielen. Was Derrida in der aristotelischen Metapherdefinition als eine Schicht von ›Gründer‹-Tropen bezeichnet, das in der Verflechtung von Philosophemen ein Netz von Quasi-Metaphern bildet: genau dieses »Netz dominierender Metaphern [*réseau de métaphore dominante*]«⁹ identifiziert Ricœur nun als das eigentliche Feld der Begriffsbildung:

»Indem Aristoteles die Metapher durch die Epiphora des Wortes definiert, wird der Ausdruck Epiphora begrifflich durch die Einfügung in ein Bedeutungsnetz [*réseau d'inter-significations*] gekennzeichnet, worin der Begriff Epiphora durch die zentralen Begriffe der *physis*, des *logos*, des *onoma*, des *sémanéin* usw. umrahmt wird. Die Epiphora wird somit ihrer Metaphorizität entrissen und zum eigentlichen Sinn konstituiert, obwohl ›die Oberfläche des Diskurses, wie es bei Derrida heißt, ›weiterhin von einer Metaphorik durchwirkt bleibt. [...] Wir können hinzufügen, dass die Verbegrifflichung der verschiedenen Metaphern nicht nur durch die lexikalische Erfassung begünstigt

⁷ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 272.

⁸ Zur Metapher als Palimpsest siehe oben, Kap. VI.1.

⁹ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 266 [367].

wird, [...] sondern auch durch die Verjüngung der abgenutzten Metapher, die den heuristischen Gebrauch der lebendigen Metapher in den Dienst der Begriffsbildung stellt.«¹⁰

Nach Ricœur vollzieht sich in dem metaphorischen Netz der Begriffsbildung also eine dialektische Bewegung, durch die sich die Übertragung (*epiphorá*) als die Metapher der Metapher ihrer eigenen Metaphorizität entreißt, um sich vermittels syntaktischer Verknüpfungen zu verbegrifflichen. Daher erklärt Ricœur, dass der philosophische Diskurs einerseits »seine *Möglichkeit* in der semantischen Dynamik der metaphorischen Aussage hat, andererseits [...] seine *Notwendigkeit* in sich selbst trägt.«¹¹ Der Begriff verdankt sich also der Metapher, von der er sich zugleich emanzipiert. Das Mittel dieser Emanzipation ist die Verbegrifflichung der metaphorischen Ausdrücke durch ihre Einfügung in ein Bedeutungsnetz (*réseau d'inter-significations*). Die syntaktische Vernetzung fungiert mithin als ein Medium der semantischen Autonomie: »Gerade weil es ein System bildet, ist das Begriffliche imstande, sich [...] von der semantischen Dynamik zu befreien, die für das Metaphorische charakteristisch ist.«¹²

Charakteristisch für die Metapher ist nach Ricœur eine spezifische Aussageform. Um diese genauer zu bestimmen, versucht er die Substitutionstheorie, derzufolge eine Metapher eine lexikalische Abweichung ist, mit der Interaktionstheorie, nach der sie eine prädikative Abweichung ist, in der Verbindung von Wort- und Aussagensemantik miteinander zu vermitteln. Um dies zu leisten, bestimmt er die Metapher als das Ergebnis einer Interaktion von Wort, Satz und Kontext: Die Fokalisierung einer Aussage durch das befremdliche Wort entspricht einer Kontextualisierung des Wortes durch die Aussage. Unterhalb der Ebene des Satzes kann es daher keine Metapher geben. So wird die Metapher als eine Aussage beschreibbar, die metaphorische wie nicht-metaphorische Elemente enthält, welche sich wechselseitig irritieren. Die Irritation beruht dabei auf einem kalkulierten »Kategorienfehler« (*category-mistake*),¹³ d.h. auf einer die Regeln des jeweiligen Kontextes verletzenden Aussage.

Hier folgt Ricœur den Implikationen der aristotelischen Metapherntheorie, derzufolge die Metapher eine Übertragung innerhalb oder zwischen den Gattungen einer bestimmten Wissensordnung ist.¹⁴ Doch begründet Ricœur die Wissensordnung, gegen welche die Metapher verstößt, zunächst nicht ontologisch, sondern als das Ergebnis einer diskursiven Stabilisierung wörtlicher Bedeutungen.

¹⁰ Ebd., S. 271 [372].

¹¹ Ebd., S. 280.

¹² Ebd., S. 283.

¹³ Ebd., S. 245–246. Ricœur bezieht sich dabei auf Colin M. Turbaynes metapherntheoretische Rezeption von Gilbert Ryle: *The Concept of Mind*, London 2000 in: *The Myth of Metaphor*, New Haven 1962. Zur Metapher als kalkuliertem Kategorienfehler vgl. Christian Strub: *Kalkulierte Absurditäten*, Freiburg 1991, S. 79ff.

¹⁴ Zum Verhältnis von Metapher und Wissensordnung bei Aristoteles siehe oben, Kap. V.4.

Die Funktion der Eigentlichkeit – als dasjenige, was den Sinn eines Wortes verbürgt – übernimmt nun allein der sprachhistorisch stabilisierte Kontext:

»Man braucht also keine Metaphysik des Eigentlichen [...]; der Unterschied zwischen dem Wörtlichen und dem Metaphorischen wird durch die Verwendung in der Rede und nicht durch ein etwaiges Prestige des Primitiven oder Ursprünglichen bestimmt. Mehr noch, der Unterschied zwischen dem Wörtlichen und dem Metaphorischen existiert nur aufgrund des Konfliktes zwischen zwei Interpretationen: die eine, die nur Werte verwendet, die schon lexikalisch erfasst sind, scheitert an der semantischen Impertinenz; die andere, die eine neue semantische Pertinenz setzt, fordert von dem Wort eine Drehung, die seinen Sinn verschiebt.«¹⁵

Damit zieht Ricœur die Konsequenz dessen, was im *kýrion* des Aristoteles latent blieb. Anders als Derrida müht sich Ricœur nicht an der Dekonstruktion einer vermeintlich eigentlichen Bedeutung ab, sondern entwickelt seine Theorie der Metapher auf der Grundlage einer relational bestimmten wörtlichen Bedeutung. Ein unmetaphorisches Wort ist demnach eines, das in Übereinstimmung mit dem Kontext gebraucht wird, den es konnotiert; metaphorisch dagegen ein solches, das eine entsprechende Unstimmigkeit hervorruft, indem es einen zunächst unpassenden Kontext evoziert, sodass der mitgeteilte Sinn einer Aussage nicht mehr ohne Weiteres auf den denotierten Sachverhalt bezogen werden kann.

Ausgehend von einer kritischen Auseinandersetzung mit Beardsleys Theorie der metaphorischen Kontroversion (*controversion*) beschreibt Ricœur diese Unstimmigkeit als eine semantische Kollision (*collision sémantique*) und schließlich mit Jean Cohen als eine semantische Impertinenz (*impertinence sémantique*).¹⁶ Dass die metaphorische Impertinenz nicht als bloßer Unsinn verkannt wird, dafür sorgt die prädikative Struktur des Satzes und die Kohärenz des Kontextes, in dem das metaphorische Wort auftaucht. Als unstimriges metaphorisiert das Wort den Satz; der Satz aber kontextualisiert das Wort als sinnvolles. Seine Bedeutung kann damit zum Gegenstand einer Interpretation werden, die dem Wort eine neue Bedeutung gibt.

Ob ein Wort als stimmig oder unstimmig aufgefasst wird, hängt allein davon ab, was es in einer bestimmten Redesituation bedeuten *kann*, d.h. was in ihm bereits lexikalisch erfasst ist. Hierfür hat die Interaktionstheorie eine Unterscheidung von expliziter Primär- und impliziter Sekundärbedeutung vorgeschlagen, wobei die primäre Bedeutung der Denotation, die sekundäre der Konnotation entspricht.¹⁷ Wenn demnach die Unstimmigkeit eines Wortes in einem Satz dazu führt, dass seine übliche, d.h. wörtliche Bedeutung in keinen sinnvollen Zusammenhang mit den denotierten Sachverhalt gebracht werden kann, dann springt der tropische Mechanismus ein, der dem Wort eine neue Wendung gibt. Diese

¹⁵ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 268.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 163, 182 [125, 269]. Ricœur bezieht sich dabei auf Monroe C. Beardsley: »The Metaphorical Twist« und Jean Cohen: *Structure du langage poétique*, Paris 1966.

¹⁷ Ebd., S. 163. Ricœur bezieht sich dabei auf Black und Beardsley, siehe oben, Anm. 6.

veranlasst ihren Interpreten dazu, in den Konnotationen des Wortes nach denjenigen Bedeutungen zu suchen, die in dem entsprechenden Kontext einen sinnvollen Bezug versprechen. Die Wahl innerhalb dieses semantischen Fundus bestimmt dann die metaphorische Bedeutung.

Die Definition der metaphorischen Aussage auf Grundlage der Unterscheidung von primärer und sekundärer Bedeutung hat indessen nicht unerhebliche sprachphilosophische Probleme aufgeworfen, die sich unter anderem in der Kontroverse zwischen Max Black und Donald Davidson niedergeschlagen haben.¹⁸ Auf welcher Grundlage will man diese Unterscheidung treffen? Um die Probleme zu vermeiden, die mit dieser Frage zusammenhängen, schlägt Ricœur vor, die statische Unterscheidung aufzugeben und den Begriff der Bedeutung zu erweitern, »indem wir die Sekundärbedeutungen als Konnotationen in den Umkreis der vollständigen Bedeutungen aufnehmen.«¹⁹ Der Umkreis der vollständigen Bedeutungen entspricht dann der umfassenden Polysemie eines Wortes.

2. Polysemie: Verknüpfung und Lexikalisierung

Die Polysemie ist nach Ricœur das Resultat desjenigen sprachlichen Vorgangs, den er als einen Übergang der Impertinenz zur Pertinenz beschreibt. Indem die Metapher als eine syntaktisch sinnvolle, aber semantisch zunächst befremdliche Aussage eine Irritation bzw. einen semantischen Schock (*choc sémantique*) auslöst, stellt sie ein diskursives Ereignis dar, das eine »Begriffsforderung«²⁰ enthält. Die etablierte Sprach- und Wissensordnung der involvierten Akteure wird herausgefordert, den metaphorischen Sinn mithilfe der logischen und semantischen Mittel, die zunächst vor ihm versagen, in eine passende Interpretation zu überführen. Das Ergebnis dieser Operation sollte eine Vereinbarkeit der metaphorischen Aussage mit der Logik des Kontextes sein. Der Preis dieser Vereinbarkeit ist aber eine Modifikation der bisherigen Ordnung. Als ein Ereignis hinterlässt die gelungene Metapher eine signifikante Spur im Diskurs: »Mit anderen Worten, die Gewalt der Metapher bestünde darin, eine frühere Kategorisierung zu brechen, um auf den Trümmern der älteren logischen Gesetze neue zu errichten.«²¹

Wie die logische Neuordnung geschieht, etwa in der Definition von Gattungsbegriffen, lässt sich bei Aristoteles beobachten (Kap. V.2). Aristoteles zufolge bringt die gute Metapher aber durch ihre Neubeschreibung älterer oder die

¹⁸ Zu der Kontroverse vgl. Max Black: *Models and Metaphors*, dt. »Die Metapher«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1983, S. 55–79. David Davidson: »What Metaphors Mean«, in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 29–46, dt. »Was Metaphern bedeuten«, in: Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 49–75. Max Black: »How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson«, in: Sacks (Hg.): *On Metaphor*, S. 181–192. Zur der Debatte siehe auch Haverkamp: *Metapher*, S. 57ff.

¹⁹ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 164.

²⁰ Ebd., S. 275 [376].

²¹ Ebd., S. 188.

Neuentdeckung unbekannter Gattungen vermittelt der Analogie letztlich nur die in der *physis* angelegten Verhältnisse des Wirklichen zur Darstellung. Die schöpferischen Möglichkeiten der Metapher sind hier durch die produktiven Möglichkeiten der Natur beschränkt. Ricœur hingegen sieht in der Metapher einen Vorgang, der nicht mehr durch eine vorgängige Naturordnung und ihre Prozessgestalten begrenzt ist. Die Metapher kann etwas genuin Neues hervorbringen, indem sie dafür eine Sprache schafft.

Wie aber gelingt es der Metapher, zu den bereits bestehenden Bedeutungen eines Wortes weitere hinzuzufügen? Zur Beantwortung dieser Frage führt Ricœur den Begriff der Transaktion (*transaction*) ein.²² Er bezeichnet den Vorgang, durch den Worte ihre Bedeutung »durch den in ihnen abgekürzten Kontext«²³ wechselseitig erweitern. Denotation und Konnotation sind damit nur zwei Seiten ein und desselben Vorgangs: Die Bezeichnung einer Sache mit einem Ausdruck erfordert eine Kontextualisierung des Ausdrucks durch den Sachverhalt, in dem er genannt wird. Die Referenz des Wortes ist so immer an einen Sinn gekoppelt, der durch das syntaktische Verhältnis zwischen Wort und Satz ausgedrückt wird. »Der Sinn ist das, was der Satz sagt; die Referenz das, worüber der Sinn ausgesprochen wird.«²⁴

Wenn man hier also noch einmal die aristotelische Metapher von der *Licht säenden Sonne* aufgreift, so wäre der Sinn des Gesagten der Vorgang des Ausstreuens von Samen, während die Referenz die Tätigkeit der Sonne ist. Während die Referenz dem entspricht, das in einer aktuellen Sprechsituation (*parole*) gerade der Fall oder der Gegenstand der Rede ist, hier also die Sonne, bezieht sich der Sinn auf etwas, was in allen möglichen Sprechsituationen (*langue*) der Fall oder ein Gegenstand der Rede sein kann, hier also alles, was *säen* kann. Wenn in der aktuellen Sprechsituation vermittelt des metaphorisch gebrauchten Wortes etwas gesagt wird, das in allen bisherigen Sprechsituationen unmöglich der Fall gewesen sein konnte, hier also, dass auch *die Sonne sät*, dann aktualisiert das Wort nicht eine bisher unbekannte Bedeutung im schon vorhandenen Fundus des Sinns, sondern es stiftet eine neue Bedeutung, die mit diesem zunächst unvereinbar ist. Die Sonne ist doch ein Stern und keine Pflanze oder ein Bauer! Was nun geschieht, ist eine Modifikation des Sinns vermittelt der Referenz. Das Wort (*säen*) wird durch die aktuelle metaphorische Sprechsituation verändert. Damit die Aussage über die lichtsäende Sonne Sinn ergibt, muss ihre Tätigkeit als ein Ausstreuen von Samen verstanden werden. Die Metapher wird so zum Gegenstand der Interpretation, die sich einerseits am konkreten Sachverhalt des Kontextes ausrichtet (Referenz: *Sonne*), und andererseits an der Polysemie der metaphorischen Aussage (Bedeutung: *lichtsäend*), deren Impertinenz zunächst eine semantische

²² Vgl. ebd. S. 139 [105].

²³ Ebd., S. 135. Dies nennt Ricœur mit Richards auch das *Gesetz der Kontextgebundenheit*.

²⁴ Ebd., S. 210.

Kollision, dann eine Transaktion zwischen den implizierten Kontexten (Sinn: *Himmelskörper* vs. *Pflanzen* bzw. *Bauern*) produziert.

Die gelungene Interpretation des metaphorischen Satzes stellt damit eine Antwort auf das Ereignis einer Irritation der bisherigen Wissensordnung dar, durch die sich die Bedeutung der Worte (*Sonne* / *säen*) erweitert. Diese Erweiterung kann nachher als identifizierbares Diskursphänomen wiederholt und zu einem neuen Bestand der Wissensordnung werden; bei Aristoteles etwa durch ihre Integration in seine Naturphilosophie. Derselbe Vorgang lässt sich auch an der Erweiterung der Weltmetaphern etwa des griechischen *kósmos* der oder modernen *computational metaphor* beobachten. Wie der Wissenschaftsjournalist James Gleick erklärt, lässt sich die Aussage, das Universum sei ein Computer, dann sinnvoll verstehen, wenn »diese Metapher nicht unsere Auffassung davon herabsetzt, was das Universum ist, sondern unsere Auffassung davon erweitert, was ein Computer ist.«²⁵ Wenn sich die neue Bedeutung des Wortes etabliert, kann die impertinente Verletzung des Codes der *parole* in eine neue Pertinenz des metaphorisch gebrauchten Wortes übergehen.²⁶

Was Ricœur eine neue semantische Pertinenz (*nouvelle pertinence sémantique*) nennt, ist eine neue wörtliche Bedeutung, die durch die Kontextkontroversion induziert und durch eine Iteration sowohl des Diskursereignisses also auch seiner Interpretation der Polysemie des Wortes hinzugefügt, mit einem Wort: lexikalisiert wird. Indem ein Wort, das einen bestimmten Kontext konnotiert (»abkürzt«), vermittels eines metaphorischen Satzes in einen neuen Kontext übertragen wird, in dem es vorher nicht sinnvoll hätte verwendet werden können, stiftet die Metapher etwas, das Ricœur als den Schock der Kontroversion zwischen den metaphorischen und nicht-metaphorischen Bestandteilen des Satzes oder auch als den »Zusammenstoß (*clash*) auf der Ebene des wörtlichen Verstandes«²⁷ bezeichnet. Der Schock des Zusammenstoßes, die semantische Kollision, den die Metapher produziert, ist also ein *clash of contexts*, der irritierend ist, weil er die Ordnung des Wissens und den Code des Diskurses verletzt.

Genau diese Eigenschaft qualifiziert die Metapher zu ihrer eigentümlichen Produktivität. Indem sie durch vorübergehende Unverständlichkeit ihre Rezipienten zu einer originären Interpretationsleistung zwingt, lenkt sie die Aufmerksamkeit auf diejenigen Zusammenhänge zwischen den involvierten Kontexten, die eine sinnvolle Bezugnahme ermöglichen, und zwar bezüglich der Referenz als dasjenige, was der metaphorische Sinn prädiert. Mit anderen Worten: die Redesituation schränkt die Möglichkeit der Interpretation auf bestimmte Bezüge ein, sodass:

»die metaphorische Attribution wesentlich in dem Aufbau des Netzes von Wechselwirkungen [*réseau d'interactions*] besteht, das einen bestimmten Kontext zu einem aktuel-

²⁵ James Gleick: »The Information«. Vgl. Kapitel IV, S. 93f.

²⁶ Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 91 [169].

²⁷ Ebd., S. 196.

len und einzigartigen macht. Die Metapher ist dann ein semantisches Ereignis, das am Schnittpunkt [*point d'intersection*] mehrerer semantischer Felder eintritt. Der Aufbau dieses Netzes ist die Art und Weise, durch die alle Worte zusammengenommen einen Sinn erhalten.«²⁸

Die Wiederholung des Ereignisses in der Übernahme des Sinns von »einem einflussreichen Teil der Sprachgemeinschaft«²⁹ kann dann zu einer Lexikalisierung der Metapher führen, »so daß sie in die Geschichte der Sprache als *langue*, Code und System eingeht.«³⁰ Auf diese Weise bereichert die Metapher die Polysemie eines Wortes, wodurch sie gleichzeitig zu einer toten wird, weil die dabei ihren Ereignischarakter verliert: »Nur die echten, also die lebendigen Metaphern sind zugleich Sinn und Ereignis.«³¹

Die Lexikalisierung – und damit also auch der Tod einer Metapher – besteht in der Stabilisierung eines semantischen Netzes, das sich während eines Diskursereignisses aufgebaut hat, das seitdem immer wiederholt wird. Wenn Ricœur in dem Zusammenhang von einem »einflussreichen Teil der Sprachgemeinschaft« spricht, so verweist er damit auf eine Diskursinstanz, deren Einfluss als die Fähigkeit definiert werden kann, die Wiederholung des Ereignisses zum Anlass *weiterer* Wiederholungen zu machen. Die statische Differenz zwischen primärer und sekundärer Bedeutung wird so durch das Begriffspaar Impertinenz vs. Pertinenz abgelöst, das ein dynamisches Verhältnis von Denotation und Konnotation begründet. Während die lebendige Metapher eine impertinente Äußerung darstellt, deren originelle Aussage durch eine originäre Interpretation aktiv erst erschlossen werden muss, verwandelt eine häufige Wiederholung dieser Operation die Metapher in eine tote – mit dem Resultat einer neuen semantischen Pertinenz.

Ricœur These bestätigend lässt sich sagen, dass dies insbesondere bei der Katakchese der Fall ist, deren metaphorische Aussage eine bisher unbenannte oder unbekannte Referenz enthält. Als einschlägige Beispiele hierfür können verschiedene tote Metaphern angeführt werden: z.B. *Begriff*, *Hirngespinnst*, *Flussbett*, *Wolkenbruch*, *Dachstuhl* usw. In solchen Komposita haben sich die metaphorischen und unmetaphorischen Komponenten der metaphorischen Aussage zu einem neuen Idiom synkopiert, d.h. zusammengezogen. Sie lassen sich auch wieder – mehr oder weniger gut etymologisch belegbar – auf die Form einer ursprünglich metaphorischen Aussage zurückführen, etwa: *Das Gestell, auf der die Sparren sitzen, ist der Stuhl des Daches*. Oder: *Die Stätte, in die sich der Strom einlenkt, ist das Bett des Flusses*.³²

²⁸ Ebd., S. 165 [127].

²⁹ Ebd., S. 166.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd.

³² Dass sich der Metapher eine Polysemie der wörtlichen Bedeutung verdankt, bekundet sich etwa in dem Begriff des »eingebetteten Journalismus«, der zwar eine Übersetzung des *embedded journalism* ist. Dies ist im deutschen Sprachgebrauch aber nicht notwendig zu wissen, und zwar deshalb nicht, weil es möglich ist, sie wieder im Sinne des Flussbetts zu verstehen, um die Vorstellung zu

Je älter solche Katachresen sind, umso schwieriger wird es freilich, die ursprüngliche metaphorische Übertragung zu rekonstruieren oder gar ihren etymologischen Ursprung zu identifizieren. Je häufiger sie im Sprachgebrauch verwendet werden, desto stärker knüpft sich ihr Sinn an bestimmte Kontexte, zwischen denen dann weitere Übertragungen stattfinden, also Interferenzen auftreten können. »So stützen sich Prädikation und Referenz gegenseitig, indem wir entweder neue Prädikate mit vertrauten Referenten in Beziehung setzen oder zur Erkundung eines nicht unmittelbar zugänglichen Referenzbereiches prädikative Ausdrücke benutzen, die wir schon beherrschen.«³³ Der Zuwachs neuer Pertinenzen bezieht die Kontexte aufeinander als potentiell ähnliche oder zueinander gehörige und emanzipiert damit den Wortsinn zunehmend von seiner Etymologie. Dies setzt eine Dynamik der semantischen Akkumulation – und damit eine komplexe interne Organisation im Netz der Metapher in Gang.

Die Dynamik der Sinnakkumulation (*cumulation de sens*)³⁴ betrifft auch das Problem der Geschichtlichkeit des Bedeutungsnetzes, das Derrida in prekärer Latenz hinterlassen hat, wenn er es nur als ein *synchrones* Gefüge beschreibt, es aber mit einem historischen Index versieht, indem er darauf hinweist, was die metaphorischen Netze »in der Verflechtung ihrer Wurzeln beibehalten und ablagern.«³⁵ Im Zusammenhang mit dem ebenso latent gebliebenen aristotelischen Problem des gewöhnlichen Sprachgebrauchs (*kýrion*), von dem die Metapher eine Abweichung sei, entwirft Ricœur ein Netz-Modell der Metapher, das die Wortsemantik in die Aussagesemantik integriert, wobei er konsequenter Weise das Problem der *Diachronie* des Kontextes mit aufnimmt, von dem die Metaphorizität einer Aussage abhängig ist.

Mittels des Netz-Modells versucht Ricœur nun das Verhältnis von Begriff und Metapher sprechakttheoretisch zu erklären – zunächst, indem er die Struktur des Bedeutens als genuin netzwerkförmig bestimmt:

»Diese semantische Dynamik, die der natürlichen Sprache eigentümlich ist, gibt dem Bedeuten eine ›Geschichtlichkeit‹: es werden neue Möglichkeiten des Bedeutens geschaffen, die bei den schon geltenden Bedeutungen eine Stütze finden. Getragen wird diese ›Geschichtlichkeit‹ von dem Ausdrucksbemühen eines Sprechers, der eine neue

vermeiden, der Ausdruck habe etwas mit der Schlafstätte von Menschen zu tun. Ein eingebetteter Journalist ist dann jemand, der dem Verlauf einer militärischen Operation folgt, so wie das Wasser dem Lauf eines Flusses. Die neue Pertinenz etabliert sich hier im Sinne einer *integrierten Aktivität*. Zwar kann auch das Strömen eines Flusses als eine landschaftlich integrierte Aktivität des Wassers verstanden werden, sodass aufgrund der Ähnlichkeit noch keine neue Bedeutung zu sehen ist. Diese zeigt sich aber Hinblick auf die neuen Kontexte, in denen die Metapher nun in begrifflicher Weise verwendet wird. So können nicht nur Fossilien in Erdschichten, sondern, neben Journalisten in Kriegen, auch Handlungen in einen größeren historischen Kontext und einzelne technische Anwendung in komplexe Systeme ›eingebettet‹ sein. Je nach Kontext kann der wörtlich Sinn zwischen *funktionaler Integration* und *schützender Umschlossenheit* oszillieren.

³³ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 277.

³⁴ Vgl. ebd., S. 206 [150].

³⁵ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 272. Vgl. oben, Kap. VI, S. 147.

Erfahrung ausdrücken will und in dem *schon fixierten Netz von Bedeutungen* [*le réseau déjà fixé des significations*] einen angemessenen Träger für seine Intention sucht. Gerade die Unbeständigkeit der Bedeutung ist es dann, die es der semantischen Bestrebung ermöglicht, den Weg zur Aussage zu finden. In ein neues semantisches Bestreben kann also die *sedimentierte Geschichte der in Bewegung gesetzten Bedeutung* immer in einem besonderen Aussageakt wieder aufgenommen werden, der dem entspricht, was Benveniste die ›Redeinstanz‹ nennt.³⁶

Was Ricœur mit dem ›Netz von Bedeutungen‹ bezeichnet, ist eine semantische Struktur, die zum einen an die *Referenz* gebunden ist, welche die Beziehung zwischen Rede und Sachverhalt regelt und zum anderen an den *Sinn*, der die Beziehung zwischen den Worten und ihrem möglichen Kontext regelt. Um etwas Neues auszudrücken, wofür die Sprache noch keine semantischen Regeln oder Kontexte kennt, scheint das Netz beweglich genug, um neue Anknüpfungsmöglichkeiten, Querverbindungen und Schnittpunkte herzustellen. Dabei zeichnet sich die Netzstruktur einerseits durch die Abwesenheit eines zentralen Signifikanten aus, der die Beziehung zwischen den Worten und den Dingen kontrolliert: insofern ist die Netzstruktur kontingent. Doch geht diese Kontingenz nicht soweit, dass neue Verknüpfungen Akte willkürlicher Konstruktionen sind. Das Neue bleibt mit dem Älteren verbunden. Es kann nur durch Modifikationen eine Abweichung produzieren, die zum Ursprung neuer Bedeutungen werden kann. Dabei impliziert die Metapher des Sediments eine Trägheit des Alten, an dem sich das Neue formieren muss, um sich als eine ›Redeinstanz‹ zu behaupten. Indem es ihm als ›Stütze‹ dient, ermöglicht das Alte dem Neuen, seinen Weg zur Aussage zu finden. Aber finden und gehen muss es ihn selbst; wenn nötig, indem es das Netz so modifiziert, dass die metaphorische Attribution einen Schnittpunkt (*point d'inter-section*) mehrerer semantischer Felder eröffnet.³⁷

Wenn eine gewöhnliche Aussage darin besteht, eine bestehende Wissensordnung entsprechend des Sachverhalts, der gerade artikuliert werden soll, zu aktualisieren, dann können immer nur pertinente Modifikationen innerhalb des temporär fixierten Netzes vorgenommen werden, damit die getroffene Aussage keine Verständnisprobleme in der Redesituation erzeugt. Eine Metapher würde demgegenüber auf einer erheblichen Störung des Gefüges beruhen, ausgelöst durch die Irritation eines Kategorienfehlers (*category mistake*), der durch ein hermeneutisches Manöver beantwortet werden muss, das der Störung einen Sinn abgewinnt, und zwar, indem es die unerwartete Konfrontation mit einem befremdlichen Kontext (*clash*) als eine intendierte und sinnvolle Begegnung deutet. Ist das Manöver erfolgreich und wird die Begegnung oft genug wiederholt, erfährt das ver-

³⁶ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 277 [378]. Herv. von mir. Ricœur bezieht sich dabei auf Emile Benveniste: *Problèmes de linguistique générale* I, Paris 1966, S. 251–257. Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 124: »Die Redeinstanz ist somit ein ausgesprochen wiederholbares Ereignis. Darum konnte es mit einem Element der *langue* verwechselt werden. Es handelt sich jedoch um das Wiederholbare eines Ereignisses, nicht um ein Element eines Systems.«

³⁷ Vgl. ebd., S. 165.

traute Netz der Aussagen eine bleibende Modifikation in Gestalt der Verknüpfung mit einem anderen Netz, die beide verändert.

Die metaphorische Transaktion besteht nun also nicht mehr in einer *Übertragung*, vielmehr in einer *Verknüpfung* bisher unverbundener Kontexte, wodurch alte Bedeutungen modifiziert oder neue produziert werden. Dauerhaft wird eine solche neue Verbindung dann, wenn die Modifikation von einem »einflussreichen Teil der Sprachgemeinschaft« als eine sinnvolle Attribution anerkannt und nachher oft genug wiederholt wird. Dadurch erfolgt eine Stabilisierung jenes Netzes von Wechselwirkungen (*réseau d'interactions*), das einen bestimmten Kontext zu einem aktuellen und einzigartigen macht.³⁸ Indem das Netz bisher unverbundene Kontexte miteinander verknüpft, erweitert es die Polysemie des metaphorischen Wortes (*focus*), das als Schnittpunkt zwischen ihnen fungiert.

Der Übergang von einer toten Metapher zu einem Begriff würde dann darin bestehen, die metaphorisch produzierte Polysemie durch ein Netz von Prädikaten (*réseau de prédicats*) so zu reduzieren, dass sie in ein terminologisch kontrolliertes Netz von Bedeutungen gleicher Stufe (*réseau de significations de même degré*) integriert werden kann.³⁹ Der semantische Wert lebendiger Metaphern besteht demnach: in der *Produktion* neuer Bedeutungen; der von toten: in der *Akkumulation* verschiedener Bedeutungen; und der von Begriffen: in der *Reduktion* des akkumulierten semantischen Kapitals (*capital sémantique*)⁴⁰ – sowie der *Fixierung* seiner oszillierenden Referenz.

3. Spannung: Ein gegenstrebiges Gefüge

Die Wechselbeziehung zwischen den Elementen der Triade *tote Metapher – lebendige Metapher – Begriff* ist durch eine spezifische Spannung gekennzeichnet. Darin nimmt die tote Metapher eine Sonderstellung ein, insofern die Aktivität der gegenstrebigen Bewegungen allein vom Begriff und der lebendigen Metapher ausgeht. Die tote Metapher ist immer nur entweder das Resultat einer Lexikalisierung oder, ausgehend davon, die Grundlage, auf die der philosophische Diskurs seine Begriffsproduktion aufpfropft. Eine eigene Aktivität scheint, wie schon ihr Name suggeriert, von der toten Metapher nicht auszugehen. Stattdessen nimmt sie eine passive Rolle in der Beziehung zwischen lebendiger Metapher und Begriff ein, die auch eine direkte Beziehung zueinander eingehen können. Zwar bilden damit die lebendige Metapher und der Begriff die eigentlich aktiven Pole der spannungsvollen Dreiecksbeziehung, doch nimmt die tote Metapher eine notwendige Mittlerfunktion darin ein.

³⁸ Vgl. ebd., S. 165 [127].

³⁹ Vgl., ebd., S. 278 u. 281 [379 u. 381].

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 79 [167].

Zur genaueren Bestimmung ihrer Funktion bringt Ricœur die Metapher des Pfropfens (*greffer*) ins Spiel.⁴¹ Sie impliziert, dass es sich bei der Begriffsbildung um so etwas wie einen Veredelungsvorgang handelt, durch den eine Wortart sublimeren Ursprungs auf die Unterlage einer robusteren Wortart aufgepflanzt wird. Hierfür ist ein Schnitt (*coupure*) notwendig.⁴² *Coupure* heißt auch: Schnittwunde, Unterbrechung, Abschaltung, Netzausfall. Es bezeichnet eine Operation, die das Aufgepfropfte von seiner Unterlage trennt. Dadurch ist es der Abstraktion möglich, sich von dem metaphorischen Prozess loszureißen (*s'arracher*): Der Begriff stiftet durch die Veredlung toter Metaphern ein Feld terminologischer Bestimmungen, auf dem er »die Prinzipien festlegt, die den Bereich des Begriffs ursprünglich artikulieren.«⁴³ Diese Prinzipien sind das Spekulative, das »die Bedingung der Möglichkeit des Begrifflichen«⁴⁴ ist. Hier denkt Ricœur gleichsam aristotelisch: Die Pfropfung ist lediglich die Entfaltung dessen, was der Operation als Idee (*eidos*) schon zugrundelag.

So beruht die Metapher des Pfropfens auf dem Gedanken einer konstitutiven Differenz beider sprachlichen Operationen, die der Schnitt letztlich besiegelt. Der Begriff bedient sich gleichsam einer bereitwillig wachsenden Unterlage, ohne dass dabei eine Synthese beider Entitäten in Gang kommt. Das Ergebnis der Pfropfung ist weder ein Hybrid noch eine Assimilation.⁴⁵ Wenn der Vorgang der Begriffsbildung abgeschlossen ist, kann das Resultat schadlos entfernt und in die Sphäre seines eigenen, sublimen Ursprungs zurückgeführt werden. Der schöpferische Philosoph erscheint so als ein versierter Begriffszüchter, der die toten Metaphern im Wildwuchs der Sprache für seine Zwecke zu nutzen weiß.

Was die Distinktion des Begriffs gegenüber der toten Metapher und damit seine Unabhängigkeit sichert und seiner vorübergehenden Bindung an sie wieder entreißt, ist das Bedeutungsnetz: ein Gefüge terminologischer und epistemischer Relationen, aus dem der Begriff seine endgültige Bestimmung empfängt. Einmal miteinander verknüpft, lösen sich die Elemente des Netzes vom Schicksal ihrer metaphorischen Grundlage.

Was das Verhältnis von Begriff und lebendiger Metapher betrifft, so beruht die Spannung auf der *doppelten Referenz* der lebendigen Metapher, die »letztlich von der Kopula *ist* getragen wird. Sein-wie heißt sein *und* nicht sein.«⁴⁶ Während die prädikative Struktur einer begrifflichen Aussage lautet: »x ist y«, stellt sich die

⁴¹ Vgl. ebd., S. 272 [373].

⁴² Ebd., S. 274.

⁴³ Ebd., S. 280.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Vgl. Uwe Wirth: »Aufpfropfung als Figur des Wissens in der Kultur- und Mediengeschichte«, in: Lorenz Engell, Bernhard Siegert und Joseph Vogl (Hg.): *Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?)*, Weimar 2006, S. 111–121. Ders.: »Kultur als Pfropfung. Pfropfung als Kulturmodell. Prolegomena zu einer *Allgemeinen Greffologie* (2.0)«, in: Ders. (Hg.): *Pfropfen, Impfen, Transplantieren*, Berlin 2010, S. 9–27. Ders.: »Zitieren Pfropfen Exzerpieren«, in: Martin Roussel (Hg.): *Kreativität des Findens – Figurationen des Zitats*, Paderborn 2012, S. 79–98.

⁴⁶ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 290.

metaphorische Aussage in der paradoxen Struktur »x ist *und* ist nicht y« dar. Die Erweiterung einer Metapher zu einem Vergleich nach dem Muster »x ist *wie* y« kommt daher ihrer Ent-Spannung gleich, weshalb auch Aristoteles schon den Vergleich geringer schätzte. Erst später von der klassischen Rhetorik als »verkürzter Vergleich« definiert, bestimmt Aristoteles die Metapher genau anders herum: Der Vergleich ist eine entfaltete Metapher und dadurch uninteressanter als jene, nicht nur weil er weitschweifiger spricht, sondern auch, weil er nicht mehr mitteilt, dass »dieses jenes« (*toûto ekeîno*) sei.⁴⁷ Hierin folgt Ricœur nun Aristoteles – wenn auch in anderer Absicht.

Während die Metapher auf einer Spannung des Referenzpostulates beruht, dass »dieses jenes *ist* und *nicht ist*«, muss der Begriff ebenso wie der übliche Sprachgebrauch diese Spannung lösen, indem er sich für eine der beiden Möglichkeiten entscheidet. Wörtlich genommen ist die Metapher schlechterdings falsch; nur der übertragene Sinn kann als wahr anerkannt werden. Um die Metapher als eine wahre Aussage anzuerkennen, muss der Begriff eine Modifikation seines eigenen »Netzes von Prädikaten« vornehmen und den entsprechenden Satzsubjekten neue Attribute zuerkennen oder alte verändern.

Für Ricœurs Theorie der Spannung sind damit drei Anwendungsfälle vorgesehen: (1) eine »Spannung innerhalb der Aussage«, die zwischen *focus* und *frame* besteht: also den metaphorischen und nicht-metaphorischen Elementen eines Satzes; (2) eine »Spannung zwischen zwei Interpretationen: einer wörtlichen Interpretation, die durch die semantische Impertinenz zunichte gemacht wird, und einer metaphorischen Interpretation, die den Unsinn zum Sinn macht«; und (3) eine »Spannung in der Relationsfunktion der Kopula: zwischen Identität und Differenz im Bewegungsfeld der Ähnlichkeit«, die letztlich in einer »Spannung in der Referenz zwischen dem *ist* und dem *ist nicht*« besteht.⁴⁸ Ausgehend von diesen drei Spannungsfeldern lassen sich nun die Verhältnisse innerhalb der Triade *lebendige Metapher – tote Metapher – Begriff* genauer bestimmen.

Eine lebendige Metapher kann sich lexikalisieren, indem sie durch häufigen Gebrauch zu einem gewöhnlichen Ausdruck wird, der dadurch den Charakter der Abweichung verliert. Die Metapher verwandelt sich damit in das, was Aristoteles ein übliches Wort (*kyrion*) nennt, das der Metapher als einem entfremdeten Wort (*allótrios*) entgegengesetzt ist. Tote Metaphern wären also nach Aristoteles gar keine Metaphern. Doch sind sie nach Ricœur noch kein Begriff. Verbegrifflicht werden tote Metaphern erst, wenn sie in ein Bedeutungsnetz eingefügt werden. Das Bilden neuer Begriffe ist damit dem Bilden neuer Metaphern äquivalent: als eine Weise der Bedeutungsstiftung. Doch während die Begriffsarbeit ein Kampf um Eindeutigkeit (*lutte pour l'univocité*) ist,⁴⁹ in dem es darum geht, allen Aus-

⁴⁷ Aristoteles: *Rhetorik* III 4, 1406b. Siehe oben, Kap. V.1.

⁴⁸ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 239–241, 275–278.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 283 [383].

drücken Bedeutungen gleicher Stufe (*significations de même degré*) zuzuweisen,⁵⁰ ist das Werk der Metapher zunächst ein semantischer Schock, der den üblichen Sprachgebrauch oder definierte Begriffsbedeutungen verletzt.

Auf die Aussage einer lebendigen Metapher kann sich der Begriff nun in doppelter Weise beziehen: Einerseits interpretierend und paraphrasierend, die Metapher also explizierend. Der Begriff unterwirft dann die Metapher seinem eigenen Geltungsbereich, übersetzt sie in einen wörtlichen Sinn. Was sich nicht fügt, ist folglich Unfug. Andererseits spricht Ricœur von einer Gravitationswirkung (*l'effet gravitationnel*) des metaphorischen Sinns, der eine Anziehungskraft (*attraction*) auf das begriffliche Netz von Prädikaten (*réseau de prédicats*) und seinen vertrauten Referenzbereich (*référence familier*) ausübt, weil die metaphorische Aussage eine Forderung (*demande*) an das begriffliche Denken enthält.⁵¹ Sobald der Begriff seine Arbeit aufnimmt, um die Metapher zu interpretieren, entfaltet sich eine zweite Anziehungskraft, die der spekulative auf den metaphorischen Diskurs ausübt.⁵² In dieser gegenstrebigen Bewegung einer wechselseitigen Anziehungskraft erkennt Ricœur die belebende Wirkung der Metapher auf die Sprache.

Die Belebung des Begriffs durch die Metapher findet ihre Entsprechung in der Verjüngung (*rajeunissement*) toter Metaphern: Dieser Vorgang der Entlexikalisierung eines metaphorischen Ausdrucks ist keineswegs symmetrisch zu der früheren lexikalischen Erfassung. Sein Spektrum reicht von der Erweckung (*réveil*) der etymologischen Motivation bis hin zur falschen Etymologie (*fausse étymologie*), die unter der Präntention eines ursprünglichen Sinns tatsächlich einen neuen Sinn produziert.⁵³ Jeder Wiederbelebungsversuch eines ursprünglichen Sinns sei nur eine weitere Neubeschreibung, die die Polysemie eines Wortes weder reduziert noch restituiert, sondern vermehrt. Obwohl solche Verjüngungskuren bisweilen den Vorwurf historischer Ungenauigkeit oder Verfälschung nach sich ziehen – wenn etwa Hegel *Wahrnehmung* als *für-wahr-nehmen* oder Heidegger *alētheia* als *Unverborgenheit* verstehen – so betrachtet Ricœur sie doch als ein legitimes Mittel philosophischer Begriffsbildung.⁵⁴

Was das Verhältnis von Begriff und toter Metapher anbelangt, so bleiben sie in ihrer konstitutiven Beziehung zueinander wesentlich different. Nichts anderes meint Ricœur, wenn er schreibt: »Eine tote Metapher beleben [*raviver*] heißt keineswegs den Begriff entlarven.«⁵⁵ Durch die Lexikalisierung einer Metapher entstehe noch keinerlei abstrakte Bedeutung. Diese setze nämlich einen zweistufigen Prozess voraus: zunächst die Lexikalisierung der metaphorischen Aussage,

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 281 [381].

⁵¹ Vgl. ebd., S. 278–285 [379–384].

⁵² Vgl. ebd., S. 283 [382].

⁵³ Vgl. ebd., S. 269 [370].

⁵⁴ Vgl. ebd. Ricœur bezieht sich dabei offenbar auf Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, A II u. III, sowie Heidegger: »Logos (Heraklit, Fragment 50)«, in: *Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, S. 206–207 und »Alētheia (Heraklit, Fragment 16)«, in: ebd., S. 267.

⁵⁵ Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 269 [371].

deren Resultat die tote Metapher ist, die dann zum Gegenstand einer zweiten Operation, der eigentlichen Begriffsbildung wird, die darin besteht, »der Metaphernproduktion selbst eine neue Begriffsproduktion aufzupfropfen [greffer].«⁵⁶

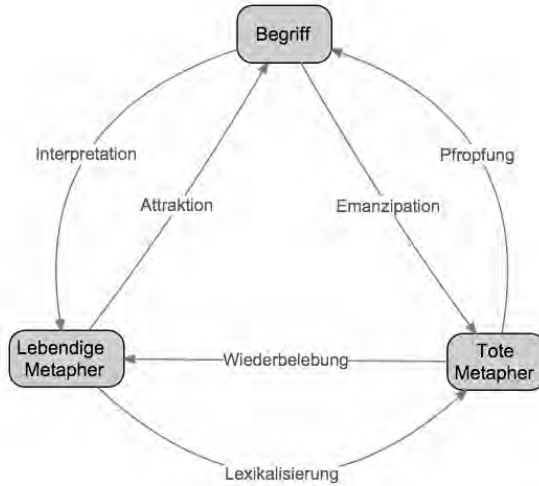


Abbildung 2: Ricœur Triade als gegenstrebiges Gefüge

Die Triade *lebendige Metapher – tote Metapher – Begriff* lässt also insgesamt drei Wechselbeziehungen zwischen je zwei Gliedern zu: Zwischen lebendiger Metapher und toter verläuft die Bewegung der Lexikalisierung, in der Gegenrichtung entsprechend die Wiederbelebung. Das Verhältnis von lebendiger Metapher und Begriff ist einerseits bestimmt durch Attraktion, andererseits durch die Interpretation. Zwischen toter Metapher und Begriff schließlich besteht eine konstitutive Bindung der Pfropfung und zugleich eine konstitutive Trennung des Schnitts, den die Abstraktion legt, um sich von der Metapher wieder losreißen zu können.

4. Interpretation: Netzbildung der metaphorischen Welt

Indem Ricœur letztlich nur zwei Polen der gespannten Triade eine Aktivität zuerkennt, geht es ihm vor allem um das Verhältnis von Begriff und lebendiger Metapher. Bedeutsam wird dieses Spannungsverhältnis für die Tätigkeit der Interpretation: »Jede Interpretation will den von der metaphorischen Aussage vorgezeichneten Entwurf in einen Horizont des begrifflich verfügbaren und beherrsch-

⁵⁶ Ebd., S. 272 [373].

baren Verstehens eintragen.«⁵⁷ Dadurch muss die Interpretation notwendig das Metaphorische und die von ihm mobilisierten Wechselwirkungen auflösen. Die erschöpfende Paraphrase der Metapher hebt die Spannung der doppelten Referenz auf und fixiert die metaphorische Bedeutung innerhalb der etablierten Wissensordnung. Der Paraphrase als hermeneutischer Operation eignet damit ein affirmativer Zug, der eine bestehende Sprach- und Wissensordnung immer nur bestätigen kann.

Die lebendige Metapher hingegen erlaubt eine Neubeschreibung des Wirklichen, indem sie die Referenz des wörtlichen Sinns vorübergehend suspendiert oder in eine Latenz versetzt, indem sie eine andere, neue Referenz postuliert, die zu suchen Aufgabe der Interpretation ist:

»die andere, gesuchte Referenz verhielte sich zur neuen semantischen Pertinenz wie die aufgehobene Referenz zu dem wörtlichen Sinn, den die semantische Impertinenz zerstört. Dem metaphorischen Sinn würde dann eine metaphorische Referenz entsprechen, wie dem unmöglichen wörtlichen Sinn eine unmögliche wörtliche Referenz entspricht.«⁵⁸

Wenn es der Metapher nun gelingt, mittels dieser Operation etwas auszusagen, dass innerhalb eines bestimmten Kontextes als plausibel und sinnvoll anerkannt wird, dann muss es möglich sein, die neue Referenz mit der aufgehobenen Referenz in Beziehung zu setzen. Diese Beziehung leistet nach Ricœur die Ähnlichkeit: »Bevor die Einzeldinge durch die Regel einer logischen Klasse beherrscht werden, besteht zwischen ihnen eine Familienähnlichkeit [*ressemblance de famille*]. Die Metapher als Redefigur stellt den Prozess, der *verdeckt* durch die Verschmelzung der Differenz in der Identität die semantischen Felder hervorbringt, *offen* durch einen Konflikt zwischen Identität und Referenz dar.«⁵⁹

Auf Grundlage des Konflikts von Identität und Referenz lässt sich die Metapher einerseits als Vorstufe des Begriffs bestimmen, insofern an ihr der Prozess der Begriffsgenese nachvollziehbar wird, andererseits bekundet sich der Begriff darin auch als eine Schwundstufe der Metapher, insofern die Metapher dasselbe im Verschiedenen nicht, wie der Begriff, auf eine Identität zusammenzwingt, sondern die Spannung der Beziehung präsent bleiben lässt. Der Verstoß gegen die wörtliche Bedeutung wäre dann eine Gerechtigkeit gegenüber den Dingen.

Dieselbe Eigenschaft ermöglicht nun auch jenen Vorgang, den Ricœur die Netzbildung der metaphorischen Welt (*constitution en réseau de l'univers métaphorique*) nennt.⁶⁰ Ihr genaues Gegenüber sei das wissenschaftliche Modell, das Ricœur mit Mary Hesse und Stephen Toulmin als ein komplexes Netz von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*) bestimmt: »was Toulmin die »systematische Entfaltbarkeit« des Modells nennt, hat sein Äquivalent in einem Metaphernetz

⁵⁷ Ebd., S. 284.

⁵⁸ Ebd., S. 226–227.

⁵⁹ Ebd., S. 189 [252].

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 233 [306].

(*réseau métaphorique*) und nicht in einer isolierten Metapher.⁶¹ Wie die Referenz des Modells ist auch die Referenz eines Metaphernnetzes eine mögliche Wirklichkeit. Dies kann auf unterschiedliche Weise realisiert werden: Entweder durch einen bestimmten Metapherotyp, den Max Black *archetyp*, Stephen R. Pepper *root metaphor* und Ricœur nun als *réseau métaphorique* bzw. als *ausgeführte Metapher* (*métaphore continuée*) bezeichnet, die sich in Gestalt der Fabel, der Allegorie, des Mythos entfaltet.⁶² So erklärt Ricœur, in Bezug auf die Tragödie:

»Der tragische *mythos* weist tatsächlich alle Züge der ›Radikalität‹ und der ›Vernetzung‹ [*organisation en réseau*] auf, die Max Black den Archetypen, also den Metaphern vom gleichen Rang wie die Modelle zuschrieb; das Metaphorische [...] besteht wie das der Modelle darin, einen weniger bekannten Bereich [...] durch die Beziehungen eines fiktiven, doch besser bekannten Bereichs [...] zu beschreiben und dabei alle Möglichkeiten ›systematischer Entfaltbarkeit‹ zu benutzen, die in dieser Fabel enthalten sind.«⁶³

Die strukturelle Verwandtschaft von Metapher, Modell und Narration ist von systematischer Bedeutung für Ricœurs Theorie der Metapher und der Interpretation.⁶⁴ Sie gesteht dem ›Metaphernnetz‹ dieselbe strukturelle Leistung zu wie dem Modell, nur mit dem Unterschied, dass das Modell der prädikativen Struktur des Begriffs folgt, die in der Metapher suspendiert ist. Ausgehend davon will Ricœur die Gefahr vermeiden, die Metapher und ihre Entfaltungen auf zweifache Weise zu verkennen: Entweder im Modus der *rationalistischen Demythifizierung*, die sie als unwahre entlarven will oder im Modus der *ontologischen Naivität*, die sie beim Wort nimmt.⁶⁵ Ein angemessenes Verständnis der metaphorischen Wahrheit kann folglich nicht umhin, die Spannung des *als ob* aufrechtzuerhalten. Darum plädiert Ricœur für einen hermeneutischen Stil, der als ein gemischter Diskurs (*discours mixte*) auftreten muss, weil er einer doppelten Anziehungskraft von zwei rivalisierenden Forderungen (*l'attraction de deux exigences rivales*) ausgesetzt ist.⁶⁶

Mit dem hermeneutischen Stil des gemischten Diskurses versucht Ricœur jener Spannung zu begegnen, die Aristoteles mit seiner Theorie der Metapher hinterlassen hat: Als ein sprachliches Phänomen, das dem Bereich der Redekunst (*Rhetorik*) und der Dichtung (*Poetik*) gleichermaßen zugehört. Strukturell identisch, erfüllt die Metapher in beiden Bereichen verschiedene Funktionen. Die Aristotelische *Rhetorik*, noch alles andere als eine Botanik der Redefiguren, ist der Versuch, die Performativität der politischen Rede mit der Strenge logischer Be-

⁶¹ Ebd. Vgl. Hesse: *Models and Analogies in Science*, Notre Dame 1966 und Stephen Toulmin: *The Philosophy of Science*, London 1953.

⁶² Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 233 [306]. Vgl. Black: *Models and Metaphors* und Pepper: *World Hypotheses*.

⁶³ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 235 [308].

⁶⁴ Vgl. Paul Ricœur: »Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik«, in: *Vom Text zur Person*, hrsg. v. Peter Welsen, Hamburg 2005. Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, München 2007.

⁶⁵ Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 241–251. Als Vertreter beider Ansätze kritisiert Ricœur Philip Wheelwright: *Metaphor and Reality*, Bloomington 1962 und Turbayne: *The Myth of Metaphor*, New Haven 1962.

⁶⁶ Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 284 [383].

weisführung zu vermitteln. Das auf Taten und Entscheidungen gerichtete Vermögen der Beredsamkeit und seine Macht über das öffentliche Leben soll durch das auf Wahrheit gerichtete Vermögen philosophischen Denkens in den Griff gebracht werden. Vor dem Hintergrund einer Theorie der Argumentation weist Aristoteles der Metapher hier einen besonderen Stellenwert zu: sie soll etwas lehren, indem sie etwas Wahres prägnant vor Augen führt.⁶⁷ In der *Poetik* hingegen fungiert sie als ein Teil der *lexis* des literarischen Kunstwerkes, dessen Aufgabe es nicht ist, Taten anzustiften, sondern gute und schlechte Handlungen in ihren Möglichkeiten darzustellen. Die Rhetorik soll überzeugen und eine Entscheidung herbeiführen; die Dichtung nachahmen und eine *kátharsis* bewirken.

Ricœurs Theorie der Metapher nimmt diese Spannung zwischen der politischen und poetischen Funktion der Metapher wieder auf. Indem sie eine Neubeschreibung des Wirklichen ermöglicht, kann die poetische Metapher politisch werden. Während die Gefahr der rationalistischen Demythifizierung der Metapher darin liegt, diese Möglichkeit zu verkennen, ist es die Gefahr der ontologischen Naivität, die Möglichkeit selbst schon als das Reale zu betrachten. Die Hermeneutik des gemischten Diskurses, den Ricœur intendiert, versucht die Spannung zwischen der Klarheit des Begriffs und der Dynamik der Metapher zu bewahren und weiterzutragen, damit sie »den Schwung der Einbildungskraft auf ein ›mehr denken‹ auf die Ebene des Begriffs überträgt. Dieser Kampf um das ›mehr denken‹ unter Anleitung des ›belebenden Prinzips‹ ist die ›Seele‹ der Interpretation.«⁶⁸

Wenn Ricœur die Metapher als ein sprachliches Mittel der Neubeschreibung des Wirklichen bestimmt, so begründet er dieses Vermögen mit derselben strukturellen Verfassung, die auch dem Begriff eignet: das Vermögen, Netze zu bilden. Wenn nun aber die Netzstruktur die Autonomie des Begriffs gegenüber der toten Metapher sichern soll, dann stellt sich die Frage, warum es sich bei dem Netz des Begriffs und dem Netz der Metapher nicht einfach nur um zwei miteinander inkompatible Netze handeln soll, deren Verknüpfung ja gerade das eigentümliche Vermögen der Metapher ist. Womit also wird die konstitutive Differenz von Begriff und Metapher letztendlich begründet? Die Antwort auf diese Frage und ihre Relevanz für eine Metaphorologie der Vernetzung verlangt eine Revision des Begriffs der toten Metapher.

Die Analyse der Triade *lebendige Metapher – tote Metapher – Begriff* hat ergeben, dass ihre wechselseitige Spannung getragen wird von den aktiven Polen der lebendigen Metapher und dem Begriff – vermittelt durch den passiven Pol der toten Metapher. In ihr scheint sich die Spannung des ganzen Gefüges aufzulösen.

⁶⁷ Aristoteles: *Rhetorik* III 10, 1410b. Siehe oben, Kap. V, S. 106, vgl. Anm. 44.

⁶⁸ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 284. Den »Schwung« holt Ricœur aus dem § 49 von Kants *Kritik der Urteilskraft*, demzufolge die belebende Wirkung von Dichtkunst und Beredsamkeit darin besteht: »der Einbildungskraft einen Schwung [zu] geben, mehr dabei, obzwar auf unentwickelte Art, zu denken, als sich in einem Begriffe, mithin in einem bestimmten Sprachausdrucke, zusammenfassen läßt.« Vgl. Kant: *Kritik der Urteilskraft*, S. 252.

Ricœur erklärt: »Bei der banalen oder gar toten Metapher verschwindet [*disparaît*] die Spannung zu unseren akkumulierten Kenntnissen.«⁶⁹ Für die Interaktion zwischen Begriff und lebendiger Metapher gibt es damit zwei Wege: Entweder den *direkten*, der die Metapher in begrifflichen Diskursdomänen und das Verhältnis metaphorischer und begrifflicher Netze betrifft; oder den *indirekten*, der über die tote Metapher verläuft, einerseits als Ergebnis historischer Sedimentationsvorgänge (Polysemie) und andererseits als Grundlage systematischer Terminologisierungsprozesse (Pfropfung).

In seiner Auseinandersetzung mit Aristoteles und Derrida interessiert sich Ricœur vor allem für den *direkten* Weg der Wechselbeziehung zwischen Begriff und Metapher, um aus der Interpolierung beider Sphären deren spannungsvolles und schöpferisches Verhältnis zueinander und das Verhältnis der Interpretation zu beiden zu bestimmen. Während für Ricœur der Diskurs über die tote Metapher insbesondere der Klärung dieses Verhältnisses dient, wird sie für ihn selbst nicht zum Gegenstand einer weiterführenden Fragestellung. In der vorliegenden Untersuchung ist es gerade umgekehrt. Denn der Versuch einer Klärung des Status' der Netzmetaphorik wirft die Frage wieder auf, die für Ricœur schon geklärt schien. Handelt es sich bei dem Netz also um einen Begriff, um eine tote oder eine lebendige Metapher?

Eine lebendige Metapher scheint es nicht zu sein, wird sie doch geradezu selbstverständlich eingeführt und terminologisch verwendet. Offenbar fehlt ihr die nötige Impertinenz. Um einen Begriff scheint es sich aber auch noch nicht zu handeln, da ihm die nötige Bestimmtheit fehlt. Denn Ricœur gibt keine Definition dessen, was er unter einem Netz versteht. So scheint sich an der Netzmetaphorik genau jener Prozess zu vollziehen, den Ricœur als die Aufpfropfung eines philosophischen Diskurses auf eine tote Metapher bezeichnet. Aber weist das Netz tatsächlich die für eine tote Metapher nötige Lexikalisierung auf? Beziehungsweise, welche ›akkumulierten Kenntnisse‹ haben sich denn in der Polysemie des Wortes sedimentiert?

Ricœur selbst operiert mit einer Reihe impliziter Kriterien, um jenes komplexe Gefüge zu beschreiben, was er ein Netz nennt. Ich schlage vor, sie folgendermaßen zu benennen: Komplexität, Flexibilität, Dezentralität und Stratifikation. Die *Komplexität* bezeichnet die Struktur des Kontextes als ein interdependentes Gefüge von Wort- und Aussagesemantik. Die *Flexibilität* referiert auf die Kontingenz dieses Gefüges, also die historische Wandelbarkeit seiner Struktur. Die *Dezentralität* markiert die Abwesenheit eines privilegierten Signifikanten, der das Gefüge von einem semantischen Kern aus regiert. Und die *Stratifikation* beschreibt die Geschichtlichkeit des Gefüges als ein Sediment, das die Resultate früherer Redeinstanzen zur Grundlage der späteren macht, wodurch verschiedene Bedeutungsebenen entstehen können. So bezeichnet das Netz in Ricœurs Theorie ein komplexes Diskursgefüge, das die semantische Struktur sowohl des Begriffs als auch der

⁶⁹ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 206 [271].

Metapher bestimmt. Ein Begriffsnetz (*réseau conceptuel*) organisiert sich als ein Netz von Bedeutungen (*réseau de significations*) bzw. von Bedeutungsverknüpfungen (*réseau d'inter-significations*).⁷⁰ Ein Metaphernnetz (*réseau métaphorique*) bewirkt auf der Grundlage seiner systematischen Entfaltbarkeit die Netzbildung der metaphorischen Welt (*constitution en réseau de l'univers métaphorique*).⁷¹ In einem Netz von Wechselwirkungen (*réseau d'interactions*)⁷² stehen metaphorische und wörtliche Kontexte miteinander in Kontakt, irritieren, verändern oder stabilisieren sich gegenseitig, können sich einander anschließen, anverwandeln oder integrieren.

Der konstitutive Unterschied zwischen Begriffs- und Metaphernnetz liegt lediglich in der Art ihrer prädikativen Struktur und der Zahl ihrer möglichen Bedeutungen. Diese ist beim Begriff bestimmt durch ein System von Aussagen und Definitionen. Ein Metaphernnetz kann zwar analoge Strukturen ausbilden, die sich zu einem Mythos oder einer Allegorie entfalten können, seine prädikative Struktur würde es aber stets als übertragene Rede markieren. Insofern diese nicht syntaktisch geregelt ist, sondern von einer geltenden Wissensordnung abhängt, ist der Unterschied zwischen Begriffs- und Metaphernnetz bestimmt durch ein kohärentes Netz von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*) bzw. ein Netz von Prädikaten (*réseau de prédicats*),⁷³ die innerhalb einer Sprechergemeinschaft für bestimmte Referenzbereiche als die wörtliche Beschreibung dessen gelten, was für sie wahr hält.

Ganz allgemein betrachtet, als kohärenter Aussagezusammenhang, scheint die Metapher des Netzes also mit dem Begriff des Kontextes zu konvergieren, wobei ›Kontext‹ hier die lexikalische Bedeutung, enzyklopädische Bedeutung und diskursive Geltung eines Ausdrucks umfasst. Während der konventionelle Sprachgebrauch, als ein Netz allgemein akzeptierter oder umstrittener Aussagen, tote Metaphern zulässt, kommen in der Domäne des Begriffs *per definitionem* keine toten Metaphern vor. In dem von Ricœur idealisierten Zustand fehlt dem begrifflichen Netz also die Eigenschaft der *Stratifikation*, da es nur aus Bedeutungen gleicher Stufe (*significations de même degré*) besteht.⁷⁴ Das Netz des Begriffs ist analytisch gereinigt: Es bestimmt sich durch reziproke Querverbindungen, durch die es sich vom Netz der üblichen Rede emanzipiert, auf das es sich zu seiner Konstitution einmal aufgepfropft haben mochte.

Das Netz der lebendigen Metapher ist wiederum ein doppeltes: Zum einen das gegenstrebige Gefüge von Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Kontexten, die durch die Impertinenz der metaphorischen Aussage in Gang gesetzt werden: Das Netz der Metapher in diesem Sinne ist ein *Diskursereignis*, das eine befremdliche Verknüpfung diskreter Kontexte einer konventionellen Wissens- und

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 261–263 [364], 271 [372], 277 [378] u. 281 [381].

⁷¹ Vgl. ebd., S. 232–233 [306].

⁷² Vgl. ebd., S. 165 [127].

⁷³ Vgl. ebd., S. 233 [306] u. 278 [379].

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 281 [381].

Sprachordnung produziert. Die Wiederholung des Ereignisses kann zu einem neuen Element dieser Ordnung werden. Davon unterscheidet Ricœur einen bestimmten Typus von Metapher, der ein eigenes, kohärentes Netz von Aussagen zu entfalten imstande ist. Solche Metaphernnetze weisen Ricœur zufolge die Eigenschaften von Modellen auf. Sie sind das Ergebnis der systematischen Entfaltbarkeit von Metaphern. Ein Metaphernnetz in diesem zweiten Sinne entspricht also einem kohärenten Zusammenhang metaphorischer Aussagen, d.h. einer *Diskursformation*.

Als ein *Diskursereignis* ist das Netz der Metapher eine impertinente Beziehung zwischen verschiedenen Elementen einander zunächst inkommensurabler semantischer Felder. Der Zusammenhang von Aussagen, den das Vernetzungsereignis produziert, muss nicht kohärent sein – und ist es umso weniger, je wörtlicher eine Metapher genommen und über ihren *focus* hinaus weitergesponnen wird.⁷⁵ Ein allgemeines Kriterium aber, wie weit oder eng der *focus* zu verstehen ist, gibt es nicht und wird von der Metapher selbst nicht mitgeliefert. In dem Maße, wie die Interpretation die involvierten Kontexte einer metaphorischen Aussage konvergieren lässt, desto impertinenter werden sich *focus* und *frame* zueinander verhalten, d.h. je weiter sie die Implikationen einer Metapher entfaltet, desto absurder droht sie zu werden.⁷⁶

Anders verhält es sich bei Metaphernnetzen, die sich als *Diskursformation* beschreiben lassen. Solche Metaphern scheitern nicht, sondern gelingen durch eine immer weiterführende Modifikation des *frames* durch den *focus*. In dem Maße, wie der *focus* den *frame* dominiert, schlagen Metaphern schließlich in Allegorien oder Mythen um. Die semantische Spannung besteht dann nicht mehr zwischen einer metaphorischen Aussage und ihrem wörtlichen Kontext, sondern zwischen zwei kohärenten Netzen, von denen eine Sprechergemeinschaft das eine als wörtlichen und das andere als übertragenen Sprachgebrauch klassifiziert.

Für eine metaphorische Aussage gibt es somit zwei Wege einer Auflösung der Impertinenz und damit ihrer charakteristischen prädikativen Spannung. Entweder sie wird durch eine Sprechergemeinschaft als einzelne Wendung in ein kohärentes Netz wörtlicher Aussagen integriert (als tote Metapher) oder sie wird Teil eines Netzes metaphorischer Aussagen, das als gesamtes kohärent ist, aber in Konflikt zu einem konkurrierenden Netz wörtlicher Aussagen steht (z.B. als religiöse Parabel). Ein kohärentes Metaphernnetz externalisiert demzufolge die semantische Spannung, die sich dann als eine Kontroverse zwischen verschiedenen

⁷⁵ So könnte man sich fragen, wohin das *Staatsschiff* eigentlich fährt. Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer*, S. 14, Anm. 5 zitiert einen Vorfall aus dem Deutschen Bundestag (1975), in dem sich die nautische Metaphorik im Laufe einer Haushaltsdebatte soweit verselbständigte, dass sich die Abgeordneten am Ende als *blinder Passagier* und *Klabautermann* beschimpften.

⁷⁶ Selbst wenn man z.B. Hobbes' Metapher zustimmt, dass der *Mensch dem Menschen ein Wolf* sei, so wird man ihr doch wohl nicht so weit folgen, dass Menschen pelzige Vierbeiner sind. Die konventionalisierte Metapher legt ihre Bedeutung auf seine Raubtierhaftigkeit fest, obwohl z.B. auch die Meutenbildung ein möglicher Kontext für die Interpretation der Metapher wäre.

Diskursen manifestieren kann, insofern beide einander inkommensurable Aussagen in Bezug auf dieselbe Sache treffen.

Ausgehend von den bisherigen Überlegungen kann der Status des Metaphorischen als ein Kompromiss zwischen zwei unterschiedlichen Wahrheitsansprüchen angesehen werden. Statt um Wahrheit oder Falschheit ginge es um die Anerkennung einer wörtlichen und einer übertragenen Wahrheit. Der Preis eines solchen Kompromisses besteht folglich in der Akzeptanz eben jener semantischen Spannung, die für Metaphern charakteristisch ist. Erst dann, wenn beide Netze unverzüglich einen wörtlichen Wahrheitsanspruch, d.h. eine Bedeutungsebene gleicher Stufe behaupten, kommt es zwischen ihnen zu einem Widerspruch (z.B. als Streit zwischen Darwinismus und Kreationismus). Demgegenüber besteht eine dialektische Lösung des Konflikts in einer Aufhebung der Widersprüche. Eine begriffliche Aufhebung der Widersprüche würde eine Auflösung der metaphorischen Spannung bedeuten. Alles wäre versöhnt.

Folgen die Lexikalisierung von Metaphern und ihre Integration als tote in ein Netz wörtlicher Aussagen einem solchen Modell der Versöhnung? Was genau passiert mit der Spannung, die das Netz als ein Diskursereignis noch durchzieht? Verschwindet (*disparaît*) sie einfach, wie Ricœur meint, in unseren akkumulierten Kenntnissen, d.h. in den pertinenten Netzen einer bestimmten Wissensordnung? Wenn die metaphorische Spannung durch die prädikative Spannung des $\langle x \text{ ist und ist nicht } y \rangle$ zustande kommt, kann diese widersprüchliche Prädikation dann allein durch die Wiederholung ihrer Äußerung durch eine einflussreiche Sprechergemeinschaft irgendwann einfach zu einem $\langle x \text{ ist } y \rangle$ werden? Oder bleibt die Möglichkeit prinzipiell bestehen, dass die Spannung, die in der neuen Pertinenz gleichsam eingefroren wird, durch bestimmte Ereignisse wieder freigesetzt werden kann? Was geschieht in dem Moment, da sie, wodurch auch immer, wieder zum Leben erweckt wird? Diese Möglichkeit einer Wiederbelebung räumt Ricœur für tote Metaphern ja prinzipiell ein. Ist dieser Vorgang aber tatsächlich identisch mit der Produktion einer lebendigen Metapher, wie Ricœur nahelegt?

Die Auslöschung der metaphorischen Spannung in stabilisierten Netzen einer Wissensordnung würde voraussetzen, dass die ursprüngliche Kontextkontroversion von einer Deutung reguliert wird, die auf einer verbindlichen Neukonfiguration der Wissensordnung und einer Stabilität ihrer Kontexte beruht. Eine stabilisierte Deutung könnte aber durch verschiedene Momente wieder destabilisiert werden: Erstens durch eine bewusste Re-Metaphorisierung der toten Metapher, zweitens durch ihre Reifikation und drittens durch eine Destabilisierung des Kontextes selbst. Eine Destabilisierung des Kontextes würde einer historisch bedingten Veränderung von Sinn und Referenz entsprechen, die dem Modell Ricœurs zufolge denselben Effekt produziere wie eine lebendige Metapher. Die veränderten Bedingungen erzwingen aber eine Interpretation, die sich unter der Voraussetzung der bisherigen Deutungen des adressierten Sachverhalts in dem

veränderten Kontext bewähren muss.⁷⁷ Darin liegt einerseits eine Beschränkung möglicher Neuinterpretationen, andererseits aber auch die Möglichkeit zu einer Umdeutung vorangegangener Interpretationen. Die Produktion einer tatsächlich neuen, poetischen Metapher hängt aber nicht notwendig von solchen Beschränkungen ab. Eine tote Metapher wiederum wäre ganz auf die Stabilität ihres Kontextes angewiesen.

Ricœur selbst bemerkt, dass »die Konstanz der Kontexte [...] nicht selbstverständlich ist; ihre Stabilität ist vielmehr ein erklärungsbedürftiges Phänomen«.⁷⁸ Ricœurs Erklärungsversuche gehen indessen nur soweit, um die schöpferische Kraft der lebendigen Metapher und ihre Rolle für die Erweiterung von Polysemie zu beschreiben. Der Frage nach den Stabilitätsbedingungen wörtlicher Bedeutung geht Ricœur nicht weiter nach, weil sie für seine Zwecke nicht weiter wichtig ist. Als maßgeblichen Faktor nennt er lediglich die Autorität einflussreicher Sprechergemeinschaften und ihrer Wörterbücher. Weit davon entfernt, damit die Stabilitätsbedingungen eines Kontextes erschöpfend benannt zu haben, verweisen doch schon diese beiden Faktoren auf eine prinzipielle Kontingenz der Stabilisierungsfaktoren.

5. Interpertinenz: Untote Metaphern als komplex stratifizierte Netze

Die von Ricœurs Theorie eröffnete, aber unbedacht gebliebene Konsequenz einer Interdependenz von Stabilität und Spannung erlaubt es nun, ein Modell komplex stratifizierter Metaphern auf der Grundlage der semantischen Interaktion von Konnotation und Kontext zu entfalten. Gerade im Hinblick auf das zu untersuchende Phänomen absoluter oder kultureller Leitmetaphern scheint ein solches Modell vielversprechend. Denn es ermöglicht die theoretische Beschreibung eines Typs von Metapher, dessen Dynamik, Bedeutungsumfang und Referenzbereich nicht nur einer bloßen Sinnakkumulation auf Ebene der Polysemie, sondern einer Komplexitätssteigerung der in ihr verknüpften Kontexte entspricht.

⁷⁷ An einem Beispiel ließe sich das verdeutlichen: Der Begriff der Alterspyramide etwa hat sich als lexikalisierte Metapher etabliert, um die Form der Altersverteilung der Bevölkerung in einem Diagramm zu bezeichnen, in dem die jüngsten Jahrgänge die Basis einer Grafik bilden, wobei die Zahl der Angehörigen eines Jahrgangs mit zunehmenden Alter abnimmt. Die Erhebungen und Prognosen des Statistischen Bundesamtes zeigen, wie sich die Altersstruktur verändert, so dass von einer Pyramidenform heute schon keine Rede mehr sein kann (vgl. <http://www.destatis.de/bevoelkerungspyramide>). So schreibt die *Welt* am 8. August 2003: »Die Alterspyramide in Deutschland wird in absehbarer Zeit Kopf stehen, es fehlt an Nachwuchs.« Die Destabilisierung des Kontextes führt so zu einer neuen konventionellen Metapher der kopfstehenden Pyramide, die öfters Verwendung findet, um den demographischen Wandel als eine Umkehrung der normalen Verhältnisse zu thematisieren und zu bestimmten politisch-ökonomischen Entscheidungen zu drängen. Eine Re-Metaphorisierung der Alterspyramide würde demgegenüber die ursprüngliche Spannung wiederherstellen, indem sie z.B. die Frage aufwirft, warum man hier überhaupt von einer Pyramide spreche, wenn Pyramiden doch dreidimensionale Körper sind.

⁷⁸ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 135–136.

Ein solches Modell müsste die (synchrone/horizontale) Interaktionsebene zwischen *focus* und *frame*, also die Wechselbeziehung zwischen Wort und Satz, um eine weitere (diachrone/vertikale) Interaktionsebene ergänzen, die auf der Ebene der sedimentierten Bedeutungen selbst liegt und damit die Wechselbeziehungen zwischen den Konnotationen eines Wortes betrifft. Wenn die lebendige Metapher eine Kontroversion zwischen zwei enzyklopädisch oder konventionell geregelten Kontexten bzw. semantischen Feldern erzeugt, die in einem bestimmten Sprachgebrauch und einer bestimmten Wissensordnung stabilisiert worden sind, dann beruht der Sinn der Metapher auf einer Interpretation, der es gelingt, in der Verletzung dieser Regeln einen bedeutsamen Vorgang zu erkennen. Eine Verallgemeinerung der Interpretation würde die Polysemie des metaphorisch gebrauchten Wortes (*focus*) vergrößern. In der Polysemie erlischt, Ricœur zufolge, die Spannung der metaphorischen Aussage. Die durch den üblichen Sprachgebrauch bzw. eine einflussreiche Sprechergemeinschaft bewirkte Stabilisierung entspräche dem, was Ricœur eine neue Pertinenz nennt.

Die neue Pertinenz kann nun aber zum Ausgangspunkt weiterer Metaphorisierungen werden: Entweder indem sie zum *focus* einer neuen lebendigen Metapher wird, oder indem sich die Kontexte faktisch oder epistemisch destabilisieren, deren spannungsvolle Beziehung sich in einer neuen Pertinenz – vorübergehend, muss man nun sagen – verfestigt hat.⁷⁹ Bezeichnet man den Status der üblichen Bedeutung eines Wortes als Bedeutung erster Stufe, dann würde die Lexikalisierung einer Metapher einer Bedeutung zweiter Stufe entsprechen, insofern diese mindestens zwei pertinente Kontexte (erster Stufe) voraussetzt, die jeweils durch *focus* und *frame* konnotiert werden. Durch eine Übernahme in den üblichen Sprachgebrauch würde die Bedeutung zweiter Stufe auf die Ebene erster Stufe gleichsam absinken bzw. die Differenz zwischen beiden Stufen würde verblassen. Wenn etwa das Wort *kósmos* ursprünglich einen Schmuck, dann ein Zaumzeug, dann eine Heeresformation, die Staatsordnung und schließlich die Weltordnung bezeichnet hat (Kap. V.4), dann setzt die jeweils spätere Stufe des Wortsinns die Metaphorisierung der älteren voraus, bevor die jüngeren Bedeutungen durch

⁷⁹ Ein Beispiel für eine semantische Destabilisierung wäre etwa das *Atom*, das ursprünglich das *Unteilbare* (gr. τὸ ἄτομος zu τέμνω *schneiden*) bedeutet. Zunächst als eine Metapher für eine philosophische Hypothese eingeführt (für kleinste Elementarteilchen, die sich nicht mehr »durchschneiden« lassen), avancierte die Metapher zu einem naturwissenschaftlichen Begriff, bis die Kernspaltung die im ursprünglichen Benennungsmotiv zum Ausdruck gekommene Auffassung widerlegte. Seither ist der aus einer terminologisierten Metapher hervorgegangene Begriff nur noch als konventionelle Metapher in Gebrauch, deren begriffliche Funktion auf Wortebene unter anderem durch die Einführung des Kompositums *sub-atomar* aufrecht erhalten wird. Gerechtfertigt ist diese Aufrechterhaltung allein durch physikalische Begriffe und Modelle, die die Metapher nunmehr als bloßen Namen für ein Phänomen, das ihm »eigentlich« nicht mehr entspricht, an ihrem systematischen Platz halten. Eine Wiederbelebung des wörtlichen Sinns auf derselben Stufe würde den Wortsinn des Kompositums als Unsinn erscheinen lassen: Das Unter-Unteilbare. Im Kontext der Wissensordnung der modernen Physik hat es indessen einen präzisen Sinn. Es bezeichnet die Elementarteilchen.

häufigen Gebrauch auf dieselbe Stufe der wörtlichen Bedeutung (*kýrion*) herabsinken und sich in die Polysemie des Homonyms einreihen. Nichts anderes meint Ricœur, wenn er von einer Erweiterung der Polysemie spricht: Die ursprünglich metaphorische Bedeutung geht in eine wörtliche über. Die lebendige Metapher stirbt und lebt als tote fort.

Die Wiederbelebung einer lexikalisierten Metapher stellt nun die Differenz zwischen beiden Stufen wieder her bzw. macht diese erneut sichtbar (z.B. wenn man den kulturwissenschaftlichen Begriff ›Konstruktion‹ auf seinen architektonisch-technischen Ursprung zurückführt: als Bezeichnung für etwas Künstliches, im Gegensatz zu etwas Natürlichem). Die Etymologisierung einer toten Metapher würde dagegen eine Nullstufe (*degré zéro*)⁸⁰ extrapolieren, auf der die ursprüngliche Bedeutung als der Ausgangspunkt der Übertragung zu suchen wäre (z.B. wenn man den technologischen Begriff der ›Konstruktion‹ auf das lateinische Verbum *struere* zurückführt: als eine Bezeichnung für die Tätigkeit des Schichtens und Stapelns, im Gegensatz etwa zum Graben oder Bohren).

Mit dem Verzicht auf das Postulat einer ›eigentlichen‹ Referenz ist eine absolute Nullstufe allerdings nie zu erreichen. Jeder sprachgeschichtliche Fund kann die Grenze der ursprünglichen Bedeutung immer nur weiter zurückschieben, genauso wie es immer wieder möglich ist, bisher unbekannte Zwischenstufen einer Bedeutungsverschiebung aufzufinden.⁸¹ Wenn eine absolute Nullstufe schon aus Überlieferungstechnischen Gründen nie zu verifizieren ist, so bildet die Nullstufe doch ein notwendiges Postulat der Etymologie, allein um die Chronologie der Wortgeschichte zu organisieren. Empirisch uneinlösbar, aber theoretisch unentbehrlich, bildet sie eine Art sprachgeschichtliches Transzendental. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist es nicht notwendig, sich dieser Instanz zu vergewissern. Pragmatisch betrachtet bewegen sich alle konventionellen Bedeutungen auf einer Bedeutungsebene erster Stufe. Erst eine Irritation lexikalisierten Metaphern oder ihrer stabilisierten Kontexte bewirkt das Auseinandertreten verschiedener Ebenen, entweder in Richtung Ursprung (Nullstufe) oder Innovation (Polysemie).⁸²

Damit ist klar, dass jede Bedeutungsebene erster Stufe, sowie alle sich von ihr ableitenden Ebenen, nicht absolut, sondern nur relational zu bestimmen sind. Es

⁸⁰ Vgl. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 99 [204]. Ricœur selbst diskutiert die Nullstufe als Gegenbegriff zur metaphorischen Bedeutung alternativ zur ›eigentlichen‹ Bedeutung.

⁸¹ Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 262 bestimmt die asyndetische Metapher über jene »lange und kaum erkennbare Kette, deren erstes Glied aufzuzeigen nicht leicht ist, [...] eine geheime Erzählung, welche aus mehreren Metaphern zusammengesetzt ist«. Vgl. oben, Kapitel VI.2.

⁸² Semantische Irritationen sind im alltäglichen Sprachgebrauch nicht ungewöhnlich. So leben etwa viele Kalauer und Wortspiele von dieser Möglichkeit. Es wäre im Gegenteil ungewöhnlich, wenn z.B. Tageszeitung für ihre Schlagzeilen nicht mehr von dieser Möglichkeit Gebrauch machten. Als ein Beispiel dafür sei etwa der Artikel »Herr der Ringe« (*Die Zeit*, 05.01.2011, Nr. 2) genannt, der von dem Box-Promoter Wilfried Sauerland handelt. Der Witz oder zumindest das Prinzip solcher Sprachspiele beruht im Herstellen von – mehr oder weniger gelungenen – Querverbindungen innerhalb der Polysemie eines Wortes, hier des *Rings*, der im wörtlichen Sinne hier natürlich nichts mit Tolkiens Roman zu tun hat, worüber der Kalauer hinwegsehen kann.

gibt also *per se* keinen zentralen Signifikanten, der das Gefüge der Bedeutungen von einem semantischen Kern aus regiert. Aus der Dezentralität und Flexibilität des Netzes folgt somit die Möglichkeit komplex stratifizierter, das heißt in mehrere Bedeutungsebenen gegliederter metaphorischer Netze.

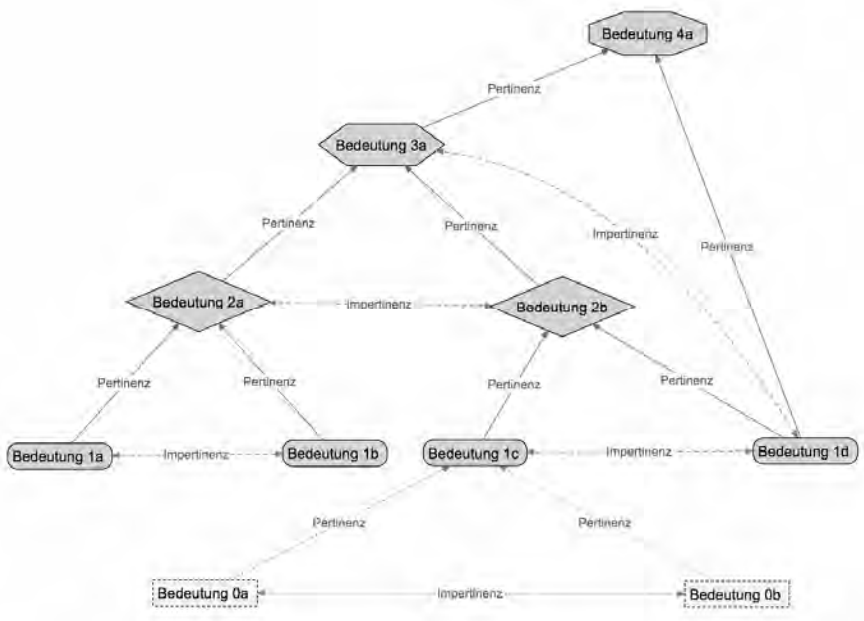


Abbildung 3: *Modell eines komplex stratifizierten Metaphernetzes.* Die diachrone Dimension ist vertikal ausgerichtet: ältere Bedeutungen finden sich unten, neuere oben. In der Horizontalen finden sich Bedeutungen gleicher Stufe. Bedeutungen 0a und 0b repräsentieren eine postulierte etymologische Nullstufe. Bedeutungen 1a-1d repräsentieren vier wörtliche Bedeutungen, aus denen zwei metaphorische hervorgehen. Aus einer Begegnung dieser Bedeutungen zweiter Stufe (2a und 2b) entsteht eine Bedeutung dritter Stufe (3a). Deren metaphorischer Bezug zu einer Bedeutung erster Stufe (1d) bildet eine interne Rekursion auf eine ältere semantische Schicht, wodurch sie eine interpertinente Bedeutung etabliert (4a). Je mehr interpertinente Beziehungen auftreten, desto komplexer ist das Metaphernetz stratifiziert.

Wenn eine entsprechende Unterscheidung und Klassifizierung der Bedeutungsebenen aber als unvermeidlich kontingent angesehen werden muss, weil entweder immer wieder neue (Vor-)Stufen gefunden werden können oder die Sprache beständig semantische Innovationen und neue Konventionen ausbildet, welchen Gewinn würde dann das Modell einer komplexen Stratifizierung mit sich bringen, wenn diese doch immerzu in Veränderung ist?

Zunächst einmal würde das Modell einer komplexen Stratifizierung implizieren, dass Kontingenz nicht gleichbedeutend ist mit Beliebigkeit. Veränderungen können zwar jederzeit geschehen, sie stehen aber stets unter der Bedingung struk-

tureller Vorgaben. In der Akkumulationsgeschichte der toten Metapher vollziehen sich Bedeutungsinnovationen stets unter den Begrenzungen und den Möglichkeiten, die in früheren Bedeutungen begründet liegen. Eine Metapher ist nur dann eine Metapher, wenn der entfremdete Sinn des Fokuswortes an einem älteren, üblichen Sinn anknüpft. In toten Metaphern sedimentiert sich eine solche Verknüpfungsgeschichte. Das Modell komplexer Stratifizierung hat nun den Vorteil, dass es mit dem Kriterium der Stratifizierung die Metaphorik der Sedimentierung des Metaphernnetzes terminologisch präzisiert. Statt den Vorgang der Sedimentierung nach geologischem Vorbild essentialistisch zu deuten, lässt sich das Metaphernnetz nun funktional als eine semantische Verknüpfung verschiedener Ebenen beschreiben. Das würde bedeuten, dass ein komplex stratifiziertes Metaphernnetz nicht nur die Kontexte abkürzt, die es konnotiert,⁸³ sondern auch die Wechselbezüge zwischen ihnen nur vorläufig stabilisiert.

Ausgehend von einem solchen Modell lassen sich weitere Differenzierungen und Hypothesen ableiten. Wenn nämlich das Resultat eines metaphorischen Prozesses in einer pertinenten, d.h. einer neuen wörtlichen Bedeutung resultiert und zum Ausgangspunkt eines weiteren Metaphorisierungs-Prozesses wird, dann muss der zweite Pol der Metapher ebenfalls differenziert werden: Entweder entspricht er (1) einer wörtlichen Bedeutung (erster Stufe) oder er ist (2) ebenfalls das Resultat eines metaphorischen Prozesses (zweiter Stufe), d.h. eine tote Metapher. Schließlich kann eine tote Metapher auch (3) auf eine verbürgte oder mutmaßliche etymologische Bedeutung (Nullstufe) bezogen werden.

Im Fall (1) würden nicht, wie bei der lebendigen Metapher, zwei wörtlich gezielte Kontexte erster Stufe auf unpertinente Weise aufeinandertreffen, sondern ein metaphorisch pertinenter Kontext zweiten oder höheren Grades und ein wörtlicher Kontext ersten Grades. Etwas Derartiges geschieht, wenn etwa Norbert Bolz im Blick auf das Internet behauptet: »Das Göttliche ist heute das Netzwerk.«⁸⁴ Die Bedeutung von »Netzwerk« ist hier offenbar schon das Ergebnis eines längeren Lexikalisierungsprozesses, der sich von seiner textilen Nullstufe (z.B. *Fischernetz*) weit entfernt hat, sodass es nun in einer Bedeutung erster Stufe einen Verbund digitaler Kommunikationstechnologien bezeichnet, die nun unpertinenter Weise als göttlich attribuiert werden. Die Impertinenz der Aussage würde erst verschwinden, wenn die Pertinenz der toten Metapher auf einer restlosen Integration der Kontexte beruht, die sie verknüpft. Sieht man von der textilen Nullstufe ab, wären dies in dem Fall: die Logik digitaler Kommunikationstechnologien und die Attribute des Göttlichen.⁸⁵ Solange die Wissensordnungen und Diskurse über Netzwerke und Götter nicht miteinander in Einklag zu bringen sind, bleibt die

⁸³ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 135. Siehe oben, Kap. VII.2.

⁸⁴ Bolz: »Tele! Polis!«, in: Iglhaut et al. (Hg.): *Stadt am Netz*, S. 147. Vgl. oben, Kap. I, Anm. 21.

⁸⁵ Vgl. Hartmut Böhme: »Die technische Form Gottes. Über die theologischen Implikationen von Cyberspace«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 86, 13. April 1996, S. 69.

prädikative Spannung der Aussage bestehen. Auf wörtlicher Ebene bliebe sie impertinent und ihr Sinn wäre allein in einer übertragenen Bedeutung zu suchen.

Allgemein formuliert heißt das: Erst dann, wenn Semantik und Konvention vollständig konvergieren, kann die ursprünglich metaphorische Bedeutung restlos in einer neuen wörtlichen Bedeutung aufgehen. Und erst dann kann die metaphorische Spannung in einer lexikalisierten Form dauerhaft stabilisiert werden. Ricœur scheint in seiner Theorie der Polysemie von diesem Idealfall auszugehen. Be- oder entsteht aber eine Diskrepanz zwischen Sprachgebrauch und Wissensordnung – bei Aristoteles etwa zwischen dem Säen von Samen und dem Strahlen von Sonnenlicht⁸⁶ – dann würde die lexikalisierte Metapher eine latente Restspannung behalten: die dann offen zutage treten kann, wenn die konventionalisierte Bedeutung irritiert oder erschüttert wird. Dies geschieht leicht, wenn tote Metaphern zum Bestandteil einer neuen Metapher werden, ganz gleich, ob als *focus* oder *frame*.⁸⁷

Sind in einem anderen Fall (2) beide Pole des metaphorischen Prozesses tote Metaphern, potenziert sich diese Dynamik noch. Die Begegnung zweier toter Metaphern in einer neuen metaphorischen Aussage destabilisiert jeweils deren Pertinenz, wodurch sich beide gegenseitig wiederbeleben. Dann wird die ursprüngliche Spannung zwischen den verknüpften Kontexten nicht nur einer, sondern zweier Metaphern in Gang gesetzt, die nun ihre Konnotationen zu entfalten beginnen. Etwas Derartiges geschieht, wenn etwa im Zuge der europäischen Finanzkrise die Rede davon ist, dass man den *EU-Rettungsschirm hebeln* wolle.⁸⁸ Beide Bezeichnungen sind metaphorische Bezeichnungen für komplexe finanzwirtschaftliche Maßnahmen, die sich zunächst unabhängig voneinander lexikalisiert haben, in ihrem Zusammentreffen aber eine semantische Impertinenz erzeugen, da man mangels Fachkenntnissen genötigt ist, sich allein auf Grundlage der Wortbedeutung einen Reim auf ihre Begegnung zu machen.

Um die Spannungen der komplexen Kontroversion aufzulösen, den die impertinente Konfrontation beider Bedeutungen zweiter Stufe produziert, steht für die Interpretation eine größere Komplexität an Konnotationen und Referenzen Verfügung, als dies bei einer Metapher möglich ist, die auf zwei Kontexten erster Stufe beruht, wie etwa in dem klassischen Beispiel der lachenden Wiese (*pratum ridet*). Im Falle des *gehebelten Rettungsschirms* kann man nicht mehr nur auf das semantische Feld gegenständlicher Schirme und Hebel zurückgreifen, sondern muss den ganzen Kontext der europäischen Finanzpolitik mit einbeziehen. So kommentierte etwa Burkhard Müller-Ullrich *Die Metaphorik der Eurokrise* auf Deutschlandfunk:

⁸⁶ Zur dem aristotelischen Metaphernbeispiel siehe oben, Kap. V, insb. S. 105.

⁸⁷ Dazu gehört auch die Entfaltung der latenten Kontextkonnotationen. Siehe oben, Anm. 75.

⁸⁸ Vgl. Frederik Obermaier: »Ein Hebel, viele Fragen. Erweiterung des Euro-Rettungsschirms«, in: *sueddeutsche.de*. 26.10.2011.

»Etymologisch hat der Hebel mit Heben zu tun, deutet also eine Aufwärtsbewegung an. [...] Deswegen setzen die EU-Regierungen jetzt alle Hebel in Bewegung. Am Wochenende wollen sie unvorstellbare Geldmengen aus unseren maroden Volkswirtschaften hebeln, so wie wir Banknoten aus Geldscheinautomaten mit Hilfe überzogener Kreditkarten. Noch ist offen, wer am längeren Hebel sitzt, Merkel oder Sarkozy, Bank oder Not, Geld oder Schein, aber weh und leid wird es noch vielen tun, denn wo gehelt wird, da fallen Späne.«⁸⁹

Schirm und Hebel als materielle Dinge entsprechen also der wörtlichen Bedeutung erster Stufe; der *Rettungsschirm* als Europäischer Stabilitätsmechanismus (ESM) und der *Hebel* als Finanzprodukt (Derivat) sind lexikalisierte Metaphern einer Bedeutung zweiter Stufe. Und der *gehebelte Rettungsschirm* stiftet als eine (unfreiwillige) Metapher der Krisenbewältigungsstrategie eine Bedeutung dritter Stufe, indem die beiden lexikalisierten Metaphern zweiter Stufe sich gegenseitig destabilisieren und dabei wieder die wörtlichen Bedeutungen erster Stufe reaktivieren, aus denen sie einmal hervorgegangen sind, wobei der Kontext zu weiterführenden Metaphorisierungen, Kalauern und Suggestionen einlädt.

Nun mag es empirisch schwierig bis unmöglich sein, die involvierten Bedeutungen eines stratifizierten Netzes derart diskret zu bestimmen, dass sie zählbar werden, wie die Nummerierung der verschiedenen Ebenen nahelegt. Prinzipiell aber entspricht dies der Vorgehensweise von Wörterbüchern und Lexika, in denen die verschiedenen Bedeutungen eines einzelnen Wortes verzeichnet sind. In der Betrachtung und Analyse der gesprochenen oder literarischen Sprache werden sich immer noch weitere Bedeutungen finden, zumal diese durch die regionalen Spezifika variabler Sprechergemeinschaften abermals vermehrt werden.⁹⁰ Während also die genau Zahl schwerlich oder nie zu bestimmen sein wird, beruht die Bedeutsamkeit von Worten doch darauf, dass sie eben nicht *alles* bedeuten können, sondern einen mehr oder weniger klar begrenzten Bedeutungsumfang haben, der in jeder konkreten Sprechsituation aktiv aktualisiert und verstanden, erweitert oder reduziert werden muss. Vor allem, wenn es darum gehen soll, die Struktur und Dynamik ›absoluter‹ bzw. ›kultureller Leitmetaphern‹ zu untersuchen ist eine Differenzierung stratifizierter Bedeutungsebenen notwendig. Denn Metaphern dieses Typs lassen eine lange Akkumulationsgeschichte und ein hochgradiges Verjüngungspotential erwarten. Man denke etwa an die für die europäische Ideen- und Wissensgeschichte so bedeutsame Metaphorik des Organismus', der Maschine oder des Buchs, die mit neuen Technologien und wissenschaftli-

⁸⁹ Burkhard Müller-Ullrich: »Von Hebeln und Schirmen. Die Metaphorik der Eurokrise«, in: *Kultur heute. Deutschlandfunk*, 20.10.2011, 17:35–18:00 Uhr.

⁹⁰ Die Forschergruppe des Projekt *Culturomics* hat, in Kooperation mit *Google Books*, bei der linguistischen Analyse millionen digitalisierter Bücher herausgefunden: »52% of the English lexicon – the majority of the words used in English books – consists of lexical ›dark matter‹ undocumented in standard references«. J.-B. Michel et al. »Quantitative Analysis of Culture Using Millions of Digitized Books«, in: *Science* 331 (2011) 6014, S. 177.

chen Erkenntnissen auch immer wieder neue Anwendungsfelder gefunden und sich dadurch verwandelt haben.⁹¹

Schließlich erlaubt das Modell komplex stratifizierter Netze die Beschreibung eines Vorgangs, der im Anschluss und in Modifikation von Ricœurs Vokabular *Interpertinenz* genannt werden kann. Damit sei der Vorgang der Destabilisierung einer Pertinenz höherer Stufe bezeichnet, durch den die Spannung zwischen den Bedeutungen einer früheren Stufe wieder zutage tritt, aus denen sie hervorgegangen ist. Bei einem solchen Vorgang können also nicht nur Bedeutungen früherer Stufen miteinander kombiniert werden; es können in besonderen Fällen (3) auch Kombinationen zwischen den Ebenen höherer Stufe mit ihrer postulierten Nullstufe hergestellt werden.⁹² Wenn die etymologische Wurzel eines Wortes im Laufe der Geschichte vergessen oder nicht überliefert wurde, steht sie freilich für eine Wiederbelebung nicht mehr zur Verfügung und kann durch das Verfahren einer schöpferischen Verjüngungskur nur extrapoliert werden.⁹³ Wenn Hartmut Böhme etwa davon spricht, dass wir uns in den immer komplexeren Netzen der Kultur selbst verfangen (Kap. I.3), könnte man also sagen, dass hier eine Bedeutung höherer Stufe, das Netz als Metapher der gesellschaftlichen Selbstorganisation, mit einer extrapolierten Nullstufe metaphorisch (also *interpertinent*) verknüpft wird, nämlich dem textilen Beutenetz: »die buchstäbliche Grundlage [...], um alle Tatbestände der menschlichen List zu formulieren.«⁹⁴

Der Begriff der Interpertinenz bezeichnet, mit anderen Worten, die auftretenden Wechselwirkungen innerhalb der Polysemie lexikalisierter Metaphern, die nicht als eine bestimmte Zahl diskreter Wortbedeutungen, sondern als ein komplexes Gefüge semantischer Interaktionen zu denken sind, das mehr oder weniger tot bzw. lebendig sein kann. Bei dem Modell komplex stratifizierter Metaphern handelt es sich also um eine aus Ricœurs Theorie abgeleitete Heuristik für einen bestimmten Metapherntyp.⁹⁵ Es kann helfen, die komplexen semantischen Inter-

⁹¹ Vgl. etwa Alrich Meyer: »Mechanische und organische Metaphorik politischer Philosophie«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* Bd. 13 (1969) 2, S. 128–199. Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/M. 1981.

⁹² Man könnte etwa die Lichtmetaphorik der Aufklärung (*enlightenment*) mit der Sonne und den unvermeidlichen Sonnenuntergang mit der Notwendigkeit eines Untergangs der Aufklärung in Verbindung bringen. Eine solche *Dialektik der Aufklärung* würde einer Reifikation der etymologischen Nullstufe auf die Referenz der wiederbelebten Metapher entsprechen. Aus einer derartigen Operation ließe sich dann auch der zweifelhafte Trost ziehen, dass irgendwann die Sonne von selber wieder aufgehen werde.

⁹³ Vgl. oben, S. 169, Anm. 53.

⁹⁴ Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 42–43. Vgl. I.4.

⁹⁵ Damit unterscheidet sich das hier vorgeschlagene Modell auch von dem elaborierten Metaphernmodell Umberto Ecos, das er in *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 169ff. zwar auch als ein »polydimensionales Netz von Eigenschaften« entwickelt, das aber nur auf einer Ebene, nämlich der Semiotik kultureller Wissensordnung operiert, die letztlich alle Prädikationen in enzyklopädische Bestimmungen übersetzt. Demnach stellen gute Metaphern zwar neue oder überraschende Pfade im Netz einer Wissensordnung her, müssen dafür aber das labyrinthische Netz der Metapher in eine begriffliche Baumstruktur übersetzen, die dann wieder dem Netz der Enzyklopädie

aktionen innerhalb von Metaphernnetzen zu rekonstruieren, die im Laufe ihrer Geschichte vielfältige Bedeutungsveränderungen erfahren haben. Gleichwohl wirft es die Frage nach dem Verhältnis von Begriff und toter Metapher erneut auf. Denn auch wenn ein Begriff sich durch Pfropfungen, Schnitte und Vernetzungen von ›wildem‹ Geflecht der toten Metapher emanzipiert hat, kann seine metaphorische Vorgeschichte wieder zum Leben erweckt und ein Vorgang der Interpertinenz in Gang gesetzt werden, sobald ein Begriff über seinen stabilisierten Kontext hinaus zum Bestandteil eines anderen wird. Beides kann etwa bei einer Popularisierung und Interdisziplinarisierung von Termini der Fall sein, die ihre stabilisierenden Bezüge dadurch verlieren, dass sie ihren Entstehungskontext verlassen.

Der Prozess der Interpertinenz bezeichnet damit die Bildung eines stratifizierten Netzes komplexer Interaktionen auf der Ebene der Konnotationen eines Wortes, das eine längere metaphorische Geschichte wechselnder und sedimentierter Kontexte hinter sich hat. Das Modell komplex stratifizierter Metaphern stellt folglich, neben den zwei von Ricœur genannten, einen dritten Typus metaphorischer Vernetzung vor: Das Netz ersten Typs bildet die lebendige Metapher als ein *Diskursereignis*, »das am Schnittpunkt mehrerer semantischer Felder eintritt. Der Aufbau dieses Netzes ist die Art und Weise, durch die alle Worte zusammengekommen einen Sinn ergeben.«⁹⁶ Das Metaphernnetz zweiten Typs entspricht einer *Diskursformation*, die dem Resultat der systematischen Entfaltbarkeit von Metaphern entspricht, dem Ricœur aufgrund seiner Kohärenz den Status eines Modells zuerkennt.⁹⁷ Das Metaphernnetz dritten Typs ist nun das Ergebnis einer Lexikalisierung des ersten, dessen nie abgeschlossene Stabilisierung bzw. wiederholte Destabilisierung unter historisch veränderten Bedingungen die Entfaltung eines *stratifizierten Netzes komplexer Interaktionen* vorantreibt, das dabei den Modell-Status des zweiten Netztyps gewinnen kann.

Mit dem Modell eines interpertinenten Metaphernnetzes lässt sich nun die oszillierende De- und Relexikalisierung toter Metaphern nicht nur als individueller schöpferischer Vorgang deuten, sondern auch als eine Konsequenz des historischen Wandels der involvierten Kontexte. Dies ist etwa dann der Fall, wenn sich mit der Lebenswelt auch das Verhältnis der Sprache zu ihr ändert. Eine davon in Gang gesetzte Dynamik ist nicht mehr nur auf der Ebene der Sprache allein, sondern notwendig auch in Bezug auf ihre nichtsprachlichen Referenzen zu untersuchen. Wenn sich etwa seit der Antike das Verständnis von ›Technik‹ gewandelt hat, so steht dieser Bedeutungswandel nicht nur unter den Bedingungen seiner abendländischen Tradition. Er hängt u.a. auch von der zivilisatorischen Erfahrung ab, dass viele Erzeugnisse und Konsequenzen der modernen Technik

eingepflanzt werden kann. Die Baumstruktur löst so die Spannung und Stratifikation auf, die in dem hier vorgeschlagenen Modell präsent gehalten werden soll.

⁹⁶ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 165.

⁹⁷ Ebd., S. 235.

das aristotelische Verdikt kompromittieren: Technik vollende nur das, was Natur unvollendet lies.⁹⁸ Ist kannibalisierendes und kupiertes Nutzgeflügel in der Lege-
batterie noch Huhn, MON810 noch Mais und Analogkäse noch Käse im ›eigen-
lichen‹ Sinne?⁹⁹ Fragen dieser Art sind nicht nur scholastischer Natur. Sie moti-
vieren gesellschaftliche Kontroversen. Und sie verweisen darauf, dass der Bereich
des Technischen keineswegs nur ein *Beispiel* signifikanten Bedeutungswandels,
sondern auch ein *Grund* dafür ist, warum konventionell oder begrifflich geregelte
Kontexte mit der Zeit ihren ursprünglichen Sinn verändern oder verlieren.

Das Modell der komplexen Stratifizierung verspricht – über die Logik einer
einfachen Akkumulation und Sedimentierung hinaus – die Dynamik begrifflicher
Verwerfungen, referentieller Verschiebungen, semantischer Neubestimmungen
und kultureller Umwertungen zu erfassen, die sich nicht allein durch die innova-
tive Kraft der schöpferischen Metapher erklären. Interpertinente Metaphern sind,
um bei Derridas und Ricœurs Metaphorik zu bleiben, weder lebendige, noch
tote, sondern *untote* Metaphern.¹⁰⁰ Sie führen ein vielschichtiges posthumes
Nachleben. Sie beruhen nicht auf dem Modell der Synthese, sondern auf dem des
Kompromisses. Untot sind Metaphern dann, wenn die Wiederholung ihres Ge-
brauchs nicht zu einer endgültigen Auslöschung der Spannung führt, aus der sie
hervorgehen. Als lexikalisierte sind sie also nur vorübergehend stabilisiert. Dies
erlaubt nicht nur, sondern erfordert auch, nach den Bedingungen der Stabilisie-
rung der metaphorischen Bedeutung im Gefüge der wörtlichen zu fragen und
schließlich auch danach, was geschieht, wenn die Bedingungen der Stabilität
nicht mehr gegeben sind. Eine einflussreiche Sprechergemeinschaft, die Ricœur
als stabilisierenden Faktor wörtlicher Kontexte nennt, manifestiert ihre Macht

⁹⁸ Blumenberg: »Nachahmung der Natur«, S. 55. Vgl. Aristoteles: *Physik* II 8, 199 a 12–15. Siehe oben, S. 116.

⁹⁹ Um kannibalischem Verhalten unter Nutzgeflügel vorzubeugen, wird den Küken der Schnabel abgeschnitten. Nach § 6 des TierSchG wird diese Praxis in Deutschland erlaubt, wenn glaubhaft gemacht werden kann, dass den Tieren ohne Kupieren größerer Schaden droht. MON810 ist eine transgene Maissorte des Lebensmittelkonzerns *Monsanto*, in die ein Gen des Bakteriums *Bacillus thuringiensis* eingepflanzt wurde; die Kultivierung des unter dem Namen *YielGard* vermarkteten Produkts wurde in mehreren EU-Ländern verboten. Dass die Lebensmittelindustrie neben umstrittenen Speisen auch das Problem ihrer angemessenen Benennung produziert, darauf weisen u.a. der österreichische Filmemacher Erwin Wagenhofer und der Journalist Max Annas in ihrem Buch zum gleichnamigen Film *We feed the world* auf S. 13 hin: »Die alten und gewohnten Kategorien gelten nicht mehr. Das fängt schon mit der Bezeichnung an: Ist das Huhn, das wir essen sollen, überhaupt noch ein Tier? Die Tomaten noch die Frucht einer Pflanze? Müssen wir für diese Waren nicht neue Kategorien erfinden? Sind unsere Worte zu alt für das, was sich um uns herum abspielt?«

¹⁰⁰ Vgl. Rüdiger Zill: *Meßkünstler und Rossebändiger*, Berlin 1994, S. 113, der von »scheintoten« Metaphern spricht und Henry Watson Fowler und Ernest Gowers (Hg.): *A Dictionary of Modern English Usage*, Oxford 1994, S. 349, die neben »stone dead« und »dead« zwischen »half-dead« und »three-quarters dead« unterscheiden. Siehe auch Anthony Reynolds: »The Afterlife of Dead Metaphors«, in: *Revista de Letras* 49 (2009) 2, S. 181–195. Detlef Otto: *Wendungen der Metapher*, München 1998, S. 52 spricht, allerdings in anderer Absicht, auch vom »Monstrum einer untoten Metapher.«

nicht nur in Wörterbüchern. Lange bevor eine enzyklopädische Lexikalisierung neuer Bedeutungen stattfindet, müssen sie ihre Geltung bereits diskursiv etabliert haben. Wenn die Macht einer einflussreichen Sprechergemeinschaft darin besteht, die Wiederholung einer Pertinenz zum Anlass weiterer Wiederholungen zu machen, dann ist die Entfaltung dieser Macht zunächst in diskursiven Kontexten zu suchen. Einen diskursiven Kontext kann jede Sprechergemeinschaft ausbilden, die über ein gemeinsames Vokabular verfügt, das eine Bedeutungsebene erster Stufe konstituiert. Je nach geteilten Überzeugungen und Traditionen können sich Überschneidungen zwischen verschiedenen Kontexten ergeben. Ihre Grenzen sind kontingent und, bedingt durch Kontroversen und Konsensbildungen, nie endgültig fixiert. Obwohl sie daher schwierig gegeneinander abzugrenzen sind, wird es (v.a. in komplexen Gesellschaften) noch schwieriger sein, eine gemeinsame Sphäre des Diskurses, seine ›Öffentlichkeit‹ zu bestimmen, die einen homogenen Maßstab dessen enthielte, was man die Sprache des Allgemeinwissens nennen könnte.

Stattdessen wird es aussichtsreicher sein, von einer Heterogenität diskursiver Kontexte mit der Tendenz zur Herausbildung umstrittener Schnittmengen auszugehen, die durch Medien, öffentliche Veranstaltungen, Erinnerungsorte, politische und religiöse Institutionen, wissenschaftliche Einrichtungen, alltägliche Praktiken – also durch alle Instanzen konstituiert oder umkämpft wird, die das regulieren, was man eine ›Deutungshoheit‹ bzw. eine ›Diskursmacht‹ nennt. Die Beschreibung und Bewertung solcher Instanzen kann wiederum selbst Gegenstand verschiedener Kontroversen und Diskurse sein, etwa in Politik, Wissenschaft, Religion oder Verschwörungstheorien. Wenn ein diskursiver Kontext einem kohärenten Gefüge von Aussagen entspricht, dann stellen Metaphern ein spezifisches Verfahren dar, Verknüpfungen zwischen solchen Kontexten herzustellen. Je mehr solcher Verknüpfungen eine Metapher leistet, umso eher handelt es sich um ein Phänomen, das man eine diskursive Metapher nennen könnte. Diskursive Metaphern etablieren durch häufige Wiederholungen und Interpertinenz über einen längeren Zeitraum dauerhafte Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Kontexten, ohne dabei eine Identität zwischen ihnen zu begründen. Dies wäre erst eine Leistung des Begriffs. Die Vermittlung des Nicht-Identischen – nicht nur auf Referenz-, sondern auch auf Kontextebene – wäre damit eine ihrer wesentlichen Konsequenzen. Je größer die Zahl der Kontexte ist, die in die Vermittlung einbezogen werden, desto mehr Diskurse wird sie verknüpfen, umso umfassender wird ihre Geltung sein. Die Funktion der Metapher als eine Instanz des Diskurses wäre damit eine notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingungen, um sie als eine kulturelle Leitmetapher bzw. eine absolute Metapher zu bestimmen.

VIII. Metaphorologie als Methode: Stratigraphie und Technotropie

The chief object of this work being to show
the utility of organized Fossils in
identifying the strata.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus den bisherigen metaphortheoretischen Lektüren, Beobachtungen und Überlegungen für eine Metaphorologie der Vernetzung? Das Resultat ist zunächst ein doppeltes: Zum einen die Feststellung, dass das *Netz* innerhalb von Ricœurs Theorie genau dem entspricht, was Derrida eine Quasi-Metapher nennt: eine definierende Trope. Zum anderen stellt das oben vorgeschlagene Modell komplex stratifizierter Metaphern einen Versuch dar, ihren systematischen Anspruch zu präzisieren. Beide Ergebnisse sind relevant für die weiteren metaphorologischen Schlussfolgerungen und die sich daran anschließenden Studien zur Geschichte, Struktur und Dynamik der Metapher des Netzes selbst. Denn ihre zunehmende Bedeutung im Diskurs über die Metapher birgt bereits einen entscheidenden Befund in Bezug auf ihre allgemeine Karriere als kultureller Leitmetapher: Während sie bei Aristoteles keine Rolle spielt, erhält sie bei Derrida eine exklusive, argumentative Funktion, die nicht nur von Ricœurs Theorie bestätigt, bestärkt und erweitert wird. Ihre Verwendung in Ricœurs Theorie impliziert eine Reihe allgemeiner Kriterien, die sich als Komplexität, Flexibilität, Dezentralität und Stratifikation benennen lassen. Verallgemeinert scheinen sie mit dem Begriff der Kontextverknüpfung zu konvergieren. Insofern der Begriff des Textes (lat. *textum*: Gewebe) selber einen etymologischen Ursprung hat, dessen textile Metaphorik in einem engen Zusammenhang zur Metaphorik des Netzes steht, stellt sich zumindest die Frage, inwiefern dieser Zusammenhang einen Fall metaphorischer Interpertinenz darstellt.¹ Dies wäre dann auch vor dem Hintergrund des Wandels des metaphorologischen Paradigmas zu betrachten: Von der Übertragung (*epiphóra*) zur Verknüpfung (*réseau*).

Der Befund des metaphorischen Paradigmenwechsels führt die Theorie der Metapher zunächst wieder in die logische Möbiusschleife der von Derrida formulierten Paradoxie der metaphorischen Selbstimplikation. Das Modell einer komplexen Stratifikation verspricht indessen nicht nur einen Ausweg aus dem von Derrida hinterlassenem Dilemma der Quasi-Metaphorizität. Es erlaubt der Metaphorologie zudem, einen systematischen Anspruch zu erheben, ohne ihre eigene Metaphorizität leugnen oder tilgen zu müssen, weil dieser Anspruch auf einer relationalen und nicht auf einer absoluten Beziehung von Metapher und Begriff beruht. Gleichwohl, oder gerade deshalb, erfordert dieser Anspruch eine genauere

¹ Mit dem Zusammenhang von *textiler* und *textueller* Netzmetaphorik wird sich Kap. IX.4 genauer beschäftigen.

Bestimmung dieser relationalen Beziehung. Dafür hat sich Ricoeurs Theorie der semantischen Spannung als weiterführend erwiesen. Das hier zu untersuchende Phänomen kultureller Leitmetaphern macht jedoch eine Revision des Begriffs der toten Metapher notwendig, soweit es sich dabei um komplexe Metaphern handelt, die sich durch eine diskontinuierlichen Diachronie und instabile Kontexte auszeichnen. In der Metapher als einer Figur des Wissens, die auf einer dauerhaften Verknüpfung heterogener Kontexte beruht, wächst mit ihrer Geschichtsträchtigkeit auch die »sedimentierte Geschichte der in Bewegung gesetzten Bedeutung«.² Das gilt vor allem dann, wenn die Art der Kontexte, die sie verknüpft, historisch wandelbar, epistemisch unsicher und daher kulturell umstritten ist.

Insofern mit der Kontingenz oder Umstrittenheit des Wissens, das sie verknüpft, die Bedeutung ihrer diskursiven Funktion zunimmt, verlangt die Untersuchung kultureller Leitmetaphern eine diskursanalytische Modifikation der Metaphorologie.³ Mit dieser Modifikation stellt sich die Frage nach den Faktoren, Instanzen und Akteuren, die an der Produktion und Stabilisierung interperitiner Bedeutungen beteiligt sind. Denn anders als die schöpferische Metapher und anders als begriffliche Definitionen sind interperitiner Metaphern keine individuellen, sondern kollektive Produkte mit einer relativ langen Sedimentierungsgeschichte. Dennoch wird es darum gehen müssen, sowohl jene Ereignisse, die Anlass zu neuen Verknüpfungen bieten, als auch jene einflussreichen Sprechergemeinschaften zu identifizieren, die dazu beigetragen haben, dass solche Verknüpfung zu einer dauerhaften Akkumulation von Bedeutungen geführt haben, deren interne Wechselwirkungen sowohl die komplexe Stratifizierung als auch das hochgradiges Verjüngungspotential untoter Metaphern bedingen.

Folgenreich ist diese Konsequenz in Bezug auf Blumenbergs These der Notwendigkeit absoluter Metaphorik zur Bestimmung von Gegenständen, an denen sich der Begriff niemals sättigen kann. Nach Blumenberg sind diese keine Objekte, sondern Totalhorizonte, Grund- oder Grenzbegriffe, wie: Kosmos, Subjekt, Leben, Kultur, Geschichte oder Welt. Die notwendige Metaphorizität ihrer Bestimmung beruht auf der Unverfügbarkeit ihrer Referenten. Dasselbe Problem thematisiert auch Derridas ›*Entzug der Metapher*‹ (Kap. VI.5). So ließe sich vermuten: Je unkontrollierbarer eine Referenz ist, desto metaphorischer wird ihre Bestimmung sein. Wo auf ihre Bestimmung aber nicht verzichtet werden kann oder soll, entsteht Bedarf an definierenden Tropen. Sie erfüllen, zumindest provisorisch, die uneinlösbaren Präntentionen des Begriffs. Je stärker diese Bezüge und ihre Referenten einer *Gleichzeitigkeit von Evidenzmangel und Entscheidungszwang* unterliegen, desto umstrittener werden sie sein. Ihre Disposition zur Kontroverse ohne Aussicht auf ein endgültiges Urteil bedingt die diskursive Konstitution der metaphorologischen ›Gegenstände‹. Die diskursanalytische Modifikation der Metaphorologie wirft damit generelle Fragen zu ihrer Methode auf.

² Ricoeur: *Die lebendige Metapher*, S. 277.

³ Zum Verhältnis vom Metaphorologie und Diskursanalyse siehe oben, Kap. IV.2.

1. Methodologische Implikationen des Netzmodells

Wenn sich im Laufe der Begriffsgeschichte der Metapher ein Paradigmenwechsel von der Übertragung zur Verknüpfung ereignet, der hier exemplarisch an den Theorien von Aristoteles, Derrida und Ricœur nachgezeichnet wurde, dann koinzidiert die Entwicklung auch mit einer Verschiebung der Ebenen des Phänomens der Metapher vom Wort über den Satz, hin auf den Kontext schließlich bis zur Ebene des Diskurses. In dieser Verschiebung vollzieht sich eine Neubestimmung des Begriffs der *epiphóra*, die in ihrem ursprünglichen Sinn als Anreicherung bereits angelegt ist.⁴ Mit dem Netzmodell der Metapher lässt sich diese nun als eine Anreicherung von Verknüpfungen beschreiben, durch die ein metaphorisch gebrauchtes Wort heterogene Kontexte miteinander verbindet. Wenn Ricœur diese Neubestimmung zu einem Akkumulationsmodell der polysemischen Bedeutung entwickelt, so besteht der unbestreitbare Vorzug seiner Theorie darin, damit den Gegensatz von substitutions- und interaktionstheoretischen Prämissen aufzuheben.

Doch impliziert das Postulat der metaphorischen Spannung eine Konsequenz, die Ricœur selbst nicht mehr gezogen hat. Diese betrifft den Gegensatz von toten und lebendigen Metaphern. Mit dem Gegensatz von lebendigen und toten Metaphern lassen sich gerade Blumenbergs absolute Metaphern, Derridas Quasi-Metaphern oder der hier interessierende Typ kultureller Leitmetaphern nicht mehr *als* Metaphern beschreiben, da sie infolge ihrer Lexikalisierung und Terminologisierung die nötige Impertinenz verloren haben, die sie innerhalb der beiden Paradigmen als Metapher identifizierbar macht. Der Begriff der untoten Metapher, der auf ein Stadium zwischen den postulierten Gegensätzen verweist, scheint daher besser geeignet, den Charakter dieser Metapherentypen zu bestimmen. Mit ihrer Konzeption als komplex stratifizierte Netze verbinden sich indes methodologische Fragen, die einer weiteren Klärung bedürfen.

Erstens bringt die Annahme von Latenzen ein methodologisches Problem mit sich, das in der Metaphernforschung, gerade auch in Bezug auf Blumenbergs Metaphorologie immer wieder diskutiert wird. Das Problem besteht in der Identifizierbarkeit von Metaphern. Innerhalb der Alternative von Substitutions- und Interaktionstheorie ist dieses Kriterium durch ein gemeinsames Postulat gegeben, das sich in Ricœurs Vermittlung beider weiter fortschreibt. Dies ist das *Postulat der Kontextstabilität*. Wenn die Relativierung des Gegensatzes von lebendigen und toten Metapher auch eine Revision dieses Postulats verlangt, so stellt sich, zweitens, die Frage nach den *Bedingungen dieser Stabilisierung*. Wenn die bisherigen Überlegungen die Notwendigkeit einer diskursanalytischen Erweiterung der Metaphorologie nahelegen, so wäre noch genauer zu klären, wie das Modell komplex stratifizierter Netze Metaphern- und Diskurstheorie miteinander vermitteln kann. Drittens stellt sich mit dem in Frage stehenden Metapherentyp in besonde-

⁴ Vgl. Kap. V, S. 97f.

rer Weise das *Problem der Referenz*. Wenn diese weder durch einen epistemisch verbürgten Bezug noch durch eine begriffliche Bestimmung gesichert werden kann, dann fragt sich, wodurch die prädikative Spannung einer metaphorischen Aussage sich zu einer wörtlichen Bedeutung stabilisieren wie dies im gesuchten Typus der kulturellen Leitmetapher offenbar geschieht.

Was das Problem der Latenzvermutung anbelangt, so hängt dies – wie sich schon in Derridas Kritik der etymologischen Metapherntheorie gezeigt hat – immanent mit dem Problem der toten Metapher zusammen. Verbindet sich mit dem Abnutzungsmodell die Hoffnung, dass man die ursprüngliche metaphorische Bedeutung wiederbeleben könne, so riskiert die Annahme einer latent gebliebenen prädikativen Spannung, hinter Derridas Kritik der etymologischen Metapherntheorie zurückzufallen. Ausgehend von Ricœurs Unterscheidung toter oder lebendigen Metaphern hat eine solche Annahme auch keinen Platz mehr, denn entweder ist die metaphorische Impertinenz manifest oder sie ist in der erweiterten Polysemie eines Wortes erloschen. Schon aus substitutionstheoretischer Sicht verliert die tote Metapher ihren Status als Tropos, indem sie ihren abweichenden Charakter einbüßt. Weil lexikalisierte metaphorische Aussagen auch aus Sicht der Interaktionstheorie nicht mehr als Metaphern zu beschreiben sind, muss diese ebenfalls das Vorkommen toter Metapher negieren. Konsequenter Weise hat daher Petra Gehring erklärt: »Tote Metaphern gibt es nicht.«⁵ Mit einem Ausschluss toter Metaphern verbindet sich auch ein Ausschluss latenter Bedeutungen. So argumentiert Gehring:

»Als wichtiges Alarmwort und Indiz für latenzwissenschaftliches Herangehen sehe ich das Attribut ›implizit‹. Implizite Verweise oder gar ›implizite Metaphern‹ sind überaus voraussetzungsreiche Konstrukte, auch wenn etwa Hans Blumenberg mit dem Stichwort ›Hintergrundmetaphorik‹ in diese Richtung weist. Von impliziten Metaphern würde ich nicht sprechen. Wo kein Kontextbruch, da keine Metapher, also sollte man an den fraglichen Punkten allenfalls auf Topoi oder Paradigmen schließen.«⁶

In einer offenbar interaktionstheoretischen Variante der Kritik an dem Modell der Metapher als ›Palimpsest und Symbol‹ (Kap. VI.1) warnt Gehring vor der beliebigen Unterstellung impliziter Bedeutungen. Der Verzicht auf eine solche Unterstellung soll die Arbeitsweise der Metaphernforschung verobjektivieren und ihre Interpretationen auf akute Interaktionen im Text verpflichtet, die durch den ›Kontextbruch‹ der Metapher ausgelöst werden. Das methodologische Primat des manifesten Kontextbruchs würde damit die Zuständigkeit der Metaphernforschung darauf beschränken, was Ricœur lebendige Metaphern nennt.

Das scheint aber zunächst zwei paradoxe Konsequenzen zu haben: Ein strikter Ausschluss impliziter Metaphern führt zum einen dazu, dass selbst konventionelle Metaphern nicht mehr als solche beschrieben werden können. Dies lässt sich an einem einfachen Beispiel zeigen: Der Satz ›Der Fisch stinkt vom Kopf her‹, wäre

⁵ Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 214.

⁶ Ebd., S. 210.

als solcher keine Metapher, weil er keinen Kontextbruch enthält. Fisch, Kopf und Gestank lassen sich ohne Weiteres wörtlich verstehen. Der Satz wäre trivial, aber eine wahre Aussage; sein Gebrauch als Redensart und Sprichwort verlangt in der Regel aber eine metaphorische Deutung, die sich auf den Kontext der Äußerung bezieht.⁷ Eine solche Deutung setzt die Bildung einer impliziten Metapher voraus.⁸ Wird der Satz etwa im Kontext eines Unternehmensberatung geäußert, dann impliziert er: »Das Unternehmen ist ein toter Fisch und die Geschäftsleitung sein rasch verwesendes Hirn.« Seine konventionelle Deutung würde besagen, dass die existenziellen Probleme des Unternehmens im Zustand der Führungsetage begründet liegen. Nur weil die Denkanweisung der Metapher nicht lexikalisch ausgestellt wird, heißt das nicht, dass sie nicht unterstellt werden darf; sie muss es sogar. Ein unumschränktes Verbot der Latenzvermutung durch die Verpflichtung auf einen akuten Kontextbruch führt daher zu einer Ratlosigkeit schon vor einfachen Gebrauchsregeln konventionalisierter Metaphern. Plausibel ist das Verbot der Latenzvermutung darum nur für Bezüge, die im Kontext selber keinen Anhalt finden. Durch eine Einschränkung des Latenzverbots auf die Annahme impliziter Metaphern, die (1) *nicht* auf einen Kontextbruch *zurückführbar* sind und (2) sich am Text *nicht ausweisen* lassen, lässt sich die erste paradoxe Konsequenz also vermeiden.

Die zweite Paradoxie der Kontextbruch-Doktrin besteht darin, dass die Radikalisierung der Interaktionstheorie zu denselben Voraussetzungen gelangt, wie die Substitutionstheorie: nämlich zu dem unbefragten Postulat der Kontextstabilität. Wenn diese nämlich nicht durch eine Form der Eigentlichkeit gewährleistet sein soll, durch die der Sinn an eine ontologische Referenz gebunden wird, dann muss der Stabilität und dem Wandel von Kontexten Rechnung getragen werden, um Metaphern verlässlich identifizieren zu können. Damit stellt sich die Frage nach den allgemeinen Bedingungen eines Kontextbruchs als eine Folge semantischer Irritation. Hieraus erwächst ein dringendes methodisches Problem, denn: »Wiederholte Irritationen sind keine Irritationen mehr. So klar dies scheint, so unklar ist, wie eine Metaphernanalyse dazu Indizienbeweise führen kann. Ab wann und unter welchen Bedingungen schwindet endgültig das Merkmal des Kontextbruchs?«⁹ Gehring gibt auf diese triftige Frage keine Antwort, sondern formuliert sie als ein grundlegendes Problem der Metaphernforschung.

Das hier im Anschluss an Ricœur entwickelte Netzmodell der Metapher gibt zumindest eine Teilantwort auf dieses Problem, indem es erklärt, warum ein wiederholter Kontextbruch nicht notwendig zu einer bruchlosen Integration der metaphorischen Bedeutung in den Kontext der jeweiligen Wissensordnung führt. Die Wiederholung der Irritation selbst erzeugt noch keine Kohärenz, sondern eine temporäre Stabilität höherer Ordnung, die man auch ein instabiles Gleich-

⁷ Siehe dazu auch Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 165.

⁸ Zum Verstehen einer Metapher als einer impliziten Schlussfolgerung siehe oben, Kap. V.4.

⁹ Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 215–216.

gewicht nennen könnte. Die Konventionalisierung der Metapher normalisiert die Abweichung. Das extrapolierte Resultat des Vorgangs wäre die tote Metapher. Solange eine Irritation ihrer konventionalisierten Bedeutung zum Anlass einer Wiederbelebung der prädikativen Spannung ihren heterogenen Kontextverknüpfungen werden kann, handelt es sich um eine untote Metapher. Eine solche Wiederbelebung wäre erst dann ausgeschlossen – und die Metapher tatsächlich tot – wenn die verknüpften Kontexte in einer homogenen Wissensordnung vollständig integriert worden sind. Wo eine solche Integration noch nicht stattgefunden hat, bleibt die Möglichkeit ihrer Wiederbelebung jederzeit bestehen.

Die Annahme einer latenten Spannung beruht damit nicht auf dem metaphysischen Postulat einer verborgenen metaphorischen Bedeutung, die in abgenutzten metaphorischen Worten schlummert, welche sich im Laufe ihrer Geschichte irgendwie konserviert haben, sondern auf der Prämisse, dass (1) die bloße Iteration impertinenter Aussagen noch keine Kontextkohärenz erzeugt und (2) die unterstellte Latenz an der fehlenden Kontextkohärenz ausgewiesen werden muss. Der damit notwendige Rekurs auf eine bestimmte kulturelle Wissensordnung verlangt also auch eine Antwort auf die Frage, wie sich die synchrone Dimension von Metaphern (als Teil einer Rede-*Situation*) zu ihrer diachronen Dimension (als Teil einer Rede-*Tradition*) verhält.

2. Zentralisiertes vs. stratifiziertes Netz-Modell

Während sich Ricœurs Akkumulationsmodell lediglich auf den Zuwachs von Konnotationen in der Polysemie eines Wortes beschränkt, geht das Modell komplex stratifizierter Metapher von einer Akkumulation von Spannungen aus, d.h. von epistemisch oder logisch unaufgelösten, aber diskursiv normalisierten Kontextverknüpfungen. Eine oft wiederholte Metapher wird ihren metaphorischen Charakter zwar zunehmend verlieren, was sie aber nicht daran hindert, ihre ursprüngliche Kontextirritation zum Anlass einer erneuten Re-Metaphorisierung zu machen. Ebenso kann eine Destabilisierung des Kontextes diesen Effekt bewirken: Wenn nämlich die metaphorischen Wechselwirkungen disparate Kontexte durch häufige Wiederholung dauerhaft miteinander verknüpfen, dann kann eine Veränderung der Kontexte nicht ohne Folgen für die Stabilität dieser Verknüpfungen bleiben. Eine Destabilisierung infolge historischen Wandels müsste auf Ebene der metaphorischen Bedeutung denselben Effekt erzielen wie ein intendierter Kontextbruch. Denn die Lexikalisierung einer Metapher bedeutet nicht notwendig die Auslöschung ihrer prädikativen Spannung.

Die Akkumulationsthese erfordert indessen einen lexikalischen Bezugspunkt. Dieser ist das Fokuswort. Ob es in seinem Kontext eine Irritation hervorruft oder nicht, hängt von den Konnotationen beider ab. Beide sind nicht nur eine Summe addierter Wortbedeutungen. Vielmehr muss der Begriff der Akkumulation selber als eine Funktion der Verknüpfung gedacht werden. Das verlangt, das Akkumulationsmodell mit dem Modell des Netzes in Einklang zu bringen. Einen

entsprechenden Vorschlag hat an anderer Stelle der Medienwissenschaftler Hartmut Winkler unterbreitet. In seinem Aufsatz *Metapher, Kontext, Diskurs, System* (1989) hat er in Anschluss an Ricoeur und die Interaktionstheorie die Idee einer semantischen Netzstruktur systematisch weiterentwickelt. Winkler zieht dort eine Konsequenz aus der relationalen Semiotik der Wortbedeutung:

»Die Konnotationen installieren zu jedem Begriff eine sternförmige Verweisstruktur, (die die Lexikondefinition nur nachzeichnet): Jeder einzelne Begriff zeigt (mit unterschiedlicher Intensität) auf eine Anzahl anderer Begriffe; die jeweiligen Verweise überlagern sich reziprok oder sie überlagern sich nicht, in ihrer Gesamtheit jedenfalls bilden sie jenes ›Netz‹, das sich allein mit der Kraft netzrelativer Verweise vom Erdboden hochstützt und das seit Saussure das verbindliche Bild für die Sprache ist.«¹⁰

Im Zusammenhang mit dem Prinzip der Wiederholung entfaltet Winkler aus der sternförmigen Verweisstruktur ein zentralistisch organisiertes semantisches Netz. Diejenigen Konnotationen, die häufig aktualisiert werden, bilden als »Ablagerungen konkreter Diskurse [...] eine Art ›Kern‹«,¹¹ den die Lexikondefinition als die gebräuchliche Verwendung des Wortes verzeichnet. Dieser Kern sei umgeben von einer »Korona weit weniger verlässlicher Teil-Bedeutungen«.¹² An ihrem »Rand [...] finden sich vollständig flüchtige oder idiosynkratische Konnotationen«.¹³ Die eigentlich metaphorische Bedeutung indessen sei »in der Mittelzone zwischen dem Kern und dem Rand zu finden.«¹⁴ Das Akkumulationsmodell des Netzes beruht mithin auf einer »Hierarchie der Verweise«.¹⁵ Die Struktur der Hierarchie etabliert sich als ein rein quantitativer Effekt der semantischen »Verhärtung durch den wiederholten Gebrauch.«¹⁶ Wörtliche wie metaphorische Bedeutungen bedienen sich so stets »jener Wege im Netz, die die Diskurse im System vorgebahnt haben«.¹⁷

Winkler entfaltet auf diese Weise die Polysemie eines Wortes als eine zentralistische Netzstruktur. Die Polysemie ist dadurch mehr als eine Summe addierter Wortbedeutungen. Das sternenförmige Netzmodell erklärt, wie syntaktische Verknüpfungen von Bedeutungen im Diskurs (*syntagmatische Reihung*) sich in eine semantische Verknüpfung von Wortbedeutungen (*paradigmatische Reihung*) umsetzen können.¹⁸

¹⁰ Hartmut Winkler: »Metapher, Kontext, Diskurs, System«, in: *Kodikas/Code. Ars Semeiotika* 12 (1989) 1/2, S. 32.

¹¹ Ebd., S. 28.

¹² Ebd., S. 37.

¹³ Ebd., S. 28.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 33.

¹⁶ Ebd., S. 28.

¹⁷ Ebd., S. 33.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 35.

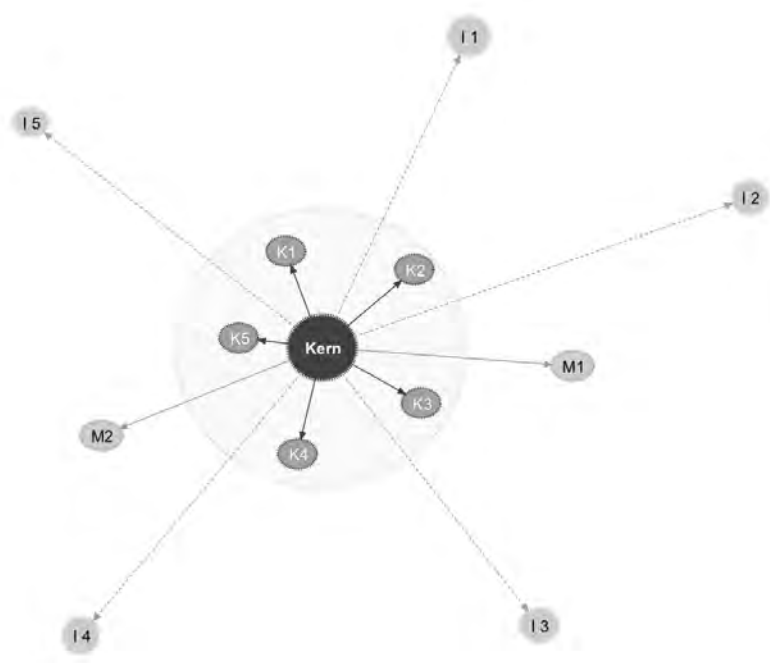


Abbildung 4: *Sternförmiges Netzmodell nach Winkler*: Um den Wortkern bildet sich eine Korona (K_1 – K_x). Die Peripherie besetzen idiosynkratische Konnotationen (I_1 – I_y). Dazwischen flottieren die metaphorischen Bedeutungen (M_1 – M_z).

Die Struktur des Netzes hängt damit wesentlich von der Materialität des Kontextes (Rede oder Schrift) und der Wiederholung der von ihm geleisteten Verknüpfungen (Aussagen) ab:

»Materielle syntagmatische Kombination, materielle Nähe in konkreten Diskursen der Vergangenheit ist im hier vertretenen Modell die unabdingbare Voraussetzung, daß paradigmatische Nähe im Netz sich herausbilden kann. Oder, deutlicher noch und auf eine Formel gebracht: Was nie syntagmatische Reihung war, kann in der Gegenwart nicht als Konnotation, als Teilbedeutung eines Wortes auftreten.«¹⁹

In systematischer Entfaltung des riceurschen Polysemiebegriffs expliziert das Modell somit die Verbindung von Aussagen- und Wortsemantik, indem das Netz zu einer Instanz des Diskurses wird. Die Metapher selbst erscheint darin als eine Mittelstufe in dem Kontinuum zwischen idiosynkratischen und wörtlichen Bedeutungen. Der Übergang zwischen beiden Polen wäre der eigentliche meta-

¹⁹ Ebd., S. 35. Winkler sieht in dem Netzmodell damit die Lösung des von Saussure hinterlassenen Problems, der syntagmatische Reihung und paradigmatische Reihung als gleichberechtigte ›Achsen‹ einfach nebeneinandergestellt hatte.

phorische Prozess. Dieses Modell hat nun einen großen Vorteil und eine entscheidende Schwäche. Der Vorteil ist zunächst sogar ein doppelter: Zum einen vermittelt es substitutionstheoretische und interaktionstheoretische Prämissen in dem Netzmodell der Metapher selbst, indem es die wörtliche Bedeutung zum Resultat vorangegangener Interaktionen erklärt, während die Interaktionen ihrerseits von der Hierarchie des Netzes, von der Schwerkraft seines Zentrums und dem Umfang seiner Korona bestimmt werden. In dieser Verbindung von Aussagen- und Wortsemantik folgt es ganz der Theorie Ricœurs. Zum anderen stellt das Modell eine direkte Verbindung zwischen Metaphern- und Diskurstheorie her. Was bei Ricœur nur angedeutet oder ausgeblendet blieb, führt Winkler im Hinblick auf die Notwendigkeit einer syntagmatischen Verortung der Konnotationen im Diskurs genauer aus: Die Materialität des akkumulierten Netzes in der Gegenwart ist auf eine »Unzahl empirischer *Gedächtnisse* verteilt, die an vergangenen Diskursen teilgenommen«²⁰ haben. Die Akkumulation der Vergangenheit schreibt sich in die gegenwärtige Wortbedeutung ein, die in der »Verteilung auf die empirischen Köpfe [...] ein Redundanzphänomen«²¹ ist. Die »Konnotationen als Netz aus Verweisen« beruhen so auf einem diskursiv organisierten, kollektiven Gedächtnis, das »die Erfahrung der vergangenen Diskurse den aktuellen Diskursen zur Verfügung stellt.«²²

Die Notwendigkeit einer diskurstheoretischen Erweiterung der Metaphernforschung lässt sich auf diese Weise mit der Forderung Gehrings nach einer dezidiert stellenbezogenen Untersuchung metaphorischer Aussagen verbinden: Bei der Analyse und Interpretation einer Metapher muss der »bereits konventionalisierte Anteil streng von denjenigen Konnotationen abgesetzt werden, die der Text selbst aufgebaut hat.«²³ Eine Metapher zeichnet sich dann immer durch eine mehr oder weniger starke Verschiebung der polysemischen Anteile einer Wortbedeutung aus, deren Zugehörigkeit zu einem Begriff fließend ist:

»Jeder einzelne Begriff löst sich gegen seinen Rand hin auf und nimmt vom Gedächtnis zu Gedächtnis (und von Text zu Text) eine je persönliche Färbung an; was als ›Kern‹ erscheint, ist nur über die gesellschaftliche Praxis (die statistische Akkumulation) stabilisiert, und ständig von jenem ›Sprachwandel‹ bedroht, der über die peripheren Konnotationen in den Kern der Bedeutung vordringt.«²⁴

Im fließenden Übergang vom Zentrum zur Peripherie und der damit verbundenen Kontinuität von Metapher und Begriff bekundet sich nun auch die entscheidende Schwäche des Modells: Es gibt nämlich keine Antwort auf die Frage nach der Impertinenz der Metapher, also der semantischen Spannung, die Ricœur als Impertinenz bezeichnet und auf die Gehring mit dem Begriff des Kontextbruchs

²⁰ Ebd., S. 35.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Ebd., S. 36.

²⁴ Ebd., S. 37.

insistiert.²⁵ Das Modell gibt keine Antwort darauf, weil es die Frage danach nicht mehr stellt. Sie entfällt einfach zugunsten des semantischen Kontinuums, das sich zwischen Zentrum und Peripherie als ein reines Redundanzphänomen aufspannt.

Offenbar orientiert sich die Konstruktion des zentralistischen Modells an der Struktur eines radförmigen Spinnennetzes und übersetzt dabei die Problematik der metaphorischen Spannung in eine relationale Topologie. Der Ort der Metapher wird allein über ihre Nähe bzw. Distanz zu Kern und Peripherie eines wörtlichen Bedeutungsraums bestimmt. Damit bereitet das zentralistische Netzmodell, das in seinem Kern die wörtlichen Bedeutungen versammelt, neue Schwierigkeiten, vor allem dann, wenn es eine metaphorische Verknüpfung wörtlicher Bedeutungen beschreiben soll, die sich ja im Kern eines Wortes befinden sollen.

Dieser Fall lässt sich gut anhand der Netz-Metaphorik selbst nachvollziehen. Offenbar entspricht hier eine wörtliche Bedeutung des Wortes ›Netz‹ der Fangvorrichtung einer Spinne, eine andere aber der Struktur eines Systems aus Verweisen zwischen semantischen Knotenpunkten. Beide wörtliche Bedeutungen sind nicht deckungsgleich und stehen in Spannung zueinander: Die Spinne knüpft weder Knoten, noch stellt sie Verweise zwischen solchen her.²⁶ Das Netz der Sprache indessen hat keine klebrigen Fäden und es hängt auch an keinem Strauch. Die Aussage ›Winklers Metaphernmodell ist ein Spinnennetz‹ wäre daher eine Metapher, die eine wörtliche Bedeutung von ›Netz‹ mit einer anderen verknüpft; und die Vorstellung, dass sich etwas im Netz der Sprache verfangen könnte, wäre eine Implikation der metaphorischen Aussage. Da die verknüpften Bedeutungen aber wörtliche sind, müsste das Modell einräumen, dass die Metapher in dem Fall nicht in der Mitte zwischen Zentrum und Peripherie auftritt, sondern inmitten des Kerns selbst. Folglich dürfte sie also keine Metapher sein.

Die Konsequenz wäre, dass das Modell solche (interpertinenten) Metaphern entweder nicht erklären kann oder dass es eine metaphorische Kernspaltung vornehmen müsste: Das Zentrum zerfiele. In dieser Konsequenz wird der Vorteil des hier vorgeschlagenen Modells eines komplex stratifizierten Netzes deutlich. Denn es baut dezidiert auf dem Postulat der metaphorischen Spannung auf. Sein Vorteil besteht darin, dass es weder eine Konvergenz der wörtlichen Bedeutungen in

²⁵ Vgl. Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 213–214, wo auch die Annahme einer Kontinuität zwischen Begriff und Metapher dezidiert zurückgewiesen wird.

²⁶ Eine Spinne webt weder, noch knüpft sie ihr Netz, sondern produziert ein Gewebe, indem sie Fäden miteinander verklebt; daher weisen Spinnennetze nirgends Knoten auf wie etwa Fischernetze. Für sachkundige Auskünfte darüber danke ich dem Arachnologen Samuel Zschokke. Zwar lässt sich das Zucken einer Fliege im Netz auch als Zeichen für die Spinne deuten, wo die Beute sich verfangen hat, doch unterscheidet sich die Vibration des Fadens, die nur auf ›etwas‹ verweist, was die Spinne jedesmal prüfen muss, von einer semantischen Relation, wie Winkler sie vorstellt: als einer syntaktisch geregelten Beziehung zwischen zwei bestimmten Begriffen. Die verklebten Stellen zweier Fäden sind keine Entitäten (Knoten), auf welche die Fäden verweisen. Eine genuine Indexikalität kann man dem Spinnennetz allenfalls durch die Übertragung von Bewegungsimpulsen der Beute auf die Sinnesorgane der Spinne zuschreiben. In dieser Hinsicht wird das Netz tatsächlich zu einer Denkfigur in Diderots Naturphilosophie, siehe unten Kap. XII.1.

einem ›Kern‹ voraussetzt, noch sich allein auf lebendige Metaphern beschränkt, die sich nur in einem offenen ›Kontextbruch‹ bekunden. Es modelliert den paradigmatischen Abstand begrifflicher und metaphorischer Wortbedeutungen nicht als eine Distanz innerhalb desselben semantischen Kontinuums, sondern als eine Unterscheidung stratifizierter Ebenen, wobei sich eine neue Ebene immer aus der Verknüpfung heterogener Elemente bereits bestehender Ebenen konstituiert.²⁷ In diesem Sinne ließe sich auch eine Parellele zu der Pointe von Uwe Wirths Vorüberlegungen zu einer allgemeinen Logik der Kulturforschung ziehen: »Aus einer *Logik der Kernforschung* wird eine *Logik der Netzforschung*.«²⁸

3. Referenz und Stabilität

Wenn das Modell des stratifizierten Metaphernnetzes nun aber ohne eine festen ›Kern‹ und damit ohne eine ›eigentliche‹ Referenz auskommen soll, was ermöglicht und bedingt dann seine Stabilität, wenn diese nicht einfach nur vorausgesetzt werden soll? Was zu stabilisieren wäre, sind jeweils immer die neuen Bedeutungen, die aus einer wiederholten metaphorischen Aussage emergieren.

Eine Bemerkung zur Emergenz der metaphorischen Bedeutung aus einer vorausgehenden Irritation findet sich auch bei Blumenberg, wenn er im Hinblick auf den Mechanismus der Metapher mit Husserl als ›Widerstimmigkeit‹ bestimmt: »Anomalität als Bruch der ursprünglichen stimmenden Erscheinungseinheit wird in eine höhere Normalität einbezogen.«²⁹ In Bezug auf den Begriff der Stratifizierung würde dies besagen, dass die ›höhere Normalität‹ einer Bedeutungsstufe höheren Grades entspricht, die aus der Wiederholung der Anomalie und ihrer Kompromissbildung emergiert, welche die Spannung oder gar den ›Bruch‹ zwischen den Kontexten, auf dem sie beruht, nicht auflöst, sondern bestehen lässt. Das Modell der komplexen Stratifizierung erlaubt so die Beschreibung eines Metapherentyps, der sich durch eine lange Akkumulationsgeschichte (*Diachronie*), eine hohe Umlaufgeltung (*Wiederholung*), eine breite Verknüpfung heterogener Kontexte (*Synchronie*) und mehrere Ebenen interner Wechselwirkung (*Stratifizierung*) auszeichnet.

Unter Umständen kann sich aus oder an solchen untoten Metaphern ein Paradigma oder ein Topos entwickeln ohne dass diese dadurch miteinander identisch werden. Ihre Differenz ist relevant gerade für die Bestimmung desjenigen Metapherentyps, um den es bei Blumenberg und Derrida geht. Dieser zeichnet sich, unabhängig von den Kriterien der untoten Metapher, durch sein besonderes Referenzverhalten aus. Denn ihre Referenten sind stets unverfügbare, aber unent-

²⁷ Siehe oben, Kap. VII.5, Abbildung 3, S. 181.

²⁸ Wirth: »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«, S. 49.

²⁹ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 88. Blumenberg zitiert hier offenbar Edmund Husserl: *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*, in: Husserliana, Bd. XV, Den Haag 1973, S. 166

behrliche Bezugsgrößen. Das, was durch sie beschrieben und definiert wird, ist durch die Verfahren des Begriffs nicht dingfest zu machen im Sinne einer hinreichend klaren und vollständigen Definition. Als genuin philosophische Metaphern strukturieren sie phänomenologisch unzugängliche oder begrifflich unverfügbare Referenzbereiche, die also weder empirisch noch theoretisch stabilisiert werden können. Wodurch aber werden sie selbst stabilisiert?

Was bei Derrida grundsätzlich von einer unendlichen Dissemination bedroht bliebe, erhält eine ordnende Struktur durch den Prozess der syntaktischen Verflechtung, in der das Problem der Referenz indes prekär bleibt. Mit Ricoeur erhält die Frage, wie sich das potentiell kontingente Netz der Sprache ohne die Verfügbarkeit einer eigentlichen Referenz und ohne einen semantischen Kern stabilisiert einen ersten Anhalt in der Macht einflussreicher Sprechergemeinschaften. Worin aber genau diese Macht und ihr Einfluss besteht, ist ebenso unbestimmt geblieben, wie die Regeln, nach denen die fraglichen Sprechergemeinschaften bestimmte Verknüpfungen vornehmen, unterlassen oder verhindern. War der philosophische Gebrauch der Metapher bei Aristoteles durch die Analogie von *lógos* und *kósmos* bestimmt, so verlangt der Verzicht auf das naturphilosophische Referenzmodell einen adäquaten Ersatz.

Einen solchen Ersatz erkennt Blumenberg mit Kant im Begriff des *Symbols* (Hypotypose), insofern dieses das Symbolisierte »analogisch [...] mithin bloß der Form der Reflexion, nicht dem Inhalte nach«³⁰ darstelle. Als »Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz anderen Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann«³¹ stiften absolute Metaphern Evidenz, wo diese empirisch oder logisch nicht beizubringen ist. Insofern die Metapher demnach nicht die Ähnlichkeit zweier Referenzbereiche, sondern die Ähnlichkeit einer *Reflexion* über beide ausdrückt, ist ihre Stabilität abhängig von den vier Gliedern der Analogie.³² Eine Reflexion (r1) über einen Gegenstand (g) wird auf einen Begriff (b) übertragen, um seine sonst haltlose Reflexion (r2) zu vertreten. Kants Symbol, mithin Blumenbergs absolute Metapher, leistet auf logischer Ebene damit, was auf sprachlicher Ebene die Katachrese tut: etwas Unbekanntes mithilfe einer Analogiebeziehung in Begriffen des schon Bekannten zu bestimmen.

Unter den Bedingungen der Geschichte, d.h. im historischen Wandel, bleibt das Bekannte aber nicht *per se* stabil: Wissen kann vergessen oder gewonnen werden, die Referenzbereiche selbst bleiben in Bewegung und somit auch die Glieder der Analogie. Was bei Kant eine Problematik des transzendentalen Subjekts ist, wird bei Blumenberg zu der kulturphänomenologischen Frage einer Philosophie der *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. In dieser Perspektive hat Blumenberg solche Übertragungen schließlich als »Leitfossilien einer archaischen Schicht der

³⁰ Kant: *Kritik der Urteilskraft*, S. 295. Siehe oben Kap. IV, S. 61.

³¹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 12, zit. KdU B 257.

³² Zur Struktur der Analogie siehe oben, Kap. V.2.

theoretischen Neugierde«³³ interpretiert. Als Antworten auf prinzipiell unbeantwortbare Fragen sedimentieren sich in ihnen die »rückwärtigen Verbindungen zur Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständig präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt aller Theorie«.³⁴ In der kulturphänomenologischen Perspektive kommen so die lebensweltlichen Bezüge in den Blick, die als stabilisierendes Bedingungsgefüge des stratifizierten Metaphernnetzes betrachtet werden können. Wie aber ließe sich ein solches Gefüge methodisch fassen? Blumenberg selbst äußert sich darüber in vorzugsweise geologischer Metaphorik. Was lässt sich der Methodenmetapher des Leitfossils vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen abgewinnen?

4. Leitfossiltechnik und stratigraphische Methode

Die Metapher des Leitfossils rekurriert auf eine geologische Datierungstechnik, die der englische Bauingenieur William Smith (1769–1839) entwickelt hat, der dadurch zum Begründer der stratigraphischen Geologie wurde. Smith hat um 1790 beim Bau von Kanälen herausgefunden, dass in manchen Gesteinsschichten immer wieder dieselben Fossilien vorkommen. Im Anschluss an die naturgeschichtliche Erkenntnis George Cuviers über das wiederholte Aussterben biologischer Arten folgert Smith, dass ein Zusammenhang zwischen der Lebenszeit der Fossilien und dem Alter der Gesteinsschicht bestehen müsse. So ließ sich ein Zusammenhang zwischen den Schichten herstellen, selbst wenn deren ursprüngliche Konstellation durch tektonische Verschiebungen unterbrochen oder gestört worden war. Wird eine dominante Lebensform im Laufe der Zeit von einer anderen ersetzt, schlägt sich dies in einer vertikalen Anordnung ihres Vorkommens innerhalb der Gesteinsabfolge nieder. Mithilfe der Fossilien gelingt es Smith, aus den korrelierten Schichten stratigraphische Karten von England zu erstellen, die ihm schließlich den Spitznamen *Strata Smith* eintragen.³⁵ Den Nutzen solcher Karten sieht der Ingenieur, neben der rein wissenschaftlichen Erkenntnis, unter anderem in der besseren Planbarkeit des Baus von Kanälen und Straßen.³⁶ Die Ergebnisse seiner Forschungen versammelt Smith in seinem *Stratigraphical System of Organized Fossils*: »The chief object of this work being to show the utility of organized Fossils in identifying the strata«.³⁷

³³ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 87.

³⁴ Ebd.

³⁵ Vgl. Reed Wicander und James S. Monroe: *Historical Geology*, Belmont 2010, S. 97–98. Simon Winchester: *The Map that Changed the World. William Smith and the Birth of Modern Geology*, New York 2001, S. 193.

³⁶ Vgl. William Smith: *Stratigraphical System of Organized Fossils*, London 1817, S. v.

³⁷ Smith: *Stratigraphical System*, S. xi.

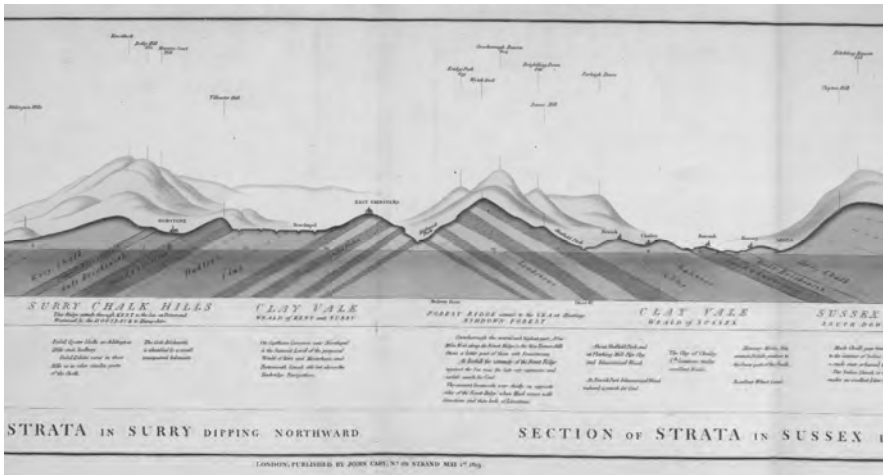


Abbildung 5: Ein geologischer Schnitt (Auszug) von William Smith (1819) durch Regionen Süd-Englands zeigt die Vielschichtigkeit des Gesteins und den Zusammenhang später auseinandergerissener Schichten.

Ohne darauf angewiesen zu sein, jede einzelne Schicht über große Entfernungen hin lückenlos verfolgen zu müssen, erlaubt die Leitfossiltechnik anhand stichprobenartiger Querschnitte signifikante Aussagen über die Erdgeschichte zu machen. Der Begriff des Leitfossils (*fossiles caractéristiques des terrains*) als solcher wurde durch den führenden Geologen Leopold von Buch in die paläontologische Forschung eingeführt.³⁸ Zum Zweck einer zuverlässigen geologischen Datierung müssen die fossilen Arten allerdings bestimmte Eigenschaften erfüllen: Sie dürfen ehemals nur eine kurze Zeit existiert oder müssen sich schnell verändert haben; sie sollten möglichst weit verbreitet gewesen sein und dies in möglichst großer Zahl. Indem die versteinerten Lebewesen eine relative Datierung der Schichtungen untereinander gestatten und damit Prognosen über zu erwartende Vorkommen in der weiteren Umgebung ermöglichen, fungieren Leitfossilien als sedimentierte Indizien vergangener Lebenswelten.

Blumenbergs geologische Metaphorik impliziert also, dass bestimmte Metaphern nicht nur eine »Leitfunktion« für unser Denken³⁹ innerhalb einer bestimmten Lebenswelt haben. Als fossile Relikte dienen sie der metaphorologischen Forschung als Indizes der »Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte«.⁴⁰

³⁸ Vgl. Leopold von Buch: »Ueber den Jura in Deutschland«, in: *Annalen der Physik* 116 (1837) 4, S. 638-641. Siehe dazu auch Otfried Wagenbreth (Hg.): *Geschichte der Geologie in Deutschland*, Stuttgart 1999, S. 55. Dieter D. Genske und Ernest W. B. Hess-Lüttich: »Zeit-Zeichen in der Geologie. Über die Vorgeschichte der Geosemiotik«, in: Ernest W. B. Hess-Lüttich und Brigitte Schlieben-Lange (Hg.): *Signs & Time*, Tübingen 1998, S. 146f. Ulrich Lehmann, (Hg.): *Paläontologisches Wörterbuch*, Stuttgart 1996.

³⁹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 24.

⁴⁰ Ebd., S. 9.

An ihnen soll sich nicht nur die Rekonstruktion von Begriffsgeschichten, sondern eine Kulturphänomenologie orientieren, die sich besonders für den lebensweltlichen Kontext interessiert, dem sie sich verdanken. Entsprechend spricht Blumenberg in den *Paradigmen* davon, dass die metaphorologischen »Längsschnitte« einer diachronen Perspektive durch »Querschnitte« zu ergänzen sind, »idealerweise in jedem relevanten Abschnitt unseres Längsschnittes«. ⁴¹ Solche Querschnitte können, wie Blumenberg bemerkt, »nicht mehr rein metaphorologisch sein«. ⁴² Mit anderen Worten: Die diachronen Querschnitte führen über die Metaphern hinaus – in die lebensweltlichen Kontexte hinein, die sie involvieren.

Nimmt man die Leitfossiltechnik als metaphorologische Methodologie ernst, so impliziert sie, dass sich anhand eines bestimmten Metapherentyps die Abfolge von Kontextverschiebungen und -verknüpfungen rekonstruieren lässt, zwischen denen sich eine Übertragung von Reflexionen vollzogen hat, deren semantische Leitfossilien sich in den historischen Schichten der Sprache sedimentiert haben. Diese sind dann in kulturphänomenologischer Perspektive als Dokumente einer bestimmten Lebenswelt auf »die fundamentalen, tragenden Gewissheiten, Vermutungen, Wertungen« hin zu befragen, »aus denen sich die Haltungen, Erwartungen, Tätigkeiten und Untätigkeiten, Sehnsüchte und Enttäuschungen, Interessen und Gleichgültigkeiten einer Epoche regulierten«. ⁴³

Was Blumenberg auf die historische Großkategorie der Epoche bezieht, lässt sich auch auf kleinere Formate historischer Konstellationen übertragen: Anhand der Geschichte kultureller Leitmetaphern müsste sich rekonstruieren lassen, welche metaphorischen Kontextverknüpfungen neue Bedeutungen etabliert und stabilisiert haben, die zum Teil jener »tragender Gewissheiten« werden, denen »vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann«. ⁴⁴ Insofern zu solchen Gewissheiten auch das Selbst- und Weltverständnis eines bestimmten kulturellen Kontextes gehört, lassen sich Leitmetaphern als stratifizierte Diskursinstanzen beschreiben, in denen sich »Stile von Weltverhalten« ⁴⁵ formieren und sedimentieren. Die Leitfossiltechnik eröffnet damit drei grundsätzliche Herangehensweisen:

(1) Man wähle eine Metapher und frage danach, was sich aus ihrer Geschichte über die Konstitution des kulturellen Welt- und Selbstverständnisses derer lernen lässt, die sie verwenden. Einer solchen Fragestellung folgend gilt es, der Spur der Metapher selbst zu folgen. Was als Metapher in Betracht kommt, kann dabei durchaus unterschiedlich bestimmt werden. (a) Eine Orientierung am Fokuswort würde sich *lexikalisch* ausrichten und seine Metaphorisierung als eine Funktion seines Bedeutungswandels beobachten. Eine Studie dieser Art könnte dann lauten: »Die Metapher des Spiels im Wandel der Zeiten«. Fraglich wäre hier also, wie sich das Wort und der Begriff von »Spiel« durch verschiedene Metaphorisie-

⁴¹ Ebd., S. 49. Siehe oben, Kap. IV, Anm. 68.

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd., S. 25.

⁴⁴ Kant, KdU 257, zit. in Blumenberg: *Paradigmen*, S. 12. Siehe Kap. IV, Anm. 7

⁴⁵ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

rungsprozesse innerhalb eines bestimmten Sprachraums historisch verändert hat. (b) Eine Orientierung an einem komplexen Metaphernfeld würde sich entsprechend *motivisch* ausrichten. So etwa könnte eine »Kulturgeschichte der Kriegsmetaphorik« angelegt sein, die danach fragt, inwiefern Kampf- und Schlachtszenarien als ›Hintergrundmetaphorik‹ in der Beschreibung und Begründung bestimmter Sachverhalte eine historisch bedeutende Rolle gespielt haben. Sowohl (a) als auch (b) würde es darum gehen, welche Bedeutung die jeweiligen Metaphern für das Selbst- und Weltverständnis derer haben, die sie gebrauchen. Wer diejenigen sind, wird allein durch die Verbreitung und den Gebrauch der Metaphern bestimmt. Einer Vorauswahl des untersuchten Territoriums würde eine andere Forschungsausrichtung entsprechen:

(2) Man wähle einen Zeit- und Diskursraum, und frage danach, was sich aus seinen Metaphern über die Konstitution des Welt- und Selbstverständnisses derer lernen lässt, die an den entsprechenden Diskursen dieser Zeit partizipieren. Eine Studie, die dieser Fragestellung folgt, begrenzt ihr Forschungsfeld nicht durch ein Fokuswort oder eine bestimmte Hintergrundmetaphorik, sondern rubriziert signifikante Metaphern in den Dokumenten, die sie untersucht. Das Thema einer solchen Studie könnte lauten: »Die Metaphern des deutschen Feuilletons im Jahr 2010« oder »Platons Metaphern«. Das Ergebnis wäre eine *typologisch* ausgerichtete Studie, in denen die Metaphern eines festgelegten Kontextes nach einer bestimmten Logik gruppiert werden. Studien dieser Art müssten primär synchron orientiert sein, weil der Längsschnitt als historische Achse nicht mehr durch eine Metapher beschränkt ist. Ausgehend vom Primat des Querschnitts würde die Studie eine Typologie der Längsschnitte erstellen, um auf diese Weise etwas über den ›Stil des Weltverhaltens‹ der Metaphernproduzenten zu erfahren. Wovon die Metaphern jeweils handeln, wird allein von den Themen des Diskurses bestimmt. Das Thema kann aber auch zum Gegenstand eines gezielten Forschungsinteresses werden:

(3) Man wähle einen Gegenstand und frage danach, was sich aus seiner Metaphorisierung im Laufe der Zeit über die Konstitution des Welt- und Selbstverständnisses der entsprechenden Metaphernverwender lernen lässt. Eine solche Studie wäre *per se* nicht durch eine bestimmte Metaphorik oder einen bestimmten Diskursraum beschränkt, sondern müsste *topologisch* verfahren. Das Thema einer solchen Studie könnten beispielsweise »Metaphorisierungen des menschlichen Gehirns« oder »Metaphern des Todes« sein. Die Auswahl der entsprechenden Texte würde notwendig den Charakter von Stichproben haben, deren Aussagekraft sich daran bemessen müsste, was sich aus ihnen über die Beziehung der Metaphernproduzenten zu dem in Frage stehenden Gegenstand aussagen lässt. Hier kann die Gewichtung von Quer- und Längsschnitt variieren, je nachdem, ob es eher auf den Bedeutungswandel eines bestimmten Gegenstandes im Laufe der Geschichte einer bestimmten Kultur bzw. Sprechergemeinschaft, oder auf einen synchronen Vergleich desselben in Bezug auf unterschiedliche Kulturen oder Sprechergemeinschaften ankommen soll.

Nun spricht methodologisch nichts dagegen, lexikalische, motivische, typologische und topologische Aspekte in einer metaphorologischen Studie miteinander zu verknüpfen und unterschiedlich zu gewichten, da ohnehin jeder Aspekt zu Teilen immer schon die anderen Aspekte involviert oder voraussetzt. Eine lexikalische Ausrichtung etwa legt sich auf eine bestimmte Sprachgemeinschaft fest, eine motivische und topologische auf eine bestimmte kulturelle Tradition, in der die Motive und Gegenstände eine entsprechende Bedeutung haben und eine typologische Ausrichtung ist immer auch an bestimmte Vorentscheidungen gebunden, ob man Metaphern eher lexikalisch oder motivisch gruppiert.

Insbesondere im Falle kultureller Leitmetaphern empfiehlt sich eine Kombination der genannten Aspekte, insofern sich mit ihnen der Anspruch einer diskursübergreifenden Metaphorik verknüpft, die eine Vielzahl von Themen involviert und daher auch eine historische Varianz von Lexik und Motivik aufweisen kann. Für die Fokussierung einer solchen Untersuchung gibt die Methodenmetapher des Leitfossils weitere Anhalte: Sie muss sich entsprechend auf Metaphern konzentrieren, die innerhalb eines kulturellen Kontextes einen hohen Verbreitungsgrad und eine schnelle Veränderlichkeit aufweisen. Was den Verbreitungsgrad anbelangt, so zeichnen sich Leitmetaphern allgemein durch ein ubiquitäres Vorkommen, wenn nicht gar ein inflationäres Auftreten aus, dem eine Serie unterschiedlicher Konjunkturphasen vorausgeht, wie die Beobachtungen zur Karriere der Netzmetaphorik zeigen (Kap. I). Eine inflationäre Verwendung impliziert auch eine entsprechende Veränderlichkeit bzw. Vieldeutigkeit ihres Gebrauchs, also eine starke semantische Varianz bei hoher Diskursfrequenz.

Unter einem lexikalischen Gesichtspunkt lässt sich in Leitmetaphern der Typus der untoten vermuten. Denn vielfältige Verknüpfungen heterogener Kontexte über einen längeren Zeitraum lassen eine hohe Stratifizierung erwarten. Hier stößt die Leitfossiltechnik als metaphorologisches Modell auch an ihre Grenzen.⁴⁶ Denn was in der Geologie tot unter Tage liegt, kann in der Sprache höchst lebendig weiterleben. Konnotationen sind keine versteinerten Artefakte. Die geologische Metaphorik sollte daher nicht dazu verführen, ihren Gegenstand zu verdinglichen. Eine Reifizierung der Raummetaphorik auf den Bereich der Sprache würde eine Menge neuer Probleme aufwerfen, die den Vorteil der Metapher schnell wieder zunichte machen. Daraus folgt, dass die Metapher des Leitfossils keine ontologische, sondern nur eine heuristische Funktion haben kann. Dies steht in Einklang mit der Aufgabe des Modells komplex stratifizierter Metaphern, das ebenfalls keinen ontologischen, sondern einen heuristischen Anspruch erhebt.

⁴⁶ Zu einer analogen Problematik gelangt Wirth: »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«, wonach sich ein kulturell oder theoretisch bedeutsames Verhältnis stratifizierter Zeichen, Implikationen, Schlüsse und Kontexte in eine Struktur epistemischer Vernetzung transformiere, »sobald Interferenz nicht mehr nur als Form der Überlagerung von Schichten, sondern als netzförmiges Geflecht von potentiell bedeutsamen Beziehungen aufgefaßt wird.« (ebd., S. 48) Wenn die Struktur der Stratifikation in einem begrifflichen Netz gleicher Stufe tatsächlich aufgehoben werden kann, wird sie in einem Netz untoter Metaphern aber immer wieder hervortreten.

Es soll dabei helfen, die Struktur und die Dynamik einer Metapher aus der Synchronie und Diachronie der Kontexte zu rekonstruieren, die sie involviert. Die konkrete Anwendung der Leitfossiltechnik auf Metaphern würde dann auf eine stratigraphische Metaphorologie hinauslaufen. Einer Metaphorologie der Vernetzung müsste es also auf den Versuch einer Stratigraphierung der Netzmetaphorik ankommen. Jede neue Bedeutung, die aus den Verknüpfungen unterschiedlicher Kontexte gebildet und stabilisiert wird, lässt sich als eine semantische Schicht beschreiben, deren Zustandekommen auf die Ereignisse hin zu befragen ist, die zu ihrer Bildung geführt hat.

In Bezug auf das vorgeschlagene Metaphernmodell würde die Leitfossiltechnik daher konkret verlangen, im Längsschnitt, d.h. in diachroner Perspektive, den Bedeutungswandel eines Fokuswortes oder Metaphernfeldes zu verfolgen und dabei nach historischen Schwellen Ausschau zu halten, in denen sich durch die Verknüpfung neuer Kontexte eine neue metaphorische Bedeutung ergibt, deren Stabilisierung zu einer Stratifikation der unterschiedlichen Bedeutungsebenen führt. In den Phasen zwischen dem ersten Auftreten und der Konsolidierung einer neuen Bedeutung werden dann die Querschnitte zu legen sein, um die Bedingungen der Stabilisierung und das kulturelle Interesse an ihr bzw. ihre Rolle in einem bestimmten Diskurs zu erkunden. Wozu bedurfte es dieser neuen Bedeutung? Welche Funktion erfüllt sie? Welche Erfahrungen oder Erwartungen verbinden sich mit ihr? Die Antworten auf diese Fragen sind nicht unmittelbar, sondern notwendiger Weise hermeneutisch aus den verknüpften Kontexten der entsprechenden Dokumente zu erschließen bzw. zu abduzieren.⁴⁷ Und sie sollten sich stets an den untersuchten Texten ausweisen bzw. plausibilisieren lassen.

Insofern die Stabilisierung auf diskursiven Wiederholungen und normierenden Prozessen beruht, enthält sie selbst ein diachrones Moment. Die zunehmende Varianz der Bedeutung eines Fokuswortes kann eine Diversifizierung dieser diachronen Dimension nach sich ziehen. Dass unterschiedliche Bedeutungen in unterschiedlichen Kontexten eine unterschiedliche Entwicklung einschlagen können, ist eine Erkenntnis, die schon jede Begriffsgeschichte lehrt. Hier wäre der Ort, an dem sich ein topologischer Zugriff empfiehlt, um die verschiedenen Bedeutungen verschiedenen Themenbereichen zuzuordnen. Einer Metapherngeschichte muss es aber vielmehr auf die Verknüpfungen der verschiedenen Bedeutung ankommen, deren Wechselwirkungen nicht zu homogenen Lexikalisierungen und Begriffsbildungen führen. Unaufgelöste Spannungen in konventionalisierten Metaphern können weitere Wechselwirkungen mit älteren Bedeutungsebenen des Fokuswortes oder neuen Referenzbereichen, in die sie vordringt, nach sich ziehen. Eine stratigraphisch verfahrenende Metaphorologie hätte demnach die Spannungen zwischen den Konnotationen zu identifizieren, die das Fokuswort in einem bestimmten Diskurs entfaltet, wiedererweckt oder hinzugewinnt, um die Folgen dieser Spannungen zu rubrizieren und weiterzuverfolgen: Wirkt sich eine

⁴⁷ Vgl. ebd. Zum Verfahren der Abduktion siehe unten, Kap. XIII.5.

Leitmetaphorik produktiv oder störend auf Terminologisierungsprozesse in bestimmten Diskursen aus? Begünstigt sie Konsensbildungen oder Kontroversen? Beschränkt sie sich auf lokale Diskurse, greift sie auf andere über oder eröffnet sie neue Kontexte? Welche lebensweltlichen Orientierungen oder Perspektiven stiftet sie oder bekunden sich in ihr? Welche Bedeutung haben sie für die Lebenswelt selbst und den Prozess ihrer Technisierung? – Fragen dieser Art verweisen auf den Motivierungsrückhalt der Metaphorik – der schließlich Anlass dazu gibt, die geologische Metaphorik in eine archäologische zu überführen.

5. Metaphorologische Archäologie als Technisierungsgeschichte

Im Unterschied zur Problematik der ›absoluten Metapher‹ wird sich die Frage nach kulturellen Leitmetaphern nicht auf theoretische Diskurse beschränken können. Diese Konsequenz folgt bereits aus der Entwicklung der Metaphorologie von einer subsidiären Methode der Begriffsgeschichte zu einer eigenständigen Kulturphänomenologie. Der von Dirk Mende geäußerte Vorschlag ihrer diskursanalytischen Erweiterung zu einer »metaphorologischen Archäologie«⁴⁸ findet in dem hier entwickelten Modell komplex stratifizierter Metaphern einen konkreten Ansatz für seine methodische Umsetzung. Ein solcher Ansatz verlangt indessen auch eine Reformulierung der ›Systemstellen‹ in Blumenbergs Modell der ›Metakinetik‹.⁴⁹ Erscheinen diese in funktional-anthropologischer Lesart als stabile ›Frage-Stellen‹, auf deren Aporien sich absolute Metaphern im Laufe der Geschichte immer wieder als variiierende Antworten beziehen, erlaubt ein diskursanalytischer Zugang, diese als historisch veränderbare Problemkonstellationen zu interpretieren, die sich einer Logik der Folgen kultureller Hinterlassenschaften verdanken.⁵⁰ Eine Metaphorologie als philosophische Archäologie hätte sich dann der Logik dieser Folgen und ihrer wiederum metaphorischen Bewältigung zu widmen.

Insofern der Wandel der metakinetischen Systemstellen kultureller Leitmetaphern wesentlich von technisierungsgeschichtlichen Aspekten abhängt,⁵¹ sollte eine metaphorologische Archäologie solche Systemstellen nicht nur als diskursive Sedimente, sondern auch als Kristallisationspunkte kultureller Praktiken und technischer Prozesse interpretieren. Dies gilt umso mehr, je stärker sich der Vorgang der Technisierung als ein ambivalenter Prozess erweist, der gerade nicht im Zustand einer Lebenswelt konvergiert, in der alles bekannt, vertraut und beherrschbar ist. Eine solche Lebenswelt ist ja nach Blumenberg die grundsätzliche Utopie von Kultur überhaupt: der vollendete Abbau des »Absolutismus der Wirk-

⁴⁸ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 104–105. Vgl. oben, Kap. IV, insb. S. 90.

⁴⁹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13.

⁵⁰ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 105.

⁵¹ Vgl., Kap. IV.3 u. Kap. VII.5., insb. S. 187.

lichkeit«. ⁵² Insofern sich der technische Fortschritt aber schlechterdings nicht als fortschreitender Abbau, sondern auch als ein anhaltender Aufbau neuer Unsicherheitsszenarien und Unbekanntheitszonen erweist, ist von einer entsprechenden Varianz der metaphorologischen Systemstellen auszugehen, an denen sich neue Fragen entzünden, die ihrerseits nach Antworten verlangen.

Die Technisierung der Lebenswelt ist in diesem Sinne als ein ambivalenter bzw. dialektischer Prozess zu denken: Einerseits ist die Lebenswelt immer schon das Resultat von Technisierungen, die zu einer Kontrolle der Lebensbedingungen und einer zunehmenden Vertrautheit der Welt führen; andererseits haben eben diese Technisierungen zur Folge, dass immer neue Risiken und Bedrohungen eine Konsolidierung dieses Ziels hintertreiben. Was sich mit dem soziologischen Begriff der Risikogesellschaft verbindet, hat auch metaphorologische Konsequenzen. ⁵³ Die Lebenswelt selbst wird zum Ursprung eines Absolutismus der Wirklichkeit, dem sie eigentlich zu entkommen sucht. Dieser wäre dann nicht mehr nur ein reines ›Bewußtseinsphänomen‹, sondern auch ein Produkt historischer Technisierungsprozesse. ⁵⁴ Die Konsequenz koinzidiert letztlich mit dem Grundgedanken der *Dialektik der Aufklärung*: Der Prozess der Kultur, als Befreiung aus dem Naturzwang, entfaltet in sich selbst die Gewalt einer zweiten Natur, der die gewonnene Freiheit wieder in ihr Gegenteil umschlagen lässt. ⁵⁵

In diesem Zusammenhang lässt sich auch Haverkamps Vorschlag aufnehmen, der in der unhintergebar historisch gewordenen Wirklichkeit eine »Absolutheit zweiten Grades« erkennt, die entsprechend eine *Metaphorologie zweiten Grades* verlange: »Jede Lebenswelt-Analyse ist angewiesen auf eine Metaphorologie, und zwar zweiten Grades, nicht die ersten Grades, die sich archäologisch den Leitfossilien der philosophischen epoché gewidmet hat.« ⁵⁶ Während sich die Metaphorologie ersten Grades noch auf den »Absolutismus der Wirklichkeit« als einer Art anthropogenetischem ›Ausgangszustand‹ ⁵⁷ beziehe, müsse die Metaphorologie zweiten Grades von der Absolutheit dessen ausgehen, was im »Bodensatz der Gesagteinsgeschichte [...] als Geschichte auf-geschichtet ist.« ⁵⁸ Haverkamp versteht die Metaphorologie zweiten Grades damit als eine »Archäologie« ⁵⁹ der Sprachsituation einer Zeit: als das Ergebnis historischer Sedimentationsprozesse,

⁵² Vgl. Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 9. Siehe oben, Kap. IV.1.

⁵³ Vgl. Beck: *Risikogesellschaft*.

⁵⁴ Vgl. Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 81. Vgl. Kap. IV.1 und, Kap. X.3.

⁵⁵ Vgl. Adorno/Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1986. Siehe dazu auch Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 245. Zum Verhältnis von Blumenberg und Adorno vgl. Haverkamp: »Das Skandalon der Metaphorologie«. Eine genauere Untersuchung dieses Verhältnisses, vor allem in Bezug auf Unbegrifflichkeit und Nicht-Identität, lässt Sebastian Tränkle Dissertation über Sprachkritik bei Hans Blumenberg und Theodor W. Adorno erwarten.

⁵⁶ Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 252.

⁵⁷ Ebd., S. 245.

⁵⁸ Ebd., S. 252.

⁵⁹ Ebd., S. 248.

in denen sich die »Bruchstücke der sprachlichen Versteinerung«⁶⁰ vergangener Diskurse ablagern und zu einem »quasi-transzendentalen Bodensatz«⁶¹ der Lebenswelt verfestigen. Damit ließe sich eine systematische Unterscheidung treffen: Während absolute Metaphern ein Konzept der Metaphorologie ersten Grades sind, die auf die Kohärenz wissenschaftlicher oder philosophischer Systembildungen bezogen ist, stiften kulturelle Leitmetaphern eine Kohärenz kollektiver Welt- und Selbstbeschreibungen – die sich gleichwohl mit Theorien legitimieren oder anreichern können. Doch ist das Kriterium ihrer Kohärenz nicht das ihrer wissenschaftlichen, sondern das ihrer lebensweltlichen Plausibilisierungsleistung. Ihnen also hätte sich eine Metaphorologie zweiten Grades zuzuwenden.

Den Begriff der Metaphorologie zweiten Grades aufnehmend, ist jedoch zweierlei zu beachten. Zum einen droht die oben bereits problematisierte geologische Metaphorik hier mit der archäologischen ins Gehege zu kommen. Denn mit beiden verbinden sich jeweils unterschiedliche Implikationen über Gegenstand und Erkenntnisinteresse. Zum anderen ist die Absolutheit zweiten Grades unter den Bedingungen der Technisierung nicht nur eine der Sprache. In diesem Sinne verlangt eine archäologisch verfahrenende Metaphorologie zweiten Grades, die Dynamik des Zusammenhangs von Technisierung und Metaphorisierung genauer zu untersuchen. Wenn das »nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität«⁶² selber das einer »unhintergebar historisch gewordenen Wirklichkeit«⁶³ geworden ist, dann stiften Leitmetaphern nicht nur pragmatische Orientierungen innerhalb der Lebenswelt, sondern werden selber Teil ihres Technisierungsgeschehens.

Eine archäologisch verfahrenende Metaphorologie wird also in dem Zusammenhang von Technisierung und Metaphorisierung auf solche Wechselwirkungen achten müssen; insbesondere dann, wenn sie sich mit kulturellen Leitmetaphern beschäftigt. Denn mit deren Geltungsanspruch steht zu erwarten, dass sie zu einem ›Symbol‹ (Hypotypose) jener Absolutheit zweiten Grades avancieren – in dem oben spezifizierten Sinne der *Übertragung einer Reflexion* von einem Gegenstand der Anschauung auf einen unanschaulichen Begriff, der in dem Falle die Lebenswelt selbst bzw. der Zusammenhang ihrer ›Systemstellen‹ ist: als das nie übersehbare Ganze einer unhintergebar historisch gewordenen Wirklichkeit. Wenn der metaphorische Prozess als eine Aneignung des unbestimmten Fremden aber immer auch eine Verfremdung des bestimmten Vertrauten nach sich zieht (Kap. IV.3), müssen die metaphorischen Spannungen, die sich aus der interperitenten Verknüpfung entsprechender Kontexte ergeben (Kap. VII.5), umso größer werden, je universal der Geltungsanspruch einer Leitmetapher wird.

Nicht zuletzt müsste eine Metaphorologie der Vernetzung, gerade im Hinblick auf das Modell komplex stratifizierter Metaphern, auch ihre eigene Metaphorik

⁶⁰ Ebd., S. 247.

⁶¹ Anselm Haverkamp: *Latenzzeit*, Berlin 2004, S. 78.

⁶² Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

⁶³ Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 252.

noch einmal reflektieren. Denn während die »Untersuchung der synchronen systematischen Vernetztheit«⁶⁴ von Metaphern bzw. der »Vernetzung unserer Begriff ohnehin«⁶⁵ weitreichende sprach- und kulturphilosophische Einsichten verspricht, so bekundet sich in der Metapher der *Sprache als Netz* selber jene Ambivalenz, die in ihrer Karriere als kultureller Leitmetapher bereits zu beobachten war.⁶⁶ In seinem Aufsatz *Sprachsituation und immanente Poetik* hat Blumenberg die Logik der akkumulierten Sprachgeschichte mit Paul Valéry als die »Irreversibilität jedes mit der Sprache vollzogenen geistigen Prozesses« bestimmt, durch den »jede Gegenwart ihre Möglichkeiten eingeschränkt findet durch das, was schon gesprochen worden ist.«⁶⁷ Valéry sei die ›Sprachsituation‹ daher »immer wieder als ein Netz von Bindungen und Einschränkungen des reinen Denkens«⁶⁸ vorgekommen, aus dem sich die Poesie zu befreien habe. Das Netz der Sprache ist hier also nicht nur die bloße Verknüpfung von Bedeutungen, die für Ricoeur die Bedingung einer Neubeschreibung des Wirklichen ist – gerade auch für die Poesie und ihre lebendigen Metaphern. Das Netz der Sprache als eine irreversible Einschränkung des Sprechens impliziert vielmehr ein Gefangensein in der Sprache, das folglich auf ein freies Außen verweist, das hier als der Ort einer Selbstverwirklichung der Poesie vorstellbar wird. In der Sprachsituation und der Irreversibilität ihrer geschichtlichen Logik konnotiert das Netz eine Zwangslage, die metaphorische Implikationen materieller Beutenetze ins Spiel bringt. Was sich im Netz der Sprache verfängt, ist das Denken.

Wovon aber der Dichter sich zu befreien sucht, ist der Ausgangspunkt der metaphorologischen Arbeit – die nicht darauf abzielt, das Netz hinter sich zu lassen, sondern seinen Fäden, Linien und Verflechtungen zu folgen, in die auch die Arbeit des Dichters wieder eingeht, insofern seine Dichtung zum Bestandteil einer neuen Sprachsituation wird. Indem die Metaphorologie sich mit Metaphern des alltäglichen, wissenschaftlichen oder philosophischen Sprechens befasst, hat sie es mit jenem Netz der Sprache zu tun, das ihre Sprecher mit einem System von Verweisen umfängt, die ein Produkt ihrer wiederholten Sprechakte sind. In diesem Sinne verbindet die Metaphorologie »Diskursanalyse und Wirkungsgeschichte«; sie rekonstruiert »das ›historische Apriori‹ eines Diskurses, einer systematischen Konfiguration oder eines Begriffs.«⁶⁹ Damit verlangt die Metaphorologie eine »Hermeneutik des Politischen oder Ökonomischen am Leitfaden der Metapher und ihrer Verwandten, also eine Hermeneutik der Institutionen, in denen wir leben.«⁷⁰ Und insofern diese Institutionen sich nicht nur sprachlich konsti-

⁶⁴ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 100–101.

⁶⁵ Zill: »Substrukturen des Denkens«, S. 257.

⁶⁶ Vgl. Kap. I, S. 47. Eine ausführlichere Reflexion dessen erfolgt weiter unten, Kap. IX.4–5.

⁶⁷ Hans Blumenberg: »Sprachsituation und immanente Poetik«, in: *Wirklichkeiten*, Stuttgart 1999, S. 150–151.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Mende: »Technisierungsgeschichten«, S. 106–107.

⁷⁰ Stoellger: »Über die Grenzen der Metaphorologie«, S. 211.

tuieren, sondern immer auch Voraussetzung und Produkt lebensweltlicher Technisierungen sind, werden ihre Metaphorisierungen stets ein Index jener Absolutheit zweiten Grades sein, den sie hervorbringen. Weil er begrifflich allein nicht gefasst werden kann, ist nach den Metaphern zu fragen, welche für die – nicht mehr nur logische, vielmehr pragmatische – Verlegenheit einspringen, um in dem unüberschaubaren Ganze eine Orientierung zu stiften.

Darin liegt freilich ein ungewisses Moment ihrer Deutung, mithin ein irreduzibles Risiko metaphorologischer Studien. Die Geschichten, die sich aus ihnen ergeben, bleiben immer »etwas ›sophisticated‹«, wie Philipp Stoellger einwendet, denn dass sich eine entsprechende Motivation »verlässlich an den Metaphernvarianten zeige, in denen sie sich artikuliere, bleibt unerfreulich unsicher.«⁷¹ Vor allem in der Lebenswelthypothese liege »ein unsicheres, abduktives Moment der Wahrnehmung und Interpretation«, insbesondere dann, wenn sie Metaphern als *symptomatisch* für etwas halte – »auf die Gefahr hin, mehr zu abduzieren, als lesbar ist«: Auf diese Weise werde in einer metaphorologischen Lesart »mehr gesagt, als im Text schon gesagt ist. Und das ist nicht ohne hermeneutisches Risiko.«⁷² – So richtig dies ist: Mehr zu sagen, als der Text von sich aus sagt, das Ziel jeder Interpretation. Nicht der semantische Überschuss der Interpretation ist also das Problem, sondern seine möglicherweise illegitime Zuschreibung an den Text. Um das Risiko einer metaphorologischen Spekulation möglichst gering zu halten, sollte die Interpretation daher immer ausweisen, wie der latente bzw. manifeste Gehalt der Metapher zu einer Aussagefunktion des Textes wird.

Über den philologisch zu studierenden Text hinaus gibt der Aspekt der Technisierung einen weiteren Anhalt. In einer Abwandlung von Derridas Begriff der *heliotropischen* Metapher, die einem absoluten, aber unverfügbaren Referenten – in der aristotelischen Theorie: der Sonne (*helios*) – zugewendet (*tropos*) ist, lassen sich kulturelle Leitmetaphern auch als *technotropische* Metaphern bezeichnen. Denn wie sich bereits an der Kosmos- als auch der Sonnenmetaphorik zeigt, bleiben sie technischen Referenten zugewandt, um die Welt in Begriffen vertrauter Kulturtechniken zu beschreiben.⁷³ Diese Konsequenz, als eine kulturwissenschaftliche Modifikation der Metaphorologie, koinzidiert letztlich auch mit zentralen Einsichten einer kulturwissenschaftlich orientierten Begriffsgeschichte:

»Die kulturwissenschaftliche Perspektive verschiebt also insgesamt die Gegenstandsebene der Begriffsgeschichte: von der Wissenschaft zum Wissen, von der Ästhetik zu den Kunstwerken, von der Theorie zu Praktiken und Techniken, von der Schrift zu anderen Medien, von den absoluten Metaphern zum metaphorologischen Denken und den Referenzen, auf die sie sich beziehen.«⁷⁴

⁷¹ Ebd., S. 224.

⁷² Ebd., S. 212.

⁷³ Zur Metapher des Kosmos siehe oben, Kap. IV.3, S. 93 u. Kap. V.4. Zur Sonnenmetapher siehe Kap. V.2, Anm. 39.

⁷⁴ Vgl. Müller: »Einleitung«, S. 13.

Dass der neueste Stand der Technik gern zum Modell kultureller Selbst- und Weltbeschreibungen avanciert, ist ein bekanntes Phänomen, das dem Vicoschen Axiom entspricht: *verum et factum convertuntur*.⁷⁵ So scheint auch das Netz als kulturelle Leitmetapher dieser Logik zu folgen, wie Hartmut Böhme erklärt:

»im Augenblick, wo man mit bewusstem Planungskalkül technische Netzwerke zu installieren verstand und der Prozess der Modernisierung identisch wurde mit Netzplantechniken, da rückte die Netz-Metapher ins Zentrum der Episteme.«⁷⁶

Der Geltungsanspruch kultureller Leitmetaphern wäre damit bedingt durch ihre technotropische Referenz. Eine archäologische Metaphorologie wird daher immer auch eine Technikgeschichte sein müssen. Drastischer noch formuliert es Rüdiger Campe: »Die Frage nach der Metapher ist letztlich gar nichts anderes als die Frage nach der Technik«.⁷⁷

Sich auf die Spur der Metapher zu begeben, bedarf eines »zähen Ringens um Methodologie«.⁷⁸ Was der Theorie der Metapher hier an Methode abgerungen wurde, wird sich in der Geschichte der Netzmetaphorik selbst bewähren oder belehren lassen müssen. Weder Theorie noch Fakten allein können hier das letzte Wort haben. »Perfektion und Lückenlosigkeit«, erklärt Blumenberg, »ist auf diesem Felde ganz unerreichbar.«⁷⁹ In diesem Sinne auch beschließt Petra Gehring ihren methodischen Ordnungsruf an die Metaphernforschung mit einem an Camus' *Sisyphos* gemahnenden Innuendo: »Wir dürfen uns die Metaphorologen dennoch als glückliche Menschen vorstellen.«⁸⁰

⁷⁵ Vgl. Ferdinand Fellmann: *Das Vico-Axiom*, Freiburg 1976. Das berühmte Diktum formulierte Vico erstmals in den 1710 erschienenen *De antiquissima italorum sapientia*, Roma 2006, bevor er das Argument, dass nur das erkennbar sei, was vom Erkennenden selbst geschaffen wurde, in geschichtsphilosophischer und wissenschaftstheoretischer Hinsicht systematisch entwickelt hat, in: *Principi di una scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni*, Napoli 1725, dt. *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*, Hamburg 2009.

⁷⁶ Böhme: »Netzwerke«, S. 30–31.

⁷⁷ Campe: »Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher«, S. 283–315.

⁷⁸ Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 218.

⁷⁹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 29.

⁸⁰ Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 218. Vgl. Albert Camus: *Der Mythos des Sisyphos*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 160.

Zweiter Teil

ZUR METAPHER DES NETZES

Nachdem der erste Teil der Arbeit vom *Netz der Metapher* gehandelt hat, wird sich der zweite Teil den Konsequenzen zuwenden, die sich aus den Überlegungen zur Metaphorologie als Theorie und Methode für das Netz als einer kulturellen Leitmetapher ergeben. Diese betreffen zunächst den Begriff der Metapher selbst und schließlich die Geschichte des Netzes als eines metaphorischen Leitfossils. Bisher hat die Untersuchung im Wesentlichen zwei Ergebnisse erbracht: zum einen das Modell eines komplex stratifizierten Netzes, das einer Theorie und Geschichte kultureller Leitmetaphern zugrunde gelegt werden kann und zum anderen den paradoxen Befund, dass der Begriff der Metapher selbst auf der Metapher des Netzes beruht. In den folgenden Kapiteln wird es darum gehen, das Modell ein- und die Paradoxie aufzulösen. Dabei wird sich zeigen, dass Einlösen und Auflösen zwei Seiten ein und derselben Sache sind. Was die Theorie verlangt, kann nur auf dem Weg ihrer Praxis erreicht werden. Dieser Weg führt über den lebensweltlichen und das heißt also kulturellen Bezug sowohl des Begriffs der Metapher als auch der Metapher des Netzes.

In einem ersten Schritt wird es darauf ankommen, den Wandel des Metaphernbegriffs und seiner Quasi-Metaphorik – also die Verschiebung des theoretischen Paradigmas von der Übertragung zur Verknüpfung – als den Ausdruck eines Wandels der Lebenswelt zu interpretieren. Wenn Quasi-Metaphern, d.h. definierende Tropen, die bestimmen, was eine Metapher ist, nicht theoretisch entschieden werden können, weil sie als Meta-Metaphern absolute Metaphern der Metapherntheorie sind, dann ist ihre Wahl, die dennoch getroffen wird, historisch bedingt. Der Begriff der Metapher ist also historisch kontingent. Die Bedingungen der Kontingenz schreiben sich jedoch in den Begriff der Metapher selber ein. Durch seine eigene Metaphorizität und Historizität hat der Begriff der Metapher einen lebensweltlichen Bezug. Und dieser Bezug hat eine technotrope Signatur (Kap. IX). Meta-Metaphern modellieren sich stets an bestimmten Kulturtechniken, und zwar solchen, die paradigmatisch für ein historisches Welt- und Selbstverhältnis sind. Während solche Kulturtechniken ihrerseits die Wahl einer kulturellen Leitmetaphorik bestimmen, verleiht diese den Kulturtechniken erst ihren paradigmatischen Sinn. Die Geschichte der Meta-Metaphern ist darum zugleich eine Geschichte von Technisierungsprozessen. Die Technisierung der Lebenswelt und ihre Geschichte reflektieren sich auch in der Metaphorik des Netzes, die nicht nur zu einer Meta-, sondern zu einer kulturellen Leitmetapher sich entwickelt und entsprechend stratifiziert (Kap. X).

In einem zweiten Schritt wird zu zeigen sein, wie sich das Modell komplex stratifizierter Metaphern am Leitfaden des technotropischen Lebensweltbezugs methodisch einlösen lässt, um das Netz metaphorologisch zu stratigraphieren (Kap. XI–XII). Der Versuch einer stratigraphischen Metapherngeschichte wird dabei notwendig unvollständig bleiben, zum einen aus systematischen Gründen, weil sich das Feld der metaphorologischen Analyse niemals sättigen lässt, zum anderen aus pragmatischen Gründen, weil jede Analyse stets eine Auswahl ist. Doch verspricht dieser Ansatz, eine paradigmatische Perspektive für eine Metaphorologie der Vernetzung zu eröffnen, bei der es nach den systematischen Überlegungen um eine historische Untersuchung der Bedingungen ihres Bedeutungswandels und ihrer Karriere als kulturelle Leitmetapher gehen wird.

IX. Technotropische Signaturen des Metaphernbegriffs

Was den Begriff der Metapher betrifft, so hat sich im Durchgang durch die Theorien von Aristoteles, Derrida und Ricoeur gezeigt, dass sich darin ein Paradigmenwechsel vollzieht, der sich als ein Übergang vom Modell der Übertragung zum Modell der Vernetzung beschreiben lässt. Beide Modelle beruhen auf unterschiedlichen ontologischen Voraussetzungen, durch die sie einen immanenten Weltbezug aufweisen. Ist das aristotelische Modell der metaphorischen Übertragung wesentlich an den naturphilosophischen Begriff der *physis* und damit an eine kosmisch verfügte Seinsordnung gebunden, den die Metapher kraft ihrer eigentümlichen Bewegung vor Augen führt, lässt sich das Modell der Vernetzung als eine Konsequenz des *linguistic turn* verstehen, der die welterschließende Funktion der Metapher nicht mehr an eine kosmisch, sondern sprachlich und kulturell verfügte Ordnung des Wissens bindet.¹ Beide Modelle implizieren damit ein unterschiedliches Weltverhältnis. Ist das Verhältnis von Sprache und Welt im Modell der Übertragung im Wesentlichen das der Repräsentation oder Nachahmung (*mimēsis*) einer gegebenen Wirklichkeit, avanciert die Metapher im Modell der Vernetzung zu einem genuinen Mittel der Neubeschreibung der Wirklichkeit. Das Verhältnis von Sprache und Welt ist hier nicht mehr das einer mehr oder weniger angemessenen Repräsentation, sondern das einer mehr oder weniger erfolgreichen Konstitution, die sich in einem komplexen Netz von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*) einer kulturellen Wissensordnung manifestiert.²

Dem Wandel des Metaphernbegriffs korrespondiert damit ein Wandel des Begriffs der Wirklichkeit. Ist letztere im Modell der Übertragung etwas von Sprache unabhängig Gegebenes, das durch die ordnende Leistung des Begriffs objektiv erschlossen werden kann, liegt dem Modell der Vernetzung ein Begriff von Wirklichkeit zugrunde, der sich nicht mehr auf eine objektiv zugängliche, sondern wesentlich sprachlich verfasste Seinsordnung bezieht. Wenn mit Wittgenstein »die Grenzen *der* Sprache [...] die Grenzen *meiner* Welt bedeuten«³, dann verändert die Metapher mit den Grenzen der Sprache immer auch die Grenzen dessen, worauf sich ein Sprecher oder eine Sprechergemeinschaft als »Welt« beziehen. Ein solcher Weltbezug muss nach Blumenberg notwendig metaphorisch verfasst sein, insofern »das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität«⁴ rein begrifflich nicht zu erfassen ist. In dem Wandel der metaphorischen Weltbeschreibungen bekundet sich somit auch ein Wandel der »fundamentalen, tragenden Gewissheiten, Vermutungen, Wertungen [...] einer Epoche.«⁵

¹ Zu kulturellen Wissensordnungen als Netze siehe auch Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache und Wirth*: »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«.

² Vgl. Ricoeur: *Die lebendige Metapher*, S. 233 [306]. Siehe oben, Kap. VII.4.

³ Ludwig Wittgenstein: *Logisch-philosophische Abhandlung*, Frankfurt/M. 2004, S. 87.

⁴ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

⁵ Ebd.

Was Blumenberg über die absoluten Metaphern ausspricht, kann auch vom Begriff der Metapher selbst gesagt werden. Denn wenn er immer schon ein immanentes Weltverhältnis impliziert, so verweist sein Wandel auf ein verändertes Weltverhältnis. Doch bekundet sich in diesem Wandel nur ein verändertes Verhältnis in einer ansonsten gleich gebliebenen Welt? Oder dokumentiert sich in dem veränderten Weltverhältnis auch eine veränderte Wirklichkeit? Was – metaphysisch gefragt – ohne Antwort bleiben müsste, eröffnet in geschichtlicher Perspektive einen Ausweg aus der theoretischen Aporie. Denn eine metaphorologische Revision des Metaphernbegriffs zeigt, dass er selbst eine technotropische Kehrseite oder Signatur aufweist.⁶ Mit anderen Worten: Die Definition der Metapher reflektiert in ihrer Geschichte den Prozess der Technisierung der Lebenswelt. Der Begriff der Metapher lässt sich in seiner Geschichte daher als ein Index historischen Wandels interpretieren. Was das besagt, lässt sich anhand des metaphorologischen Paradigmenwechsels von der Übertragung zur Vernetzung exemplarisch aufweisen.

Wenn die Metaphorizität des Begriffs der Metapher infolge der Modernisierung ihrer Theorie seit der Mitte des letzten Jahrhunderts immer wieder bemerkt und problematisiert wurde, so ist das Problem am radikalsten von Derrida formuliert worden, der das damit verbundene Dilemma auf den Begriff der Quasi-Metapher gebracht und daraus die Unmöglichkeit einer Metaphorologie geschlussfolgert hat. Wie die Rekonstruktion seiner Argumente aber zeigt, bezieht sich sein Einwand lediglich auf den Anspruch einer vollständig begrifflichen Theorie, während er das Dilemma selbst performativ löst (Kap. VI.4). Indem Ricœur in seiner Kritik Derridas sowohl dessen Einschränkung als auch den performativen Ausweg verkennt, erneuert er in seinem Missverständnis das Dilemma durch den Anspruch der Theorie, die lösen soll, was sie selbst erst herbeiführt, indem sie sich auf der Quasi-Metapher des Netzes errichtet (Kap. VII.4). Ricœurs Missverständnis besteht darin, dass er Derridas These, es könne keine Definition der Metapher geben, die selber unmetaphorisch wäre, so interpretiert, als würde sie besagen, es könne überhaupt keinen unmetaphorischen Begriff geben. Letzteres wäre offenkundig absurd; und genau diese Absurdität hat Derrida in seiner Dekonstruktion der *Weissen Mythologie* selbst kritisiert.

Mit seinem Versuch, die Struktur der Metapher durch die Metapher des Netzes zu definieren, vollzieht Ricœur in seiner strukturalistisch-hermeneutischen Neuinterpretation des aristotelischen Textes jenen Paradigmenwechsel von der Übertragung zur Verknüpfung, der sich bereits bei Derrida ankündigt. Als definierende Trope bleibt die Metapher des Netzes in Ricœurs Theorie selbst undefiniert, d.h. operativ wirksam, aber unthematisch.

⁶ Diesem Zusammenhang habe ich an anderer Stelle eine ausführlichere Untersuchung gewidmet, deren Befunde hier auf eine Metaphorologie der Vernetzung hin zugespitzt werden. Vgl. Alexander Friedrich: »Meta-Metaphorologische Perspektiven. Zur technotropischen Geschichte des Metaphernbegriffs«, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 1 (2012), S. 1–18.

Der in dem ersten Teil der Untersuchung unternommene Versuch einer begrifflichen Explikation der Netzmetaphorik hat zu dem Modell komplex stratifizierter Metaphernnetze geführt, mit dem sich ein theoretisches und methodologisches Desiderat einlösen lässt, was die Metaphorologie Blumenbergs hinterlassen hat. Bevor in einem zweiten Schritt das Modell anhand der Geschichte der Netzmetaphorik selbst erprobt werden soll, wird es in einer metaphorologischen Interpretation des Wandels des Metaphernbegriffs zunächst darum gehen, seine technotropischen Kehrseiten als die »rückwärtigen Verbindungen zur Lebenswelt«⁷ zu reflektieren, die in den betreffenden Theorien und ihrer Kritik unthematisch geblieben oder aus dem Blick geraten sind. Liegt in den ontologischen Implikationen des Metaphernbegriffs bereits ein immanentes Weltverhältnis begründet, so gilt es nun also, den Paradigmenwechsel von der Übertragung zur Vernetzung als einen technologisch begründeten Wandel dieses Weltverhältnisses zu interpretieren.

1. Kosmologische Technotropie: Die Technik der Natur

Dass der Metapherntheorie des Aristoteles eine Naturphilosophie zugrunde liegt und sie dadurch eine ontologische Rechtfertigung erhält, hat – durch die spätere römische Lehre des *verbum proprium* begünstigt – zu einer verkürzten Lesart des aristotelischen Textes geführt, die ihn, substitutionstheoretisch, auf eine bloße Wortsemantik der Eigentlichkeit reduziert. Tatsächlich aber ist der metaphorische Prozess für Aristoteles eine Form der Erkenntnis gerade und vor allem dann, wenn er etwas in seiner Verwirklichung (*energoúnta*) zeigt, das heißt, in einer *Bewegung*, die einen Entwicklungsvorgang vor Augen führt, in dem die eigensten Möglichkeiten eines Wesens oder einer Sache realisiert werden. So zeigt das Beispiel der Analogiemetapher, in der das »eigentliche« Wort (*kýrion*) fehlt, dass die Bewegung, die durch die Metapher sichtbar wird, eine teleologische ist: Wenn die Sonne ihr Licht *sät*, so bezieht sich die Übertragung nicht auf das mechanische Moment des Ausstreuens, sondern auf den Zweck der Agrartechnik. Der Bauer wirft nicht irgendwelche Körner irgendwohin, sondern er *sät* Samen, um ein Feld zu bestellen, damit auf ihm etwas wachse. Wenn Aristoteles die Natur (*phýsis*) als einen Prozess betrachtet, in dem sich das Zugrundeliegende (Samen) zu dem entwickelt, was in ihm als eigene Möglichkeit angelegt ist (Frucht), so schließt dieses Naturverständnis die Sphäre der Kultur (*téchnē*) mit ein. Auch der Begriff der Technik beruht auf dem organischen Wachstumsmodell. Und dieses Modell, dass die Technik gleichsam als Hebammenkunst konzipiert, die nur das zutage fördert, was der Kosmos vorher schon als Mögliches bereit hielt, stellt das Ganze der Wirklichkeit nach dem Modell eines Lebewesen vor. Jedes künstliche Artefakt ist damit in gewisser Weise ein Geschöpf der Natur, das durch die Hilfe der

⁷ Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 87.

Technik das Licht der Welt erblickt. Darum sollte nach Aristoteles auch die Tragödie wie ein Lebewesen organisiert sein – nicht um den Aufbau und Zusammenhang irgendwelcher Organe nachzuahmen, sondern um dem Zuschauer vorzuführen, wie die natürliche Entwicklung der Dinge gemäß ihrer eigenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten verlaufe, und wie ihr unnatürlicher Verlauf zwangsläufig ein tragisches Ende nehmen müsse. Dementsprechend bestehe die wichtigste Funktion der Metapher darin, den Prozess natürlicher Selbstverwirklichung vor Augen zu führen (*pro ommáton poieîn*): Sie lehrt, die Dinge und Wesen in der Realisierung ihrer eigensten Möglichkeiten zu sehen. Eine gute Metapher ist daher keine nur irgendwie originelle Neubenennung von etwas bereits Bekanntem. Sie ist, noch in der Beschreibung des bisher Unbekannten durch das Bekannte, die befremdliche Nennung seines Wesens.

Die Naturalisierung der Technik entspricht dabei einer Technifizierung der Natur. Die Erkenntnis mithilfe der Analogiemetapher ist nur darum möglich, weil die Analogie zwischen beiden Sphären schon vorausgesetzt wird. Damit ist das, was die Metapher vor Augen führt, die technologisch modellierte Form der Zweckmäßigkeit menschlicher Handlungen. Das teleologische Verhältnis von Natur und Technik ist, mit anderen Worten, anthropozentrisch bestimmt. Das konnte plausibel erscheinen nur unter den Bedingungen der Antike, in der technische Apparate und maschinelle Systeme noch nicht als eine der Natur entthobene Künstlichkeit erschienen. Die moderne Technik erlaubt allerdings – neben der Hervorbringung gänzlich neuartiger Artefakte, die keine Nachahmungen der Natur, sondern Konstruktionen zu ihrer Beherrschung sind – auch die Möglichkeit einer umfassenden Zerstörung der Natur, zumindest der irdischen Biosphäre. Das ist in der Naturphilosophie des Aristoteles noch nicht einkalkuliert. Denn die Möglichkeit einer technischen Welt- und Selbstzerstörung kommt in der Lebenswelt des antiken Griechenlands, in ihrem *kósmos*, nicht vor. Indem die aristotelische Metapherntheorie als Naturphilosophie auf dem Korrelat von *kósmos* und *lógos* beruht, bleibt sie dabei immer auch den Kulturtechniken der *pólis* zugewandt, die das Modell der Natur *qua analogiam* präformieren. Diese technotropische Signatur der aristotelischen Metapherntheorie und ihr kulturgeschichtlicher Index, müssen jeder bloß substitutionstheoretischen Lesart und Kritik ihrer wortsemantischen Definition notwendig entgehen.

2. Historische Technotropie: Die Restitution des Palimpsests

Noch Derrida entwickelt seine Kritik der metaphysischen Metapherntheorie aus einer Kritik der Wortsemantik. In seiner Kritik ihrer Umkehrung, der etymologischen Metapherntheorie, macht er – *pars pro toto* anhand Anatol Frances *Le jardin d'Épicure* – einen Wandel des Metaphernbegriffs sichtbar, der sich erst unter den Bedingungen des Historismus entwickeln konnte. Der metaphysische Begriff als eine tote Metapher sei das Resultat eines sprachlichen Abnutzungsprozesses, infolge dessen die eigentliche Bedeutung zugunsten einer abstrakten verloren

ging, so die These der etymologischen Metapherntheorie, die sich mit der Hoffnung einer Wiederherstellung der ursprünglichen Bedeutung verbindet. Indem sich Derridas Kritik vor allem auf die Dekonstruktion der Annahme einer verlorenen und wiederzugewinnenden Eigentlichkeit verlegt, nimmt er die Historizität dieser Denkfigur nicht weiter in den Blick und weist sie als eine bloße Umkehrung der metaphysischen Metapherntheorie zurück.

Doch eröffnet Derridas Kritik eine aufschlussreiche Beobachtung zur Verschiebung des metapherntheoretischen Referenzmodells: Im inkrimierten Kontinuum von lebendiger Metapher und metaphysischem Begriff werden tote Metaphern als abgenutzte Münzen verstanden, und ihr Verlust an ursprünglichem Wert als Gewinn ihrer semantischer Zirkulationsfähigkeit aufgefasst. Das Referenzmodell der etymologischen Metapherntheorie ist damit nicht mehr der Prozess der *phýsis*, in dem das Zugrundeliegende in der Verwirklichung seiner Möglichkeiten als das Telos seiner Entwicklung in sich zurückkehrt, wie der Samen in der Frucht, die ihm entsprang. Die Referenz des Münzmodells verweist durch den Prozess der Abnutzung (*usure*) vielmehr auf einen technischen Prozess der Entfremdung davon. Gleichwohl bleibt sie an das metaphysische Referenzmodell gekoppelt, jedoch im Modus des Entzogenen, wieder Zurückzugewinnenden: in Gestalt des Palimpsests. Ihm gilt Derridas Kritik.

Die Hoffnung der etymologischen Metaphorologie, den ursprünglichen Sinn durch die Restitution des Palimpsests wiederherzustellen, entkräftet Derrida, indem er die theoretischen Implikationen der Palimpsest-Metapher dekonstruiert – nicht jedoch deren historische Voraussetzungen. Diese führen einen kulturellen Index mit sich: Die Technik des Palimpsests selbst ist ein seit der Antike praktiziertes Verfahren, alte Schriftstücke für Neubeschriftungen wiederverwendbar zu machen, indem man den nicht mehr benötigten Text abschabt, um so wertvolles Pergament und Papier zu sparen. In der Metapher bekundet sich damit ein zeitgenössischer Bezug zum technologischen Kontext des Historismus. Denn sie verweist auf ein im 19. Jh. entwickeltes Verfahren, das es dank einer Zusammenarbeit von Chemie und Philologie ermöglicht, solche getilgten Texte zu restaurieren und wieder lesbar zu machen.⁸ Dadurch erst erlangte die Metapher ihren kultur- und erinnerungstheoretischen Sinn.⁹ Die textarchäologische Implikation der Methoden-Metapher hat also ihrerseits eine technotropische Signatur, die sich von der modernen Wissenschaft erhält.¹⁰ Als eine Metapher der verborgenen Fortdauer des Vergangenen im Gegenwärtigen verweist sie zum einen auf das

⁸ Zur Beschreibung des Verfahren siehe Otto Wächter: »Diagnose und Therapie in der Pergament- und Miniaturenrestaurierung«, in: *Restaurator* 5 (1983) 1–2.

⁹ Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume*, München 2006, S. 151–158.

¹⁰ Die Metapher des Palimpsests hat sich schließlich auch in anderen Wissenschaften durchgesetzt, etwa in der Geologie zur Bezeichnung der Reste eines alten Ausgangsgesteins in einem umgewandelten Gestein. Vgl. *Encyclopædia Britannica Online*: »many landscapes are palimpsests—i.e., they are composed of relict elements produced under the influence of past climates and modern elements produced in the present climatic regime.«

historische Bewusstsein der Moderne und zum anderen auf das Vertrauen in den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt. Indem Derrida die etymologische Metapherntheorie als bloße Umkehrung der metaphysischen kritisiert, gerät ihr historischer Index und mit ihm auch das Weltverhältnis aus dem Blick, das sie impliziert. Und zwar, sowohl hinsichtlich der Metapher des Palimpsests als auch in Bezug auf die Metaphorik des Geldes, die sich damit verknüpft, indem sie das Verfahren des Abschabens von Pergamenten auf das Abschleifen von Münzen überträgt.

3. Ökonomische Technotropie: Die Sprache des Geldes

In der Figur der Abnutzung verklammert das Modell der toten Metapher, wie es Derrida exemplarisch anhand von Anatol Frances *Le jardin d'Epicure* kritisiert, zwei Meta-Metaphern: das Palimpsest und die Münze (Kap. VI.1). Während die Restauration des Palimpsests die neuzeitliche Wissenschaft voraussetzt, impliziert die Münze die kulturelle Sphäre der Ökonomie, insbesondere die neuzeitliche Fiskalwirtschaft. Denn die monetäre Metaphorik modelliert die Produktion eines arbiträren, abstrakten Sinns nach der Logik des Geldes. Die Analogie wird von France selbst hergestellt: Der Wert eines Wortes nehme zu, indem es durch häufigen Gebrauch abgenutzt wird, wodurch sich seine ursprünglich konkreten, sinnlichen Bezüge in abstrakte verwandeln – auf diese Weise entstünden allgemeine, metaphysische Begriffe, die sich wie eine Münze baren Geldes verhalten. Ihr Wert besteht dann nicht mehr in einer eigentlichen Bedeutung, sondern in einer Vielzahl von Referenzen, analog zu einer Vielfalt an Waren. Das Geld ist dabei mehr als nur eine Illustration des Prozesses der Abstraktion: Indem sich der Wert des Geldes allein aus dem Verhältnis aller Tauschvorgänge bestimmt, die es ermöglicht, beruht es nicht auf einem Wert an sich, sondern auf einer funktionalen Abstraktion, die höchst verschiedene Dinge miteinander vergleichbar macht.¹¹ Alles, was für ein und dieselbe Münze gekauft werden kann, wird durch sie zur Ware. In der Abstraktion der Warenform wird hier die Analogie zur Denkform des Begriffs hergestellt. Auch der Begriff stellt Äquivalenz qua Abstraktion her. So gelten etwa alle Lebensformen eines biologischen Stammes als verwandte Exemplare nicht zwingend aufgrund morphologischer Ähnlichkeiten, sondern wegen ihres genetischen Codes.¹² Das Erbgut wird gleichsam zur Währung der phylogenetischen Klassifikation. Die für die Zurechnung nicht notwendigen phänomenalen Differenzen erlöschen in der Abstraktion des Begriffs wie des Geldes.

¹¹ Eske Bockelmann: *Im Takt des Geldes*, Springe 2004, S. 182 sieht die Bedingung dafür in einer reinen Verhältnisbestimmung: Geld ist etwas absolut Inhaltsloses, das sich aber auf alle denkbaren Inhalte bezieht; es wird zum absoluten Wert, indem es zum Äquivalent allen Werts wird. Die Funktion des Geldes beruht dabei auf einem abstrakten Ausschließungsverhältnis: Es ist, was es ist, dadurch und nur dadurch, dass es nicht ist, wofür es sich eintauschen lässt.

¹² Vgl. Bernhard Wiesemüller et al.: *Phylogenetische Systematik*, Berlin 2003.

Zwar benennt Derrida den Zusammenhang des Abstraktionsverfahrens mit der Sphäre des Ökonomischen.¹³ Indem er sich aber dem Problem der Eigentlichkeit zuwendet, erörtert er die historischen Bedingungen dieses Zusammenhangs nicht. Nimmt man diesen Zusammenhang jedoch ernst, dann markiert die Geld-Analogie eine Differenz *innerhalb* der von Derrida als ›metaphysisch‹ deklarierten Metapherntheorie. Diese Differenz entspricht einem veränderten Weltverhältnis. Denn das abstrakte Geldmodell lässt sich nicht ohne Weiteres in das naturphilosophische Metaphernmodell des Aristoteles übersetzen, demzufolge alle Dinge ihr Wesen *in sich* haben.¹⁴ Das Geldwesen ist immer *außer sich*. Wachstum im Bereich der Geldökonomie bedeutet nicht die teleologische Verwirklichung einer natürlichen Anlage, sondern die Vermehrung einer Sparanlage, die Erhöhung wirtschaftlicher Gewinne, oder die Steigerung des Bruttosozialprodukts.

In seiner metaphorologischen Studie zu Georg Simmels *Philosophie des Geldes* (1900) bemerkt Blumenberg: »Wenn traditionell Teleologie ein Merkmal der Natur gewesen war, so ist die des Geldes von höchster Künstlichkeit: es ist eine Institution, die sich selbst nicht ruhen lässt, weil sie von ihrem immanenten Telos, zur zweiten Natur zu werden, von ihrem Grenzwert ebenso abstrahiert wie bedroht wird.«¹⁵ Mit der flächendeckenden Durchsetzung der Geldwirtschaft in der modernen Gesellschaft wird das Tauschmittel zu einer absoluten Referenz, von der alle übrigen Mittel und Zwecke zunehmend abhängig werden. Das reine Mittel wird selber zu einem Zweck, zum Selbstzweck.¹⁶ Durch ihn wird die Institution des Geldes zu einer zweiten Natur. Als Institution ist das Geld eine Technik, die kein natürliches Vorbild kennt. Sie bezieht sich auf den Naturzusammenhang nur noch als Abstraktion, als ein Wertmaßstab, dessen Maß kein natürliches – gleichwohl ein universales ist.¹⁷

Die Metapher der abgeschliffenen Münze als sprachphilosophisches Modell der etymologischen Metapherntheorie hat ihre historischen Voraussetzungen in

¹³ Vgl. Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 236–237: »Um den metaphorischen Prozeß auszudrücken, haben sich die Paradigmen der Geldstücke [...] mit einer bemerkenswerten Beharrlichkeit aufgedrängt. [...] Die Inschrift der Münze ist [...] der Schauplatz des Austauschs zwischen dem Linguistischen und dem Ökonomischen.«

¹⁴ Für Aristoteles ist das Geld zwar eine besondere, aber doch eben nur eine unter vielen Waren, die Menschen aufgrund ihrer Bedürfnisse miteinander tauschen. Zur Geldtheorie des Aristoteles vgl. Joseph Alois Schumpeter: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen 2009, S. 89–106. Siehe dazu auch Dirk Baecker: *Studien zur nächsten Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2008, S. 66, der mit Blick auf Aristoteles zweifelt, »ob ein (Fern-)Handel, der nur dem Gelderwerb dient [...] noch mit der Ordnung des Kosmos übereinstimmt oder nicht.«

¹⁵ Blumenberg: »Geld oder Leben«, S. 178. Vgl. Karl-Heinz Brodbeck: *Die Herrschaft des Geldes*, Darmstadt 2009, S. 402–460.

¹⁶ Vgl. Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*, Frankfurt/M. 1996, S. 139–253.

¹⁷ Dazu Christoph Deutschmann: »Geld als absolutes Mittel: Zur Aktualität von Simmels Geldtheorie«, in: Christoph Deutschmann (Hg.): *Kapitalistische Dynamik*, Wiesbaden 2008, S. 46: »Geld [...] umfasst mithin alle Dimensionen der menschlichen Existenz: die soziale ebenso wie die sachliche, zeitliche und räumliche. Noch mehr: Es kombiniert alle diese Möglichkeiten in *einem einzigen Medium*. In diesem Sinn ist Geld das ›absolute‹ Mittel.«

der Logik der neuzeitlichen Ökonomie. Unter den Bedingungen einer Kultur, in der Geld als abstraktes Zeichensystem zu einem so universalen wie notwendigen Lebensmittel, d.h. zu einer *Vergesellschaftungsform* geworden ist, kann es als ein plausibles Modell der Sprache erscheinen, des Begriffs zumal, der analog zum Geld eine abstrakte Äquivalenz zwischen Nicht-Identischem herstellt.¹⁸ Das heißt nicht, dass die Logik des Geldes und der Sprache tatsächlich einander identisch wären. Die monetäre Metaphorik setzt lediglich die Logik der Sprache in Analogie zu der des Geldes.¹⁹ Damit verweist die Geld-Analogie auf ein spezifisch modernes Weltverhältnis: Die technotropische Signatur der Münzmetapher lässt sich dann als die monetär vermittelte Form des sozialen Zusammenhangs funktional differenzierter Gesellschaften verstehen.²⁰

4. Textile Technotropie: Das Gewebe der Sprache

Die Verknüpfung der Metapher des Palimpsests mit der Geld-Metaphorik bezeugt einen umfassenden lebensweltlichen Bezug der metaphysischen Metapherntheorie: Sie verweist auf das historische Bewusstseins unter den Bedingungen der funktional differenzierten Gesellschaft – und die Hoffnung, in toten Metaphern einen Ausweg aus der Abstraktion des modernen Denkens und der Kontingenz der Sprache, letztlich einen Rückweg zu ihren ursprünglichen Bezügen zu finden. Derrida dekonstruiert diese Hoffnung der metaphysischen Metapherntheorie mit dem Argument, dass es einen solchen Aus- oder Rückweg zu einer ursprünglich unmetaphorischen Bedeutung nicht gibt, weil jeder Versuch, eine außersprachliche, natürliche Referenz der Sprache zu erreichen, über jenes Netz von Philosophen (*réseau de philosophèmes*) nicht hinauskomme, das eine Schicht von »Gründer-Tropen (*strate de tropes instituteurs*)« bilde, die er auch als Quasi-Metaphern bezeichnet, weil sie als definierende Tropen die Unterscheidung von Begriffen und Metaphern erst ermöglichen. Dieses Netz von Quasi-Metaphern könne daher begrifflich nie eingeholt werden. Dabei erweist sich das Netz in Derridas Argumentation selbst als eine solche Quasi-Metapher; sie erfüllt eine doppelte argumentative Funktion: zum einen soll sie die Ebene der Syntax gegenüber der Ebene des Signifikats aufwerten, und zum anderen die Willkürlichkeit ihres Zusammenhangs negieren. Keines der Elemente, aus denen das Netz be-

¹⁸ Vgl. Karl-Heinz Brodbeck: *Die Herrschaft des Geldes*, S. 171–215.

¹⁹ Zur Geschichte der Sprach-Geld-Analogie, insbesondere der Neuzeit siehe Eric Achermann: *Worte und Werte*, Tübingen 1997 und Kolja Frey: *Geld als Sinnbild für Sprache*, Hamburg 2009.

²⁰ Die Dominanz der Analogie entfaltet sich konsequenter Weise auch in den Gesellschaftstheorien der Moderne. Die Problematik dieses Wechselverhältnisses in Parsons' Systemtheorie untersucht Jan Künzler: »Talcott Parsons' Theorie der symbolisch generalisierten Medien in ihrem Verhältnis zu Sprache und Kommunikation«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 15 (1986) 6. Zur Bedeutung des Geldes in der Systemtheorie Luhmanns siehe Axel T. Paul: *Die Gesellschaft des Geldes*, Wiesbaden 2004. Brodbeck: *Geld und Sprache*, S. 15 interpretiert die Kritik instrumentellen Denkens von Heidegger bis Habermas als eine »mehr oder minder entfaltete« Kritik der Geldlogik.

steht, sei ein ›vereinbartes und arbiträres X‹. Was die etymologische Metaphertheorie im ursprünglichen Wortsinn sucht, verlegt Derrida in die synchrone Verflechtung der Signifikanten.

Um das Verhältnis beider Dimensionen zu verdeutlichen, bringt er schließlich eine geologische Metaphorik ins Spiel: Indem sich in den quasi-metaphorischen Netzen verschiedene Bedeutungen sedimentieren (*sédimententer*), beginnen sie sich zu stratifizieren (*se stratifier*), d.h. also Schichten zu bilden.²¹ Das Netz der Quasi-Metaphern muss demnach mehrschichtig gedacht werden. Wie sich textuelle und geologische Metaphorik zueinander verhalten, dazu hat sich Derrida an anderer Stelle näher geäußert. In seinen *Bemerkungen zur Phänomenologie der Sprache* kritisiert er Husserls These, derzufolge die Sprache etwas Nicht-Sprachliches repräsentiere. Den Versuch, das Nicht-Sprachliche als etwas von der Sprache Unabhängiges, in ihr lediglich Ausgedrücktes zu denken, problematisiert Derrida mit dem Argument der irreduziblen Verwobenheit von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem:

»Diese *Verwebung** der Sprache, dessen, was in der Sprache rein sprachlich ist, mit den anderen Fäden der Erfahrung, bildet ein Gewebe. Das Wort *Verwebung** verweist auf dieses metaphorische Feld: Die ›Schichten‹ sind ›verwoben‹, ihre Verflechtung ist von der Art, daß man Schuß und Kette nicht voneinander unterscheiden kann. Hätte die Schicht des Logos einfach eine *Grundlage*, könnte man sie wegnehmen und unter ihr die darunterliegende Schicht [...] erscheinen lassen. Aber da diese Supra-Struktur eine wesentliche und entscheidende Rückwirkung auf die *Unterschicht** hat, ist man [...] genötigt, mit der geologischen Metapher eine eigentlich *textuelle* Metapher in Verbindung zu bringen: denn Gewebe bedeutet *Text*. *Verweben** bedeutet hier *texere*«. ²²

Diese Kritik am Repräsentationsmodell der Sprache – die also darauf hinausläuft, dass »die Textur des Textes mit einem Wort irreduzibel ist«²³ – lässt sich in ihrer Prägnanz unschwer auf die Netzmetaphorik beziehen. Dabei verdeutlicht sie dreierlei: Erstens, dass ihr metaphorisches Feld eine irreduzible Denkfigur darstellt, weil es eine Antwort auf die Frage, ob die Verwebung des Sprachlichen mit dem Nicht-Sprachlichen seinerseits etwas Sprachliches oder Nicht-Sprachliches ist, nicht mehr als sinnvoll erscheinen lässt. Als eine quasi-metaphorische Antwort verwehrt sich die Metapher des textuellen Gewebes einer begrifflichen Auflösung.

Zweitens wird daran deutlich, dass der Sinn der Metapher nur in Bezug auf eine kulturelle Praxis verständlich wird: die Textiltechnik. Wenn die ›Verflechtung‹ der Schichten von der Art sei, dass man Schuss und Kette nicht mehr vo-

²¹ Vgl. Derrida, »Die weiße Mythologie«, S. 272. Siehe oben, Kap. VI.2.

²² Jacques Derrida: »Die Form und das Bedeuten. Bemerkungen zur Phänomenologie der Sprache«, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1999, S. 181. Gekennzeichnete* Worte sind deutsch im Original, Derrida bezieht sich dabei auf Edmund Husserl: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie (=Husserliana, Bd. V)*, Tübingen 1980, S. 256. Vgl. Derridas Untersuchung zur Husserls Metaphorik der Verflechtung in: *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt/M. 2005. Vgl. Doyon: *Der transzendente Anspruch der Dekonstruktion*, S. 94–97.

²³ Derrida: »Die Form und das Bedeuten«, S. 182.

neinander unterscheiden könne, dann evoziert diese Bestimmung eine Textur, die so dicht, so komplex in sich verwoben ist, dass ihre Beschaffenheit keinen Rückschluss mehr auf ihren Herstellungsprozess erlaubt.²⁴ Der Prozess der Genese verschwindet im Produkt. Dadurch erscheint sie eher als etwas Gewordenes, denn als etwas Gemachtes. So gerät das Gewebe zu einer Art zweiter Natur. Hier findet schließlich auch die Dekonstruktion ihre Grenze. Als ein ›quasi-transzendentaler‹²⁵ Grund ist das Sprachgewebe die Bedingung der Möglichkeit allen Sprechens; zugleich aber immer auch dessen Resultat, nur eben kein intentionales. Darin liegt seine grundlegende Ambivalenz: Als etwas Gegebenes ist es kontingent, als Konstruiertes ohne Bauplan. Die These der Irreduzibilität des Gewebes negiert somit die Idee der sprachlichen Repräsentation, derzufolge die Dinge ihres sprachlichen Gewandes entkleidet werden könnten, um einerseits die nackten Tatsachen und andererseits das Kleid der Sprache als getrennte Gegenstände zu betrachten.

Die These der irreduziblen Verwobenheit von beidem übersetzt damit, drittens, die geologische Metaphorik der diachronen Schichten in eine textile des synchronen Zusammenhangs. Dieser Zusammenhang erscheint im Resultat des textilen Textes als nicht auflösbar. Ausgehend von der Irreduzibilität des Sprachgewebes ist Derridas performative Lösung des Problems daher nur konsequent: Die Verwebung der Sprache kann durch Analyse nicht erklärt, sondern immer nur *in actu* gezeigt werden.²⁶ Mit der Metaphorik der Verwebung bewegt sich Derrida seinerseits in einer schon bis in die Antike zurückreichenden Meta-Metaphorik des Sprechens über Sprache.²⁷ Als eine traditionelle Hintergrundmetaphorik hat sie sich in Gestalt zahlreicher lexikalischer Metaphern im üblichen Sprachgebrauch manifestiert, wenn etwa die Rede davon ist: den *Faden* zu verlieren bzw. *fortzuspinnen*, sich zu *verwirren*, in *Hirngespinsten* zu *verstricken*, Thesen zu *entwickeln*; schon das *Entwickeln* impliziert einen textilen Vorgang, wie das *Verbinden* von Argumentationssträngen oder das *Verknüpfen* von Aussagen; schließlich geht der Begriff des *Textes* selbst auf das lateinische Verb *texere* für *weben* und *flechten* zurück.

Im Kontext sprachphilosophischer Überlegungen ist der lexikalisierte Sinn durch die gezielte Re-Metaphorisierung des sedimentierten Erbes immer wieder neubelebt worden. So notiert etwa Nietzsche: »Die Verführer der Philosophen sind die Worte, sie zappeln in den Netzen der Sprache.«²⁸ Ein halbes Jahrzehnt

²⁴ Das in der Längsrichtung des Gewebes verlaufende Fadensystem heißt Kette. Die quer zu den Kettfäden eingewobenen Fäden des Gewebes sind die Schussfäden. Vgl. Almut Bohnsack: *Spinnen und Weben*, Bramsche 2002.

²⁵ Zum Begriff der ›Quasi-Transzendentalität‹ siehe oben, Kap. VI.5.

²⁶ Zu Derridas performativer Lösung des metaphorologischen Dilemmas siehe oben, Kap. VI.4.

²⁷ Eine ausführliche Studie zur poetologischen und literaturtheoretischen Bedeutung der Textilmethaphorik liegt vor von Erika Greber: *Textile Texte*, Köln 2002. Siehe dazu auch Mareike Buss und Jörg Jost: »Die Schrift als Gewebe und als Körper. Eine metaphorologische Skizze«, in: Elisabeth Birk (Hg.): *Philosophie der Schrift*, Tübingen 2009.

²⁸ Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1875–1879*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 8, München 1999, S. 113.

später ist das textile Verhängnis für Wittgenstein nicht mehr nur ein Problem der Philosophen: »Die Menschen sind im Netz der Sprache gefangen /verstrickt/ und wissen es nicht.«²⁹ In seinen *Philosophischen Untersuchungen* erhält die Textilmethaphorik jedoch noch eine andere Implikation, wenn er mit ihr den Begriff des Sprachspiels definiert. In dem berühmten § 7 nennt er »das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ›Sprachspiel‹.«³⁰ In der Artikulation der Verwobenheit von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem zehrt auch Wittgenstein, wie Derrida, von der alten Tradition der Textilmethaphorik, um mit ihrer Wiederbelebung einen philosophischen Gedanken zu entfalten. Dass sie auch bei Wittgenstein nicht nur eine tote Metapher ist, zeigt seine Bestimmung des Begriffs der ›Familienähnlichkeit‹ in § 67 der *Philosophischen Untersuchungen*. Dort heißt es, die Bezüge eines Begriffs werden gebildet, »wie wir beim Spinnen eines Fadens Faser an Faser drehen. Und die Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.«³¹ Die Methaphorik des gesponnenen Fadens ersetzt die Idee einer abstrakten Identität des begrifflich Bestimmten durch den Gedanken eines konkreten Zusammenhangs sprachlich vermittelter Bezüge. Der Versuch einer Auflösung dieses Zusammenhangs lässt nichts außer den textilen Bestandteilen übrig: Trennt man das Gewebe auf, erhält man Fäden; trennt man die Fäden auf, erhält man Fasern – die allein nichts bedeuten.

Indem die Textilmethaphorik eine Reihe von Analogiebildungen impliziert, die als bestimmte Denkanweisungen für sprachphilosophischen Überlegungen dienen, erfolgt ihre Re-Methaphorisierung weder etymologisierend noch neologistisch. Sie mobilisiert vertraute Vorstellung, um eine scheinbar tote Methaphorik wiederzubeleben und neue Gedanken aus ihr zu entwickeln. Indem sie also weder mit einem völlig lexikalisierten Sinn noch mit einer gänzlich impertinenten Bedeutung operiert, ist sie weder tot noch lebendig in Ricoeurs Sinne. Die Methaphorik ist vielmehr eine untote, weil sie auf einer interpertinenten Struktur, das heißt auf einer durch Konvention stabilisierten methaphorischen Aussage beruht (*Sprache ist ein Gewebe*), deren De-Stabilisierung die sedimentierte Bedeutung wieder in Bewegung setzt, um ihr einen neuen Sinn abzugewinnen.

Die interpertinente Struktur der Methaphorik verweist schließlich auf deren technotropischen Charakter. Denn sie verlangt, das Wesen der Sprache in Begriffen der Textiltechnik zu denken. Man benötigt nicht nur eine Vorstellung von deren Produkten, sondern auch ein Wissen um die Verfahren ihrer Herstellung, wie Derridas Referenz auf die Technik des Webens und Wittgensteins Bezug-

²⁹ Ludwig Wittgenstein: *Bemerkungen zur philosophischen Grammatik* (1931), in: *Wiener Ausgabe*, Bd. 4, Wien 1995, S. 120. Das in Schrägstrichen notierte /verstrickt/ bezeichnet eine Variante im Manuskript.

³⁰ Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M. 2001, S. 749. In den Frühfassungen der *PU* kommt die Textilmethaphorik noch nicht vor. Der Bezug auf das Ganze des Sprachgewebes erscheint erst in der Spätfassung.

³¹ Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, S. 789.

nahme auf den Prozess des Spinnens bezeugen. Dieses Wissen ist auch jenseits des handwerklichen oder industriellen Produktionsprozesses verfügbar, weil Textilien ein ubiquitärer, für moderne Gesellschaften notwendiger Bestandteil des kulturellen Lebens sind. Jeder, der Textilien besitzt, erlangt dieses Wissen spätestens dann, wenn sie kaputt gehen: wenn sich die Gewebe, Maschen und Fäden aufzulösen beginnen. Als eine der ältesten und zugleich modernisierungsfähigsten Technologien der Menschheit stellt die Textiltechnik eine ebenso traditionsreiche wie innovative Metapher der Sprache und damit auch der Metapher dar.

5. Technotropie zweiten Grades: Das Netz der Sprache

Die implizite Aufhebung der geologischen Metaphorik in der textilen mag Ricœur schließlich dazu bewogen haben, Derridas Dekonstruktion der etymologischen Metapherntheorie als eine Affirmation derselben misszuverstehen. Auch wenn Ricœur die Pointe der Dekonstruktion damit verfehlt, so trifft seine Kritik doch das Problem der Irreduzibilität des Sprachgewebes und der scheinbaren Konvergenz von diachroner und synchroner Dimension. Indem Ricœur die Sprache als ein Netz beschreibt, versucht er, das Gewebe begrifflich aufzulösen und eine Erklärung dafür zu geben, wie sich beide Dimensionen zueinander verhalten. Indem das, was der systematischen Explikation der Struktur von Sprache dienen soll, selbst unausdrücklich bleibt, setzt Ricœur ein bestimmtes Verständnis von Netzen voraus, das zugleich eine wesentliche Differenz zu der textilen Metaphorik markiert. Ricœurs Netzmetaphorik vezeichnet in ihrem abstraktesten Sinn eine Struktur von Aussageverhältnissen, die wesentlich von semantischen Wechselwirkungen bestimmt ist. Als Diskursgefügen beruhen sie auf der kulturellen Praxis historischer Sprechergemeinschaften, durch die geregelt wird, was jeweils als üblicher und metaphorischer Sprachgebrauch gilt. Wenn nun auch Ricœurs Theorie noch von der textilen Hintergrundmetaphorik zehrt, so beruht diese doch auf einer signifikanten Verschiebung ihrer Implikation von einer irreduziblen Verwebung zu einem Modell diskreter Netze.³² Das Knüpfen von Netzen verweist auf eine andere Art des Zusammenhangs als das Weben. Denn in einem Gewebe ist es nicht möglich, einen Faden zu lösen, ohne dabei das Ganze auf kurz oder lang zu zerstören. Bei einem Netz aber, dessen Fäden durch Knoten miteinander verbunden sind, ist es nicht nur möglich, einzelne Verbindungen

³² Bezeichnender Weise korreliert diese Verschiebung mit einer Distanzierung von Wittgensteins und Derridas Sprachphilosophie. Zwar bezieht sich Ricœur in *Die lebendige Metapher*, S. 189 [252] explizit auf Wittgensteins Begriffe des Sprachspiels und der Familienähnlichkeit (*ressemblance de famille*), doch grenzt er sich ebd., S. 273f. von der »These einer radikalen Heterogenität der Sprachspiele« ab, »wie sie von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* vertreten wird«. Auch wenn eine solche »radikale« Lesart von Wittgensteins Sprachspiel-These nicht zwingend ist, so profiliert Ricœur mit ihr doch seine eigene Position: Die Metapher – oder vielmehr die Interpretationsleistung, zu der sie nötig ist – eröffnet eine Kommensurabilität verschiedener Sprachspiele, indem sie heterogene Diskurse, auch dauerhaft, miteinander verknüpft.

unter Wahrung der Integrität des Ganzen zu kappen. Das Ganze kann mittels neuer Verknüpfungen zudem um immer neue Zusammenhänge erweitert werden. Die Akzentverschiebung in der textilen Meta-Metaphorik der Sprache vom Gewebe zum Netz lässt sich daher auch als eine Relativierung der These von der Irreduzibilität sprachlicher Texturen lesen. Denn im Unterschied zum Sprachgewebe impliziert das Sprachnetz keine opake Textur, sondern eine Struktur, die auf den Prinzipien der Konnektivität und Referentialität beruht. Irreduzibel ist nicht mehr die Struktur der Sprache, sondern ihr Weltbezug.

In der Akzentverschiebung der Netzmetaphorik kommt auch eine signifikante Verschiebung ihrer technotropen Referenz zum Ausdruck. Verweist die Gewebemetaphorik bereits auf eine elementare Kulturtechnik, die Textilverarbeitung, so lassen sich die Implikationen einer Netzmetaphorik in Ricœurs Sinne nicht mehr kohärent innerhalb des textilen Paradigmas denken. Denn wenn Ricœur den Prozess der Vernetzung (*organisation en réseau*) als einen der Wechselwirkung (*réseau d'interactions*), und die Wechselwirkung durch Begriffe wie Transaktion (*transaction*), Spannung (*tension*), Kollision (*collision*) und Sinnakkumulation (*cumulation de sens*) bestimmt, dann setzen die technischen und ökonomischen Implikationen dieser Begriffe ein Verständnis von Netzen als dynamische Strukturen funktionaler Relationen voraus.³³ Dieses Verständnis von Netzen verweist auf einen anderen Kontext. Im Unterschied etwa zu *filet*, was ein Fangnetz, oder *tissu*, was ein Gewebe bezeichnen würde, indiziert *réseau*, das Ricœur durchgängig in einem interaktionstheoretischen Sinne verwendet, die Organisationsform komplexer Kommunikations- und Infrastrukturen.³⁴ Die technotropische Signatur kommt vielleicht nirgends deutlicher zur Sprache als in der *Theorie kommunikativen Handelns* (1981), in der Jürgen Habermas erklärt: »Die sprachlichen Möglichkeiten [...] bilden die Knotenpunkte in den Netzen kommunikativer Vergesellschaftung [...]. Diese gesellschaftliche Infrastruktur der Sprache ist selber im Fluß; sie variiert in Abhängigkeit von Institutionen und Lebensformen.«³⁵ Erst wenn man diese Vorstellung einer Infrastruktur der Sprache dem Netz-Modell zugrundlegt, lassen sich solche Vorgänge wie Wechselwirkungen, Kollisionen und Transaktionen mit der Metaphorik in Einklang bringen.

Die Begriffe der Transaktion und Akkumulation lassen sich indessen auch als eine Transformation des monetären Palimpsests lesen, insofern Ricœur in der Metapher einen Grundmechanismus der Produktion von Polysemien erkennt. Zwar löst er das Postulat einer eigentlichen Referenz und damit auch den Etymologismus auf, doch nur zugunsten eines Modells, das den Prozess der Konventionalisierung metaphorischer Ausdrücke als eine Anreicherung lexikalischer Bedeutung beschreibt: Die Metapher wird zur Produzentin eines semantischen Mehrwerts, indem sie immer neue Verknüpfungen im Netz der Sprache stiftet, die sich

³³ Siehe oben, Kap. VII.4–5.

³⁴ Vgl. Jean Dubois: *Larousse. Dictionnaire de français*, Berlin 2000.

³⁵ Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. I, Frankfurt/M. 1981, S. 430.

in der Bedeutung eines Wortes akkumulieren. Der lexikalische Sinn wird zu sprachlichem Kapital. Aus den sozio-technischen und ökonomischen Implikationen von Ricœurs Quasi-Metaphorik ergibt sich eine Technotropie zweiten Grades. Diese bekundet sich in seiner Neuinterpretation des aristotelischen Begriffs der *epiphora* als Bedeutungsanreicherung: Was in der aristotelischen Definition bzw. ihrer Übersetzung noch latent blieb,³⁶ entfaltet Ricœur mit dem Paradigmenwechsel von der Übertragung zur Verknüpfung schließlich zu einer Neuinterpretation der *phýsis*: Indem er die Metapher nicht mehr als das Mittel einer Darstellung, sondern einer Neubeschreibung der Wirklichkeit versteht, gibt sich in dieser Neubestimmung des Metaphernbegriffs ein verändertes Weltverhältnis – und die technotropische Signatur des Metaphernbegriffs als ein Index historischen Wandels zu erkennen.

Mit Ricœurs philosophischer Anstrengung, den metaphorischen Prozess als ein Verfahren der Neubeschreibung der Wirklichkeit zu explizieren, verbindet sich ein ontologischer Anspruch. Wo Derridas These der Irreduzibilität zu einer Absage an die Möglichkeit einer Metaphorologie führt, die eine kontrollierbare Differenz von Sein und Sprache voraussetzt, beruft sich Ricœur mit der ontologischen Explikation des Referenzpostulates gerade auf die These der genuinen Bezogenheit von Sprache und Sein, derzufolge »das Ganze der Sprache als Gesagt-Sein der Wirklichkeit zwar nicht gewußt, doch gedacht werden kann.«³⁷ Den Versuch, diese Bezogenheit zu denken, unternimmt Ricœur unter explizitem Rekurs auf Aristoteles, indem er den Prozess der Metapher wieder auf das Modell der *phýsis* zurückbezieht.³⁸ Dabei legt er die aristotelische Bestimmung, dass die (gute) Metapher die Dinge in ihrer Verwirklichung (*energoúnta*) zeige so aus, dass diese Verwirklichung nicht von vorn herein festgelegte Möglichkeiten zur Entfaltung bringt, die den Dingen als ihrem Wesen natürlicherweise innewohnen. In der Neubeschreibung der Wirklichkeit erlaube die (lebendige) Metapher auch die Verwirklichung gänzlich neuer Möglichkeiten. Als ein Medium menschlicher Freiheit eröffnet sie damit einen Raum kultureller Selbst-Verwirklichung, der sowohl das ganz Neue als auch radikale Kontingenzen und unauflösbare Widersprüche mit einschließt. Wenn sich in der Netzbildung der metaphorischen Welt (*constitution en réseau de l'univers métaphorique*) also eine umfassende Neubeschreibung der Wirklichkeit ereignet, realisiert sich darin das schöpferische Potential der Sprache, in der das schöpferische Potential des Seins zum Ausdruck komme (Kap. VII.4). Darum kennzeichnet das Netz hier die Sprache nicht nur als eine unhintergehbare Voraussetzung des Daseins. Als Quasi-Metapher für die sprachlich vermittelte Ganzheit des Weltbezugs impliziert es ein Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, das den Modus der *Représentation* auf den Modus der

³⁶ Vgl. Kap. V, Anm. 4 u. 5.

³⁷ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 287.

³⁸ Ebd., S. 295.

Konstitution hin überschreitet – und zwar nicht nur in Bezug auf einzelne Dinge und Ereignisse, sondern »auf der Ebene des Erscheinens im Ganzen«. ³⁹

Ricœurs Metapherntheorie begründet damit ein Weltverhältnis, in dem die Metapher nicht mehr nur ein Medium der Erkenntnis, sondern der Produktion von Wirklichkeit ist – und damit ein konstitutives Moment der *phýsis* selbst. Ist die *phýsis* bei Aristoteles noch als teleologischer Naturprozess gedacht, dem die Kultur als *téchnē* unter- bzw. eingeordnet ist, wird sie bei Ricœur explizit zu einem schöpferischen Prozess, der nicht mehr durch die Korrelation von *lógos* und *kósmos* bestimmt wird. Das ontologische Postulat der Eigentlichkeit weicht einer Vielfalt möglicher Neubeschreibungen. ⁴⁰ Die Metapher kann eine konventionelle Weltbeschreibung zu einer Verstehensleistung herausfordern, die das Begriffsnetz, das ihr zugrundeliegt, modifiziert. Und umgekehrt legt jede Interpretation einer Metapher im Kontext etablierter Begriffsnetze diese auf bestimmte Bedeutungen fest. Die Metapher als ein Ereignis stiftet eine Verknüpfung verschiedener Begriffsnetze, zwischen denen sie zunächst eine prädikative Spannung erzeugt. Der Akt der Interpretation überführt dann das oszillierende Netz von Wechselwirkungen in ein stabiles Metaphernnetz. Mit jeder Wiederholung einer bestimmten Interpretation vollzieht sich der Prozess der Lexikalisierung. Durch diesen Prozess tritt das Resultat der Lexikalisierung in ein Netz von Aussagen ein, das als sprachliches Gefüge der Wissensordnung einer Wirklichkeitsbeschreibung ersten Grades entspricht. Ein solches Netz ersten Grades übernimmt schließlich die Funktion der eigentlichen Referenz, auf die sich die Metaphernnetze als eine Wirklichkeitsbeschreibung zweiten Grades beziehen und einflechten können. Indem sich in den Netzen der Weltbezug einer bestimmten Sprechergemeinschaft im Sinne eines Sprachspiel, in dem sich »das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit

³⁹ Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 295.

⁴⁰ Nicht das Theorem als solches (das wohl zu den Grundbeständen der Moderne zählen darf) ist dabei als Ricœurs genuine Leistung anzusehen, sondern seine metaphorologische Ausbuchstabilisierung auf Grundlage der Netzmetaphorik und ihre Beziehung zur Narratologie. Da sich Ricœurs Metapherntheorie vor allem für das Verhältnis von Dichtung und Philosophie interessiert, beziehen sich die Neubeschreibungen in erster Linie auf mögliche Welten, die sich in literarischen Texten eröffnen. Vgl. Ricœur: »Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik«, in: *Vom Text zur Person*, Hamburg 2005, S. 109–134 sowie Ricœur: »Biblische Hermeneutik«, in: Wolfgang Harnisch (Hg.): *Die neutestamentliche Gleichnisforschung im Horizont von Hermeneutik und Literaturwissenschaft*, Darmstadt 1982, S. 296. Wie sich die Wirklichkeiten literarischer Werke untereinander und schließlich zur Wirklichkeit alltäglicher oder wissenschaftlicher Diskurse verhalten, hat Ricœur nicht mehr metaphern-, sondern narrationslogisch zu lösen versucht, insbesondere in Ricœur: *Zeit und Erzählung*, München 2007. Ohne Ricœurs komplexe Theorie der Erzählung damit hinreichend zu erfassen, lässt sie sich doch durch das zentrale Moment der Interpretation bestimmen. Der Akt der Interpretation erlaubt es, voneinander verschiedene, sich vielleicht sogar widersprechende Welten, etwa die eines Mythos oder eines Romans mit einer wissenschaftlichen Weltbeschreibung oder einem alltäglichen Weltverständnis zu vermitteln. Die Vermittlung kann dabei Konsequenzen für beide Welt-Modelle haben: Die Einsicht aus einer literarischen Lektüre kann das alltägliche Verständnis der Welt ebenso verändern wie eine wissenschaftliche Lesart das Verständnis eines literarischen Textes. Das Verhältnis von Begriff und Metapher bestimmt Ricœur analog dazu.

denen sie verwoben ist«⁴¹ konstituiert, sind die Netze das Resultat kultureller Praktiken und damit grundsätzlich kontingent, d.h. historisch wandelbar. Doch zugleich müssen die Netze relativ stabil sein. Die Verknüpfungen sind weder zufällig noch arbiträr. Neue Verknüpfungen beziehen sich stets auf bereits konstituierte. Welche Verknüpfungen sich aber erhalten, hängt von ihrem Gebrauch und den dafür mobilisierten Kulturtechniken ab.

Was die Kulturtechniken selbst anbelangt, und damit die gesellschaftlichen Voraussetzungen der Stabilität von Netzen, so nennt Ricœur lediglich die Macht einflussreicher Sprechergemeinschaften und die normierende Wirkung von Wörterbüchern, die eine kontinuierliche Aktualisierung etablierter Verknüpfungen veranlassen.⁴² Umberto Eco ist in seinen Überlegungen zur Funktion des Metaphorischen in den kulturellen Wissensordnungen einen Schritt weiter gegangen, wenn er aus dem Befund, dass die enzyklopädischen Voraussetzungen der Metapher über ihre lexikalischen Elementen hinausgehen, die Konsequenz zieht, dass es so etwas wie einen »kontextuellen Druck« geben muss, der dazu führt, dass bestimmte Bedeutungen auf Kosten anderer aktualisiert und stabilisiert werden.⁴³ Die Herkunft dieses Drucks verortet er in größeren und komplexeren semantischen Gebilden (wie ›Thema‹ und ›Rahmen‹) – um die Frage nach deren Zustandekommen im Hinblick auf die Theorie der Metapher dann einfach zu »überspringen«.⁴⁴ Ecos Theorie zufolge läuft letztlich ohnehin alles auf den unendlichen Prozess der kulturellen Semiose hinaus, die »in Wirklichkeit ein irrgartengleiches Netz von *kulturellen* Eigenschaften«⁴⁵ in ständiger Bewegung sei. So führt auch Ecos weiterführender Schritt in die enzyklopädische Vernetzung mit der Entdeckung des »kontextuellen Drucks« wieder zurück zu der bei Ricœur offen gebliebenen Frage nach den kulturtechnischen Bedingungen der Netzbildung und -stabilisierung. Obwohl Ricœurs Theorie einen konstitutiven Zusammenhang von Sein und Gesagt-Sein behauptet, blendet sie die nicht-sprachlichen Bedingungen der Stabilität und des Wandels von Diskursgefügen aus. Auch wenn diese nicht-sprachlichen Bedingungen in Ricœurs Theorie nicht weiter benannt und reflektiert werden, so impliziert der Paradigmenwechsel von der Übertragung zur Vernetzung, der sich auch in Ecos Metaphertheorie fort schreibt, ein Geflecht kulturellen Praktiken und Techniken, die an der Stabilisierung der Diskurs- und Wissensordnung einer bestimmten Sprechergemeinschaft beteiligt sind. Wie aber ließe sich dieser Zusammenhang von Technik und Metaphorik genauer fassen, insbesondere in Bezug auf die Metaphorik der Vernetzung selbst?

⁴¹ Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, S. 749.

⁴² Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 166. Siehe oben, Kap. VII.2.

⁴³ Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, S. 176.

⁴⁴ Ebd., S. 186.

⁴⁵ Ebd., S. 157.

X. Technotropische Signaturen der Netzmetaphorik

In der meta-metaphorischen Akzentverschiebung vom Gewebe zum Netz bekundet sich ein Wandel des Metaphernbegriffs, der zugleich einen Bedeutungswandel der Netzmetaphorik anzeigt. Sie beruht nicht mehr allein auf dem textilen Paradigma, sondern auch auf einem Modell funktionaler Relationen, das einerseits auf die ökonomische Metaphorik des Geldes und andererseits auf die soziotechnische Metaphorik komplexer Infrastrukturen verweist. Insofern die Bezeichnung solcher Infrastrukturen etwa als Strom-, Kommunikations-, oder Verkehrsnetze selber eine metaphorischen Charakters aufweist, verweist die Quasi-Metaphorik auf eine immanente Wechselbeziehung von Metaphorisierung und Technisierung, die ihrerseits einen historischen Index trägt. Anhand des Diskurses über die Metapher lässt sich also sehen, dass die Metapher der Metapher in ihrem rückwärtigen Bezug zur Lebenswelt stets eine technotropische Signatur aufweist, in der sich ein bestimmtes Weltverhältnis bekundet. Der Wandel dieser Signatur impliziert eine Veränderung dieses Weltverhältnis.

Aus dem konstitutiven Weltbezug des Metaphernbegriffs und dem technotropischen Index seiner Historizität ergeben sich eine Reihe metaphorologischer Konsequenzen. Eine erste betrifft das Problem der Quasi-Metaphorizität, aus deren Paradoxie nun ein Ausweg denkbar wird: Die Paradoxie entsteht nur dann, wenn dieser Weltbezug in der theoretischen Betrachtung ausgeklammert wird. Wenn jede Definition der Metapher selber immer nur metaphorisch verfahren kann, dann folgt daraus weder die Verabsolutierung noch die Unmöglichkeit einer Metaphorologie. Der Wandel der Definition der Metapher – in den hier erörterten Paradigmen also von der Übertragung zur Verknüpfung – stellt keinen mehr oder weniger beliebigen Wechsel definierender Tropen dar, in dem sich immer nur ein defizitäres Spiel arbiträrer Quasi-Metaphern ereignet. Stattdessen lässt sich dieser Wechsel als der Ausdruck eines gewandelten Weltverhältnisses verstehen. Der Begriff der Metapher führt damit einen historischen Index mit sich, der nicht nur auf eine ideen- und sprachgeschichtliche Logik verweist, in der frühere Aussagen die späteren präformieren, welche wiederum die vorausgehenden interpretieren, modifizieren oder überwinden. Über den Kontinuitätszusammenhang der Begriffs- und Metapherngeschichte hinaus, der die verschiedenen Diskursinstanzen miteinander verbindet, impliziert der Weltbezug einen kulturellen Lebenszusammenhang, in dem sich die jeweiligen Instanzen situieren. In dieser Hinsicht spricht Wittgenstein auch davon, dass jedes ›Sprachspiel‹ »ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.«¹ Eine Lebensform konstituiert sich nicht nur sprachlich, sondern immer auch durch einen nicht-sprachlichen Weltbezug in Gestalt bestimmter kultureller Praktiken. Zwar sind solche Praktiken konstitutiv an Sprachspiele gebunden, durch die sie beurteilt, koordiniert oder

¹ Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, S. 758, § 23.

modifiziert werden, als solche aber sind sie kein Sprechen. Indem sie Teil eines praktischen Lebenszusammenhangs sind, und somit an einer historischen Lebenswelt teilhaben, sind Lebensformen immer auch technisch vermittelt.

Was das Sprachspiel des Metaphernbegriffs anbelangt, so lässt sich an seinem Wandel ein Wandel von Lebensformen beobachten oder genauer gesagt: der Wechsel verschiedener Lebensformen in einer sich wandelnden Lebenswelt rekonstruieren. Dieser Wandel ist zugleich auch eine Technisierungsgeschichte. Das seit der Mitte des letzten Jahrhunderts neu erwachte und noch immer anhaltende Interesse an Metaphern und Metapherntheorien mag sich daher, neben seinem unverkennbaren Bezug zum *linguistic turn*,² auch einer zunehmenden Technisierung der Lebenswelt verdanken, und zwar in zweierlei Hinsicht: Der technische Fortschritt, die Hervorbringung immer neuer Entdeckungen, Artefakte und Maschinen, die in rasantem Tempo unsere Lebenswelt bevölkern, fordern ständig neue Bezeichnungen für all die Innovationen heraus, die unseren Alltag unentwegt verändern. Die Technisierung der Lebenswelt verlangt zugleich eine fortwährende Anstrengung der Reflexion, wie mit den neuen Dingen und den Veränderungen, die sie bewirken, umzugehen sei. Dabei spielen Metaphern nicht nur eine grundlegende epistemische Rolle im Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnis und des technischen Fortschritts, vor allem dort, wo ihr Gegenstand sinnlich oder begrifflich noch nicht oder nicht mehr zu fassen bzw. hoch umstritten ist. Gerade durch ihre Fähigkeit, das Unbekannte dem Bekannten anzueignen, erweist sich die Metapher als eine veritable Kulturtechnik zur Bewältigung der fortschreitenden Technisierung der Lebenswelt.

Als »Kulturtechniken«³ können in diesem Sinne die Resultate aller Praktiken gelten, durch die sich eine bestimmte Lebenswelt konstituiert. Die Technisierung dieser Aktivitäten meint dabei nicht die Verformung oder Verdeckung einer ursprünglichen, möglicherweise wieder zurückzugewinnenden Lebenswelt, im Sinne Edmund Husserls.⁴ Ausgehend von Blumenbergs kulturphilosophischer Kritik der Phänomenologie lässt sich die Lebenswelt als eine immer schon technisierte verstehen.⁵ Seinem anthropologischen Verständnis der Technik zufolge ist diese wesentlich ein Entlastungs- und Kompensationsunternehmen, auf das der Mensch als ein biologisches Wesen seit einem evolutionärem »Situationsprung«⁶

² Vgl. Richard Rorty: *The Linguistic Turn*, Chicago 1992.

³ Vgl. Bernhard Siegert: »Kulturtechnik«, in: Harun Maye und Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*, München 2011, S. 117, wo der Begriff bezeichnender Weise wieder auf das Netz rekurriert: »Kulturtechniken beschreiben immer ein mehr oder weniger komplexes Akteur-Netzwerk, das technische Objekte und die Handlungsketten einbegreift, in die sie eingebunden sind, die sie konfigurieren oder die sie konstitutiv hervorbringen. [...] Der Begriff schließt sowohl die von Marcel Mauss so genannten Körpertechniken ein, als auch die Riten, Sitten, Habitualisierungen und Disziplinarsysteme einer Kultur.«

⁴ Vgl. Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, Den Haag 1976. Blumenberg: »Lebenswelt und Technisierung«. Blumenberg: *Theorie der Lebenswelt*.

⁵ Siehe dazu oben, Kap. IV.1. u. Kap. VIII.5.

⁶ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 10.

angewiesen ist, der mit dem Einsetzen des (Kontingenz-)Bewusstseins koinzidiert. Ein solcher Situationssprung habe sich infolge »abrunder Unangepaßtheit«⁷ nach einem radikalen Wechsel seines Lebensraumes vollzogen. In Blumenbergs imaginerter Urszene ist dies das Heraustreten des prähistorischen Menschen aus seiner »Urwaldgeborgenheit«⁸ in die Savanne. Wie überzeugend oder unplausibel dieses Szenario historisch bzw. evolutionär betrachtet sein mag: die Figur des Situationssprungs birgt ein systematisches Argument, das weitreichende Konsequenzen für die Technisierung der Lebenswelt impliziert.

1. Technisierung als Konstruktion und Destruktion der Lebenswelt

Wenn Blumenberg mit seiner Korrektur des »Lebensweltmissverständnisses«⁹ die Technik im Wesentlichen als ein Verfahren menschlicher Selbstbehauptung bestimmt, das durch Apparate, Methoden und Routinen die Lücke zu schließen sucht, die durch den evolutionär bedingten Situationssprung und den damit verbundenen Einbruch radikaler Kontingenz, entstanden ist, dann besteht die anthropologische Aufgabe der Technik in einer »Wiederherstellung der Lebenswelt unter den Bedingungen der Intentionalität«.¹⁰ Damit vermittelt sie zwischen den zwei extrapolierten Grenzwerten der Kultur: einem totalen Verlust der Lebenswelt, der dem *Absolutismus der Wirklichkeit* entspricht, in dem alles fremd, unvorhersehbar, unkontrollierbar, also absolut problematisch wäre und einer idealen Lebenswelt, die einem *Absolutismus der Wünsche* entspricht, in dem alles vertraut, vorhersehbar, enttäuschungsfrei, also absolut unproblematisch wäre. Jede historische Lebenswelt befindet sich nach diesem Modell immer schon jenseits dieser beiden Extreme, indem sie einen Kompromiss zwischen beiden Zuständen herstellt, von denen sie sich zum Zweck ihrer Selbstbehauptung notwendig distanzieren muss.¹¹ Während die ideale Lebenswelt, wie sie etwa in Mythen und Utopien vorgestellt wird, eine gespenstische Lockung zur Rückkehr in einen prähistorischen bzw. post-historischen Zustand enthält, der letztlich nur um den Preis der selbstbewussten Intentionalität zu erreichen wäre, so ist der totale Verlust der Lebenswelt mit jener letalen Drohung verbunden, die das Dasein der unberechenbaren Übermacht eines unbeherrschbaren Naturzustandes ausliefern würde.

Die Kompromissbildung jeder Kultur zwischen dem absoluten Weltvertrauen im Zustand totaler Geborgenheit und einem damit verbundenen *Verzicht* auf Selbstbehauptung einerseits, und dem absolutem Weltverlust im Zustand totaler Entfremdung und einem damit verbundenen *Verlust* an Selbstbehauptung ande-

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 25.

¹⁰ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 82.

¹¹ Siehe oben, Kap. IV.1.

rerseits, wäre damit eine zweite Natur, die im Unterschied zu den beiden Grenzwerten menschlicher Ohnmacht die Bedingungen der Berechenbarkeit erfüllt.¹² Empirische Lebenswelten zeichnen sich demnach dadurch aus, dass sie für ihre Bewohner weitestgehend verständlich, ja selbstverständlich und in ihrer Grundbeschaffenheit vertrauenswürdig, vorhersehbar, beherrschbar sind. Als nicht-ideale Lebenswelten enthalten sie jedoch immer auch Momente des Unverständlichen, Unabsehbaren und Unzuverlässigen. Jede historische Lebenssituation zwischen dem hypothetisch-prähistorischen Urzustand und dem utopisch-posthistorischen Finalzustand enthält also gleichermaßen Momente von »Destruktion und Restruktion«,¹³ wodurch sie »notwendig Modifikationen von beidem enthält: von der Lebenswelt ebenso wie vom Absolutismus der Wirklichkeit«.¹⁴

Die entscheidende Vermittlung zwischen Alltäglichkeit und Technisierung besteht nach Blumenbergs Technikphilosophie in »der Dienstbarmachung des Unverstandenen als der jeder Besinnung und jedes Zögerns unbedürftigen Auslösung von Funktionen«; dies zeige sich vor allem im »Umgang mit Geräten, deren Funktionsweise uns nur vage oder gar nicht mehr einsichtig« ist.¹⁵ Blumenberg nennt dafür ein einfaches Beispiel: die Türklingel. Während das mechanische Modell einer Zug- oder Drehklingel noch das Gefühl zulasse, »den beabsichtigten Effekt in seiner Spezifität zu erzeugen«, verweigere die elektrische Klingel diese Erfahrung: Der ganze Mechanismus »liegt apparativ sozusagen fertig für uns bereit«; wir brauchen ihn nur noch auszulösen – ohne wissen zu müssen, wie oder warum die Apparatur überhaupt funktioniert.¹⁶ Es reicht, die Funktion des Knopfes als Auslöser eines technologisch kontrollierten Kausalzusammenhangs verstanden zu haben. Auch wenn die fortschreitende Technisierung des Alltags »nach ihren theoretischen und ökonomischen Grundlagen genuin zur Destruktion von Lebenswelt gehören« mag, »betreibt und beschleunigt« sie nach Blumenberg doch »im Verlauf ihrer Allvergegenwärtigung« eine »Tendenz auf finale Lebensweltlichkeit«.¹⁷ Der technische Fortschritt, könnte man also übersetzen, strebt auf eine Art künstliches Paradies zu. Zwar will Blumenberg damit keinem Technikutopismus das Wort reden, doch bekundet sich darin doch eine grundsätzlich positive Einstellung zum technischen Fortschritt.¹⁸ Deren theoretische

¹² Zur Technik als zweite Natur vgl. Blumenberg: »Das Verhältnis von Natur und Technik als philosophisches Problem«, in: *Studium Generale* 4 (1951) 8, S. 461–467. Siehe dazu auch Oliver Müller: »Natur und Technik als falsche Antithese. Die Technikphilosophie Hans Blumenbergs und die Struktur der Technisierung«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 115 (2008) 1, S. 99–124.

¹³ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 64.

¹⁴ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 95

¹⁵ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 64f.

¹⁶ Blumenberg: »Lebenswelt und Technisierung«, S. 35.

¹⁷ Ebd., S. 64.

¹⁸ Dazu scheint mir, auch wegen ihres ironischen Gehalts, eine Anekdote Ferdinand Fellmanns zu passen, der sich in: *Information Philosophie* (2008) 3, S. 49–54 an die ersten Jahre seiner Tätigkeit an der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen erinnert: »Blumenberg war ein echter Technikfreak, ›Autos‹ waren ein bevorzugtes Gesprächsthema. Wir Assistenten führen schon

Profilierung verdankt sich nicht zuletzt Blumenbergs Anti-These gegenüber Husserls und Heideggers Technikphilosophie, die beide, wenn auch auf unterschiedliche Weise, in der modernen Technik die Verstellung eines ursprünglichen Weltverhältnisses sehen, das es philosophisch zurückzugewinnen gelte.¹⁹

Mit dieser Anti-These ist es Blumenberg in erster Linie um die Kritik jenes Lebensweltmissverständnisses zu tun, das auf einer Entgegensetzung von ursprünglichem und technischem Weltbezug beruht. Ausgehend von dieser Kritik erweist sich auch die Alternative von Technikutopie versus -dämonisierung als falsch.²⁰ Denn der Prozess der Technisierung verläuft, durch die gegenstrebigenden Momente der Destruktion und Restruktion von Lebensweltlichkeit, grundsätzlich *ambivalent* – so wie auch Mythos, Philosophie und Wissenschaft, denen Blumenberg als Verfahren menschlicher Selbstbehauptung die meiste Aufmerksamkeit widmet, um an ihnen die historisch variierenden »Formen und Mischungsverhältnisse« solcher gegenstrebigenden Tendenzen »im Lebenslauf einzelner Menschen und in unterschiedlichen Epochen«²¹ zu studieren. Ausgehend von Blumenbergs Selbstbehauptungsthese, wie er sie in seinen groß angelegten Untersuchungen zur *Legitimität der Neuzeit* und der *Arbeit am Mythos* entfaltet hat, interessiert sich Blumenberg vor allem für jene Dimension der modernen Technik, die sie von ihrer antiken Auffassung unterscheidet. Galt diese als Nachahmung (*mimēsis*) und bei Aristoteles gar als Vollendung einer grundsätzlich auch für den Menschen wohleingerichteten Natur (*physis*), hat sie im Kontext des neuzeitlichen Naturverständnisses, in dem die Ordnung der Welt nicht mehr durch eine göttliche Vorhersehung oder eine kosmische Harmonie verbürgt ist, die Funktion der Selbstermächtigung und -erschaffung des Menschen angenommen, der sich in einer ihm gegenüber gleichgültigen Weltordnung wiederfindet. Aus Weltvertrauen wird Weltkonstruktion.

Dieser Zusammenhang wird in den aus dem Nachlass herausgegebenen technikphilosophischen Aufsätzen Blumenbergs noch einmal sehr deutlich. In seinen Überlegungen über *Einige Schwierigkeiten, eine Geistesgeschichte der Technik zu schreiben*, die er 1966 im Westdeutschen Rundfunk vorträgt, sieht Blumenberg einen »Umschlag von dem, was man die ›Humanität‹ der Welt nennen könnte, in die dem Menschen gegenüber rücksichtslos erscheinende Welt [...] an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Das Mittelalter ging daran zu Ende, daß es in-

schnittigere Wagen, während er noch mit einem DKW älterer Bauart anrollte. Er verteidigte sich selbstironisch damit, dass ein Zweitakter wegen des großen Leerlaufs das für einen Philosophen angemessene Fahrzeug sei«.

¹⁹ Vgl. Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 64. Blumenberg bezieht sich auf Husserls *Krisis*-Abhandlung und Heideggers *Technik*-Aufsatz. Vgl. Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, Den Haag 1976. Martin Heidegger: »Die Frage nach der Technik«, in: *Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, S. 5–36.

²⁰ Insbesondere ging es Blumenberg darum, den Technikpessimismus und seine Steigerung, die -dämonisierung zurückzuweisen. Vgl. Oliver Müller: »Natur und Technik als falsche Antithese«, S. 99–104.

²¹ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 95.

nerhalb seines geistigen Systems dem Menschen die Schöpfung als Vorhersehung nicht mehr glaubhaft erhalten konnte.«²² Aus der daraus hervorgegangenen philosophischen und wissenschaftlichen Selbstbehauptung des Menschen habe sich daraufhin der »Wille zur technischen Erzwingung einer neuen ›Humanität‹ der Wirklichkeit hinter dem beschleunigten Anwachsen der technischen Sphäre«²³ entfaltet.

Diese Argumentation, die ihren systematischen Ort in der Säkularisierungsdebatte hat,²⁴ begründet Blumenbergs wesentlich geistesgeschichtliches Interesse an der Technik. Sein Ziel ist dabei keine ›Technodizee‹. Immer wieder verweist Blumenberg auf den ambivalenten Erfolg der Technik, etwa dann, wenn er sagt, dass es durch Technisierung allein nicht gelingt, ein »gleichsam normales und selbstverständliches Verhältnis des modernen Menschen zur technischen Sphäre zu stabilisieren. Der technische Fortschritt selbst scheint dies zu verhindern, indem er die jeweils erreichte Balance zwischen technischen Mitteln und menschlichen Verhaltensweisen überspielt und dabei die organischen Reaktionsweisen und Fertigkeiten, die sich eingestellt haben, in der Spanne jeder Generation überfordert.«²⁵ Letztlich gilt Blumenbergs Interesse aber der Hoffnung, die dem Willen zu einer technologisch erzwungenen Humanität der Wirklichkeit zugrundeliegt und weniger den konkreten historischen Umständen, die eine solche Hoffnung jeweils hintertreiben oder ihre Erfüllung gar objektiv verhindern.

Obwohl dies in seiner Argumentation angelegt ist und bisweilen auch thematisiert wird, scheint Blumenberg dem Problem der Abweichung oder Verselbstständigung der Technik gegenüber dem sie antreibenden Willen weniger Beachtung geschenkt haben. Dafür mag es vor allem zwei Gründe geben. Der Bezug seiner Technikphilosophie einerseits zu der Säkularisierungsdebatte und andererseits zur Aufklärung des Lebensweltmissverständnisses lassen ein starkes werkgeschichtliches Motiv erkennen.²⁶ Im Kontext der Säkularisierungsdebatte argumentiert Blumenberg für die lebensweltliche Funktion der Technik als ein genuines Mittel neuzeitlicher Selbstbehauptung – und zwar im Gegensatz zu kulturpessimistischen Formen der Technikkritik. Sein Versuch einer grundsätzlichen Legitimierung der Technik durch die Überwindung der Dichotomien von Lebenswelt und Technik, Natur und Kultur, Mythos und Logos, wird sich verständlicher Weise stärker für die Gründe und Beispiele des Gelingens berufen und weniger auf Fälle des Scheitern einer Daseinsbewältigung durch Technisierung beziehen.

²² Blumenberg: »Einige Schwierigkeiten, eine Geistesgeschichte der Technik zu schreiben«, in: *Geistesgeschichte der Technik*, Frankfurt/M. 2009, S. 33–34.

²³ Ebd., S. 34.

²⁴ Vgl. Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*. Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen*, Stuttgart 2004. Vgl. dazu auch die instruktive »Einführung in die Säkularisierungsdebatte« von Lukas Held, siehe oben, Kap. IV, Anm. 118.

²⁵ Blumenberg: »Einige Schwierigkeiten, eine Geistesgeschichte der Technik zu schreiben«, S. 34.

²⁶ Eine historisch-systematische Rekonstruktion der Technikphilosophie Blumenbergs liegt vor von Oliver Müller: »Natur und Technik als falsche Antithese«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 115 (2008) 1, S. 99–124.

Ein anderer Grund mag ein zeitgeschichtlicher sein. Blumenberg entwickelt diese Überlegungen in der Mitte der 1960er Jahre, in der auch die destruktiven Tendenzen der Technik zumindest der Möglichkeit nach der Kategorie anthropologischer Selbstbehauptung noch subsumierbar scheinen konnte. Die seinerzeit wohl größte technische Bedrohung der Menschheit, die Atombombe, befand sich immerhin unter der Kontrolle souveräner politischer Instanzen.²⁷ Zwar hätte ihr Gebrauch eine unkontrollierbare Kette der Zerstörung in Gang gesetzt, doch hing der alles entscheidende Ersts Schlag zumindest von der Auslösung eines Schalters ab.²⁸ Gilt der Schalter für Blumenberg als das entscheidende Bindeglied zwischen Alltäglichkeit und Technisierung zur »Dienstbarmachung des Unverständenen als der jeder Besinnung und jedes Zögerns unbedürftigen Auslösung von Funktionen«,²⁹ so ist der geradezu emblematisch gewordene rote Knopf für die Auslösung des Atomschlags der stets zu vermeidende Grenzwert dieser Form von Technisierung, deren entsetzliche Auswirkungen stets ein Höchstmaß an Besinnung und des Zögerns erzwingt. Auch der hochtechnisierte Zweite Weltkrieg und die Industrialisierung des Todes im Holocaust – die im beispiellosen Schrecken der Barbarei alle Züge eines Absolutismus der Wirklichkeit tragen, dem Blumenberg selbst nur knapp entrann³⁰ – lassen sich auf Grundlage seiner Technikphilosophie als ein Selbstbehauptungsversuch, und zwar der selbsternannten »Herrenmenschen«, verstehen. Ausgehend von der geschichtlichen Erfahrung des faschistischen Terrors erscheint der Kalte Krieg noch in der Drohung einer ato-

²⁷ Günther Anders formuliert in *Die Antiquiertheit des Menschen* (1956) seine berühmte Gegenthese, dass die Möglichkeiten einer Technologie stets auf ihren unvermeidlichen Gebrauch hindrängen, so auch der Einsatz von Nuklearsprengköpfen. Die apokalyptische Warnung Anders' appelliert aber letztlich an die Vernunft des Menschen, diese Katastrophe zu verhindern oder zumindest unendlich lang hinauszuzögern; was nur möglich wäre, wenn er eben ein notwendiges Maß an Souveränität über die Technik zurückgewinnt. Das ist die Selbstbehauptung noch einmal.

²⁸ Stanley Kubriks *Dr. Strangelove or: How I Learned to Stop Worrying and Love the Bomb* (Columbia Pictures 1964) spielt ein Szenario durch, in dem der Anthropos als Atomkriegs-Auslöser von einer Weltvernichtungsmaschine (*doomsday device*) ersetzt wird, die im Falle eines atomaren Angriffs automatisch den nuklearen Gegenschlag und damit die globale Apokalypse einleitet. Durch die paranoide Aggression eines irrational handelnden US-Generals wird der Mechanismus gegen den Willen beider Atommächte in Gang gesetzt. Der Plot, der auf Peter Georges Roman *Red Alert* (1958) basiert, inszeniert auf groteske Weise das Problem der Souveränität über den »roten Knopf« unter den Bedingungen der paranoiden Rationalität des Kalten Kriegs und einer Automatisierung des Gleichgewicht des Schreckens. Das Szenario gipfelt im eugenischen Phantasma einer überlebenden Elite. Darin bekundet sich der Absolutismus der Wünsche, der in einer megalomanischen Selbstbehauptungsgeste dem Absolutismus der Wirklichkeit entgegengesetzt wird, den die unaufhaltbare Weltvernichtungsmaschine entfesselt.

²⁹ Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, S. 64.

³⁰ Vgl. Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens, Nachdenken über Hans Blumenberg*, Frankfurt/M. 1999, S. 10: »1944 verhaftete man Blumenberg und brachte ihn in ein Lager, aus dem er glücklicherweise entfliehen konnte«. Tatsächlich fragt sich, inwiefern diese Erfahrung Blumenbergs in seine Konzeption des »Absolutismus der Wirklichkeit« eingegangen sind, insbesondere, wenn er diesen in *Arbeit am Mythos*, S.10 durch »die reine Zuständigkeit der Angst« bestimmt: »Durch sie wird der ganze Horizont gleichwertig als Totalität der Richtungen, aus denen »es herankommen kann.«

maren Apokalypse als eine Depotenzierung des Schreckens. Mit der gegenseitigen nuklearen Abschreckung der rivalisierenden Weltmächte verfügt der »Wille zur technischen Erzwingung einer neuen ›Humanität‹ der Wirklichkeit«³¹ gerade in seinem katastrophischen Potential ein neues Instrument seiner Selbstbehauptung.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung und der Ausweitung maschineller Automatismen innerhalb der modernen, arbeitsteiligen Gesellschaft wird jedoch eine Tendenz der Technik auffällig, sich der Kontrolle dieses Willens zunehmend zu entziehen. Die Abhängigkeiten, die sie schafft, lassen sich nicht mehr ohne Weiteres zurücknehmen, ganz gleich, ob man es für eine Befreiung oder für einen Rückschritt halten würde. Spätestens mit den Herausforderungen der Globalisierung im ausgehenden 20. Jh. und beginnenden 21. Jh. sieht sich der Wille zur technischen Erzwingung einer neuen ›Humanität‹ neuen Anfechtungen ausgesetzt: Die Probleme der Technisierung beschränken sich nun nicht mehr allein auf eine Destabilisierung der »Balance zwischen technischen Mitteln und menschlichen Verhaltensweisen«, die »in der Spanne jeder Generation« eine systematische Überforderung menschlicher Wahrnehmungs- und Handlungsmuster zur Folge hat.³² Diese Überforderung lässt sich als eine Folge des anhaltenden Einzugs immerzu neuer Apparate und Verfahrensweisen in die gesellschaftliche Produktion und den modernen Alltag verstehen.³³ Er erzwingt beständige individuelle Anpassungsleistungen, die schließlich zum Credo des »lebenslangen Lernens«³⁴ geführt haben. Das rapide Anwachsen der technischen Sphäre im Zuge der Globalisierung erzeugt oder verstärkt aber darüber hinaus ein Missverhältnis, der nicht mehr nur die Wahrnehmung- oder Verhaltensweisen einzelner Subjekte und ihrer Generationen, sondern das Leben der Menschheit als Gattung überfordert: etwa wenn es um Klimawandel, Biotechnologie, Energieversorgung, Atom- müll, Seuchen und vergleichbare Risikoszenarien geht. Die damit verbundenen Probleme können sich über globale Infrastrukturen schneller über die ganze Welt

³¹ Blumenberg: »Einige Schwierigkeiten, eine Geistesgeschichte der Technik zu schreiben«, S. 34.

³² Ebd., S. 34.

³³ Günther Anders hat dafür den Begriff des »prometheischen Gefälles« geprägt, das jene Diskrepanz bezeichnet, die darin liegt, dass der Mensch als Schöpfer immer besserer, größerer und effizienterer Maschinen von diesen inzwischen in allen möglichen Eigenschaften und Leistungen übertroffen wird und so den An- und Herausforderungen seiner eigenen Schöpfung nicht mehr gewachsen ist. Vgl. Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen I*, S. 16: »Die Tatsache der täglich wachsenden *A-synchroniertheit des Menschen mit seiner Produktwelt*, die Tatsache des von Tag zu Tag breiter werdenden Abstands, nennen wir ›das prometheische Gefälle.«

³⁴ Vgl. Anna Diamantopoulou (EU-Kommissarin für Beschäftigung, soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit der Kommission Prodi): *Vorbereitung der europäischen Bürger auf die wissensbasierte Wirtschaft und Gesellschaft: Den europäischen Raum des lebenslangen Lernens verwirklichen*, IP/01/1620, Brüssel. 21.11.2001: »Um mit dem Rhythmus der technologischen Entwicklungen, der Globalisierung, der Überalterung der Bevölkerung und der neuen Handelspraktiken Schritt zu halten, sollte der Ausbildung am Arbeitsplatz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dies ist eine wichtige Dimension unserer Strategie für das lebenslange Lernen.« Bezeichnender Weise wird als oder »Rhythmus der technologischen Entwicklungen« an erster Stelle unter den Gründen für ein lebenslanges Lernen genannt, gleich vor der »Globalisierung«.

verbreiten als jemals zuvor. Zur Kontrolle solcher Krisen existiert kein Schalter. Sie erfordert vielmehr immense kollektive Anstrengungen. Technik als ein Mittel der Daseinsbewältigung produziert damit auf einer neuen Ebene »erst die Bedrängnisse, denen abzuhelpfen sie theoretisch entworfen war.«³⁵ Im Prozess zunehmender Technisierung vollzieht sich eine unwillkürliche »Restitution des Absolutismus der Wirklichkeit«.³⁶ Im Gegensatz zu dem Absolutismus der Wirklichkeit als einem hypothetischen Ausgangszustand der Kulturentwicklung handelt es sich nun um einen Absolutismus zweiter Ordnung. Denn dieser ist das Resultat einer hochgradig technisierten Lebenswelt. Als solcher ist er kein bloßes Bewusstseinsphänomen. Dennoch oder gerade deshalb drängt er zunehmend ins Bewusstsein der modernen oder spätmodernen Welt.

Seine Überlegungen zu *Lebenswelt und Technisierung* (1959) schließt Blumenberg mit der anspielungsreichen Bemerkung: »Was als Ergebnis unserer Untersuchungen für die europäische Neuzeit nicht gefunden werden konnte, nämlich ein Ansatz für eine ›Pathologie der Technik‹, das könnte sich doch noch in der späten Phase der Technisierung als das im Weltmaßstab akute Desiderat herausstellen.«³⁷ – Wenn Blumenberg die Technik aus ihrem traditionellen Gegensatz zur Natur befreien will, um sie durch die »Antinomie [...] zwischen *Leistung* und *Einsicht*«³⁸ zu ersetzen, die aus der zunehmenden Diskrepanz zwischen dem Gebrauch und dem Verstehen von Technik erwächst, so könnte es also sein, dass gerade die technische Vernetzung ›im Weltmaßstab‹ diese Antinomie auf das Äußerste verschärft, so dass sich in ihr die zweite Natur der Technik zunehmend auch als ein Absolutismus zweiter Ordnung erweist.

2. Vernetzung als Absolutismus zweiten Grades

Wenn nach Blumenberg der Absolutismus der Wirklichkeit ein »Inbegriff der Entsprechungen zu diesem Situationssprung«³⁹ ist, der infolge abrupter Unangepasstheit auftritt, dann lassen sich radikale historische Veränderungen auch als solche Situationssprünge verstehen, die entweder als revolutionär oder katastrophal wahrgenommen werden. Mit anderen Worten: Umso drastischer und schneller sich die Wirklichkeiten, in denen wir leben, verändern, desto mehr werden die Lebensweltbewohner den historischen Wandel als einen Situationssprung erfahren. Neben politischen, ökonomischen und kulturellen Umbrüchen stellt der technische Fortschritt eine zuverlässige Ursache solcher Situationssprünge dar.

Mit dem ausgehenden 20. Jh. vollzieht sich ein solcher Situationssprung zunehmend im Zeichen der Vernetzung. Wie zahllose Diskurse zeigen, die affirma-

³⁵ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 43.

³⁶ Merker: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit«, S. 93.

³⁷ Blumenberg: »Lebenswelt und Technisierung«, S. 50.

³⁸ Ebd., S. 51.

³⁹ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 10.

tiv, ideologisch, reflektierend oder kritisch die Bildung von Netzwerken thematisieren (Kap. I), bezieht sich der damit bezeichnete Umbruch auf weite Bereiche der Lebenswelt: ökologische und infrastrukturelle Gefüge, soziale Systeme, politische Strategien, mediale Innovationen und informationstechnische Organisationsformen. Entsprechend kontrovers werden die damit verbundenen gesellschaftlichen Folgen diskutiert. Firmierten mit dem ausgehenden 20. Jh. Netzwerke noch als ein Mantra der digital beschleunigten Globalisierung, rücken nun, angesichts der Folgen weltweiter Vernetzung, zunehmend die Risiken in den Fokus der Aufmerksamkeit. Exemplarisch dafür mag ein Kommentar des ehemaligen »Außenministers« der EU und früheren Generalsekretärs der NATO Javier Solana sein, den er in Ko-Autorschaft mit dem Direktor des Democratic Governance Institute der Universität des Baskenlandes Daniel Innerarity im August 2011 veröffentlicht hat. Unter dem Titel einer *Neuen Grammatik der Macht* erklären die Autoren »die globale Vernetzung [*interdependence*]« und deren Risiken »zur großen Herausforderung der Menschheit«.40 Klimawandel, Finanzkrisen, atomare Katastrophen, biologische Epidemien, geopolitische Verwerfungen, weltweiter Terror und mediale Hysterie bilden »die dunkle Seite der globalisierten Welt: Kontamination, Ansteckung, Instabilität, Vernetzung [*interconnection*], Turbulenzen, gemeinsame Verwundbarkeit, Universaleffekte und Überlastung [*overexposure*]. In diesem Sinne kann man von dem »epidemischen Charakter« unserer zeitgenössischen Welt sprechen.«41

Was hier mit der Metapher der Vernetzung verhandelt bzw. übersetzt wird, ist ein Zustand hochgradiger gegenseitiger Abhängigkeiten einer Vielzahl von Faktoren, die zu fassen der Begriff Komplexität allein nicht mehr auszureichen scheint. Verweist der Begriff der Komplexität, im landläufigen Sinne, auf einen sehr differenzierten oder verwickelten, jedenfalls schwer überschaubaren oder undurchsichtigen Gesamtzusammenhang, so bezieht sich die Metapher der Vernetzung stärker auf die Konsequenzen für die involvierten Elemente und die Wechselwirkungen, die sie aufeinander ausüben. Globale Vernetzung als ein Prozess meint also einen Zustand sich steigernder wechselseitiger Abhängigkeit (*interdependence*) räumlich verteilter Akteure und Technologien durch die zunehmende Verknüpfung (*interconnection*) ihrer Lebens- und Produktionsbedingungen. Eine solche Verknüpfung hat weitreichende Konsequenzen für das Ausmaß und die Reichweite von Handlungen und Ereignissen. In vernetzten Zusammenhängen bleiben diese nicht auf lokale Wirkungen beschränkt. Was positive Effekte und wünschenswerte Auswirkungen haben kann, wenn es etwa um den Zugang zu Wissen, Energie, Ressourcen, Mobilität usw. geht, das gilt für ungewollte Nebenwirkun-

⁴⁰ Javier Solana und Daniel Innerarity: »The New Grammar of Power«, in: *Project Syndicate*, 1. August 2011. Zugleich veröffentlicht in einer deutschen Übersetzung von Eva Göllner-Breust, die am 16. August 11 als »Globale Verwundbarkeit«, in der *Die Welt* erscheint, aus der auch das angeführte Zitat stammt. Das *Project Syndicate* ist ein internationaler Zusammenschluss von derzeit 474 Zeitungen aus 151 Ländern mit einer Gesamtauflage von über 70 Mio. Exemplaren.

⁴¹ Solana/Innerarity: »Eine neue Grammatik der Macht«.

gen ebenso wie für Schäden, Ausfälle, Anschläge und Unfälle. Erst ziehen sie ihre unmittelbare Umgebung in Mitleidenschaft, bald erschüttern ihre mittelbaren Folgen die ganze Welt. Bereits Günther Anders hat in seinen Betrachtungen zur *Antiquiertheit des Menschen II* (1980) festgestellt, dass die technische Vernetzung letztlich zur Entstehung eines globalen Großmaschinen-Komplexes führe, der sukzessive einer katastrophischen Logik Vorschub leiste:

»Was sich positiv als Kollaboration zahlloser Maschinenteile in Form eines »Netzes« verwirklichte, bedeutete zugleich negativ, daß jeder Maschinenteil von jedem anderen, also auch von der Fehlleistung jedes anderen Maschinenteils abhing. [...] Proportional mit dem Anwachsen der Maschine zur Großmaschine, mit dem Anwachsen der Großmaschine zum Großmaschinen-Komplex zu einem ganzen Netz von Komplexen – proportional damit wächst auch die Gefahr des Versagens, sogar die der Katastrophe.«⁴²

Nicht zuletzt am Beispiel der weltweiten Finanzkrise zeigt sich, wie die Überschuldung eines Landes oder der Bankrott ganzer Banken das gesamte Weltwirtschaftsgefüge erschüttern kann. Zu den offiziellen Kriterien der »Systemrelevanz« von Finanzinstituten gilt seither der Grad ihrer Vernetzung: *too connected to fail*.⁴³ In dem Zusammenhang ist oft auch »von einer wachsenden Ansteckungsgefahr«⁴⁴ die Rede. Die infektionsbiologische Metaphorik bezeichnet eine makroökonomische Dynamik der technisch vermittelten räumlichen und zeitlichen Entgrenzung von Handlungen und Ereignissen, deren epidemischer Charakter eine globale Bedrohungen lokaler Lebenswelten darstellt, aus der ein umfassender Reflexions- und Handlungsbedarf erwächst. In diesem Sinne schließen Solanas und Inneraritys Überlegungen zu der *Neuen Grammatik der Macht* mit einer Warnung vor einem »Ende der Geschichte: »nicht als die gemütliche Apotheose des globalen Triumphs liberaler Demokratien, sondern als das schlimmste kollektive Scheitern, das wir uns vorstellen können.«⁴⁵ Eine solche Warnung hat freilich

⁴² Anders: *Antiquiertheit des Menschen II*, S. 122f.

⁴³ Deutscher Bundestag (Hg.): *Regulierung von systemrelevanten Finanzinstituten*, Berlin 2011, S. 1: »Der deutsche Gesetzgeber hat im Kreditwesengesetz (KWG) genauer normiert (§ 48b Abs. 2), welche Indikatoren systemrelevante Institute charakterisieren. Danach ist neben Art und Umfang der geschäftlichen Beziehungen mit anderen Instituten auch die Vernetzung mit anderen Finanzinstitutionen entscheidend. Die Definition stellt also auch auf die Vernetztheit im Finanzsystem ab (*too connected to fail*).« Herv. im Original. Vgl. KWG § 48b Abs. 2: »Eine Systemgefährdung liegt vor, wenn zu besorgen ist, dass sich die Bestandsgefährdung des Kreditinstituts in erheblicher Weise negativ auf [...] die Funktionsfähigkeit des Finanzsystems auswirkt. Dabei sind insbesondere zu berücksichtigen: [...] 4. die Vernetzung mit anderen Finanzmarktteilnehmern«.

⁴⁴ Vgl. Gerald Braunberger: »Wachsende Ansteckungsgefahr an den Märkten«, in: *FAZ*, 18.07.11: »Fachleute sprachen von einer wachsenden Ansteckungsgefahr, die eine Ausbreitung der Krise begünstigen könnte.« Zur »Signifikanz der Handelsverflechtungen als erklärende Größen für Ansteckung« siehe Stefanie Liesenfeld: *Finanzmarktkrisen und Ansteckungseffekte*, Tübingen 2007, S. 82–83. Bereits bei Anders findet sich die Infektionsmetaphorik in: *Antiquiertheit des Menschen II*, S. 123: »Solange eine Maschine vergleichsweise isoliert arbeitet, ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie von den Defekten anderer Maschinen infiziert wird (oder daß sie andere Maschine mit ihren Defekten infiziert), viel geringer als dann, wenn sie mit den anderen verzahnt ist.«

⁴⁵ Solana/Innerarity: »The New Grammar of Power«.

einen politischen Zweck. Sie ist ein Plädoyer für die Intensivierung internationaler Zusammenarbeit, um die Kontrolle über die Folgen der globalen Vernetzung zurück oder überhaupt zu erlangen. Denn ein kollektives Scheitern lässt sich, wenn überhaupt, nur durch Kooperation verhindern.

Eine wesentliche Bedingung dieser Veränderung sind die soziotechnischen Netzwerke, deren globaler Siegeszug im ausgehenden 20. Jh. die Proklamation einer neuen Epoche veranlasst hat: die Ära der »Netzwerkgesellschaft«. ⁴⁶ Der These des Soziologen Manuel Castells zufolge transformiert sie die industrielle Revolution in eine »digitale«. ⁴⁷ Jeremy Rifkin – Soziologe, Publizist und Regierungsberater, unter anderem Angela Merkels sowie der EU-Kommission – spricht sogar von einer »dritten industriellen Revolution«, wobei er die Abfolge der Entwicklungsstufen durch aneinander gekoppelte Energie- und Medienregime gliedert: Die erste industrielle Revolution sei durch die Dampf- und Druckmaschine geprägt gewesen, die zweite durch Elektrizität, fossile Brennstoffe und den Rundfunk, und die dritte schließlich durch dezentral produzierte regenerative Energien und das Internet. ⁴⁸ Peter Sloterdijk wiederum annouciert eine »dritte Welle der Globalisierung, [...] die den Globus enträumlicht und an die Stelle der gewölbten Erdkugel einen nahezu ausdehnungslosen Punkt setzt beziehungsweise ein Netzwerk aus Schnittpunkten und Linien, die nichts anderes bedeuten als Verknüpfungen zwischen beliebig weit auseinander liegenden Rechnern.« ⁴⁹ Welchen Diagnosen und Periodisierungen man auch immer folgen mag, die fundamentale Bedeutung der digitalen Technologie für den gesellschaftlichen Wandel ist unumstritten. ⁵⁰ Für Castells bildet das Internet »die technologische Basis für die Organisationsform des Informationszeitalters: das Netzwerk.« ⁵¹

Die von den informationstechnischen Netzwerken in Gang gesetzten gesellschaftlichen Folgen werden indessen kontrovers diskutiert. Spätestens seit das Internet zum Gegenstand wirtschaftlicher und politischer Interessen geworden ist, haben sich unzählige Debatten darüber entfacht. Nachdem sich große Hoffnungen mit der anbrechenden »Informationsgesellschaft« verbunden – und noch immer verbinden – etwa, was den Zugang und die Verbreitung von Wissen anbelangt, wird mit dem Beginn des 21. Jh. zunehmend der damit einhergehende

⁴⁶ Manuel Castells: *The Rise of the Network Society*, Malden 2008.

⁴⁷ Zum Begriff der digitalen Revolution vgl. ebd., S. 28–76.

⁴⁸ Jeremy Rifkin: *The Third Industrial Revolution*, New York 2011, dt. *Die dritte industrielle Revolution*, Frankfurt/M. 2011. Schon anders hatte in der *Antiquiertheit des Menschen II*, S. 19f. von einer »dritten industriellen Revolution« gesprochen, darin aber den Advent des spektakulären Produktionsmittel gesehen, »das die Menschheit zum ersten Male dazu instandgesetzt hat, ihren eigenen Untergang zu produzieren, also die Atombombe.«

⁴⁹ Peter Sloterdijk: *Im Weltinnenraum des Kapitals*, Frankfurt/M. 2006, S. 27.

⁵⁰ Vgl. dazu auch Baecker: *Studien zur nächsten Gesellschaft*, die mit der Einführung der Sprache die Stammesgesellschaft, mit dem Aufkommen der Schrift die antike Hochkultur, mit der Erfindung des Buchdrucks die moderne Gesellschaft und mit der Durchsetzung des Computers die »nächste Gesellschaft« verbinden.

⁵¹ Manuel Castells: *Die Internet-Galaxie*, Wiesbaden 2005, S. 9.

information overload problematisiert.⁵² Durch die rasante öffentliche und private Ausbreitung digitaler und mobiler Telekommunikationstechnologien bleibt dieses Problem nicht auf bestimmte Bereiche der Gesellschaft, etwa Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, beschränkt. Die Kehrseite allseitiger Verfügbarkeit von Informationen ist der Zwang, sich in ihrer Flut zurechtfinden zu müssen.⁵³ Daraus erwächst der Bedarf einer neuen Kulturtechnik: die vielzitierte ›Medienkompetenz‹.⁵⁴ Solange sie keine habitualisierte Selbstverständlichkeit ist – und ständige Innovationen wirken einer Konsolidierung von Kompetenzen tendenziell entgegen – perpetuiert sich in ihr die Situation des ›Mängelwesens‹ als eine nicht mehr bloß anthropologisch bedingte, sondern wesentlich technisch induzierte Problematik.

In den Kontroversen über die kulturellen Folgen des Internets kommt diese Problematik in besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck, wie ein exemplarischer Querschnitt durch die deutsche Debatte zeigen mag. Sein 2009 erschienenes und vielbeachtetes Buch *Payback* hat der FAZ-Mitherausgeber und Debattenstifter Frank Schirmmacher als ein paradigmatisches Zeugnis menschlicher Unangepasstheit an die Lebenswelten des digitalen Zeitalters inszeniert. Es beginnt mit dem kognitiven Offenbarungseid des Autors: »Was mich angeht«, so Schirmmacher, »so muss ich bekennen, dass ich den geistigen Anforderungen unserer Zeit nicht mehr gewachsen bin. [...] Mein Kopf kommt nicht mehr mit.«⁵⁵ Schirmmachers Klage über die mentale Überforderung durch die neuen Kommunikationstechnologien und ihre omnipräsenten, ständig nach Aufmerksamkeit heischenden Informationsflüsse, verspricht mehr zu sein als die zweihundertsechunddreißigseitige Betroffenheitsprosa eines Vertreters der *digital immigrants* – also derjenigen Bevölkerungsgruppe, die im Unterschied zu den *digital natives* den Umgang mit Computern, Mobiltelefonen und dem Internet erst im Erwachsenenalter erlernt hat.⁵⁶ In seiner eigenen Überforderung sieht Schirmmacher die subjektive Manifestation einer grundlegenden kulturellen Problematik, der das Buch auf den Grund zu gehen verspricht. Daran lässt schon der Untertitel keinen Zweifel:

⁵² Diesem Problem widmet sich unter anderen eine eigens dafür gegründete *Information Overload Research Group*, die als eine *nonprofit corporation* im Juni 2008 in Oregon gegründet wurde, vgl. <<http://iorgforum.org/about-iorg>>.

⁵³ Matthias Bickenbach und Harun Maye: *Metapher Internet*, Berlin 2009 nehmen das Datenmeer beim Wort und entwickeln aus der Metapher des Surfens eine medienpädagogische Verhaltenslehre über das Bewegen in Informationsfluten.

⁵⁴ Vgl. Christiane Schiersmann, Johannes Busse und Detlev Krause: *Medienkompetenz – Kompetenz für Neue Medien*, hrsg. v. der Geschäftsstelle der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, Bonn 2002. Bundesministerium für Bildung und Forschung: *Kompetenzen in einer digital geprägten Kultur*, Bonn 2010.

⁵⁵ Frank Schirmmacher: *Payback*, München 2009, S. 13–14.

⁵⁶ Die Begriffsbildung geht zurück auf Marc Prensky: »Digital Natives, Digital Immigrants«, in: *On the Horizon* 9 (2001) 5, S. 1–6. In einer Fortsetzung des Artikels vertritt Prensky die These, dass sich beide Bevölkerungsgruppen durch »a very different blend of cognitive skills« unterscheiden: »Digital Natives, Digital Immigrants. Part 2: Do They Really Think Differently?«, in: *On the Horizon* 9 (2001) 6, S. 1–6.

Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen. Das Problem, um das es geht, hatte Günther Anders bereits 1956 mit dem »prometheischen Gefälle«⁵⁷ auf den Begriff gebracht. Nun sind es die weltweiten Informationsströme des Internets – unschwer als digitale Gestalt des globalen Maschinennetzes erkennbar, von dem Anders 1980 spricht, die sich wie »ein Netz der Vorausberechnung, des Determinismus über die Handlung der Menschen«⁵⁸ legen. Die Akteure der Vernetzung sind nicht nur die Menschen, die mithilfe digitaler Medien weltweit und in Echtzeit miteinander kommunizieren. Ein großer Teil der globalen Informationsströme zirkuliert zwischen Maschinen, die Daten produzieren, auswerten und weiterverteilen. Die Komplexität und Geschwindigkeit ihrer Rechenvorgänge mache die Wissenschaft schon heute bisweilen »zu einem reinen ›Zuschauer-Sport‹«, wie der Mathematiker und Netzwerktheoretiker Steven Strogatz erklärt, auf den sich Schirmmacher in seiner Argumentation beruft: »Der Verlust an Einsicht, der uns zwingt, die Wahrheit der Computer anzuerkennen, ohne sie selbst überprüfen zu können, wird in die Physik und Biologie und von dort, so Strogatz' Befürchtung, in die Sozialwissenschaften und in unser Verständnis vom Leben wandern. [...] Der Computer ist heute kein Medium. Er ist ein Akteur.«⁵⁹ Die Beziehung zwischen menschlichen und digitalen Akteuren beschreibt Schirmmacher schließlich als ein agonales Verhältnis:

»Wenn Sie also verstehen wollen, warum Sie sich bei der Informationsaufnahme so geizt und gejagt, oft so wenig gesättigt und immer so ruhelos fühlen, dann sollten Sie das Bild vom Tierreich und den Hinweis auf den Darwinismus ernst nehmen. Wir haben Hunger. Wir jagen. Und da wir uns dabei nicht besonders wirtschaftlich anstellen, werden wir gefressen. Informationen sind Beute. Unsere Aufmerksamkeit und Energie ist die Beute der Information.«⁶⁰

Wegen seiner alarmistischen, bisweilen apokalyptischen Zuspitzung der Problematik auf einen »darwinistischen Wettlauf zwischen Mensch und Computer«⁶¹ ist Schirmmacher in den Feuilletons und Blogs vielfach kritisiert worden.⁶² Doch

⁵⁷ Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen I*, S. 16. Siehe oben, Anm. 33.

⁵⁸ Schirmmacher: *Payback*, S. 104.

⁵⁹ Ebd., S. 77. Vgl. Steven Strogatz: »The End of Insight«, in: John Brockman (Hg.): *What is your dangerous idea?*, New York 2007, zuerst erschienen in: *Edge* (2006) The Edge Annual Question <<http://www.edge.org>>.

⁶⁰ Schirmmacher: *Payback*, S. 127.

⁶¹ Vgl. Frank Schirmmacher: »Mein Kopf kommt nicht mehr mit. Wer frisst wen in der digitalen Gesellschaft? Der darwinistische Wettlauf zwischen Mensch und Computer«, in: *Spiegel Online*, 16.11.2009.

⁶² Vgl. etwa Sascha Lobo: »Die bedrohte Elite. Frank Schirmmacher und der Kulturpessimismus«, in: *Der Spiegel*, Nr. 50, 07.12.2009, S. 142–144. Matthias Schwenk: »Frank Schirmmacher ›Payback. Der erschöpfte Algorithmenstürmer«, in: *Carta*, 19.11.2009. Johannes Kuhn: »Schirmmacher ist Zaungast«, in: *sueddeutsche.de*, 26.11.11. Die Kontroverse, die Schirmmachers Thesen in der deutschen Medien-Öffentlichkeit ausgelöst hat, muss dabei auch vor dem Hintergrund der laufenden Debatte ›Qualitätsjournalismus vs. Netzöffentlichkeit‹ gelesen werden.

bekundet sich gerade in der dankbar aufgenommenen Provokation die gesellschaftliche Relevanz des Problems. Die Abhängigkeit der Netzwerkgesellschaft von den digitalen Medien und der *information overload* sind letztlich nur zwei sich einander bedingende Seiten Desselben: Um die Informationsflut zu bewältigen, die Computer produzieren, werden immer mehr Computer benötigt, wodurch das Problem zwar fallweise gelöst, insgesamt aber nur vergrößert wird. Der Soziologe Dirk Becker erkennt daher im Computer eine systematische Selbstüberforderung der Informationsgesellschaft: Seitdem wir »global miteinander verknüpft, vernetzt und verschaltet«⁶³ sind, wisse man nicht mehr, woher man die Zeit und den Raum nehmen solle, um die Menge und Geschwindigkeit der Informationen, von denen das Funktionieren der Gesellschaft abhängt, »auf ein menschliches Maß«⁶⁴ zu reduzieren. Worin »die Kulturform bestehen wird, die der Überforderung der aktuellen Gesellschaft durch den Computer gewachsen sein wird«,⁶⁵ ist nach Baeckers *Studien zur nächsten Gesellschaft* noch offen – und damit die große Herausforderung der Informationsgesellschaft. Derweil werden in deren Maschinenräumen »die Fäden eines gigantischen Netzes gesponnen«, so Schirmmacher, »und jeder Bewohner der digitalen Welt, ob mit Handy oder Laptop, spinnt eifrig an dem Netz jeder seiner Lebensinformationen mit: an den Arbeitsplätzen [...], im Internet und in den Wissenschaften. Jedermann spürt den Grusel, den solche Möglichkeiten auslösen.«⁶⁶ In einem Interview, das der FAZ-Herausgeber der *Bild*-Zeitung anlässlich der Erscheinung seines Buches gegeben hat, führt er die Metaphorik des Netzes schließlich mit der darwinistisch motivierten Beutemetapher zu einem dramatischen Bild zusammen: »Selbst wenn wir die Computer ausschalten, bleiben wir im Netz gefangen.«⁶⁷ Die Artikulation des Unbehagens motiviert damit eine Re-Metaphorisierung der lexikalisierten Trope zu dem Bild eines Fangnetzes, das die fundamentale Bedrohung der Autonomie des modernen Subjekts durch die Gefahren der universellen Vernetzung in der gebotenen Prägnanz zum Ausdruck bringen soll.

All die zitierten Beispiele des kursorischen Querschnitts thematisieren den Prozess der Vernetzung als einen Vorgang, der die Lebenswelt unter den Bedingungen der Globalisierung fundamental verändert. Die Problematisierung dieser Entwicklung als eine technologisch erzeugte Überforderung umfasst dabei verschiedene Bedrohungsszenarien für die individuelle und kulturelle Selbstbehauptung: der epidemische Charakter von Infrastrukturen, der Orientierungsverlust in der Informationsflut, die zunehmende Abhängigkeit nicht nur von Rechenmaschinen, gesteigerte Interdependenz aller globalen Akteure, Verlust an subjektiver Autonomie und sozialer Kontrolle bei gleichzeitiger Ausbreitung digitaler Überwachungstechnologien. Indem die globale Vernetzung etablierte Selbst-

⁶³ Dirk Baecker: »Der Mensch wird neu formatiert«, in: *FAZ.NET*, 31.05.10.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Baecker: *Studien zur nächsten Gesellschaft*, S. 125.

⁶⁶ Schirmmacher: *Payback*, S. 108–109.

⁶⁷ Frank Schirmmacher: »Das Internet vermenschet unser Hirn«, in: *Bild.de*, 20.11.2009.

behauptungsstrategien überfordert, reflektiert sich in der ›neuen Grammatik der Macht‹ zunächst einmal die Drohung der eigenen Ohnmacht.

Mit der Konstitution der Netzwerkgesellschaft vollzieht sich damit etwas, das man mit Blumenberg eine Restitution des Absolutismus der Wirklichkeit nennen kann. Als ein wesentliches Produkt des technischen Fortschritts ist dieser ein Absolutismus zweiter Ordnung. Denn er geht der Kultur nicht voraus, sondern aus ihr selbst hervor. Die Technisierung erweist sich als ein Prozess, der die Lebenswelt einer bestimmten Lebensform nicht nur herstellt, sondern sie ihr zugleich entfremdet. Der Begriff der Entfremdung bezieht sich dabei nicht auf einen normativen anthropologischen Ausgangszustand als den eigentlich natürlichen oder möglicherweise wieder zurückzugewinnenden, von dem sich eine Kultur durch ihre technischen und zivilisatorischen Errungenschaften sukzessive entfernt, sondern auf das historische Verhältnis von Lebensform und Lebenswelt – und damit auch auf das Wechselverhältnis von Technisierung und Metaphorisierung.

3. Technisierung und Metaphorisierung

In Bezug auf die Metaphorik des Netzes stellt sich die Frage nach dem Wechselverhältnis von Technisierung und Metaphorisierung in besonderer Weise. Denn zum einen verweist die Erweiterung ihres textilen Sinns durch einen technischen auf einen Prozess historischen Wandels, und zum anderen auf einen Wandel des Begriffs der Metapher selbst. Der Zusammenhang beider Aspekte beruht offenbar auf der Funktion technischer Netzwerke. Denn auch Ricoeur bezeichnet mit der Metaphorik die Struktur der Sprache als einen Modus der Organisation, der wesentlich von Interaktionen bestimmt ist. Wenn Ricoeur diesen Organisationsmodus durch Begriffe wie ›Transaktion‹, ›Spannung‹, ›Kollision‹, ›Wechselwirkung‹, ›Akkumulation‹ usw. näher bestimmt, dann verweisen diese Vorgänge als Prozesse der Vernetzung (*organisation en réseau*) bereits auf den technologischen Bereich. Wenn sich heute das Wort *réseau*, ganz analog zum englischen *network* und dem deutschen *Netzwerk*, als eine Bezeichnung für Organisationsmuster nicht nur technischer, sondern auch natürlicher und sozialer Zusammenhänge etabliert hat, so geht diese Entwicklung zunächst auf terminologische Begriffsbildungen in verschiedenen wissenschaftlichen und technischen Diskursen zurück, bevor sie sich innerhalb der letzten Jahrzehnte auch im allgemeinen Sprachgebrauch durchgesetzt hat.⁶⁸

Doch bekundet sich in Ricoeurs terminologischer Metapher bereits die technotropische Signatur, die in ihrer späteren, weit umfassendere Bedeutung als Universalmetapher wiederkehrt, in der sich der ursprüngliche Wortsinn in einem

⁶⁸ Zur allgemeinen Konjunktur der Metapher siehe oben, Kap. I. Zur Begriffs- und Metaphergeschichte im Einzelnen siehe unten, Kap. XI–XIV.

neuen Kontext wieder aktualisiert. So stellt etwa der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch anlässlich der Ausstellung über *Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme* im Museum für Kommunikation Frankfurt fest, dass »die aus alten Mythen (zum Beispiel der Arachne-Mythe) und aus religiösen Kontexten (man denke nur an die christliche Vorstellung vom apostolischen Menschenfischer) wohlvertraute Netz-Metapher bemerkenswert unversehrt in moderne und postmoderne Zeiten hinüber-moduliert werden konnte«. ⁶⁹ Die »epochenüberschreitende Dauerhaftigkeit und Belastbarkeit der Netzmetaphorik« erklärt Hörisch aus ihrem »stimmigen Hintersinn«, der sich im Hinblick auf die technischen Netzwerke ergibt: »Das Straßennetz oder das Kanalnetz, das Telefon- oder das Kabelnetz, das Radio- oder das TV-Netz, das Handy-Netz oder das World Wide Web: Neuzeit und Moderne machen paradox mobil, weil sie zugleich versuchen, das Mobilgemachte in Netzen einzufangen«. ⁷⁰

In der Re-Metaphorisierung technischer Netzwerke als Beutenetze artikuliert sich, so scheint es, ein Unbehagen an der Netzwerkgesellschaft, das sich an den Voraussetzungen und Folgen der technischen Entgrenzung von Handlungen und Kommunikationen entzündet. Dieses Unbehagen besteht nicht nur darin, von den Netzwerk-Infrastrukturen abhängig, und damit »gefangen« zu sein; sondern auch in der Einsicht, dass Vernetzungsprozesse irreversible Interdependenzen vormals unabhängiger Lebenswelten erzwingen: Im »Netzgitter« der Globalisierung »gefangen« verlieren die historischen Lebenswelten nach Sloterdijk ihr »unvordenkliches Privileg, jeweils für sich die Mitte der Welt zu sein.« ⁷¹ Mag die Selbstgenügsamkeit etwa eines Dorfes oder eines Nationalstaates noch auf autochthonischen Phantasmen beruhen, durch die sich eine Kultur den kollektiv sanktionierten Schein einer »selbstwüchsigen Endosphäre« ⁷² gibt, so forciert die Geschwindigkeit technischer Vernetzung einen kulturellen Entfremdungsprozess, der sich über mehrere Jahrzehnte oder ganze Epochen erstreckt haben mochte. Der Philosoph Hermann Lübbe sieht den Grund für diese Beschleunigung in einer spezifischen Dynamik, die er als »Netzverdichtung« bezeichnet: »Als dominanten Trend läßt die Netzbildungsgeschichte Netzverdichtung erkennen. [...] Der Nachteil, einem Netz noch nicht angeschlossen zu sein, wächst zumeist rascher als die Netzdichte, und die Netzverdichtung nimmt alsdann einen exponentiellen Verlauf.« ⁷³ Nach Sloterdijk erreicht der Prozess der Verdichtung einen Zustand der Sättigung: Sobald jeder Akteur sich von den Folgen seiner Handlungen nicht mehr frei halten kann, d.h. wenn alle Initiativen dem Prinzip Wechselwirkung unterstehen, dann entstehe ein System sich gegenseitig hemmender Kräfte. Mit zunehmender Netzverdichtung:

⁶⁹ Jochen Hörisch: »Entfernte Entfernung«, in: *Das Netz*, Heidelberg 2002, S. 235–237.

⁷⁰ Hörisch: »Entfernte Entfernung«, S. 235–237.

⁷¹ Sloterdijk: *Weltinnenraum des Kapitals*, S. 53.

⁷² Ebd.

⁷³ Hermann Lübbe: »Netzverdichtung«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 50 (1996) 1/2, S. 134.

»unterliegen die einzelnen Initiativen dem Gesetz der zunehmenden reziproken Behinderung – bis sich die Summe aller gleichzeitigen Unternehmungen in einem hyperaktiven vibrierenden Gelee stabilisiert: Das ist, was der Ausdruck ›posthistorische Zivilisation‹, recht verstanden, meint. Es spricht sich herum, daß die Ausdrücke ›Kooperation‹ und ›gegenseitige Behinderung‹ dasselbe besagen.«⁷⁴

Dass die Gelatinemetapher hier nicht so recht zu überzeugen vermag, liegt weniger an ihrer Verwegenheit, vielmehr an der Unterstellung eines symmetrischen Gleichgewichtes. Ein solches System vollständiger reziproker Behinderung wäre nur dann möglich, wenn alle Akteure die gleiche Handlungsmacht besitzen und von den Handlungen bzw. Reaktionen aller übrigen Akteure gleich stark betroffen wären. Ein solches Gleichgewicht ist aber höchst unwahrscheinlich; die Regel ist doch eher eine Ungleichverteilung der Voraussetzungen und Folgen von Handlungen oder Ereignissen. Die Prognose eines durch interne Wechselwirkungen vollständig sich hemmenden Systems und die Metaphorik eines stabilen, geradezu gelierten Gleichgewichtes beruhen lediglich auf der Hypostasierung einer durch technische, ökonomische und politische Vernetzungsprozesse konsolidierten Interdependenz von Akteuren. Was dabei aber ausgeblendet wird ist das, was Solana und Innerarity die ›neue Grammatik der Macht‹ nennen, um vor den Gefahren einer Destabilisierung durch Vernetzungsprozesse zu warnen. Aufgrund dieser Gefahren wird Vernetzung eher zum Grund von Initiativen, die gegenseitige Hemmungen zur Vermeidung eines kollektiven Scheiterns aufheben sollen. Exemplarisch dafür mag die Problematik der europäischen Schuldenkrise als eine Manifestation der globalen Finanz- und Bankenkrise sein, zu der sich Bundeskanzlerin Merkel in einem Fernsehinterview mit Günther Jauch äußert, um die Durchsetzung des »Europäischen Stabilitäts-Mechanismus«⁷⁵ bzw. des »EU-Rettungsschirms«⁷⁶ vor ihren deutschen Zuschauern zu rechtfertigen:

»MERKEL: Ich muss, nach bestem Wissen und Gewissen, Schaden – so habe ich es in meinem Amtseid gesagt – vom deutschen Volk abwenden.

JAUCH: Vom deutschen Volk und nicht von der EU.

Applaus

MERKEL: Ja, wir sind ein Bestandteil... ja, das ist gut, dass sie das noch einmal sagen. Wir sind in der Europäischen Union so vernetzt, wir sind im Übrigen auch in der Weltwirtschaft so vernetzt, dass sie es nicht an jedem Punkt auseinander halten können. Wenn ich der Europäischen Union schade oder Teilen der Europäischen Union schade, schade ich auch immer mir selbst.«⁷⁷

⁷⁴ Sloterdijk: *Weltinnenraum des Kapitals*, S. 24.

⁷⁵ Vgl. European Commission for Economic and Financial Affairs: *Treaty Establishing the European Stability Mechanism (ESM) signed*, Brüssel 11.07.2011.

⁷⁶ Zur Metaphorik des Rettungsschirms siehe auch oben, S. 89f.

⁷⁷ Angela Merkel und Günther Jauch: *Die Bundeskanzlerin zu Gast im Studio, ARD*, 25.09.11, 21:45 Uhr, Min. 34:07–34:41.

Womit sich Jauch zufrieden gab. Dass die Kanzlerin die Metapher der Vernetzung zu einem Sonntagabend-Fernsehinterview überhaupt als ein Argument ins Spiel bringen kann, das keiner weiteren Nachfragen mehr bedurfte, verweist darauf, dass sie selbstverständlich geworden ist; und zwar selbstverständlich als eine Begründungsformel, einer Begründungsformel zumal, die einen umfassenden lebensweltlichen Zusammenhang erklärt, in dem sie selbst die Richtschnur des Denkens und Handelns darstellt. Sie fasst den komplexen Zusammenhang der europäischen Volkswirtschaften und ihrer Krise in eine lexikalisierte Form, und legitimiert mit ihrem lebensweltlichen Orientierungsanspruch eine national-ökonomische Handlungsmaxime. Das Subjekt der Vernetzung ist in dem Fall freilich nicht eine technische Infrastruktur, sondern das Geld. »Was die Weltwirtschaft angeht, so ist sie verflochten«,⁷⁸ hatte Tucholsky bereits 1931 alias Kaspar Hauser in der *Weltbühne* erklärt. In seinem ironischen *Abriss zur Nationalökonomie* kritisierte er damit vor allem die Bildung internationaler Kartelle. Das Subjekt der Verflechtung ist hier das Kapital als die Metonymie ökonomischer Interessensgruppen. Wenn Merkel von einer vernetzten Weltwirtschaft spricht, beklagt sie indessen nicht die Abhängigkeit der deutschen Volkswirtschaft von internationalen Kartellen, sondern konzediert die faktische Interdependenz aller in den Markt involvierten Akteure – zu denen nun eben auch Staaten gehören.⁷⁹ Im Falle einer wechselseitigen Angewiesenheit aufeinander werden die Nöte des einen immer auch die Nöte des anderen sein – wenn auch in unterschiedlichem Maße. Wenn die ökonomische Vernetzung bewirke, dass man zum gemeinsamen Wohl oder Übel Innen- und Außenpolitik nicht mehr »an jedem Punkt auseinander halten« kann, dann führt dies letztlich zu jener »Verschlingung aller Völker in das Netz des Weltmarktes«,⁸⁰ die Marx als eine notwendige Folge des Kapitalismus prognostizierte.

Der Weltmarkt ist freilich nicht nur eine Frage des Geldes, der gemeinsamen Währungen, Börsen- und Wechselkurse. Er umfasst die globale Zirkulation von Waren-, Geld- und Datenströmen, die ihrerseits entsprechende Infrastrukturen benötigen. Ohne die Produktions-, Verkehrs-, Informations-, Handels-, und

⁷⁸ Kapar Hauser: »Kleiner Abriss zur Nationalökonomie«, in: *Die Weltbühne* XXVII (1931) 37, S. 393.

⁷⁹ Dem Umstand trägt Angela Merkel mit ihrem Bekenntnis zur *marktkonformen Demokratie* Rechnung: »Wir leben ja in einer Demokratie und das ist eine parlamentarische Demokratie und deshalb ist das Budgetrecht ein Kernrecht des Parlaments und insofern werden wir Wege finden, wie die parlamentarische Mitbestimmung so gestaltet wird, dass sie trotzdem auch marktkonform ist.« O-Ton zitiert nach Andreas Baum: »Eurodebatte«, *Deutschlandfunk*. 01.09.2011, 18:22 Uhr, Min. 1:44. Die FAZ kommentiert diese Aussage: »Die Euro-Staaten haben sich [...] für eine Politik entschieden, bei der sie selbst zu Marktteilnehmern werden, Kredite vergeben und Schrottpapiere kaufen«, Thomas Gutschker: »Marktkonform«, in: *FAZ*, 04.09.2011. Zur Theorie des Staates als Marktteilnehmer vgl. Gerhard Graf: *Grundlagen der Finanzwissenschaft*, Heidelberg 2005, S. 42–51.

⁸⁰ Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*, in: *Werke*, Bd. 23, Berlin 1977, S. 790.

Finanznetzwerke könnte der Weltmarkt sich nicht entfalten. Das Netz des Marktes bedarf der soziotechnischen Netzwerke. Wenn nun die Netze des Marktes und der Infrastrukturen als Instanzen adressiert werden, die nicht nur Akteure miteinander assoziieren (›verknüpfen‹), sondern in dieser Assoziation auch in ihrer Autonomie bedrohen (›einfangen‹), dann bekundet sich in diesem Vorgang ein ambivalentes Wechselverhältnis von Technisierung und Metaphorisierung. Dieser Vorgang verweist auf einen Prozess kulturellen Wandels, dessen Erfahrung und Reflexion sich in entsprechenden Begriffs-, Diskurs- und Theoriebildungen zur ›Netzwerkgesellschaft‹ artikulieren. In der kulturellen Leitmetaphorik des Netzes als einer Neubeschreibung der Wirklichkeiten, in denen wir leben, artikuliert sich damit nicht nur ein gewandeltes Weltverhältnis. Sie indiziert auch eine veränderte Wirklichkeit. Der Wandel der Metapher und der Wandel der Lebenswelt implizieren einander.

4. Technotropische Aspekte der Metaphorologie

Was sich am Begriff der Metapher auf begriffsgeschichtlicher Ebene beobachten lässt, also der Übergang vom Paradigma der Übertragung zu dem der Verknüpfung, stellt sich nach den bisherigen Beobachtungen und Überlegungen nicht allein als ein theoriegeschichtlicher Paradigmenwechsel innerhalb einer bestimmten geistesgeschichtlichen Tradition – eben des abendländischen philosophischen Diskurses über die Metapher – dar. Der Begriff der Metapher bzw. seine Meta-Metaphorik verweist auch auf den lebensweltlichen Kontext, aus dem heraus er überhaupt erst verständlich wird. Dieser Kontext ist dabei wesentlich von Technisierungsprozessen bestimmt, in denen sich die Lebenswelt historisch konstituiert. Als ein Index historischen Wandels hat der Diskurs über die Metapher stets eine technotropische Signatur.

In diesem Sinne wäre noch einmal auf Rüdiger Campes These zurückzukommen: »Die Frage nach der Metapher ist letztlich gar nichts anderes als die Frage nach der Technik.«⁸¹ Campe entwickelt diese These aus einer Lesart von Blumenbergs Metaphorologie, die ihre werkgeschichtliche Entwicklung in einen systematischen Zusammenhang stellt. Demnach bildet Blumenbergs Interesse an dem Verhältnis von antiker *téchnē* und moderner Technik das eigentliche Motiv seiner metaphorologischen Studien – das in ihnen gleichwohl latent blieb. »Die in das Studium der Metapher hinein verschobene Frage nach der Technik wird also nicht durch eine andere Theorie, auch und gerade nicht eine Theorie der Metapher, ersetzt.«⁸² Als Implikationen dessen, was eine solche Theorie zu leisten hätte, folgen die Metaphernstudien dieser Frage, auf die sie zwar keine Antwort geben; doch lässt sich ihre Suche danach als die eigentümliche Pointe der Meta-

⁸¹ Campe: »Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher«, S. 309. Vgl. Kap. VIII, Anm. 77.

⁸² Ebd., S. 285.

phorologie verstehen: »Diese Rochade von Themen und Verfahren, die von der Theorie der Technik zur Praxis der Metaphorologie führt, kann man Blumenbergs systematische Eröffnung nennen.«⁸³ Die technotropische Signatur von Blumenbergs Theorie der Metapher würde sich also nicht in ihrer, letztlich fehlenden, Definition bezeugen, sondern gerade in dem Verzicht oder der Defizienz ihrer begrifflichen Bestimmung als eine Konsequenz der Frage nach dem Verhältnis von Metaphorik und Technisierung.⁸⁴

Eine aufschlussreiches Indiz für die technotropische Kehrseite der Metaphorologie Blumenbergs findet sich in dessen geologischer Metaphorik, wurde doch die Leitfossiltechnik ursprünglich von dem Ingenieur William »Strata« Smith beim Bau von Kanälen, d.h. also von Infrastrukturnetzen entwickelt und unter anderem auch für eine bessere Planung des Straßenbaus genutzt.⁸⁵ Die metaphorologische Methodik setzt also ein Wissen voraus, das im Kontext wissenschaftlicher und technischer Modernisierungen gewonnen wurde. Einen anderen Hinweis gibt Blumenbergs theoretische Selbstbeschreibung in den *Paradigmen*: »Was ich hier vorlege, ist ja ohnehin nur Halbzeug, und die Perfektion und Lückenlosigkeit, mit der man über das ›Sein‹ handeln kann, ist auf diesem Felde ganz unerreichbar.«⁸⁶ Wie Rüdiger Campe bemerkt, ist ›Halbzeug‹ ein *terminus technicus* der Industrietechnik:

»Es bezeichnet ›techn[ische] Erzeugnisse, die meist durch Walzen oder Schmieden von Rohrerzeugnissen hergestellt werden und für die Weiterverarbeitung zu Fertigerzeugnissen bestimmt sind.« [...] Halbzeug ist im technischen Verfahren der Industrie Zwischenprodukt zwischen Rohstoff und Endprodukt. [...] Das Halbzeug liegt umso näher, als Blumenberg sich hier, so wie er es sonst auch tut, jeder ausdrücklichen Erklärung und Bestimmung des Wesens der Metapher enthält.«⁸⁷

Wenn sich diese Konsequenz nach Campe als Blumenbergs systematische Eröffnung des Zusammenhangs von Metaphorik und Technisierung darstellt, so ist sie aber noch keine systematische Bestimmung. Was sich als eine narrative Lösung des Dilemmas erweist, für das Derrida eine performative fand, verlangt nach einer theoretischen Begründung, insbesondere dann, wenn es um einen Begriff kultureller Leitmetaphern geht, mit dem sich der methodische Anspruch der Metaphorologie einlösen ließe.

Das Modell komplex stratifizierter Metaphern wäre ein systematischer Schritt in diese Richtung (Kap. VII.5). Mit ihm verbinden sich die beiden Vorteile, dass es zum einen jenen Typus von Metapher beschreiben kann, der sich der Dichotomie von lebendiger und toter Metapher entzieht; zum anderen weist es einen Weg, wie sich die Paradoxie der Selbstimplikation des Definierenden in der De-

⁸³ Ebd., S. 308.

⁸⁴ Ebd., S. 285–290. Zu Blumenbergs geologischer Methoden-Metaphorik siehe oben, Kap. VIII.4.

⁸⁵ Vgl. Smith: *Stratigraphical System*, London 1817, S. v. Vgl. Kap. VIII, Anm. 36.

⁸⁶ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 29.

⁸⁷ Campe: »Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher«, S. 285–289.

definition durch eine Reflexion der technotropischen Kehrseite des Metaphernbegriffs auflösen lässt. Wenn die Bestimmung des Netzes als einer kulturellen Leitmetapher einen Begriff der Metapher verlangt, der selbst wiederum als ein Netz bestimmt ist, dann verlangt das Netz als die Metapher der Metapher, die Immanenz des theoretischen Diskurses auf seinen lebensweltlichen Kontext hin zu überschreiten. Diese Konsequenz ergibt sich zum einen aus der Metaphorik selbst, indem Metaphernnetze nach Ricœur eine genuine Neubeschreibung der Wirklichkeit leisten; zum anderen aus den »rückwärtigen Verbindungen zur Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständig präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt«⁸⁸ der Metaphorik.

5. Technotropische Stratifizierung der Netzmetaphorik

Wenn sich der lebensweltliche Bezug der Netzmetaphorik als ihre technotropische Kehrseite erweist, so bekundet sich in ihr eine grundlegende Ambivalenz. Wie die bisherigen Beobachtungen nahelegen, treten die Textil-, Beute-, Kommunikations- und Infrastrukturnetze in ein metaphorisches Verhältnis zueinander, das nicht einfach mit dem Konzept der Polysemie, sondern nur mit dem Konzept der Spannung angemessen zu beschreiben ist. Wäre die Metaphorik eine tote und die unterschiedlichen ›Netze‹ bloß verschiedene Bezeichnungen für verschiedene Techniken, dann dürfte sich keine Interaktion zwischen ihnen ergeben. Wenn aber die modernen Kommunikations- und Infrastrukturnetze immer wieder als Fangnetze re-metaphorisiert werden, dann scheint sich auch mit zunehmender Lexikalisierung zwischen den vielen Konnotationen der Metapher eine semantische Spannung konserviert zu haben oder immer wieder aufzubauen.

Diese Spannung artikuliert sich nicht nur in den Kontroversen über die umstrittenen Folgen der technischen Vernetzung, sondern auch in den Reflexionen der Netzmetaphorik selbst. Wenn Jochen Hörisch etwa die Spannung zwischen Beute- und Infrastrukturmorphorik zunächst »irritierend« findet, so sieht er doch letztlich einen »stimmigen Hintersinn«⁸⁹ darin, der die moderne mit ihrer ›eigentlichen‹ Bedeutung wieder versöhnt: »Neuzeit und Moderne machen paradox mobil, weil sie zugleich versuchen, das Mobilgemachte in Netzen einzufangen«.⁹⁰ Die Infrastrukturnetze sind demnach Netze, weil sie Beutenetze sind. Diesen ›Hintersinn‹ folgert auch Erhard Schüttpelz aus seinen Beobachtungen zur *Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts*, wenn er die These formuliert, dass der Begriff des Netzwerks seinem metaphorischen Ursprung letztlich nie entrann:

»Die Wahrheit über das Netzwerk bleibt das Artefakt ›Netz‹ und seine Geschichte [...]: eine Serie von Kulturtechniken, aus den Techniken des Fallenstellens. [...] Der Aus-

⁸⁸ Hans Blumenberg: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, S. 87.

⁸⁹ Ebd., S. 236.

⁹⁰ Hörisch: »Entfernte Entfernung«, S. 235–237.

gang des Wortes, seiner Metapher und seines Begriffs bleibt ›Beutemachen‹ einerseits, und ›Macht‹ über das, was sich im Netz verfangen soll, andererseits. [...] Alle menschlichen und soziotechnischen Netze und ihre Praktiker bleiben auf Beutezug (auch und gerade ›im Netz‹).«⁹¹

Damit stellt der Medienwissenschaftler einen direkten Zusammenhang her zwischen der Jagdwaffe und der Funktion von Netzwerken als einer allgemeinen Kulturtechnik. Die Beutemetaphorik erscheint dadurch als Ausdruck eines latenten Wesenskerns aller Netze. Lässt sich damit also die Spannung zwischen dem etymologischen und dem modernen Sinn der Netzwerkmetaphorik auflösen? Beruht in der Praxis des Fallenstellens die wesentliche Ähnlichkeit zwischen textilen, sozialen, biologischen, ökonomischen und technischen Netzen und lässt sich aufgrund dieser Ähnlichkeit ihre Karriere als kulturelle Leitmetapher erklären? Beruht sie, mit anderen Worten, auf der Kontinuität einer Übertragung, die sich im Laufe der Geschichte vom Artefakt der textilen Fangzeuge sukzessive bis zu den komplexen Strukturen sprachlicher, ökonomischer, technischer, schließlich auch sozialer und biologischer Beziehungen ausgeweitet hat? Oder stellt die Re-Metaphorisierung dieser Strukturen eine solche Kontinuität *ex post* erst her? Erlaubt die etymologische Perspektive also auf Auflösung der Paradoxie oder verfängt sich die Metapher der Metapher dabei nur in ihrem eigenen Netz?

Mit dem hier vorgeschlagenen Modell komplex stratifizierter Metaphern wäre der Frage differenzierter nachzugehen, wodurch all diese heterogenen Phänomene und Praktiken, die über die Metaphorik eine gemeinsame Bezeichnung erhalten haben, als unterschiedliche Modi von Vernetzung adressierbar wurden. Mit anderen Worten: Wie und warum hat sich das Netz als eine universale Bezeichnung und damit auch als eine kulturelle Leitmetapher etabliert? Zwei Begründungen sind dafür bereits vorgeschlagen worden. Die erste ist ein medientheoretisches Argument von Erhard Schüttpelz, die zweite ein mentalitätsgeschichtliches Argument von Hartmut Böhme.

Dem medientheoretischen Argument von Schüttpelz zufolge verdankt sich die Universalisierung der Metapher einer Überkreuzung zweier Begriffsgeschichten, die sich zunächst unabhängig voneinander entwickelt haben: eine ›makrotechnologische‹ und eine ›mikrosoziologische‹.⁹² Während die makrotechnologische Linie die Organisation von Infrastrukturen als Netzwerke beschreibt, bezieht sich die mikrosoziologische auf die Struktur sozialer Beziehungen. Ihre begriffsgeschichtliche Unabhängigkeit liegt für Schüttpelz in den diametralen Perspektiven auf ihren jeweiligen Gegenstand begründet:

»sie konnten daher (bis zum Zweiten Weltkrieg) kaum weiter auseinanderklaffen: von ganz oben und von ganz unten, materielle Permanenz und flüchtige Subjektivität, das

⁹¹ Schüttpelz: ›Ein absoluter Begriff‹, S. 42–43.

⁹² Vgl. ebd., S. 28.

Werk der mächtigsten menschlichen Organisationen und der kleinsten und transitorischsten. Was bringt sie dann zusammen?»⁹³

Schüttpelz zufolge ist das Diagramm das Medium ihrer Überkreuzung, genauer das Flussdiagramm, in dem Prozesse innerhalb komplexer Operationsgefüge netzwerkförmig dargestellt werden. Paradigmatisch in der Arbeit des Kommunikationswissenschaftlers Edward Colin Cherry *On Human Communication* (1957) sei eine systematische Analogie zwischen der Kommunikation in Gruppen mit der Informationsübertragung in elektrischen Netzwerken hergestellt worden: »Das gesamte Netzwerk und die soziale Situation, die es idealisierend darstellt, ist einem elektrischen Netzwerk [...] sehr ähnlich.«⁹⁴ Folglich könne die Kommunikation in sozialen Gefügen nach dem Vorbild technologischer Schaltpläne analysiert werden. Wie Colins am Beispiel der Armee erklärt, stellt sich die Organisation als eine Stratifizierung verschiedener Netzwerke dar:

»Sich reale Organisationen als eine Übereinanderschichtung mehrerer »Netzwerke« vorzustellen, kommt der Wirklichkeit wahrscheinlich näher, als in ihnen ein einziges großes Netzwerk zu suchen. In einer Armee ist beispielsweise das Muster gegenseitiger Beziehungen eindeutig festgelegt; dennoch ist dieses Muster kein einfaches Netzwerk. So gibt es ein Netzwerk für den Nachschub für die kämpfende Truppe; es gibt einen geregelten Fluss der Befehle und Anweisungen bezüglich der Truppenbewegung; ein anderes Netzwerk bestimmt den Fluss der Geheimnachrichten. [...] Derartige Anordnungen sind nicht notwendigerweise unabhängige Teile oder Ausschnitte des Gesamtsystems [...]; sie bestehen gleichzeitig und sind übereinandergeschichtet.«⁹⁵

Wenn Colin mit seinem Kommunikationsmodell zu einem Begriff geschichteter Netzwerke gelangt, so setzt dies bereits die Geschichte verschiedener Netzwerk-begriffe – eines soziologischen und eines technologischen – voraus. Nach ihrer Überkreuzung habe die medientheoretisch terminologisierte Metapher durch ihre Aufnahme in die Diskurse ökonomischer und politischer Eliten und schließlich durch ihre Popularisierung mit der Verbreitung des Internet ihre maßgebliche Karriere erfahren. Fraglich bleibt aber, warum die ursprünglich voneinander unabhängigen mikrosoziologischen und makrotechnologischen Strukturen *überhaupt* als Netzwerke bezeichnet wurden, und zwar noch *vor* ihrer diagrammatischen Überkreuzung.

Diese Frage stellt sich auch in Bezug auf die zweite These: Hartmut Böhmes mentalitätsgeschichtliches Argument. Ihm zufolge verdankt sich die Karriere der Netzmetaphorik einer kulturellen Logik, die dem Vicoschen Grundsatz entspricht: *Verum et factum convertuntur*.⁹⁶ Dementsprechend avanciert stets »dasjenige, was man technisch zu beherrschen lernt, zum allgemeinen Modell des Wis-

⁹³ Ebd., S. 29.

⁹⁴ Colin Cherry: *Kommunikationsforschung*, Frankfurt/M. 1963, S. 45. Original erschienen als *On Human Communication*, Cambridge 1957. Vgl. Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 33.

⁹⁵ Cherry: *Kommunikationsforschung*, S. 47.

⁹⁶ Vgl. Vico: *Prinzipien einer neuen Wissenschaft*. Vgl. Kap. VIII.5, Anm. 75.

sens«. ⁹⁷ So wie also die Schrift die Metapher des *liber naturae*, die Zahl die Idee einer Weltformel, das mechanische Uhrwerk die Universalisierung des Maschinen-Modells veranlasst habe, sei nun »die Netz-Metapher ins Zentrum der Episteme« gerückt, als man »mit bewusstem Planungskalkül technische Netzwerke zu installieren verstand und der Prozess der Modernisierung identisch wurde mit der Fähigkeit zu Netzplantechniken«. ⁹⁸ Das mentalitätsgeschichtliche Argument, das sich nicht nur durch weitere Beispiele – etwa die *computational metaphor* ⁹⁹ – ergänzen, sondern auch als eine ›Metakinetik‹ technotropischer Metaphorik interpretieren lässt, ¹⁰⁰ gibt noch keine Antwort auf die Frage, warum die zugrundeliegende Technik überhaupt als Netzwerk bezeichnet wurde, bevor sie zum Ausgangspunkt einer universalistischen Modellbildung gemacht werden konnte, und welche Voraussetzungen und Folgen diese sprachliche Entwicklung für das Verständnis und den Geltungsanspruch der Metaphorik hatte. Offenbar liegt dieser Entwicklung ein mehrstufiger Metaphorisierungsprozess zugrunde, den auch Böhmes zweites Argument für die Karriere der Leitmetaphorik nicht aufklären kann:

»Der zweite, ebenso wenig ungewöhnliche Grund für die Karriere des Netz-Konstrukts liegt im Zeitraum, in welchem sich sein Siegeslauf vollzog. Nicht ohne Grund fällt der Beginn der Netz-Metapher in der Zeit um 1800 mit dem Reflexivitätsschub zusammen, der zur unhintergehbaren Bedingung von Modernisierung wurde. [...] Das Konzept Netzwerk hat seither einen Doppelstatus: das Netzwerk des Wissens ist eine Form der Beobachtung bzw. der Beobachtung von Beobachtung. Doch es ist zugleich eine material wirksame Systemtechnik zur Kontrolle und Steuerung des natürlichen und gesellschaftlichen Stoffwechsels. Netze sind eine, ja die spezifische Art der Episteme der Moderne; und sie sind zugleich selbst materiell-technische Systeme, welche nahezu jedweden Metabolismus formatieren.« ¹⁰¹

Dieses systemtheoretische Argument beschreibt den epistemischen Zirkel, der sich aus dem technotropischen Modell ergibt, als eine selbstreferentielle Struktur, die das zu Erklärende schon voraussetzt. Durch die Bestimmung des Doppelstatus' des Netzwerkes, einmal als Konzept und einmal als Technik, lässt sich zwar die Wechselbeziehung zwischen beiden als ein Ausdruck von Reflexivität fassen, nicht aber das Zustandekommen dieser Wechselbeziehung erklären. Denn aus der Struktur der Reflexion folgt weder notwendig die Struktur eines Netzwerkes, noch setzt der Bau technischer Netzwerke notwendig eine reflexive Epistemologie voraus. Schließlich wurden auch vor der Zeit um 1800 bereits Netzwerke entworfen und gebaut. Wenn heute aber von den ›Bewässerungsnetzen‹ Mesopotamiens, den ›Straßennetzen‹ der Assyrer und Römer oder den ›Gelehrtennetzwerken‹ der

⁹⁷ Böhme: »Netzwerke«, S. 30–31.

⁹⁸ Ebd., S. 31.

⁹⁹ Vgl. Kap. IV, Anm. 154.

¹⁰⁰ Siehe oben, Kap. VIII.5.

¹⁰¹ Böhme: »Netzwerke«, S. 31.

Frühen Neuzeit die Rede ist,¹⁰² so geschieht dies offenbar in retrospektiver Projektion des Netzwerk-Modells auf Phänomene, die ihrerzeit noch nicht als Netzwerke adressiert wurden.¹⁰³

Aus beiden Erklärungen zur Universalisierung der Netzmetaphorik ergibt sich eine klare Alternative: *Entweder* lassen sich Netzwerke als epistemische Dinge durch eine zunehmende Terminologisierung der Metapher begrifflich bestimmen – wodurch sie letztlich ihren metaphorischen Charakter verlieren müsste. Dann würde es darauf ankommen, die im Laufe der Metapherngeschichte sprachlich miteinander verknüpften Bedeutungen in einer abstrakten Definition aufzuheben. *Oder* das epistemische Ding bleibt letztlich metaphorisch bestimmt. Dann aber müsste die Spannung zwischen den verschiedenen Bedeutungen erhalten bleiben. Ersteres würde auf eine allgemeine Theorie von Netzwerken hinauslaufen, der es gelingt, alle unter der Bezeichnung versammelten Phänomene durch eine ihnen gemeinsame Logik zu bestimmen. Die Metapher wäre dann nur eine historische Vorstufe der Begriffsentwicklung, die in epistemischer Vorläufigkeit die Ausbildung einer umfassenden Idee der Vernetztheit vorbereitet hat, bevor sie durch eine begriffliche Bestimmung abgelöst wird, die schließlich alle metaphorischen Reste von sich abstreift. Demgegenüber müsste es einer metaphorologischen Untersuchung darauf ankommen, die im Laufe der Metapherngeschichte miteinander verknüpften Bedeutungen zu identifizieren und ihre Impertinenzen zu reflektieren, deren Metaphorizität sich der begrifflichen Abstraktion nicht fügt.

Der Maßstab für das Gelingen beider Ansätze dürfte dabei der Abstand der am weitesten auseinanderliegenden semantischen Pole ihres Bedeutungsspektrums sein: Wie verhalten sich der etymologische Sinn des Fangnetzes und der abstrakte Sinn funktionaler Organisationsstruktur zueinander? Liegt ihnen eine gemeinsame allgemeine Bestimmung zugrunde oder wäre der eine Sinn aus der anderen abzuleiten? Sind Infrastrukturnetze eigentlich Fallen oder sind umgekehrt Fangnetze eigentlich Infrastrukturen? Oder bleibt zwischen beiden eine grundsätzliche Differenz bestehen, die eine unauflösliche Spannung innerhalb der lexikalisierten Bedeutung konserviert? Sowohl Hörisch als auch Schüttpelz und Böhme gehen davon aus, dass der ursprüngliche metaphorische Sinn sich noch in dem modernen Begriff von Netzwerken erhalten habe. Für Schüttpelz wie Hörisch *sind* die modernen Netzwerke Fangnetze, für Böhme bilden sie den semantischen Kern ihres allgemeinen Sinns: »der semantische Kern von ›Netz‹ ist dinglich: das Spin-

¹⁰² Vgl. Wilhelm Wölfel und Klaus Nerlich: *Wasserbau in den alten Reichen*, Berlin 1990. Lukas Thommen: *Umweltgeschichte der Antike*, München 2009, S. 73–75. Franz Mauelshagen: »Netzwerke des Nachrichtenaustauschs, in: Johannes Burkhardt und Christine Werkstetter (Hg.): *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2005.

¹⁰³ Vgl. Klaus Beyrer: »Gebahnte Wege«, in: Ders. und Michael Andritzky (Hg.): *Das Netz*, Heidelberg 2002, S. 77. Böhme: »Netzwerke«, S. 30. Sebastian Gießmann: *Netze und Netzwerke*, Bielefeld 2006, S. 10.

nennetz und das Fischernetz.«¹⁰⁴ – Bezeichnender Weise hat aber Böhmes Definition, die er für eine allgemeine Theorie von Netzwerken vorschlägt, mit der postulierten Kernbedeutung gar nichts mehr zu tun:

»Netze sind biologische oder anthropogen artifizielle Organisationsformen zur Produktion, Distribution, Kommunikation von materiellen und symbolischen Objekten. Netze bilden komplexe zeiträumliche dynamische Systeme.

Sind die Objekte homogen, so sind die Netze konnektiv; sind sie inhomogen, so sind die Netze interkonnektiv.

Netze synthetisieren sowohl die Einheit des Mannigfaltigen wie sie auch eine Vielfalt ohne Einheit ausdifferenzieren. Sie tun dies nach stabilen Prinzipien, doch in instabilen Gleichgewichten, selbstgenerativ, selbststeuernd, selbsterweiternd, also autopoietisch und evolutionär.«¹⁰⁵

Wie man sieht: Keiner der drei Sätze, die allgemein definieren sollen, was Netze sind, beruht noch auf dem postulierten semantischen Kern von Netzen. Es sei denn, man ist geneigt, Fischer und Spinnen als Funktionen ihrer autopoietischen Netze zu begreifen, die selbstgenerativ und selbststeuernd materielle oder symbolische Objekte produzieren, distribuieren und kommunizieren. Man stelle sich nur den glücklichen Fischer vor, der seine Netze nicht mehr flicken muss, weil sie sich stets von selbst erweitern und vermehren! – Die drohende Absurdität lässt sich nur dadurch auflösen, wenn man Böhmes Definition auf den Referenzbereich komplexer kultureller, technischer und natürlicher Organisationsformen beschränkt. Dann ist man aber gezwungen, den semantischen Kern des Begriffs aus seiner eigenen Definition auszuschließen. Weil das wiederum eine neue Paradoxie produzierte, müsste also eine andere Bestimmung für das Verhältnis des etymologischen zu dem abstrakten Sinn als das von Kern und Peripherie gefunden werden, das sich auch in metaphortheoretischer Hinsicht als problematisch und letztlich als unangemessen für die Beschreibung der Netzmetaphorik erwiesen hat (Kap. VIII.2).

Gerade im Hinblick auf die Diskussion um die gesellschaftlichen Folgen und Probleme der Vernetzung, in der sich der ursprüngliche Wortsinn im spezifisch modernen immer wieder re-aktualisiert, eignet sich das Modell der komplexen Stratifizierung, um das Verhältnis der unterschiedlichen Bedeutungen weder auf einen abstrakten Sinn noch auf einen semantischen Kern zurückzuführen. Zudem bietet es eine Heuristik dafür, das Netz der interperinenten Beziehungen nachzuzeichnen, das die Metapher als untote im Laufe ihrer Geschichte entfaltet hat. Dem Versuch ihrer Stratigraphie wird es also darauf ankommen müssen, die Kontexte zu erschließen, die sie verknüpft, ebenso wie signifikante Momente oder Phasen ihrer Lexikalisierung, Terminologisierung und Re-Metaphorisierung zu identifizieren. In der näheren Bestimmung der Struktur und Dynamik des meta-

¹⁰⁴ Böhme: »Netzwerke«, S. 17.

¹⁰⁵ Ebd., S. 19.

phorischen Prozesses wird sich auch das Verhältnis ihrer kulturellen Leitfunktion zu ihrer technotropischen Kehrseite genauer bestimmen lassen.

Wenn hier im folgenden eine Stratigraphie des Netzes als eines metaphorischen Leitfossils vorgeschlagen wird,¹⁰⁶ so wird sich die historische Perspektive relativ eng am Fokuswort orientieren: zum einen aus pragmatischen Gründen, um das Material zu sortieren, wofür die Geschichte einen nahezu unerschöpflichen Fundus bietet; zum anderen aber auch aus systematischen Gründen, um den Prozess nachvollziehen zu können, wie sich durch die Stratifizierung des Fokuswortes eine interpertinente Metaphorik entwickelt, die im Laufe ihrer Geschichte immer mehr Diskurse und Wissensformen miteinander verknüpft. Zugleich soll damit vermieden werden, dass ein bestimmter metaphorischer Sinn bereits vorausgesetzt wird, der ihre Funktion als Leitmetaphorik bedingt. Vielmehr muss sich zeigen, wie sich diese durch die Wechselwirkung von Technisierung und Metaphorisierung erst entwickelt.

Das Orientierung am Fokuswort lässt zugleich auch seine Varianzen zu, seine Übersetzungen, Komposita, Synonyme und Substantivierungen (engl. *web, net, network*, frz. *filet, toile, réseau*, dt. *Netz, Netzwerk, Vernetzung*, lat. *rēte, rēticulātus, reticulum*, altgr. *gángamon, amphiblestron, sagéné* etc.). Das Fokuswort als Leitfossil fungiert also eher wie eine Sonde, ein Senkblei, ein roter Faden in einem komplexen Geflecht von Familienähnlichkeiten, ein Knoten im Netz der Sprache. Die Darstellung der lexikalischen Auswahl wird sich dabei an den motivischen, typologischen und topologischen Aspekten der Metaphorik orientieren, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich mit der Entwicklung der Leitmetaphorik eine signifikante Ausweitung ihres Geltungsanspruchs ereignet, die eine entsprechende Varianz von Topik, Lexik und Motivik bedingt.¹⁰⁷ Was dabei herauskommen soll, ist also nicht *die* Netzmetapher als eine hypostasierte Entität, sondern eine Stratigraphie der Geschichte ihrer historischen Sedimentierung, die auch ihren heutigen Gebrauch noch bedingt. Insofern diese Sedimentierung wesentlich diskursiv verfügt, d.h. das Ergebnis einer Sprach- und Wissensgeschichte ist, wird die stratigraphische Methode Längsschnitte legen, um eine diachrone Perspektive zu eröffnen, die den Bedeutungswandel des Fokuswortes nachzeichnet. Dabei wird es darum gehen, signifikante historische Schwellen zu ermitteln, in denen sich durch die Verknüpfung neuer Kontexte neue Bedeutungen ergeben. Weil es aber nicht nur um eine Wort- oder Begriffsgeschichte gehen soll, werden an solchen Schwellen Querschnitte zu legen sein, um einerseits die spezifischen Spannungen zu identifizieren, die sich durch die Metaphorik ergeben und andererseits die diskursiven und kulturellen Bedingungen ihrer Stabilisierung zu bestimmen, durch die sie sich als untote immer weiter stratifiziert.

Im Rahmen der weiteren Untersuchung werden diese Querschnitte den Charakter paradigmatischer Stichproben haben. Worauf es bei den stratigraphischen

¹⁰⁶ Zur Leitfossiltechnik als stratigraphische Methode siehe oben, Kap. VIII.4.

¹⁰⁷ Zur Unterscheidung von Topik, Lexik und Motivik siehe oben, Kap. VIII.4.

Studien ankommt, ist keine umfängliche Geschichte aller Netzmetaphern, sondern eine historische Rekonstruktion der Bedingungen jener Wechselwirkungen, die sich immer wieder zwischen den älteren Bedeutungsschichten und den neuen Referenzbereichen ergeben, auf die sich die zunehmend lexikalisierende Metapher im Zuge ihrer totalisierenden Tendenz sukzessive ausweitet. Die gleichsam archäologisch verfahrenende Leitfossiltechnik wird dabei in diachronischer Perspektive der Frage nachgehen, wie sich der Bedeutungswandel des Netzes von einem textilen Artefakt zu einer universalen Struktur komplexer Organisationsmuster entwickelt hat.

XI. Archaische und antike Ursprünge der Netzmetaphorik

Als Artefakt und Symbol haben Netze eine uralte Tradition. Ihre Zeichen gehören zu den frühesten Dokumenten der Menschheitsgeschichte. Netzförmige Einritzungen finden sich bereits in den steinzeitlichen Höhlen des Paläolithikums. Zumeist werden die netz- oder gitterartigen Inzisionen als Darstellungen von Fallen gedeutet.¹ Die Prähistorikerin Marie E. P. König deutet sie indes »als Zeichen der geordneten Welt«², in denen sich gar eine »grundlegende Vorschrift für den Aufbau der Kulturwelt«³ dokumentiert. Auch wenn es darauf immer nur hypothetische Antworten geben kann: Angesichts derart zahlreicher Vorkommen netzförmiger Ideogramme in den Kulthöhlen, die sich »über alle Teile der Welt verbreitet von Australien bis zum präkolumbianischen Amerika« finden lassen, stellt sich die Frage, »wie alt wohl der schöpferische Einfall sein könnte, der zum ersten Netz geführt hat.«⁴

Diese Frage betrifft auch seinen textilen Gebrauch. Denn die Produktion von Faserwerk gehört zu den ältesten und entwicklungsfähigsten Technologien der Menschheit. Obwohl direkte Nachweise aufgrund der Verderblichkeit des organischen Materials schwierig sind, lässt sich der Gebrauch von Fischernetzen über das Mesolithikum (ca. 9.600 v. Chr.) hinaus bis in das Jungpaläolithikum (ca. 12.000 v. Chr.) bezeugen.⁵ Jüngste Funde lassen sogar auf den Gebrauch von Netzen bereits vor etwa 30.000 Jahren schließen.⁶

¹ Vgl. Fernand Windels: *Lascaux. ›Chapelle Sixtine‹ de la préhistoire*, Montignac 1948, S. 59, 61 u. 66f., der in netzartigen ›Gittern‹ oder ›Wappen‹ an den Höhlenwänden eine ›Schematisierung des Fallenstellens‹ (*schématisation des pièges*) vermutet. Leroi-Gourhan: *Prähistorische Kunst*, Freiburg 1971, S. 173 deutet netzartige Formationen als ›weibliche Zeichen‹; später (S. 196–198, 238; Abb. 340, 404, 541) weisen netzartige Symbole in Verbindung mit Tieren auf Fallen hin, die in Gestalt rechteckiger, gitterartiger Zeichen im sogenannten Stil III auftauchen, der sich etwa zwischen 17.000–13.000 v. Chr. ausgebildet hat. Für diesen Hinweis danke ich Christian Driesen.

² Marie E. P. König: *Am Anfang der Kultur*, Frankfurt/M. 1981, S. 117.

³ Ebd., S. 95.

⁴ Ebd., S. 97–98.

⁵ Vgl. Johannes Hoops et al: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Berlin 1994, S. 333 und Almut Bick: *Steinzeit*, Stuttgart 2006, S. 89.

⁶ Olga Soffer: »Recovering Perishable Technologies through Use Wear on Tools: Preliminary Evidence for Upper Paleolithic Weaving and Net Making«, in: *Current Anthropology* 45 (2004) 3, S. 407–413 zufolge muss die Entwicklung textiler Handarbeitstechniken bereits vor 27.000 Jahren begonnen haben. Basierend auf Radiokohlenstoffdatierungen verarbeiteter Fasern stellen 24.000 bis 27.000 Jahre alte Textilfunde in den tschechischen *Pavlovské vrchy* die ältesten direkten Hinweise auf Jagdnetze dar, vgl. Zbigniew M. Bochenski et al.: »Fowling during the Gravettian«, in: *Journal of Archaeological Science* 36 (2009) 12, S. 2663. In der Höhle von Dzudzuana im georgischen Kaukasus wurden sogar bis zu 36.000 Jahre alte Flachsfaserprodukte gefunden, vgl. Eliso Kvavadze et al.: »30,000-Year-Old Wild Flax Fibers«, in: *Science* 325 (2009) 5946, S. 1359. Für den Hinweis auf aktuelle archäologische Forschungen zum Thema danke ich Petra Wodtke und Barbara Köstner.

Über ihren symbolischen Gebrauch hinaus stellen Netze als Artefakte eine der frühesten kulturellen Leistungen der Menschheit dar. Als vielfach verwendbare Textilien eignen sie sich als Werkzeug zum Sammeln, Transportieren und Lagern von Dingen; als Falle zum Erbeuten von Tieren; als Waffe zum Jagen und Kämpfen, und schließlich auch als Schutz und Schmuck des eigenen Körpers. Mit der Erfindung, Anfertigung und Verwendung von Netzen verbinden sich weitreichende Implikationen bezüglich der Ökonomie, Mobilität und Kunst archaischer Kulturen ebenso wie Fragen nach der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Neben einer Beteiligung von Frauen an kollektiven Netzjagden⁷ wird in dem Zusammenhang auch die kulturstiftende Innovation der Textilproduktion überhaupt als ein genuin weibliches Verdienst erwogen.⁸ Einiges spricht dafür, dass die Faser- und Fadenverarbeitung eine ursprünglich weibliche Domäne war, die erst später männlich besetzt wurde.⁹ So hat sich Herodot darüber gewundert, dass das Weben in Ägypten Männersache sei.¹⁰ Durch die mittelalterliche Gildenbildung und spätestens mit der Industrialisierung wurde die Textilproduktion unter männliche Vorherrschaft gebracht – eine Entwicklung, die im Zusammenhang mit ihrer zunehmenden Automatisierung steht.¹¹

Mit der Eröffnung elementarer Formen menschlicher Naturbeherrschung hat die archaische Hochtechnologie nicht nur eine neue Machtkonstellation zwischen Mensch und Natur, sondern auch zwischen den Geschlechtern gestiftet, die schon ihre frühesten Metaphorisationen bestimmt. Was die Form der Naturherrschaft anbelangt, so gründet sie in den besonderen physischen Eigenschaften von Netzen, die eine spezifische Form der Kontrolle von Körpern und Räumen erlauben.¹² Dank ihrer spezifischen Materialität vermögen sie gerichtete Bewegungen zu hemmen oder aufzuhalten, und zwar nicht durch eine widerständige Masse, sondern mittels einer flexiblen Struktur, die es erlaubt, mobile Körper mit Hilfe ihrer eignen Kräfte zu fangen. Es ist als Waffe ebenso brauchbar wie als Falle. Entscheidend dafür ist das Verhältnis der Bewegung von Netz und Beute: Als Bewege war die Beute vorher irgendwohin unterwegs; das Netz als Falle hindert sie am Fortkommen. Seine Struktur übersetzt die Eigenbewegung des mobilen Körpers in hemmende Kräfte, versetzt ihn in gänzlichen Stillstand. Mittels einer einfachen Vorrichtung werden die Bewegungen des Opfers dazu gebracht, sich gegen ihren Urheber zu richten. Als Waffe ist das Netz selbst Bewegtes. Durch plötzliche Umschlingung raubt das Wurfnetz dem Opfer jede Mobilität. So warf der Retiarius (zu lat. *rēte*, Netz) sein Fangnetz nach dem Gegner, um ihn kampff-

⁷ Vgl. Soffer: »Recovering Perishable Technologies through Use Wear on Tools«, S. 411.

⁸ Vgl. Elizabeth W. Barber: *Women's Work*, New York 1995, S. 45. Leigh Minturn: »The Economic Importance and Technological Complexity of Hand-Spinning and Hand-Weaving«, in: *Cross-Cultural Research* 30 (1996) 4, S. 330–351. E. J. W. Barber: *Prehistoric Textiles*, Princeton 1992.

⁹ Vgl. ebd. Soffer: »Recovering Perishable Technologies«, S. 411.

¹⁰ Vgl. Herodot, *Historien* II 35, in: *Historien*, München 2006.

¹¹ Vgl. Almut Bohnsack: *Spinnen und Weben*, Bramsche 2002, S. 114–115.

¹² Ausführlicher dazu Friedrich: »Vernetzte Zwischenräume«, S. 55f.

unfähig zu machen. Der Gladiatortypus war ganz auf Schnelligkeit getrimmt: Ohne schwere Rüstung, nur mit Dreizack, Dolch und Netz bewaffnet, war seine Stärke die Beweglichkeit.¹³ Mobilität macht die Falle zur Waffe, und die Tarnung die Waffe zur Falle.

1. Von der Waffe zum Symbol der Macht

In ihrer Eigenschaft als Waffe und Falle sind Netze bereits in frühester Zeit zu einer Metapher der Macht und ausgehend davon zu einem Symbol männlicher Herrschaft avanciert. Die frühen Metaphorisierungen des Jagd- und Fangwerkzeugs beruhen dabei auf der spezifischen Beziehung, die Netze zu Räumen und Körpern entfalten. Stets sind sie mit einem mythischen oder historischen Subjekt verknüpft, das damit wie ein Fischer bestimmte Dinge oder Wesen fängt. Je nach Eigentümer und dessen Absicht gilt es symbolgeschichtlich als Ausdruck göttlicher, politischer oder militärischer Potenz.¹⁴ »Die ältesten sumerischen Schrift Dokumente sprechen in Worten aus, was vorher das Zeichen sagte«, erläutert König: »Wir lesen im Lied auf Innana und die Schicksalsbestimmung für Urninurta von Isin: ›der Herr, in dessen Hand das Netz von Himmel und Erde liegt‹. Hier wurde das Netz zum Zeichen der Allmacht.«¹⁵

Das Netz aber, das in der Hand des Herrn liegt, besagt noch weit mehr als nur die ideogramatischen Inzisionen in den Steinzeithöhlen: Es handelt sich offenbar um ein Zeichen männlicher Allmacht. Zugleich stellt es die Weltordnung in Begriffen der Textiltechnik dar. Die Macht des Herrn besteht darin, das Netz in seiner Hand zu halten. Alles, was sich in dem Netz von Himmel und Erde befindet, ist in seiner Gewalt. Wird das Machtverhältnis explizit als ein Gewaltverhältnis dargestellt, erscheint das Netz, je nach Kontext, entweder als Falle oder als Waffe. In der Regel bringt es ein asymmetrisches Machtverhältnis zum Ausdruck – analog zu dem Verhältnis von Fischer und Fisch. Ausgehend davon erlangte die symbolische Metapher auch an politischer Bedeutung. In seiner 1954 erschienenen Studie *Ein altpersischer Kriegsbrauch* belegt der Schweizer Altphilologe Karl Meuli, dass die berühmte Drohung der Perser, mit ihren Pfeilen die Sonne über Sparta zu verdunkeln, auf eine ursprünglich indische Metapher des ›Pfeilnetzes‹ zurückgeht, das als ein schwarzer Schwarm von Geschossen auf den Feind herabschnellt.¹⁶ Die damit evozierte Drohung der Ausweglosigkeit hat die Maschen-

¹³ Vgl. Eckart Köhne und Cornelia Ewigleben: *Gladiatoren und Caesaren*, Mainz 2000, S. 64–66.

¹⁴ Vgl. Marianne Oesterreicher-Mollwo: *Herder Lexikon Symbole*, Freiburg 1978, S. 117. Hans Biedermann: *Knaurs Lexikon der Symbole*, München 1994, S. 306. Gerd Heinz-Mohr: *Lexikon der Symbole*, Köln 1984, S. 237.

¹⁵ König: *Am Anfang der Kultur*, S. 100.

¹⁶ Karl Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, in: Thomas Gelzer (Hg.): *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Basel 1975, S. 703. Zuerst in: F. Meier (Hg.): *Westöstliche Abhandlungen*, Wiesbaden 1954, S. 63–86. Die folgenden Quellenangaben beziehen sich auf den Text der *Gesammelten Schriften*. Für den Hinweis darauf danke ich Tobias Grave. Vgl. *Mahābhārata*, hsg. Kṛsnācārya-Vyāsācārya,

größe des Netzes wohl in einer generationen- und kulturübergreifenden Hyperbel zu einem dichten Gewebe verengt, das sich auf die belagerte Stadt wie ein schwarzes Leichentuch niedersenkt. Die lakonische Antwort der Spartaner, die das metaphorische Netz gleichsam zerriss, ist bekannt: Dann kämpfe man eben im Dunkeln weiter.

Als Symbol raumgreifender Herrschaftsansprüche lässt sich die Metaphorisierung des textilen Fanggerätes bis in die alte Hochkultur Mesopotamiens zurückverfolgen. So zeigt die sogenannte Geierstele des Assyrikerkönigs Eannatum von Lagaš den Gott Ningirsu, der in der Linken ein Netz mit erschlagenen Menschen und in der Rechten eine Keule hält. Die Inschrift der Stele bezeugt den militärischen Triumph des Königs, der über »die Leute von Umma [...] das große Netz des Gottes Enlil geworfen«¹⁷ habe. Damit ist in der 4.500 Jahre alten Geierstele nicht nur eines der ältesten schriftlichen Dokumente überhaupt erhalten geblieben. In seiner mythischen Form der Geschichtsschreibung – wonach der Mensch »nur das Werkzeug [ist], durch das die göttlichen Taten ausgeführt werden«¹⁸ – dokumentiert das Bauwerk zugleich den militärischen Kontext der Götterwaffe. Diesem Kontext entspringt eine lange Tradition, das Netz als ein Symbol der Macht zu inszenieren. Die Symbolbildung verfährt dabei wesentlich metaphorisch. Denn irgendwann wurde offenbar »das umzingelnde Heer selbst, gleichsam die Waffe in der Hand des Königs, sein ›Netz‹ genannt«, wie Meuli rekonstruiert.¹⁹

So berichten Herodot und Platon davon, dass der persische Feldherr Datis ein Netztreiben auf die griechischen Inselbewohner veranstaltet habe, um sie für ihre Beteiligung am Ionischen Aufstand (500–494 v. Chr.) zu bestrafen: Die persischen Soldaten sollen, von Strand ausgehend, sich an den Händen fassend, die Inseln bis zur Mitte hin durchkämmen und alle Bewohner wie Fische in einem

Bombay 1908. Südliche Rezension 8, 15, 21, 24, vgl. 4, 48, 7 und nördl. Rez. 4, 43, 9. Das indische Epos wurde vermutlich nach langer mündlicher Überlieferung zwischen 400 v. Chr. und 400 n. Chr. niedergeschrieben. Vgl. die Übersetzung von *The Mahabharata*, hrsg. v. Johannes Adrianus Bernardus van Buitenen, Chicago 1999, S. 509: »Rama, whose valor is his truth, encompassed me on all sides with a large net of arrows«. Sowie *The Mahabharata*, übersetzt und hrsg. v. Johannes Adrianus Bernardus van Buitenen, Chicago 2000, S. 684: »he enveloped them all around with a net of arrows. They got caught in the arrow net like birds in a cage«.

¹⁷ Zitiert nach Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 728. Vgl. dazu M. Falkner: »Geierstele (archäologisch)«, in: Erich Ebeling et al. (Hg.): *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Bd. 3, Berlin 1971, S. 194. E. Sollberger: »Geierstele (historisch)«, in: ebd., S. 194–195. Die Geierstele befindet sich im Musée du Louvre: *Stèle des vautours*, AO 16 IO9, AO 50, AO 2246, AO 2348, Antiquités orientales. In der Online-Beschreibung des Artefakts wird die Götterfigur gedeutet als »dieu Ningirsu, protecteur de la cité-État de Lagash. Celui-ci tient les troupes ennemies emprisonnées pêle-mêle dans un gigantesque filet et les frappe de sa masse d'armes«. www.louvre.fr (16.07.2011).

¹⁸ Sollberger: »Geierstele (historisch)«, S. 195.

¹⁹ Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 728.

Zugnetz gefangen (*sageneúein*) haben.²⁰ Das griechische Verb *sageneúein* bedeutet *um-netzen* bzw. (*wie*) *mit einem großen Netz einfangen*; es leitet sich von dem Nomen *sagēnē* ab, das ein großes, nur im Kollektiv zu verwendendes Schleppnetz bezeichnet, das in etwa dem heutigen *seine* bzw. *drag net* oder *Ringwadennetz* entspricht.²¹ In den Übersetzungen von Herodots *Historien* wird die Netzmetaphorik indessen gern unterschlagen und durch andere Ausdrücke, wie etwa »Jagd wie auf wilde Tiere«²² ersetzt. Ähnlich verhält es sich mit der Übersetzung Platons, der auf das Ereignis in den *Nomoi* zu sprechen kommt: Hier verschwindet die Metaphorik auf ähnliche Weise im »Ausfegen«²³ eines Gebiets.

Das Problem der Übersetzung und der Grund des gelegentlichen Verzichts auf die Netzmetaphorik ist in dem Zusammenhang deshalb interessant, weil sich *sageneúein* als ein Verb aus der Fischersprache von einem Artefakt ableitet, der den Griechen noch deutlich vor Augen gestanden haben mag, mit dem sich für moderne Leser aber kaum ein klare Vorstellung mehr verbindet. Während das Altgriechische noch eine große Zahl an verschiedenen Namen für unterschiedliche Netztypen und -fangtechniken kennt,²⁴ dürften entsprechende Vokabeln spätestens mit der industrialisierten Hochseefischerei aus der Lebenswelt eines durchschnittlichen Platon- oder Herodotlesers verschwunden sein. Die »Jagd wie auf wilde Tiere« und das »Ausfegen« eines Gebiets sollen also die Entvölkerung

²⁰ Vgl. Platon: *Nomoi* III, 698d. In dt. Übersetzung von Klaus Schöpsdau, in: *Werke in acht Bänden*, Bd. 8/1, hrsg. v. G. Egle, Darmstadt 2001, S. 209. Herodot: *Historien* VI, 31. In engl. Übersetzung hrsg. v. E. H. Warmington, London 1982, S. 177.

²¹ Zur Übersetzung von σαγευέειν siehe Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 724. Liddell/Scott: *Greek English Lexicon*, Oxford 1996, S. 1580: »surround and take fish with a drag-net [...], sweep the whole population off the face of a country by forming a line and marching over it, a Persian practice«. Lucian verwendet das Verb auch, um den Fang von Ares und Aphrodite zu beschreiben, vgl. Lucian: *Gallus* 2 und *Dialogi Deorum* 15,3. Die Verwendung des antiken Schleppnetzes beschreibt Oppian: *Halieuticks* IV 491–496, in: Oppianus Anazarbensis: *Halieutica*, Stuttgart 1999. Vgl. Tønnes Bekker-Nielsen: »The Technology and Productivity of Ancient Sea Fishing«, in: Ders. (Hg.): *Ancient Fishing and Fish Processing in the Black Sea Region*, Aarhus 2005, S. 92. Eine Beschreibung des modernen *seine fishing* findet sich in Otto Gabriel et al.: *Fish Catching Methods of the World*, Oxford 2005, S. 431–448.

²² Vgl. Herodots *Historien* VI, 31. In der *Tusculum*-Ausgabe, hrsg. v. Josef Feix, München 2006, S. 783 ist bspw. die Rede von einer »Jagd auf die Menschen wie auf wilde Tiere«. Demgegenüber kommt in *Herodotus*, with an english translation by Alfred Denis Godley, S. 177 die Netzmetaphorik deutlich zum Ausdruck: »Whenever they took an island, the foreigners would »net« each severally. [...] They took likewise also the Ionian cities of the mainland, albeit not by netting the people; for that was not possible.«

²³ Vgl. Platons *Nomoi* III, 698d: Schleiermacher übersetzt *Nomoi* (1992), S. 698: »die Soldaten des Datis hätten eben einander die Hände reichend gleichwie mit einem Fangnetz das ganze eretrische Gebiet umgarnt«. Das Adjektiv *eretrisch* bezieht sich dabei auf die Stadt Eretria an der Westküste der Insel Euböa. Nach Klaus Schöpsdau's Übersetzung von *Gesetze* (2001), S. 209 haben die persischen Soldaten »das ganze eretrische Land wie mit einem Schleppnetz durchzogen«. Otto Apelt hingegen lässt in *Gesetze* (1988), S. 107–108 den Athener sagen, dass die Männer des Datis »das ganze eretrische Gebiet rein ausgefegt« hätten.

²⁴ Vgl. Bekker-Nielsen: »The Technology and Productivity of Ancient Sea Fishing«, S. 92. Tønnes Bekker-Nielsen und Darfo Bernal Casasola (Hg.): *Ancient Nets and Fishing Gear*, Cádiz 2010.

eines Landstrichs unter Vermeidung der irritierenden Netzmetaphorik ausdrücken, wobei in der Konzession an die Erfahrungs- und Vorstellungswelt zeitgenössischer Leser das Problem der Metapher als einer Figur des Wissens zutage tritt: Sie verweist auf den historischen Kontext eines bestimmten Sprach- und Technikgebrauchs, ohne den die Metapher unverständlich bleibt.²⁵

Das Problem des Wissens betrifft auch das Ereignis selbst. Außer ähnlichen Berichten – die wohl alle auf Platon zurückgehen²⁶ – gibt es keine Belege dafür, dass ein solches Netztreiben tatsächlich stattgefunden hat; wohl aber dafür, dass diese Berichte die Griechen in Angst und Schrecken versetzt haben. Denn trotz leichten Zweifels an der Nachricht schreibt Platon: »Die Kunde, mag sie nun wahr oder wie immer gekommen sein, erfüllte die andern Hellenen, vornehmlich die Athener, mit Entsetzen.«²⁷ Wiederholt betont Platon das beklemmende Gefühl der Ausweglosigkeit (*aporía*)²⁸ unter den Athenern – angesichts der zu Land und zu See andrängenden persischen Übermacht. Die Erschütterung über das persische Vorgehen übersetzt sich damit in die Verzweiflung über die eigene geopolitische Lage. Indem das Netztreiben die Ausweglosigkeit des Konflikts mit dem Perserreich lebhaft vor Augen führt, fungiert es als eine doppelte Analogie: Das Schleppnetz verhält sich zu den Fischen wie die persischen Krieger zu den eingefangenen Inselbewohnern, und das Netztreiben zu den eroberten Städten wie das feindliche Imperium zu Griechenland im Ganzen. Das Entsetzen der Athener über die berichteten Kriegsgräuere und ihre ausweglose Furcht (*phóbon áporon*)²⁹ um die eigene Zukunft werden in der Metapher eins.

Der Schrecken des Netztreibens erhält bei Platon indessen eine dialektische Wendung: So habe gerade das Gefühl der Ausweglosigkeit die nötige Entschlossenheit der demokratisch regierten Athener mobilisiert, die ihnen letztlich zum Sieg bei Marathon verhalf, womit »die Furcht vor den Persern gleichsam von selbst die Gegenkraft« mobilisierte, »durch die sie am Ende überwunden wird.«³⁰ Platons Interpretation der Geschichte kehrt damit die zunächst naheliegende Implikation der Metapher um: Beruht die Technik des Fangnetzes darauf, die Bewegung der Beute gegen sie selbst zu richten, wendet sich im Netz der Perser nun die Technik der Jäger gegen ihre Urheber bzw. kehrt sich das Opferverhältnis um: die Gefangenen werden zu Siegern. Zwar wird dies von Platon nicht mehr auf Ebene der Metapher, sondern als die philosophische Reflexion eines historischen Narrativs expliziert. Doch präfiguriert seine Darstellung damit eine später häufig wiederkehrende Figur des Netzstellers, der seinem eigenen Gestrick

²⁵ Zur Metapher als einer Figur des Wissens siehe oben, Kap. V.4.

²⁶ Vgl. Klaus Schöpsdau: *Kommentar zu Nomoi* 698d 4–5, in: Platon: *Werke*, Bd. IX 2, Göttingen 1994, S. 498.

²⁷ Platon: *Gesetze* III, 698d, übersetzt von Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 700.

²⁸ Vgl. Platon: *Gesetze* III, 699b 2–5.

²⁹ Vgl. Platon: *Gesetze* III, 698b 8.

³⁰ Schöpsdau: *Kommentar zu Nomoi* 698c – 700a 2, in: Platon: *Werke*, Bd. IX 2, S. 495.

zum Opfer fällt.³¹ Zugleich bezeugt sie das imaginative Potential des Netzes als einer Metapher der Macht, die bei ihren Adressaten ein Gefühl der Ausweglosigkeit hervorrufen und ein entsprechendes Verhalten provozieren soll. In diesem Sinne auch interpretiert Meuli das Gerücht von dem Netztreiben als eine Form psychologischer Kriegsführung. Seiner Studie zufolge haben die Perser die Schreckenskunde in Umlauf gebracht, um die Athener vor der Schlacht bei Marathon zu demoralisieren.³² Für die Kriegspropaganda habe es immerhin ein historisches Vorbild gegeben, dem sich die gleichnamige Studie des Altphilologen widmet: Ein altpersischer Kriegsbrauch, der eine Eigentümlichkeit der innerasiatischen Hirtenkriegerkultur, vor allem der reitenden Pferdezüchter gewesen sei, bevor er sich zu einer militärischen Tradition entwickelt hat.³³

Als eine Metapher politischer Macht weist die antike Trope damit eine komplexe technotropische Signatur auf, die sich allgemein unter dem Begriff der Jagd fassen lässt. Ihr konkreter Sinn ergibt sich indessen erst aus der Verknüpfung einer spezifischen Netzfangtechnik (Schleppnetz) mit einer bestimmten militärischen Strategie (Einkreisungstaktik). Das Heer als das Netz des Königs gibt der Metapher erst ihren spezifisch bedrohlichen Sinn, den eine weitere Anekdote belegt, die von Herodot überliefert ist.³⁴ Sie bezeugt den persischen Gebrauch der Netzmetaphorik, zumindest ihre griechische Wahrnehmung: Nachdem der Lyderkönig Kroisos den Halys überschritten und sein Reich in den Untergang geführt hatte (546 v. Chr.), sollen die Ionier und Äolier Gesandte zu Kyros II. geschickt haben, um diesem ihre sofortige Unterwerfung anzubieten. Der aber soll den ehemaligen Untertanen des Kroisos mit einer Fabel geantwortet haben: Nachdem ein Flötenspieler vergeblich versuchte, durch sein Spiel die Fische dazu zu bewegen, an Land zu kommen, habe er ein Netz ins Meer geworfen und daraufhin zu den darin zappelnden Fische gesprochen: »Hört doch auf zu tanzen; ihr habt ja auch nicht tanzen wollen, als ich nach euch pfiß«. Mit diesem Gleichnis warf Kyros den Griechenstädten vor, seiner Aufforderung nicht gefolgt zu sein, sich seinem Reich anzuschließen, als Kroisos noch König war – und »auf dies zornig drohende Wort hin fingen sie nun schleunigst an zu rüsten«.³⁵

Indem die Tradition, das Netz als Symbol und Metapher männlicher Herrschaft zu inszenieren, von der Kupferzeit bis in die Antike reicht, stellt sie eine wichtige Linie ihrer Geschichte dar. Eine andere Linie verläuft über das Netz als eines Gewebes, mit dem sich, wie Mircea Eliade bemerkt, eine »üppige Symbolik« des Lebens verbindet; in ihr bekunde sich: »zum einen, dass im Weltall genauso wie im Menschenleben alles mit allem durch ein unsichtbares Gewebe verbunden ist, und zum anderen, dass gewisse Gottheiten die Herren dieser »Fäden« sind, die in letzter Instanz eine ausgedehnte kosmische »Bindung« darstel-

³¹ Prominent etwa in biblischen Texten, wie weiter unten zu sehen sein wird. Vgl. Kap. XI.4.

³² Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 702.

³³ Vgl. ebd., S. 717. Siehe dazu auch Friedrich: »Vernetzte Zwischenräume«.

³⁴ Vgl. Herodot: *Historien* I 141.

³⁵ Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 728.

len.«³⁶ Wenn also auch hier eine Macht erscheint, die das Netz und damit alles darin Befindliche in ihrer Hand hat, so kommt dem Gewebe des Lebens weniger eine lebensbedrohliche, vielmehr eine lebensversichernde Bedeutung zu.

2. Vom Gewebe zum Symbol des Lebens

Als ein archaisches Symbol³⁷ des Lebenszusammenhang und »Zeichen der geordneten Welt«³⁸ hat sich das Netz schon sehr früh mit dem mythischen Feld der Textilproduktion verbunden, das in vielen Kulturen von der Vorstellung weiblicher Gottheiten besetzt ist, die als Schicksalsmächte über die Lebenszeit der Menschen verfügen oder als Ursprungsmächte an der kosmischen Weltordnung mitwirken. Mit der Technik des Spinnens und Webens, die Grundlage der Textilkünste, verbindet sich in vielen Mythen und Märchen die Vorstellung von der Verwobenheit alles Lebendigen, des Verflochten- und Verstricktseins von Geschichten und Ursachen.³⁹ Noch heute hallen späte Echos dieser Imagination durch unsere Sprache, wenn wir von der *Verflechtung*, *Verwobenheit*, *Vernetzung*, *Verbindung*, *Verknüpfung*, *Ver-* und *Entwicklung* sprechen, um damit die Zusammenhänge des Lebens zu bezeichnen, die unser Handeln stiftet oder in die es *involviert* (lat. *involvere*, einwickeln) ist.⁴⁰

Diese Vorstellung geht auf den metaphorischen Komplex von »Hand« und »Faden« zurück,⁴¹ der seinen mythischen Ursprung in den Figuren spinnender oder webender Göttinnen hat, die als Schicksalsmächte auf unerforschliche Weise das Leben bestimmen. So findet sich in verschiedenen Schöpfungsmythen auch das Bild der Weltenwebe⁴² – oder anderer kosmologischer Textilien wie des Sternenmantels und des Himmelszelts.⁴³ Bereits die Herstellung des Fadens wurde als ein Vorgang von symbolischem Wert angesehen: »ungeordnetes, »gestaltloses« Material, fasriges, wolliges Wirrwarr, ist in eine nützliche, verwertbare Ordnung

³⁶ Mircea Eliade: *Ewige Bilder und Sinnbilder*, Olten 1958, S. 126f.

³⁷ Von einem Symbol lässt sich hier sowohl mit Blumenberg im Sinne Kants als »Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz anderen Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann« (KdU §59, siehe oben, S. 61) als auch im Sinne eines konventionalisierten Zeichens reden, in dem diese Übertragung sich semiotisch sedimentiert hat. Beides lässt sich auch in den hier vorgeschlagenen Metaphernbegriff übersetzen.

³⁸ König: *Am Anfang der Kultur*, S. 117.

³⁹ Vgl. Volkmann: *Purpurfäden und Zauberschiffchen*, S. 7.

⁴⁰ Siehe dazu auch oben, Kap. IX.4. Grimms Wörterbuch verzeichnet das Verknüpfen oder die Verknüpfung in übertragener, d.h. also metaphorischer Bedeutung für das Verbinden und Begegensein von Personen, Ereignissen oder Gedanken. Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: »knüpfen« (1889): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 11, München 1984.

⁴¹ Ralf Klausnitzer: »Unsichtbare Fäden, unsichtbare Hand« (2009), in: Lutz Danneberg et al. (Hg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, Wiesbaden 2009, S. 154.

⁴² Vgl. Erika Greber: »Gewebe/Faden«, in: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, Stuttgart 2008, S. 127.

⁴³ Vgl. Robert Eisler: *Weltenmantel und Himmelszelt*, Hildesheim 2002.

zu bringen«,⁴⁴ die dann ihrerseits zu einer komplexeren Ordnung, sei es ein Gewebe, ein Geflecht oder ein Netz, gefügt werden kann. Die Metaphorik verknüpft dabei die magische Anmutung der technischen Kunstfertigkeit der Textilverarbeitung mit der Vorstellung nicht mehr unmittelbar einsehbarer Zusammenhänge und Regelkräfte des menschlichen Daseins. Die Technik des Spinnens und Webens ist dadurch zu einem sehr allgemeinen Symbol des Lebenszusammenhangs im Ganzen geworden, der sich wie ein feines Gewebe durch die einzelnen Individuen, ihre Handlungen und Zeitläufte spinnt.

Wenn die Mächte der kosmischen Textilproduktion in vielen Mythologien als weibliche Gestalten imaginiert werden, verweist dies auf den kulturellen Hintergrund einer verbreiteten Tradition geschlechtlicher Arbeitsteilung.⁴⁵ Als Naturmächte werden sie gelegentlich auch im Bild einer Spinne vorgestellt, so etwa Uttu, die sumerische Göttin der Weberei.⁴⁶ In der ägyptischen Mythologie ist die Ur- und Schöpfergöttin Neith die Schutzherrin des Webens, mithin der Mumienproduktion: sie wurde daher auch »als ›große Weberin‹ bezeichnet, ein Titel, den alle Schicksalsgöttinnen aufweisen, die das Leben aus ihrer Materie knüpfen«,⁴⁷ wie der britische Religionswissenschaftler Edwin Oliver James erklärt. Als Ortsgöttin von Sais trägt »die Schreckliche« zugleich Pfeil und Bogen in der Hand.⁴⁸

Ob dies als ein Hinweis auf eine ursprüngliche oder nachträgliche Verbindung der Lebens- und Jagdsymbolik gelesen werden kann, ist schwer zu entscheiden. Doch ist auch in der griechischen Mythologie Athene die Göttin des Krieges wie der Weberei.⁴⁹ Ihr bekanntester Auftritt als Göttin der Webkunst ist sicherlich jener im Mythos der Arachné: Die orientalisch-künstlerin hatte Athene zu einem Wettstreit herausgefordert und wird von der gekränkten Göttin schließlich in eine Spinne verwandelt, nachdem sie in einem kunstvollen Wandteppich das bunte Liebesleben der Götter dargestellt hatte.⁵⁰

Darüber hinaus kennt die griechische Mythologie zahlreiche Frauengestalten, mit deren Textilarbeit sich eine komplexe Symbolik des Lebens verbindet. Als die Schicksalsgöttinnen, deren Macht selbst die olympischen Götter unterliegen, haben die Moiren bzw. die Parzen die Fäden des Lebens in der Hand. In ihrer Dreizahl weisen sie eine bemerkenswerte Analogie zu den nordischen Nornen

⁴⁴ Volkmann: *Purpurfäden und Zauberschiffchen*, S. 13.

⁴⁵ Siehe oben, Anm. 7–9.

⁴⁶ Hans Wilhelm Haussig (Hg.): *Wörterbuch der Mythologie*, Stuttgart 1986, S. 57.

⁴⁷ Edwin O. James: *Der Kult der Grossen Göttin*, Bern 2003, S. 25.

⁴⁸ Hans Wilhelm Haussig (Hg.): *Wörterbuch der Mythologie*, Stuttgart 1986, S. 380.

⁴⁹ Vgl. *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Hamburg 1998. W. H. Roscher: *Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie*, Leipzig 1884–1890, S. 681 stellt sogar einen direkten Zusammenhang her zwischen ihrer Zuständigkeit für die Weberei und für die Weisheit: In dem Handwerk der Textilverarbeitung habe sich immer auch eine besondere Form weiblicher Intelligenz verkörpert.

⁵⁰ Vgl. Ovid: *Metamorphosen* VI 1–145, übersetzt und herausgegeben Michael von Albrecht, Stuttgart 2000, S. 181–290.

auf:⁵¹ Während Klotho solange spinnt, bis die Deuterin Lachesis sagen wird, dass es genug sei, hält sich Atropos bereit, den Faden durchzuschneiden, wenn es an der Zeit ist.⁵² Vor allem Klotho als die Spinnende (zu: *epiklôthein*, zu-spinnen) ist dabei als die namengebende Symbolfigur für das Wirken des Schicksals im Leben der Menschen angesehen worden.⁵³ So heißen die Schicksalsgöttinnen bei Homer auch die Spinnerinnen (*Klôthés*).⁵⁴ Darüber hinaus kommt der Ausdruck *epiklôthein* sehr häufig vor, wenn von Schicksalsbestimmungen die Rede ist. Bei Homer spinnen die Moiren zwar noch »nicht den Lebensfaden, sondern Einzel-tatsachen, Verderbnis, Elend, Reichtum, Heimkehr«, wie der Philologe und Religionshistoriker Martin Persson Nilsson in seiner *Geschichte der griechischen Religion* erklärt; doch müsse man »sich das Spinnen mit der Spindel anschaulich vorstellen. Das Gesponnene wird auf der Spindel aufgewickelt. [...] Der Ausdruck [*epiklôthein*] bedeutet also, daß der Mensch mit etwas bekleidet wird, »umgarnt« könnte man sagen, wenn das nicht ein andersartiges Bild, das Netz, die Schlinge, vorführte.«⁵⁵ Aus diesem Bild ergibt sich für den Mythologen und Begründer der historisch-kritischen Methode der neutestamentlichen Forschung Ferdinand Christian Baur ein »in successiver Folge sich entwi[c]kelndes und gleichsam aus vielen Fäden sich bildendes Gewebe«: das Gewebe des Lebens, das nicht nur das individuelle Leben, sondern »alle Dinge im kosmischen Nexus entfaltende und dadurch zur Einheit verbindende Natur«⁵⁶ darstellt. So kennt die griechische Prosa den Ausdruck *diaplêkein*, *kataplêkein tôn bion* (wörtl. *das Leben verflechten, abwickeln, beenden*) auch für: *das Gewebe des Lebens zu Ende weben*;⁵⁷ woran noch die deutsche Redensart *Leben und Weben* oder der *sausende Webstuhl der Zeit* in Goethes *Faust* erinnern.⁵⁸ Überhaupt hat die Gewebemetaphorik und -symbolik in der Literatur bis heute eine lange Tradition entfaltet.⁵⁹

⁵¹ Vgl. Erika Greber: »Gewebe/Faden«, S. 127.

⁵² Vgl. *Pauly's Realencyclopädie*. Klausnitzer: »Unsichtbare Fäden, unsichtbare Hand«, S. 154.

⁵³ Vgl. Ferdinand Christian Baur: *Symbolik und Mythologie*, Stuttgart 1825, S. 329. Erika Greber: »Gewebe/Faden«, S. 127. Zum Wandel des Motivs der Schicksalsgöttinnen in der Antike vgl. Markos Giannoulis: *Die Moiren*, Münster 2010.

⁵⁴ Homer: *Odyssee* VII, 197.

⁵⁵ Martin P. Nilsson: *Die Religion Griechenlands bis auf die griechische Weltherrschaft*, München 1992, S. 364. Anm. v. mir.

⁵⁶ Baur: *Symbolik und Mythologie*, S. 329–330. Vgl. Erika Greber: »Gewebe/Faden«, S. 126–127.

⁵⁷ Vgl. Baur: *Symbolik und Mythologie*, S. 329–330. Vgl. Liddell/Scott: *Greek English Lexicon*, S. 407: »metaph., διαπλέξαντος τον βίον εὖ finish the web of one's life«.

⁵⁸ Vgl. Goethe: *Faust. Der Tragödie erster Teil*, 24: »In Lebensfluten, im Tatensturm | Wall' ich auf und ab, | Webe hin und her! | Geburt und Grab, | Ein ewiges Meer, | Ein wechselnd Weben, | Ein glühend Leben. | So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit | Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.« Siehe dazu auch Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 164–165.

⁵⁹ Vgl. Erika Greber: »Gewebe / Faden«, S. 126–127.

Auch wenn sich die Metapher vom Netz bzw. Gewebe des Lebens in den Moiren noch nicht im vollen lexikalischen Sinne manifestiert, so liegt sie – jedenfalls der Argumentationen der Religionshistoriker zufolge – doch der mythischen Vorstellung zugrunde bzw. entwickelt es sich aus ihr. Allenfalls könnte man hier von einer Hintergrundmetapher sprechen. Im Laufe der Zeit hat sich aus ihr das Bild des *Lebensfadens* entwickelt, den die Moiren spinnen.⁶⁰



Abbildung 6: John Strudwick: A Golden Thread (1885), Öl auf Leinwand

Während die Schicksalsmächte selbst bei Homer noch nicht durchgängig personifiziert vorgestellt werden,⁶¹ ist die in ihnen verkörperte Praxis der technische Ursprung des metaphorischen Sinns, in dem sie noch bei Platon erscheinen, wo die Spinnerinnen in einer Allegorie als die »Töchter der Notwendigkeit«⁶² vorgestellt werden: Sie halten mit einer kolossalen Maschine jene Spindel in Bewegung, durch deren Drehung die Welt in ihren geordneten Bahnen läuft.⁶³ In der

⁶⁰ Vgl. Baur: *Symbolik und Mythologie*, S. 329–330. Klausnitzer: »Unsichtbare Fäden«, S. 154. In Hesiods *Theogonie* 217 sind die Schicksalsgöttinnen die *Töchter der finsternen Nacht*, wie sie noch in den nachchristlichen *Orphischen Hymnen* heißen, wo sie auch als unsichtbar und allwissend gelten. Vgl. Anonym: »Hymnos auf die Moiren«, in: *Griechische Lyrik in einem Band*, übersetzt und hrsg. v. Dietrich Ebener, Berlin 1980, S. 457. Vom Faden der Moiren sprechen auch die im 3. Jh. v. Chr. entstandenen Gedichte des Theokrit und die Hymnen des Kallimachos.

⁶¹ Vgl. Walter Merry et al.: *Homer's Odyssey*, Oxford 1886–1901, S. 197: »Here the κλωθες are merely the half-personified agency of αἴσα«. *Aisa* ist die Macht, die jeglichem sein Los zuteilt, vgl. Gemoll und Liddell/Scott: *Greek English Lexicon*.

⁶² Platon: *Politeia* 617c–d, übersetzt von Rudolf Rufener, in: *Der Staat*, München 1991, S. 460.

⁶³ Ebd., S. 460: »Es drehe sich aber die Spindel im Schoße der Notwendigkeit. Und oben auf jedem Kreise stehe eine Sirene, die sich mit ihm drehe und ihre Stimme hören lasse, jede einen bestimmten Ton; alle acht Töne aber klängen in einer einzigen Harmonie zusammen. Rings im Kreise aber, in gleichen Abständen, sitzen, [...] die Töchter der Notwendigkeit, die Moiren La-

zur Allegorie entfalteten Metapher verknüpft sich die Praxis des Spinnens als eine mythische Tätigkeit der Schicksalsmächte mit einem mechanistischen Modell der kosmischen Sphärenharmonie: Jede der Sphären entspreche dem Querschnitt einer der wie russische Puppen ineinander geschachtelten Spindeln, die sich um eine gemeinsame Achse drehen. Das zentrale Artefakt der allegorischen Maschine, die Spindel, übersetzt die mythische Metapher in ein kosmologisches Modell, dessen technotropische Signatur unverkennbar ist.

Auch in dem Mythos des Odysseus erscheint die Textilverarbeitung als eine Technik, die in einer wesentlichen Beziehung zu Leben und Tod steht. Aus ehelicher Treue webt Penelope das Totengewand für den Vater des Königs von Ithaka, um Zeit gegenüber den andrängenden Freiern zu gewinnen, die verschollenen Heimkehrer Odysseus für tot erklären. Unter dem Versprechen, einen der ihren zu heiraten, sobald das Gewand vollendet sei, trennt sie nachts immer wieder auf, was sie tagsüber wob, damit die Odyssee ihres Gatten nicht daheim noch scheitere. Vollendete sie das Totengewand, würde sie auch das Gewebe seines Lebens zu Ende gewoben, sein Ende besiegelt haben.⁶⁴ Doch indem sie es immer wieder auflöst und neu webt, erhält Penelope mit List das Leben dessen, der für seine Listigkeit berühmt ist.⁶⁵ Das Wort *histós*, womit das Totengewand auch bezeichnet wird, verweist auf ein Gewebe mehr als auf ein Kleidungsstück. Es meint wörtlich sowohl Webstuhl als auch Segelmast (der freilich auch an den Seefahrer Odysseus gemahnt): beides sind aufgerichtete Stangen, an denen ein Tuch aufgespannt ist, sodass das Wort auch als metonymische Bezeichnung für *Gewebe* im Sinne des Englischen *web* oder *fabric* Verwendung fand.⁶⁶ Obwohl sich die einzelnen textilen Produkte des Fadenspinnens, Teppichknüpfens und Gewänderwebens in Herstellung, Gestalt und Funktion von Beutenetzen deutlich unterscheiden, ist die Beziehung der Fangnetze zu den Gespinsten, Geweben und Gewirken immer wieder hergestellt worden. Penelope sagt selbst, dass sie die Freier *listig umgarne*.⁶⁷ Spätestens mit der 458 v. Chr. uraufgeführten *Orestie* hat Aischylos die Verknüpfung der Jagd- und Lebensmetaphorik zu einem Motiv entwickelt, das spätere Interpretationen und Inszenierungen des Zusammenhangs von Netzen und Geweben paradigmatisch präformiert haben mag.

chesis, Klotho, und Atropos; sie sängen zur Harmonie der Sirenen, Lachesis von der Vergangenheit, Klotho von der Gegenwart, und Atropos von der Zukunft.«

⁶⁴ Vgl. Homer: *Odyssee* II 93–110, XIX 137–156, XXIV 129–148.

⁶⁵ Vgl. Steven Lowenstam: »The Shroud of Laertes and Penelope's Guile«, in: *The Classical Journal* 95 (2000) 4, S. 337. Die Technik des Webens erlaubt, dass die List nicht erkannt, sondern verraten werden musste, denn das Auflösen von Gewebe hinterlässt keine Spuren im Material.

⁶⁶ Vgl. *Gemöll* u. Lidell/Scott: *Greek English Lexicon*. Entsprechend übersetzt A.T. Murray (1919) *Od.* II 94–95: »she set up in her halls a great web, and fell to weaving—fine of thread was the web and very wide«. Vgl. die Übersetzung von Rodney Merrill (2002): »putting her great loom up in her chamber, she set about weaving delicate fabric of amplest measure«. Vgl. die Übersetzung von Anton Weiher (2013): »sie [...] Stellte zunächst einen wuchtigen Webstuhl auf im Palaste,/ Wob ein feines, umfassendes Stück«.

⁶⁷ Vgl. Homer: *Odyssee* XIX 137: ἐγὼ δὲ δόλους πολυπέυω.

3. Vom Textil zur Schicksalsmetapher: Das Netz der Orestie

In der *Orestie* tötet Klytaimestra ihren aus Troja zurückkehrenden Gatten Agamemnon mit einem netzartigen Gewebe. Dabei setzt sie einen generationsübergreifenden Familienfluch fort, der Agamemnon bereits ihre gemeinsame Tochter Iphigenie hat töten lassen. Anhand der Verstrickung von Schuld und Leid entfaltet Aischylos das Netz des Schicksals als eine tragische Daseinsmetapher, um in der Tragödie selbst einen Ausweg aus dem tödlichen Verhängniszusammenhang zu suchen. Indem Aischylos das Netzgewebe zugleich als Waffe und als Symbol des tragischen Zusammenhangs inszeniert, verknüpft er die männlich konnotierte Metapher der Macht mit der weiblich konnotierten Schicksalsmetaphorik. Die Figur Klytaimestras vereint durch »das männlich planende Herz der Frau«⁶⁸ beide Aspekte in sich. Damit erscheint sie wie eine Umkehrung Penelopes: Während das immer wieder aufgetrennte Totengewand eine Lebensversicherung für Odysseus darstellt, erweist sich das verschlingende Gewebe Klytaimestras als das genaue Gegenteil für Agamemnon.⁶⁹ Als Netz stellt es die tödliche Variante der mythischen Lebenssymbolik dar, die als Schicksalsmetapher die gesamte Trilogie durchzieht. Während der tragischen Handlung und Verhandlung von Schuld und Leid figuriert das Netz immer wieder als Objekt oder Zeichen von Recht und Unrecht, individueller und kollektiver Schuld, List und Rache, Macht und Ohnmacht, Täuschung und Wahrheit – aus deren verhängnisvoller Verstrickung sich zu befreien Aufgabe der Kultur wird.

Diese zutiefst ambivalente Bedeutung erhält es durch einen bemerkenswerten poetischen Aufwand, den der Dichter um das Artefakt betreibt, das doch mehr als nur ein Artefakt ist. Bereits zu Beginn der Tragödie ist die Rede von dem großen Netz der Unfreiheit (*méga douleías gángamon*) eines allesumfassenden Fluchs (*átēs panalótou*),⁷⁰ dem niemand entkommt. Was der Hörer dieser Worte

⁶⁸ Aischylos: *Agamemnon* 282, in: *Die Orestie*, deutsch von Emil Staiger, Stuttgart 2002, S. 5.

⁶⁹ Obwohl beide Frauen die List vereint, bilden sie eine Art Antithese zueinander, analog zu ihren Männern, die ihrerseits Gegensätze darstellen – Agamemnon: mutig und brutal; Odysseus: listig und wortgewandt. Zur Stilisierung beider Heldentypen vgl. den Streit zwischen Ajax und Odysseus um Achills Waffen in Ovid, *Metamorphosen* XIII 1–398. Während die Analogie aber zum einen die *Charaktereigenschaften* der Männer betrifft, bezieht sie sich zum anderen auf das *Verhältnis* der Frauen zu ihnen. Die antithetische Konstellation beider Ehepaare und ihres Schicksals wird dem Publikum aufgrund ihrer Stilisierung in Homers *Odyssee* XI 436–446 aufgefallen sein.

⁷⁰ Vgl. Aischylos: *Agamemnon* 282. Ein γάγγαμον ist ein kleines Schleppnetz, das vor allem für den Muschelfang verwendet wird. Vgl. Liddell/Scott: *Greek English Lexicon*. Wenn der Text sagt, dass es sich um ein μέγα γάγγαμον, also ein großes Schleppnetz handelt, legt er das Bild der σαγήνη nahe, das später die persischen Netztreiben bezeichnet – mit dem Unterschied, dass dieses von mehreren, jenes aber von einzelnen Personen zu handhaben ist. Siehe oben, Kap. XI.1, Anm. 21. Vgl. Liddell/Scott: *Greek English Lexicon*. Die Tatsache, dass hier von keiner σαγήνη die Rede ist, mag damit zusammenhängen, dass diese Technik zu dem Zeitpunkt noch nicht sehr verbreitet war; vor allem aber evoziert das μέγα γάγγαμον, ein *einzelnes*, obschon sehr mächtiges Subjekt, das den Fang ausführt. Vgl. Bekker-Nielsen: »The Technology and Productivity of Ancient Sea Fishing«, S. 92.

zunächst nur auf die Zerstörung Trojas beziehen soll, wirft seine Schatten schon bald auf das heraufziehende Unheil in der Heimatstadt Agamemnons. Denn ein »Zugnetz, endlos, wie der Fischer Netze sind [*ápeiron amphiblēstron*] [...] ein arges Prunknetz von Gewand [*plōuton heimatōs kakón*]«⁷¹ wird Klytaimēstras über den heimgekehrten Kriegshelden werfen, als dieser ein Bad nimmt, um den hilflos verstrickten Mörder ihrer Tochter zu erschlagen. Dabei ist das Netz ein stofflicher Gegenstand, ein Textil, das den nackten Kriegshelden im eignen Hause zu Fall bringt.⁷² Als Metapher aber bezeichnet es zugleich das arglistige Vorgehen Klytaimēstras; den langfristig geplanten Hinterhalt – der ihren Sohn Orest schließlich dazu veranlassen wird, den Mord des Vaters an der Mutter und ihrem Liebhaber Ägīsth zu rächen: damit jene, »die mit List gefällt den großen Mann,/ mit List gefangen seien und im gleichen Netz/ Des Todes sterben«,⁷³ in das schließlich auch Cassandra mit hineingezogen wird, die Agamemnon von Troja als Kriegsbeute heimbringt. Vor ihrer Ermordung wird Cassandra noch vergeblich vor dem bettgenössischen Netz (*árkys hē xýneunos*)⁷⁴ warnen, womit die Prophetin Klytaimēstra meint, die heimtückische Ehefrau.

Nachdem Orest seine Tat schließlich vollbracht und den tödlichen Zusammenhang von Schuld und Rache zu einem Punkt getrieben hat, dessen Ausweglosigkeit ihn zur Verzweiflung treibt, fungiert das Netz im weiteren Verlauf der Tragödie als Beweismittel zur Durchsetzung der verschiedenen Rechtsansprüche, die die involvierten Instanzen jeweils für sich reklamieren. Orest präsentiert die blutfleckige Mordwaffe der Mutter als Zeugnis der Rechtmäßigkeit seiner Tat, um den Netzen der Erinyen (*Arai*)⁷⁵ zu entkommen, die ihn als Rachegöttinnen im Auftrag der Moiren wie ein wildes Tier bis in den Tempel Athenes hetzen; und Apollon, der den Atridensohn zum Muttermord trieb, führt das Netz im finalen Prozess der Rechtsfindung als Argument für Klytaimēstras Niedertracht an. Doch gerade in Orests Verzweiflung verliert das Netz als Artefakt mit seinem Gegenstandscharakter auch seinen Zeugniswert; er weiß nicht einmal mehr, was es eigentlich ist:

⁷¹ Aischylos: *Agamemnon* 1381–1383, übersetzt von Staiger (2002), S. 51.

⁷² Die Vielfalt der im Text vorkommenden Bezeichnungen lässt dabei im Unklaren, ob es sich dabei um einen verfänglichen Bademantel oder mehrere Gewänder (πέπλοισι) handelt, die wie ein Fanggarn genutzt werden, oder tatsächlich um ein netzartiges Gewebe.

⁷³ Aischylos: *Choephoroi* 556–558, übersetzt von Staiger (2002), S. 85.

⁷⁴ Aischylos: *Agamemnon* 1114–1117. Vgl. die Übersetzung von Staiger (2002), S. 40: »Die Schlinge, die mit ihm schlief«.

⁷⁵ Tatsächlich stellen die aischyleischen Rachegöttinnen, die sich in den *Eumeniden* 417 selber Ἄραι, also die Flüche, nennen, eine mythologische Fiktion des Dichters dar, der verschiedene Aspekte nicht-olympischer, weiblicher Gottheiten – der *Keren*, *Erinyen* und der *Moiren* – miteinander verknüpft. Wolfram Ette hat daher vorgeschlagen, auf den Begriff der *Erinyen* zugunsten der *Arai* ganz zu verzichten, um diese Differenz präsent zu halten. Vgl. Wolfram Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 186–187. Im Bewusstsein dieser Differenz werde ich den Begriff der *Erinyen*, wie er sich in der Aischylos-Rezeption eingebürgert hat, weiterhin verwenden.

»Wie heiß ich dies und treff das Rechte rechten Worts?
 Fangzeug [*ágreuma*] fürs Jagdgetier? Fußumhüllend Totenkleid?
 Des Sarges deckend Bahrtuch? Ein Fischnetz [*diktyon*] vielmehr,
 Fanggarn [*árkyn*] wohl hieß es, fußverwickelndes Geweb [*péplous*]?:«⁷⁶

Die Unterscheidung von verschiedenen Netz- und Gewebetypen verschwimmt und überträgt sich zunehmend auf den tragischen Gesamtzusammenhang, in dem das Handeln aller Subjekte als etwas Schicksalhaftes erscheint. Damit ist das Netz einerseits Artefakt *und* Metapher menschlicher Niedertracht und Heimtücke; andererseits aber auch Instrument *und* Metapher göttlichen Wirkens. Aischylos-Kommentator D. J. Conacher bezeichnet das kunstvolle Verschlingen der Bedeutungen, das Schillern der Aussagen zwischen wörtlicher, metaphorischer und symbolischer Bedeutung als »blending of symbol and reality«. ⁷⁷ Symbol und Symbolisiertes gehen ineinander über, werden eins, ohne doch ineinander aufzugehen. In diesem epistemischen Flimmern wird das Netz zum Zeichen der undurchschaubaren Verstrickung, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint – bevor das scheinbar unaufhaltsame Unheil in dem von Athene einberufenen Gericht letztendlich doch noch abgewendet wird.

Das Gericht ist die tragische Inszenierung des Gründungsereignisses der Demokratie. Im Zuge der Rechtsprechung, die unter Evidenzmangel und Handlungszwang also eine grundsätzlich rhetorische Situation darstellt, wird die schicksalshafte Verstrickung nicht einfach aufgelöst, sondern durch einen mühsam errungenen Kompromiss befriedet. Die Einsetzung des Areopags und die Etablierung des Eumenidenkults, die den tödlichen Konflikt aller Parteien befrieden soll, stabilisieren den unauflöselichen Zusammenhang aller Akteure in einem institutionalisierten Gleichgewicht der Rechtsansprüche. Geriete dieses wieder aus den Fugen, drohen die destruktiven Folgen des Konflikts erneut hervorbrechen, daran lassen die zu Eumeniden verwandelten Erinyen keinen Zweifel. ⁷⁸

Aus dem Netz des Schicksals, dem sich die Kultur entwindet, geht so das Geflecht von Kulturtechniken hervor, auf das sie sich gründet. Neben der Rhetorik gehört dazu die Institutionalisierung. Unauflöseliche Verstrickung soll sich in unverbrüchliche Partizipation verwandeln. Die Tragödie des Aischylos ist so auch eine dramatische Darstellung des krisenhaften Übergangs von den stammesgesellschaftlichen Strukturen der Aristokratie und dem Blutrecht zu den institutionellen Strukturen der Demokratie athenischer Prägung. ⁷⁹

⁷⁶ Aischylos: *Choephoren* 997–1000, übersetzt von Werner (2005), S. 391. Vgl. die Übersetzung von Staiger (2002), S. 102: »Wie aber, noch mit mildem Wort, bezeichn' ich dies?/ Fangstrick des Wildes, Tuch das in der Wanne noch/ des Leichnams Glieder einhüllt? Jägernetz magst du/ es nennen, Stellgarn, fußumschlingendes Gewand.«

⁷⁷ Desmond J. Conacher: *Aeschylus' Oresteia*, Toronto 1987, S. 42.

⁷⁸ Vgl. Aischylos: *Eumeniden* 477–479.

⁷⁹ Vgl. George D. Thomson: *Aeschylus and Athens*, London 1973, S. 1f. Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 36f. korrigiert Thomson, indem er den geschichtlichen Prozess, den die *Orestie* dokumentiert,

Bezeichnend ist dabei, dass die Metaphorik der Netze zum Ende der Tragödie verschwindet. Die Metapher des Schicksals, von dem sich die Kultur durch ein erwachendes Bewusstsein von Geschichte zu emanzipierten sucht, weicht zum Schluss der Tragödie der »*Polis als Lebewesen*. Der aufstrebende Stadtstaat wird als ein Organismus gedacht, ein durch sich selbst bestehendes lebendiges Ganzes.«⁸⁰ Figuriert das Netz die selbstzerstörerischen Aspekte des Lebenszusammenhangs, so übersetzen sich die lebenserhaltenden Aspekte der mythischen Schicksalsmetaphorik mit der Verwandlung der Erinyen als Rachegeister (*Arai*) in die Eumeniden als Schutzgöttinnen (*Semnai*) in eine Metaphorik des Wachstums und der Blüte.⁸¹ Mit Blumenberg ließe sich sagen, in dem Metaphernwechsel vollziehe sich eine Umbesetzung: »wer das handelnde Subjekt der Geschichte ist, wird nicht entdeckt oder bewiesen; das Subjekt der Geschichte wird »ernannt«. Im System der Wirklichkeitserfahrung unserer Tradition gibt es eine »Stelle« für dieses Geschichtssubjekt, auf die Vakanz und Besetzung sich beziehen.«⁸² Die Umbesetzung beruht hier auf einer dramatischen Lösung, die auch auf ein unterschiedliches Schicksal beider Metaphernfelder verweist. Sowohl die Metaphorik des Netzes als auch des Organismus werden eine bis in die Gegenwart reichende Nachgeschichte entfalten. Indem beide in der Neuzeit eine neue Bedeutung zur Bestimmung des gesellschaftlichen Ganzen erlangen, werden sie – wie noch zu sehen sein wird – eine anhaltende Wechselwirkung miteinander eingehen.⁸³

Die moderne Vorstellung von Organismen oder des Lebens im Ganzen als Netzwerk findet hier eine antike Präformation. Doch im Kontext der Textilsymbolik scheint das Netz zur Metapher kollektiver Organisation, geschweige denn Selbstorganisation, nicht denkbar. Denn trotz ihrer Bezüge zum Leben als Ganzen beruht das »Netz« der Orestie auf metaphorischen Übertragungen, denen die Kulturtechniken der Textilproduktion und der Jagd zugrunde liegen. Sie implizieren zum einen stets *materielle Netze* und zum anderen *souveräne Subjekte*, die über sie verfügen. Auch wenn die betreffenden Netz-Akteure (Klytaimestra, Erinyen) einen problematischen Subjektcharakter aufweisen, so zehrt der Sinn der Metaphorik doch stets von der Vorstellung einer netzknüpfenden oder -stellenden bzw. -werfenden Instanz. Wenn Klytaimestra selber ein »Netz« genannt wird und die Erinyen sich in ihrer Hatz auf Orest mit einem solchen identifizieren,⁸⁴ so verweist die metaphorische Operation immer wieder auf eine solche Subjektposition: Die Königin erscheint zunächst als autonome Akteurin, dann als Werk-

nicht in totemistischer Vorzeit, sondern in der homerischen Aristokratie beginnen sieht, gegen die Aischylos die Struktur der Polis konturiert.

⁸⁰ Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 209.

⁸¹ Vgl. Aischylos: *Eumeniden* 417 u. 1041. Vgl. Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 209.

⁸² Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 129. Siehe oben, Kap. IV.3. S. 85.

⁸³ Zusammenfassend siehe unten, Kap. XIII.2–3.

⁸⁴ Vgl. Aischylos: *Eumeniden* 147–148. Nachdem es Orest mit Apollons Hilfe gelungen ist, den betäubten Erinyen vorübergehend zu entkommen, stöhnen diese beim Aufwachen: »Dem Netz [*arkyoni*] entsprungen, entwischte das Wild. –/ Die Beute verlor ich, vom Schlaf besiegt«, übersetzt von Staiger (2002), S. 113.

zeug ihres Liebhabers Ägisths, dann als Medium des Fluchgeists; und die Rache-göttinnen verlangen die Strafe für ihre Ermordung im Auftrag der Moiren.⁸⁵ Die Kette der Referenzen läuft auf einen immer wieder sich verschiebenden Subjekt-pol zu, der in der Tragödie spätestens dann zu einer ›appellationsfähigen‹⁸⁶ Instanz der Geschichte wird, wenn die Erinyen als Klägerinnen in Athenes Gerichts-verfahren auftreten. Als chthonische Gottheiten figurieren sie in der bedingungs-losen Vertretung des Blutrechts als Instanzen des Absolutismus der Wirklichkeit,⁸⁷ von dem sich die Kultur zum Zweck ihrer Selbsterhaltung emanzipieren muss, im Akt ihrer Selbstbehauptung aber konstitutiv bezogen bleibt. So wird die Gefahr der Erinyen zwar depotenziert, indem sie sich als Stadtgottheiten domestizieren und der Polis eingemeinden lassen. Doch bleibt die Drohung ihrer jähen Rück-verwandlung in todbringende Dämonen im Fall ihrer kultischen Missachtung jederzeit bestehen. Die Distanzierung vom mythischen Schrecken und damit vom Absolutismus der Wirklichkeit erfolgt weder durch die Proklamation uneinge-schränkter Autonomie, noch durch Unterwerfung, noch durch ein Herrschafts-verhältnis: Sie vollzieht sich im Modus des Bündnisses (*spondē*).⁸⁸ Insofern wird das Netz des Schicksals nicht aufgelöst oder zerrissen; es tritt lediglich in den Hintergrund, und die Metapher als verwandelte in einen Zustand der Latenz.

Damit verknüpft Aischylos in der Metaphorik des Netzes auf bemerkenswerte und traditionsstiftende Weise das männlich konnotierte Machtsymbol mit der weiblich konnotierten Schicksalsmetaphorik; in deren Spannung sich auch ein gesellschaftlicher Konflikt in dem Geschlechterverhältnis ausdrückt, der ein zentrales Thema der Tragödie ist.⁸⁹ In ihrer Verknüpfung stiften beide eine komplex stratifizierte Metapher für das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze des Daseins als eines tragischen Handlungszusammenhangs, der eine Antwort auf jene Fragen verlangt, die die tragischen Charaktere als »im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden.«⁹⁰ Die Antwort darauf ist das Drama und der in ihm dargestellte Kulturprozess.

Bezeichnender Weise findet der Autor der *Orestie* in der Tragödientheorie des Aristoteles so gut wie keine Erwähnung.⁹¹ Denn dem Philosophen zufolge führen Tragödien die Kulturentwicklung als einen teleologischen Naturprozess vor Au-

⁸⁵ Vgl. Aischylos: *Agamemnon* 1500 u. 1604–1611 sowie *Eumeniden* 392.

⁸⁶ Vgl. Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 22.

⁸⁷ Zum ›Absolutismus der Wirklichkeit‹ siehe oben, Kap. IV.1 u. X.2.

⁸⁸ Vgl. Aischylos: *Eumeniden* 1044.

⁸⁹ Dabei ist nicht davon auszugehen, dass diese Aufteilung etwas Ursprüngliches an sich hat. Die Erynyen, webende Schicksals- und weibliche Jagdgottheiten weisen darauf hin, dass weder die Jagd noch das Netz (als Waffe etwa im Gegensatz zu Wurfgeschossen) von vornherein als männlich besetzt anzusehen ist. Das *historische* Faktum eines entsprechenden *gendering* (im Sinne der gesellschaftlichen Aufteilung und Identifizierung beider Bereiche) innerhalb des Mittelmeerraums ist es, an dem Aischylos' *Orestie* ansetzt. Vgl. Conacher: *Aeschylus' Oresteia*, S. 38 und S. 206–212. Vgl. Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 149f. u. 164–166.

⁹⁰ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23–25.

⁹¹ Zu den tragödientheoretischen Implikationen vgl. Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 36.

gen.⁹² Doch zeigt der Dichter hier, dass der Kulturprozess gerade eine Emanzipation vom vermeintlich unabwendbaren Naturzwang verlangt, den das Netz verkörpert. Und dieser Emanzipationsprozess ist der Prozess der Geschichte. Darum ist das Netz nicht einfach nur Symbol des Naturzwangs und der ihn verfügenden Mächte. Es beruht bereits auf ihrer kulturellen Vermittlung: einerseits dadurch, dass es auf einen geschichtlichen Handlungszusammenhang referiert, dessen Verhältnis zum Daseinsgrund gerade in Frage steht; und andererseits dadurch, dass die Bedeutung der Metapher von kulturellen Praktiken und ihren technischen Artefakten abhängt, der Textilproduktion und der Jagd, mittels derer ein materieller Stoffwechsel zwischen Natur und Kultur betrieben wird. Das Medium der Emanzipation von dem sich in Geschichte fortsetzenden Naturzwang ist eine Kompromissbildung, die sich nicht einfach der zugrundeliegenden Spannungen entschlägt, sondern ein Gleichgewicht zwischen ihnen anstrebt. Die »am wenigsten entscheidbare« und doch »nie unentscheidbare Frage«⁹³ ist hier, ob man sich aus dem verhängnisvollen Netz des Schicksals befreit haben wird.

Die Orestie gibt darauf eine grundsätzlich optimistische Antwort. Doch trägt die Insigne des Triumphes kultureller Selbstbehauptung das bleibende Mal des Unheils in sich, das ihr vorausging: Denn die Prozession der Versöhnten schreitet am Ende der Trilogie feierlich mit »purpurfarbenen Gewändern angetan [...] zur Wohnstatt«.⁹⁴ Die Kultgewänder gemahnen an die Farbe des blutigen Netzgewebes,⁹⁵ das als Verwandertes noch das Verhängnis bezeugt, auf dem ihre Geschichte beruht. So eröffnet die oresteische Metapher des Netzes den Weg von der Verstrickung zum Bündnis – ohne diesen Weg schon selber gegangen zu sein. Das Bündnis wird nicht mehr als ein Netz darstellt. Als Metapher kooperativer Zusammenhänge und Allianzen wird es sich erst in der Moderne etablieren.

4. Von Beute- zum Rettungsnetz: Biblische Netzmetaphorik

Spätestens mit dem Neuen Testament tritt gegenüber dem bedrohlichen Sinn der Netzmetapher ein versichernder hervor. Dieser signifikante Wandel lässt sich anhand der biblischen Texte gut beobachten.⁹⁶ Im Alten Testament steht das

⁹² Siehe oben, Kap. V.3.

⁹³ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 26–27.

⁹⁴ Vgl. Aischylos: *Eumeniden* 1028–1032.

⁹⁵ Klytaimestra bezeichnet das auf das Netzgewebe spritzende Blut des Königs in *Agamemnon* 1390 triumphierend als »dunkle[s] Sprühn purpurnen Taus«, übersetzt von Staiger (2002), S. 51.

⁹⁶ Zur Verwendung des Wortes Netz in der Bibel gibt Johann Heinrich Zedlers *Grosses Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden* (1740), Bd. 23, Graz 1994, Sp. 1994–1997 eine Übersicht, differenziert nach wörtlicher und metaphorischer Bedeutung: »Im verblühten Verstande heißt es soviel, als 1) allerley böse Tücke und List, sie geschehe auf was Weise, und von wem sie wolle, allerley Gefahr und Schaden, so aus solcher List entstehen. [...] 2) Allerley Sünde und Missethat, darinnen gar leichtlich der Mensch, als in dem rechten Netz des höllischen Jägers verstrickt und gefangen wird. [...] 3) Falsche, verführerische und schaedliche Lehre. [...] 4) Gottes Straffe, mit welcher die unbuß-

Netz noch ganz in der Tradition der Beutemetaphorik. Dort bezeichnet es die Plagen, die Sünden und das Unheil, das die Gottlosen und der Teufel über die Welt bringen und vor dem die Gottesfürchtigen sich hüten sollen.⁹⁷ Beispielhaft dafür ist die Klage des Propheten Habakuk (ca. 600 v. Chr.), der sich in seiner Verzweiflung über Gewalt und Unrecht in der Welt an Gott wendet:

»Warum siehst du denn den Räubern zu und schweigst, daß der Gottlose verschlingt den, der frömmere als er ist, und lässest die Menschen gehen wie Fische im Meer, wie Gewürm, das keinen HERRN hat? Sie ziehen alles mit dem Haken und fangen's mit ihrem Netz [*amphiblestrō*] und sammeln's mit ihrem Garn [*sagénais*]; [...]. Darum opfern sie ihrem Netz [*sagéné*] und räuchern ihrem Garn [*amphiblestrō*], weil durch diese ihr Teil so fett und ihre Speise so völlig geworden ist. Sollen sie derhalben ihr Netz [*amphiblestron*] immerdar auswerfen und nicht aufhören, Völker zu erwürgen?«⁹⁸

Offenbar bezieht sich die gleichnishafte Rede auf eine Vielzahl arglistiger Praktiken. In bekannter Diktion (*amphiblestron* / *sagéné*) erscheint das Instrument der Gewalt und der List hier als Gegenstand besonderer Wertschätzung seitens der Gottlosen, die ihm opfern und räuchern, d.h. Götzendienste erweisen. In dem Symbol gottloser Gewerbe und Verbrechen vernimmt Meuli noch das Echo der persischen Netzmetaphorik: »Gewiss stammt bei den Propheten diese Wendung aus dem alten Wortschatz ihrer Peiniger, von denen sie sie mindestens als Drohung oft genug gehört haben werden.«⁹⁹

Über Arglist und Tücke hinaus figuriert das Netz auch eine Form nicht intendierten Unheils, das sich aus den Handlungen des auserwählten Volkes selbst ergeben kann. So ermahnt Moses' Nachfolger Josua (ca. 1500–1390 v. Chr.) die Israeliten kurz vor seinem Tod, sich nicht mit den Kulturen einzulassen, auf die sie im gelobten Land treffen werden:

»Denn wo ihr euch umwendet und diesen Völkern anhangt und euch mit ihnen verheiratet, daß ihr unter sie und sie unter euch kommen: so wisset, daß der HERR, euer Gott, wird nicht mehr alle diese Völker vor euch vertreiben; sondern sie werden euch zum Strick und Netz und zur Geißel in euren Seiten werden und zum Stachel in euren Augen, bis daß er euch umbringe hinweg von dem guten Lande, das euch der HERR, euer Gott, gegeben hat.«¹⁰⁰

fertigen Sünder plötzlich und unversehens, wie die Vögel in einem Netz, überfallen werden. [...] 5) Das Himmelreich.« Vgl. auch die Systematik in *M. Gottfried Büchner's Biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz*, Basel 1890, S. 762: »I) Das Werkzeug, womit man Fische, Vögel etc. fängt, [...] II) So viel als Aergerniß [...] III) Hinterlistige Nachstellungen [...] IV) Von GOTT zeigt es seine harte Strafe und Heimsuchung an, der die Bösen nicht entfliehen können«.

⁹⁷ Vgl. *Habakuk* I, 15–17. *Hosea* V, 1. *Josua* XXIII, 13. *Psaln* X, 9. *Psaln* XXV, 15. *Psaln* XXXI, 5. *Samuel* XXVIII, 9. *Sprüche* XXIX, 5. *Kohelet* VII, 26 u. IX, 12.

⁹⁸ *Habakuk* I, 13–17, übersetzt von Martin Luther, in: *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments*, hrsg. v. Deutscher Evangelischer Kirchengeschichtlicher Ausschuss, Stuttgart 1961. Vgl. Alfred Rahlfs: *Septuaginta*, Stuttgart 2006.

⁹⁹ Meuli: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, S. 728.

¹⁰⁰ *Josua* XXIII, 12–13, übersetzt von Luther (1912). Vgl. *Buch der Richter* II, 3.

Die ›Vernetzung‹ der Kulturen durch Heirat und Gewerbe würde schließlich, wie *Josua* warnt, auch den Glauben in Mitleidenschaft ziehen – was dem eifersüchtigen Gott nicht gefallen kann. »Da antwortete das Volk und sprach: Das sei ferne von uns, daß wir den HERRN verlassen und andern Göttern dienen!«¹⁰¹

An den Umstand, dass man sich in einem Netz verstricken kann, knüpft sich im Alten Testament aber nicht nur eine Drohung, sondern auch eine Hoffnung. Denn zu ihrer gerechten Strafe werden Räuber und Sünder »gefangen in dem Netz, das sie gestellt hatten«.¹⁰² Das Motiv erscheint wiederholt in Verbindung mit der sprichwörtlichen Grube, in die der Gräber selbst hineinfällt: »Sie stellen meinem Gang Netze und drücken meine Seele nieder; sie graben vor mir eine Grube, und fallen selbst hinein.«¹⁰³ Im Kontext der Netzmetaphorik tritt schließlich auch Gott selbst als eine agierende Instanz auf, entweder als Retter der Gerechten aus den Netzen des Verderbens,¹⁰⁴ oder als Rächer in eigener Sache, der sein Netz über die Abtrünnigen und Gesetzlosen wirft, um sie zu strafen.¹⁰⁵

Indem die alttestamentarische Netzmetaphorik durchgängig auf die Jagd- und Beutetechnik referiert, lässt sich zwar sagen, dass Netze hier »per se verstrickend und bedrohlich«¹⁰⁶ sind. Doch indem sie auch die Tücke der Sünde und der Hinterlist sowie die Strafe Gottes figurieren, erweisen sie sich als ebenso bedrohlich für die Sünder, wodurch sie Hoffnung für die Gottesfürchtigen stiften. Die Netze des Alten Testaments sind sowohl ein *Werkzeug des Bösen*, als auch *Resultat falscher Lebensführung* als auch eine *Waffe des Allmächtigen*. Das verleiht ihnen einen ambivalenten Status: Nichts auf der Welt ist sicher vor ihnen – weder das Gute noch das Böse: »Die ganze Welt liegt an allen Orten und Enden voll Schlingen, Stricke und Schleifen, daß man fast nicht einen freyen Fuß setzen kan.«¹⁰⁷ Allein Gott verspricht Rettung. Der Allmächtige ist jene Instanz, die alle Verstrickung des Weltlichen lösen kann, und sei's mit Gewalt.

Im Neuen Testament vollzieht sich eine signifikante Neubestimmung der Jagd- und Beutemetaphorik. Während die alttestamentarische Gotteswaffe Hoffnung auf eine irdische Bestrafung der Gesetzlosen stiftet, erhält das Netz mit der Figur des »Menschenfischer«¹⁰⁸ im Evangelium eine neue Bedeutung, und zwar als ein Instrument himmlischer Erlösung.¹⁰⁹ So gleicht das Himmelreich nach

¹⁰¹ *Josua* XXIV, 16, übersetzt von Luther (1912).

¹⁰² *Psaln* IX, 16, übersetzt von Luther (1912). Vgl. *Sprüche* V, 22.

¹⁰³ *Psaln* LVII, 7, übersetzt von Luther (1912). Vgl. *Psaln* IX, 16 u. XXXV, 7–8.

¹⁰⁴ *Psaln* XXV, 15 u. XXXI, 5.

¹⁰⁵ Vgl. *Ezechiel* XII, 13 u. 20, XXXII, 3. *Hosea* VII, 12. *Ijob* XVIII, 8. *Jeremias* I, 13. *Psaln* IX, 16.

¹⁰⁶ Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 10.

¹⁰⁷ Zedler (Hg.): *Grosses Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* (1740), Bd. 23, Graz 1994, Sp. 1994–1995.

¹⁰⁸ *Matthäus* IV, 19–20. *Marcus* I, 16. *Lucas* V, 1–10. in der Übersetzung von Luther (1912). Vgl. *Johannes* XXI, 6.

¹⁰⁹ Das Netz als Mittel des Verderbens kommt im NT kaum mehr vor, lediglich in *Matthäus* XXII, 15 halten die Pharisäer »einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner Rede« (Luther 1912), wobei das

Matthäus »einem Netze [*sagênē*], das ins Meer geworfen ist [...]. Wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die Guten in ein Gefäß zusammen; aber die Faulen werfen sie weg.«¹¹⁰ Das bedrohliche Potential der *sagênē* bleibt auch in dem Gleichnis noch erhalten. Denn es besagt zunächst einmal, dass dem himmlischen Beutezug niemand entkommt; das Schleppnetz Gottes fängt jede Seele. Erst nach dem Fang findet eine Auslese statt, in der die einen der Verdammnis und die anderen dem ewigen Leben zugeführt werden.

Die Hoffnung auf Erlösung bleibt damit an die Drohung geknüpft, die sich seit ehedem mit der Netzmetaphorik verbindet. Doch wird sie durch eine Alternative erweitert, die sich an den bloßen Fang anschließt. Bisher war das Gefangensein gleichbedeutend mit dem Vernichtetwerden. Diese Möglichkeit bleibt grundsätzlich bestehen. Ihr Vollzug oder ihr Ausbleiben hängt nun aber von der Erfüllung der Gebote Gottes ab. Deren Einhaltung verwandelt die Drohung in ein Versprechen. Nur den Gesetzlosen, den »Faulen«, droht das Verderben. Damit wendet die Metapher des himmlischen Netzes (*sagênē*) jene Logik der Ausweglosigkeit (*aporía*) ins Transzendente, die Platon seinerzeit auf die persische Bedrohung bezog.¹¹¹ Hatte für den Philosophen das Gefühl des Gefangenseins im Treibnetz erst die nötige Entschlossenheit der Athener mobilisiert, um den übermächtigen Feind zu schlagen, verlangt die religiöse Metaphorik nun eine eben solche Entschlossenheit zu einer gottesfürchtigen Lebensweise. Dabei bezieht sich die Drohung nicht mehr auf den Tod, der alle Menschen ohnehin ereilt, sondern auf das Leben *danach*.

Als ein Mittel des Transports der Seele zwischen Jenseits und Diesseits ist das Netz auch aus anderen Religionen und Mythologien bekannt. In den eschatologischen Vorstellungen des Zoroastrismus etwa erscheint die altiranische Gottheit Airyaman – die ursprünglich über die sozialen Bindungen der arischen Familien und Stämme herrscht – als einer von drei göttlichen Boten der Endzeit, wie der Religionswissenschaftler und Iranist Carsten Colpe im *Lexikon der Mythologie* erläutert: »In seiner Hand hält er ein Netzwerk, mit dem er die zeitlich Verdammten aus der Hölle fischt und sie wieder zur Erde zurückführt.«¹¹² Damit stellt das Fangzeug eine Form des Rettungsnetzes dar. Auch aus dem sibirischen Schamanismus berichtet die Sprachwissenschaftlerin und Finnougristin Edith Vértes über eine ähnliche Funktion des Netzes. So können westsibirische Schamanen Erkundungsfahrten ins Totenreich unternehmen, um die Bedingungen der Freilassung von Seelen zu erforschen. Sind sie erfolgreich, fischen sie die Seelen mit

Verb παγιδεύειν für *fangen* hier auf παγίς für *Schlinge, Netz* zurückgeht; desgleichen 1. *Timotheus* VI, 9.

¹¹⁰ *Matthäus* XIII 47, übersetzt von Luther (1912).

¹¹¹ Siehe oben, S. 265.

¹¹² Carsten Colpe et al.: »Altiranische und zoroastrische Mythologie«, in: *Wörterbuch der Mythologie*, Bd. 4, hrsg. v. Hans Wilhelm Haussig, Stuttgart 1986, S. 251. Vgl. *Vichitakihā-yi Zadsparam*, hrsg. v. B. T. Anklesaria, Bombay 1964 und Shahrokh Raci: *Die Endzeitvorstellungen der Zoroastrier in iranischen Quellen*, Wiesbaden 2010, S. 91f.

einem Netz aus Menschenhaar aus dem Fluss der Unterwelt.¹¹³ In der nordischen Mythologie ist es die Meeresgöttin Rán, die Ertrunkene mit einem Netz einfängt, um sie in ihre Totenstatt zu ziehen.¹¹⁴ Ähnliche Beispiele finden sich viele.

Die besondere Beziehung zum Tod, die das Netz in den unterschiedlichen religiösen und mythologischen Vorstellungen aufweist, hängt sicherlich mit seiner Funktion als Jagdwaffe zusammen, die den verschiedensten Kulturen seit ältester Zeit vertraut ist. In der Umkehrung dieser Funktion können sich mithin Vorstellungen einer Umkehrung des Todes und einer Rückkehr der Seelen verbinden. Eine solche Aufgabe kann freilich kein gewöhnlicher Jäger erfüllen, sondern nur ein übernatürlicher Fischer, ein Schamane, ein Gott.

Über seine Funktion als Fangzeug hinaus erweist sich das Netz für den Transport der Seele zwischen der Welt des Stofflichen und des Unstofflichen aufgrund seiner phänomenalen Eigenschaften als besonders geeignet: changiert seine Beschaffenheit doch *selbst* zwischen der Welt des Körperlichen und des Körperlosen, des Sichtbaren und des Unsichtbaren. Der Glauben, dass die feinen Fäden des Netzes Unsichtbares fangen können, liegt noch den Traumfängern zugrunde, die das Leben der Schlafenden vor nächtlichem Ungemach schützen sollen.¹¹⁵ Die phänomenale Eigenschaft von Netzen verschafft der Vorstellung einer Seelenbeförderung zwischen der materiellen und der immateriellen Welt eine plastische Anschauung. In der Umwertung der alttestamentarischen Netzmetaphorik durch das Neue Testament schreibt sich somit auch eine viel ältere Symbolgeschichte der Transport- und Rettungsnetze fort, die den Seelen einen Übergang von Dies- ins Jenseits, oder zurück, ermöglichen. Dass die mythische Metapher des Lebensnetzes in der Bibel indes keine Rolle spielt, mag nicht verwundern, weil das menschliche Dasein nun nicht mehr durch ein opakes Gespinnst weiblicher Schicksalsgöttinnen, oder heidnische Jenseitswanderer, sondern allein durch den monotheistischen Gott des Juden- bzw. Christentums verfügt ist; und wenn dieser etwas mit Netzen zu schaffen hat, dann nur – um sie zuzuziehen.

5. Vom Artefakt zum Symbol: Zwischenergebnis

Die archaische, antike und biblische Netzmetaphorik zeichnet sich im Wesentlichen durch die Gebundenheit ihres Sinns an die Materialität und Funktion des technischen Artefakts aus. Auch da, wo sie auf unsichtbare Lebens- oder Schicksalszusammenhänge rekurriert, evoziert das Wissen um die textilen Kulturtechniken des Spinnens und Webens, Fangens und Bergens stets ein Subjekt, das die Fäden des Netzes in der Hand hält. Seine vielfältige Verwendbarkeit als Waffe, als Falle, Transport- oder Schutzvorrichtung verschafft der Daseinsmetapher

¹¹³ Vgl. Edith Vértes: »Die Mythologie der Uralier Sibiriens«, in: *Wörterbuch der Mythologie*, Bd. 7, hrsg. v. Hans Wilhelm Haussig, Stuttgart 1986, S. 529.

¹¹⁴ Vgl. Jacob Grimm: *Deutsche Mythologie*, Göttingen 1854, S. 288 u. 800.

¹¹⁵ Frances Densmore: *Chippewa Customs*, St. Paul 1979.

einen ambivalenten Deutungsspielraum: Im Netz des Lebens kann man ebenso aufgehoben sein, wie man sich darin verstricken kann. Die *Orestie* stellt dabei ein bemerkenswertes Zeugnis dar, wie die Vorstellung der Totalität der Verstrickung das Subjekt der Geschichte zunächst entrückt, letztlich aber gerade in der Geschichte wieder zu sich selbst kommen lässt – innerhalb der Tragödie: durch den kulturellen Gründungsakt der politischen und rhetorischen Institution, und außerhalb der Tragödie: durch seine poetische Darstellung. Als das möglicherweise komplexeste Beispiel vormoderne Netzmetaphorik verknüpft und stratifiziert die *Orestie* unterschiedliche metaphorische Referenzen. Dies sind zum einen der gesamte Bereich der Textilproduktion, die Arbeitsteilung der Geschlechter und die damit verbundene Lebens- und Schicksalssymbolik; zum anderen der Bereich der Jagd- und Beutetechniken und die mit ihr verknüpfte Macht- und Herrschaftssymbolik.

Beide Bereiche bezeugen die technotropische Signatur, die für die vormoderne Netzmetaphorik bestimmend ist. So lexikalisiert sich die Metaphorik des Fangnetzes im Fall der militärischen Strategie des persischen Netztreibens (*sageneúein*), um sich ausgehend davon zu einem Symbol der Macht zu entwickeln, das seinerseits zur Voraussetzung weiterer Metaphernbildungen bzw. -entfaltungen werden konnte, wie etwa in dem Flötenspielergleichnis des Kyros.¹¹⁶ Im Prozess alternierender oder aufeinander aufbauender Lexikalisierungs- und Re-Metaphorisierungsvorgänge erweist sich die komplex stratifizierte Metapher als untote.¹¹⁷ Die ursprüngliche Bedeutung ›fangen‹ oder ›verstricken‹ aktualisiert sich auch dort noch, wo sie sich auf unsichtbare oder übersinnliche Zusammenhänge des Lebens oder seiner Transzendierung bezieht, wie etwa in der *Orestie* oder der Netzmetaphorik der *Bibel*, die bereits an eine komplexe Metapherngeschichte anknüpfen.

Wenn die Vorstellung vom ›Gewebe des Lebens‹ noch eine lange Nachgeschichte entfalten wird, »auch oder gerade dort, wo es außerhalb jedes religiösen Ordnungsrahmens [...] einen nicht transzendent verfügbaren, sondern immanent sich herstellenden – oder immer schon hergestellten – Zusammenhang des Lebens«¹¹⁸ darstellt, dann wird sich in dieser Geschichte etwas vollziehen, was man die Auflösung oder Pluralisierung des Subjektpols bezeichnen kann: Der König oder der Gott, der das Netz als Ganzes in der Hand hält, wird verschwinden und das Gewebe bzw. Netz als etwas erscheinen, das durch die Wechselwirkung ineinander verstrickter Handlungen die involvierten Akteure erst zu Subjekten einer sich selbstorganisierenden Netzwerklogik macht.¹¹⁹ Innerhalb der antiken Netzmetaphorik vollzieht sich aber durch die technotropische Signatur auch immer eine entsprechende Umbesetzung, die – und sei es als tragische Figur – das Subjekt der Vernetzung zu einer appellationsfähigen Instanz macht.

¹¹⁶ Zu dem Gleichnis siehe oben, S. 266. Vgl. Herodot: *Historien* I 141.

¹¹⁷ Zur komplex stratifizierten Metaphorik als untote siehe oben, Kap. VII.5.

¹¹⁸ Ette: *Kritik der Tragödie*, S. 165.

¹¹⁹ Vgl. Böhme: »Netzwerke«, S. 19. Siehe oben, Kap. X.5.

Noch in ihrer Funktion als *Symbol*, im Sinne Kants, und damit als eine absolute Metapher im Sinne Blumenbergs, die für das unverfügbare Ganze des Daseins einsteht,¹²⁰ verbleibt die vormoderne Netzmetaphorik innerhalb des textilen Paradigmas, das trotz seiner unterschiedlichen Ausprägungen stets mit einer technotropisch bedingten Grundunterscheidung operiert: Entweder man ist *in* dem Netz gefangen oder geborgen, und dann ist man in jedem Fall einer tödlichen, lebensspendenden oder -rettenden Macht ausgeliefert. Oder man ist *außerhalb* des Netzes und selber die Macht, die Beute macht, Leben lässt oder Rettung bringt. Innerhalb des Netzes verliert das Subjekt seine Selbstmächtigkeit, nur außerhalb des Netzes kann sie gewahrt oder gesteigert werden. Mit der Vorstellung, dass es kein Außerhalb des Netzes mehr gibt, weist die *Orestie* auf die modernen Idee des Netzwerks als eines komplexes Handlungsgeflechts voraus, das von keiner appellationsfähigen Instanz mehr beherrscht wird. Aber genau an dem Punkt, wo die Verstrickung der Macht-, Schuld-, Gewalt- und Rechtsverhältnisse als ein interdependentes Akteurs-Netzwerk gedacht werden müssten, lässt Aischylos die Metaphorik fallen. Denn die Idee des Netzes als eines Interaktionsgefüges ist innerhalb des textilen Paradigmas nicht mehr kohärent denkbar; es ist mit der Vorstellung einer Wechselwirkung heterogener Kräfte und Mächte, in die sich ein ähnliches Vertrauen setzen ließe, wie in die Idee des Organismus, noch nicht zu vermitteln.

Das Netz als ein mehr oder weniger organischer Zusammenhang miteinander interagierender Akteure und Instanzen ist eine spezifisch moderne Idee. Wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, verdankt sich diese erst einer bestimmten Technologie, die es erlaubt, Netze und Netzwerke als Konstellationen und Interaktionen von Kräften und Mächten zu modellieren. Diese Technologie sind die modernen Kommunikations- und Infrastrukturen, durch deren modellbildende Wirkung schließlich auch der Organismus als ein Netzwerk vor- und darstellbar wird. Bis dahin aber bleibt die technotropische Signatur, auch in ihrer abstraktesten Bedeutung, an das Paradigma des textilen Artefakts, seine Herstellung und seinen Gebrauch gebunden. Den Zusammenhang bzw. den Übergang zwischen beiden stiftet indessen – seine Morphologie.

¹²⁰ Vgl. oben, Anm. 37.

XII. Modernisierung und Stratifizierung der Netzmetaphorik

Während die ursprüngliche Funktion von Netzen, das Jagen und Fangen, die Metapher zu einem Symbol der Macht, des Lebens und des Schicksals qualifiziert, ist es deren Struktur, die seit frühester Zeit zu morphologischen Übertragungen einlädt. So vergleichen die antiken Ärzte die Haut des Augenhintergrundes mit einem Fischernetz, weshalb sie heute noch immer ›Netzhaut‹ heißt.¹ Als Bezeichnung für eine römische Bautechnik etabliert sich während der republikanischen Zeit der Begriff *opus reticulatum*, d.h. ›Netz-Werk‹, für eine »eigenthümliche netzartige Verbindung der Mauersteine mit diagonal laufenden Fugen.«² Das *reticulatum* verweist also auf das rautenförmige Muster des architektonischen *opus*, das offenbar nur ästhetischen Zwecken diene.³ In der Geometrie hat sich der Begriff des Netzes für Körperschnitte, also das ›Auffalten‹ der Oberfläche dreidimensionaler Objekten durchgesetzt.⁴ Als eine Bezeichnung für die Unterteilung des Erdkörpers in die Breiten- und Längengrade des geographischen Koordinatensystems kommt der Begriff ›Gradnetz‹ offenbar erst Mitte des 19. Jh. auf.⁵

Seit dem 18. Jh. lässt sich insgesamt eine zunehmende Terminologisierung der Metapher beobachten. Samuel Johnsons *Dictionary of the English Language* (1755) definiert *network* als einen abstrakten morphologischen Begriff, der alles meint, was eine netzförmige Struktur mit gleichmäßigen Maschen aufweist: »Any thing reticulated or decussated, at equal distances, with interstices between the intersections.«⁶ In Johann Heinrich Zedlers *Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* (1740) findet sich ein Eintrag zum Begriff »Netz-Werck«, der hier als »aderichtet« lediglich eine Gewebeart (*rete vasculare*) bezeichnet, die von dem italienischen Physiologen und Begründer der mikroskopischen Anatomie Marcel-

¹ Vgl. Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1999.

² Jacob und Wilhelm Grimm: »Netzwerk« (1889): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13, München 1984, Sp. 644–657.

³ Vgl. Marcus Pollio: *De Architectura* II 8, Leipzig 1912: »venustus est reticulatum, sed ad rimas faciendas ideo paratum, quod in omnes partes dissoluta habet cubilia et coagmenta.«

⁴ Zedler (Hg.): *Großes Universal-Lexicon*, Bd. 23, Leipzig 1740, Sp. 2003–04.

⁵ Der Ausdruck kommt in Zedlers *Universal-Lexicon* (1731–1754) noch nicht vor, ebenso wenig in Johann Christoph Adelungs *Grammatisch-kritischem Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* (1793–1801). Die lexikographischen Belege in Grimm: »Gradnetz« (1958), in: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 8, München 1984 datieren nicht vor 1894. Im selben Jahr erscheint ein Artikel zum »Gradnetz« in *Brockhaus' Konversationslexikon*, Bd. 8, Leipzig 1894. Vgl. auch »Gradnetz« in: *Meyers Konversationslexikon*, Bd. 7, Leipzig 1887 und »Landkarte«, in *Meyers Konversationslexikon*, Bd. 10, Leipzig 1888. Die erste mir bekannte Erwähnung des Wortes steht im Zusammenhang mit einem Bericht über »Das Georama« in Paris, in: *Flora. Ein Unterhaltungs-Blatt*, 30.12.1826. Systematisch verbreitet wurde die Bezeichnung wohl durch den Begründer der methodischen Schulgeographie Emil von Sydow: *Gradnetz-Atlas*, Gotha 1847.

⁶ Samuel Johnson: *A Dictionary of the English Language*, London 1755, S. 139.

lo Malpighi (1628–1694) entdeckt und beschrieben wurde.⁷ Das 26 Jahre später erschienene, sehr einflussreiche *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* (1793–1801) von Johann Christoph Adelung kennt das Wort ›Netzwerk‹ wiederum gar nicht. Doch behandelt der entsprechende Eintrag zum ›Netz‹ die anatomische Bezeichnung für verschiedene Gewebe und Organteile als »figürlich«,⁸ – d.h. als metaphorisch.

Die zunehmende Lexikalisierung der Metapher lässt sich auf dem Gebiet der Anatomie gut nachvollziehen. Hier setzt sich die Bezeichnung unter einem morphologischen Aspekt zur Benennung verschiedener Gewebetypen und Organteile durch. Neben der Netzhaut (*vertebrate retina*) wird zwar das Bauchfell (*omentum*) seit der Antike auch ›Netz‹ genannt, aber nicht – wie uns der flämische Arzt und Begründer der modernen Anatomie Andreas Vesalius in *De humani corporis fabrica* (1543) wissen lässt – wegen der Struktur sich verzweigender Blutgefäße, sondern weil es wie ein aufgehängtes Fischernetz in den Eingeweiden hängt.⁹ Erst die Erfindung des Mikroskops ermöglicht die Besichtigung und Beschreibung feiner netzartiger Strukturen in Pflanzen und Tieren.¹⁰ So findet Malpighi bei seiner Untersuchung der Pflanzen »immer neue Schichten holziger Fasern, welche, netzförmig verflochten [*reticulariter implicitae*]« sind, wobei »die Zwischenräume oder Maschen des Netzes [*retis*] allmählich in den weiter innen und dem Holz näher liegenden Fasernetzen [*retibus*] enger werden.«¹¹ 1661 entdeckt Malpighi den Kapillarkreislauf der Lunge.¹² Die anatomische Kartographierung der tierischen Gewebe führt zu entsprechenden Namensgebungen. So wird das *Rete Malpighii* als Sammelbezeichnung für die von ihm entdeckten *rete mirabile* (Wundernetze) und *rete epidermalia* (Hautnetze) eingeführt. Durch die Fortschritte der Mikroskopie können die Neurophysiologen des 19. Jh. immer genauer die fein verzweigten Nervenzellen beobachten. Die entsprechende Beschreibung des Nervensystems als ein komplexes Netz wird schließlich eine bis in das 20. Jh. anhaltende Kontroverse auslösen, in der unterschiedliche Vorstellungen des Organismus' verhandelt werden.¹³ Die Vorbedingung dieses Streites wird eine völlig neue Vorstellung von Netzen sein, die sich der Entstehung der neuen technischen Infrastrukturen verdankt, mit der sich die morphologische Metapher zu einem funktionalen Modell verwandeln wird.

⁷ Zedler (Hg.): *Grosses Universal-Lexicon*, Leipzig 1740, Sp. 2022.

⁸ Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1793–1801, S. 473.

⁹ Andreas Vesalius: *De Humani Corporis Fabrica libri septem*, Basel 1543, S. 497. In englischer Übersetzung: *On the Fabric of the Human Body*, hrsg. v. William Frank Richardson und John Burd Carman, Novato Calif 2007.

¹⁰ Vgl. Marcellus Malpighi: *Die Anatomie der Pflanzen*, bearbeitet M. Möbius (1901), Frankfurt/M. 1999.

¹¹ Ebd., S. 5. Vgl. Ders.: *Omnis Figura*, Bd. II, *Anatomes Plantarum*, S. 2.

¹² Vgl. Marcellus Malpighi: »De Pulmonibus. Epistola I.«, in: *Opera Omnia*, Bd. 2, London 1686, S. 133–144.

¹³ Dazu mehr unten, Kap. XII.4.

1. Im Netz der Naturgeschichte

Als eine morphologische Ordnungsmetapher steht das Netzen auch den Taxonomen der Naturgeschichte im 18. und 19. Jh. Modell, wodurch das ›Netz des Lebens‹ zu einer epistemischen Metapher avanciert. Die Entdeckung neuer Lebensformen durch die Seefahrt und die zunehmenden Schwierigkeiten ihrer Systematisierung bringen die traditionelle Ordnungsmetapher der Kette der Lebewesen (*scala naturae*) in eine strukturelle Krise und lösten damit eine Serie neuer Modellbildungen aus.¹⁴ Eines der frühesten Zeugnisse dieser Entwicklung ist die *Naturgeschichte des Adriatischen Meeres* (1751), in welcher der italienische Arzt, Archäologe und Botaniker Vitaliano Donati (1717–1762) feststellt, dass die Natur stets »unmerklich von einem Gliede ihrer Kette, das ist von einer Art zur andern, fortgeht. Diese Glieder stellen hierbey vielmehr ein Netz als eine Kette vor.«¹⁵ Unter der Prämisse, dass die Natur keine Sprünge mache, wird in den folgenden Jahrzehnten von verschiedenen Naturforschern eine Reihe von Versuchen unternommen, die Verwandtschaftsbeziehungen der Arten in Diagrammen abzubilden. Während Carl von Linné (1707–1778) aus dem Diktum *natura non facit saltus* die Möglichkeit einer kartographischen Darstellung der Arten schließt¹⁶ und daraufhin ein hierarchisches Ordnungssystem entwickelt, das auf einer binären Nomenklatur beruht, werden in der Folge zahlreiche Versuche netzwerkförmiger Gliederungen unternommen.¹⁷ Unter der Prämisse der natur-

¹⁴ Der Begriff der *scala naturae* geht zurück auf die Idee einer stufenförmigen Hierarchie der Lebewesen (ἐφεξῆς) bei Aristoteles, vgl. *Hist. animalium* VIII, 1, 588b–589a. *De partibus animalium* IV, 5, 681 a und *De generatione animalium* II 733a 32–b 16. Vgl. Heinz Happ: »Die Scala naturae und die Schichtung des Seelischen bei Aristoteles«, in: Ruth Stiehl und Hans Erich Stier (Hg.): *Beiträge zur Alten Geschichte und deren Nachleben*, Bd. 1, Berlin 1969, S. 220–244. Siehe oben, S. 111, Anm. 61. Zur christlich-theologischen Erweiterung der *scala naturae* siehe Arthur O. Lovejoy: *The Great Chain of Being*, Cambridge 1971. Bemerkenswerter Weise steht die kosmologische Metaphorik der Kette wieder in engem Zusammenhang mit der Ordnung des Heeres, die schon der Metaphorik des *kósmos* selbst eingeschrieben ist, siehe oben, S. 91f. u. 125f. Vgl. Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, Frankfurt/M. 1978, S. 48.

¹⁵ Vitaliano Donati: *Della storia naturale marina dell' Adriatico*, Venedig 1751, S. XIX.

¹⁶ Vgl. Carl von Linné: *Philosophia Botanica*, Stockholm 1751, S. 27.

¹⁷ Vgl. Bernardin de Saint-Pierre: *Voyage à l'Isle de France, a l'Isle de France de Bourbon*, Neuchatel 1773, S. 104. Johann Philipp Rüling: *Ordines Naturales Plantarum Commentatio Botanica*, Göttingen 1774. Johannes Hermann: *Tabula Affinitatum Animalium*, Argentorati 1783, S. 35. Carl Ludwig Willdenow: »Zufällige Gedanken über Pflanzengattungen«, in: *Magazin für die Botanik* 3 (1790) 9. August Batsch: *Tabula affinitatum regni vegetabilis*, Weimar 1802, S. XIff. Georges Louis Leclerc de Buffon: »Nos domestiques carnivores. Du chien«, in: P. Bernard (Hg.): *Histoire naturelle*, Bd. 4, Paris 1804, S. 199–213. Michel-Félix Dunal: *Monographie de la famille des Anonacées*, Paris 1817, S. 21f. Siehe dazu auch Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, S. 41–63. Annette Diekmann: *Klassifikation – System – »scala naturae«*, Stuttgart 1992. Zur Begriffs- und Kulturgeschichte von Netzwerkkonzepten im Kontext der Naturgeschichte des 18. Jh. siehe Sebastian Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 33–56. Michael Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 12–40. Igor J. Polianski: »Das Netzwerk als Natursystem und ästhetische ›Pathosformel‹ der Moderne«, S. 13–18.

geschichtlichen Kontinuität wird die *scala naturae* bzw. *chaîne des êtres* oder *chain of being* nicht verworfen, sondern um eine zweite Dimension erweitert.

In der zunehmenden Unübersichtlichkeit nicht-linearer Repräsentationsverfahren und ihres immanenten Drängens in die dritte Dimension zeigen sich bald die Grenzen der Netz-Diagramme.¹⁸ Die taxonomischen Ordnungsversuche produzieren eine endogene Unordnung mit einer Vielzahl von Zentren. Das führt aber nicht zu einer Aufgabe der Anstrengungen des ordnenden *lógos*. Die Suche nach einer Naturordnung und die aus ihr resultierenden Schwierigkeiten veranlassen vielmehr eine Verschiebung der Repräsentationsebene: Soll das Netz zunächst die morphologischen Ähnlichkeitsbeziehungen der Lebewesen grafisch repräsentieren, richtet sich die naturgeschichtliche Modellbildung mit dem beginnenden 19. Jh. auf die genealogischen und funktionalen Relationen zwischen den verschiedenen Lebensformen.¹⁹

Dass die Modellbildung, die mit der Terminologisierung der Metapher einen Abstraktionsprozess vollzieht, auch wieder zum Gegenstand von Re-Metaphorisierungsprozessen werden kann, zeigt sich besonders eindrücklich in Diderots *Rêve de d'Alembert* (1769).²⁰ Darin philosophieren Mademoiselle Lespinasse, die Lebensgefährtin des fiebernden Enzyklopädisten, und der konsultierte Arzt Bordeu über das Gewebe, das alles Lebendige miteinander verbindet. Im Laufe dessen entwickeln die beiden weitreichende naturphilosophische Überlegungen, die schließlich auf die Frage nach dem Ursprung dieses Lebensnetzes hinauslaufen: Muss es als ein transzendent Verfügtes oder immanentes Hervorgebrachtes gedacht werden? Sind die Formen und die Ordnung der Natur von einem Schöpfer ein für alle Mal festgelegt, oder können sich mit ihrer Ordnung auch ihre Formen und die Beziehung zwischen ihnen verändern? Die Re-Metaphorisierung des Modells rekurriert dabei auf seinen etymologischen Ursprung: Mademoiselle Lespinasse schlägt vor, das Netz des Lebens wie eine Spinnenwebe zu denken, die alle Organismen über empfindliche Fasern mit der Welt verbindet:

»FRÄULEIN VON LESPINASSE: Da haben wir mein Netz [*toile*]! Und der Ausgangspunkt [*le point originaire*] aller dieser Fäden [*file*] ist meine Spinne.

BORDEU: Ausgezeichnet!

FRÄULEIN VON LESPINASSE: Aber wo sind die Fäden? Und wo sitzt die Spinne?

BORDEU: Die Fäden sind überall«²¹

¹⁸ Vgl. Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, S. 45 u. 63. Eine detailliertere Untersuchung solcher Darstellungen findet sich in Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 33–56.

¹⁹ Vgl. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 12–40.

²⁰ Vgl. Denis Diderot: »Le Rêve de d'Alembert«, in: Friedrich Melchior Grimm (Hg.): *Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot*, Bd. 4, (1769), Paris 1830–31.

²¹ Diderot: »Gespräche mit D'Alembert«, in: Jochen Köhler (Hg.): *Über die Natur*, Frankfurt/M. 1989, S. 100. Vgl. Diderot: *Ceuvre philosophiques*, hrsg. v. Paul Vernière, Paris 1961, S. 315. Die

Dem Gleichnis des Spinnennetzes, als eine Re-Metaphorisierung des naturgeschichtlichen Modells, geht es dabei nicht um eine Re-Aktualisierung der Beutemetaphorik. Wesentlich ist der Umstand, dass die Spinne die Fäden des Netzes aus sich selbst herausspinn: die immanente Produktion einer Weltordnung, die kein Außerhalb mehr kennt. Damit figuriert die Spinne als Modell eines geschichtlichen und letztlich in seinem Werk verschwindenden Schöpfers: Da nämlich ein solcher Spinnengott selber »Materie im Weltall wäre, so wäre er ein Teil des Weltalls, also allen seinen Wandlungen unterworfen, und müsste daher altern und sterben.«²² Die theologischen Implikationen dieser Überlegung offen lassend, wird die Imagination der »Spinne mit ihren unendlichen Gespinsten [*réseaux infinis*]«²³ den Gedanken eines sich selbst reproduzierenden und wandelnden Naturzusammenhangs weiter in der Metapher des Netzes (*réseau*) fortspinnen, und zwar, indem sie zum philosophischen Modell des Organismus wird. Mademoiselle Lespinasse und Bordeu stellen sich den Organismus als ein komplexes, empfindliches Geflecht (*réseau sensible*) vor, dessen Ursprung (*l'origine*) die Spinne ist: sowohl Ausgangspunkt seiner Entwicklung als auch Zentrum seiner Empfindung.²⁴ Ausgehend davon erörtern die beiden die möglichen Wechselwirkungen zwischen den Fäden des Netzes, d.h. Fasern des Körpers, und seinem Zentrum, wo sie das Selbst eines Lebewesens vermuten:

»BORDEU: Es scheint, daß es dort als Ganzes seinen Sitz hat, obgleich es manchmal die Verzweigungen [*ramifications*] beherrscht, manchmal aber auch von diesen beherrscht wird.

FRÄULEIN VON LESPINASSE: Dann unterliegt das Lebewesen dem Despotismus oder der Anarchie.

BORDEU: Despotismus! Sehr gut ausgedrückt! Der Ursprung des Bündels [*faisceau*] befiehlt und alles übrige gehorcht. Das Lebewesen ist Herr seiner selbst – *mentis compos* [bei Sinnen].

FRÄULEIN VON LESPINASSE: Der Anarchie aber unterliegt es, wenn alle Stränge des Geflechts [*les filets du réseau*] gegen ihr Oberhaupt rebellieren und wenn es keine höchste Gewalt mehr gibt. Bei heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft, bei Wahnsinnsanfällen, bei unmittelbaren Gefahren [...].«²⁵

Mit den politischen Begriffen des Despotismus und der Anarchie, die sich dem re-metaphorisierten Netzmodell aufpfropfen, vermittelt Diderot die topologische Taxonomie mit der Materialität des Artefakts: Während die Grundelemente der naturgeschichtlichen Ordnungsmodelle die einzelnen biologischen Arten sind, die nachträglich durch das Diagramm miteinander verbunden werden, beruhen

folgenden Zitate beziehen sich auf die deutsche Übersetzung, die Seitenangaben in eckigen Klammern auf den Wortlaut der französischen Ausgabe, Paris 1961.

²² Diderot: »Gespräche mit D'Alembert«, S. 101.

²³ Ebd., S. 102 [318].

²⁴ Ebd., S. 109 [330].

²⁵ Ebd., S. 119 [346]. Anm. v. mir.

die materiellen Netze auf dem Primat der Fäden, deren Verbindung überhaupt erst einen Knoten ergeben kann. Während in textilen Netzen die Linie (der Faden) zuerst da ist, steht in den Taxonomien der Knoten (das Lebewesen) an erster Stelle. Diderot versucht nun, den naturgeschichtlich supponierten Zusammenhang der Knoten, d.h. die Verwandtschaft der biologischen Arten, mithilfe der Re-Metaphorisierung des Modells naturphilosophisch ein- und den Knoten aufzulösen: in ein Bündel von Fäden, aus dem der Knoten und das mit das Lebewesen hervorging. Was Diderot mit literarischer Verve gelingt. Doch stößt der Versuch letztlich wieder auf das Problem der Subjektstelle, das zunächst in Gestalt der Spinne, schließlich in politischen Begriffen angegangen wird.

Das naturphilosophische Problem übersetzt sich damit in einen Machtdiskurs: Wie verhalten sich die Elemente eines Netzes zueinander und als Teile zu einem Ganzen? Welche Machtpole gibt es? Welchen Einfluss üben sie aufeinander aus? Fragen dieser Art würden innerhalb der rein textilen Netzmetaphorik keinen rechten Sinn ergeben. In Bezug auf Beutenetze stellt sich die Machtfrage nur anhand der Unterscheidung *innerhalb* vs. *außerhalb* des Netzes bzw. anhand der Frage: Wer zieht das Netz um wen herum zu? Nun aber hat sich die Machtfrage in die Struktur des Netzes selbst hineinverschoben. Die Bedingung dafür ist, dass die Fäden nicht mehr als textile Elemente einer raumgreifenden Waffe bzw. Falle, sondern als Relationen eines komplexen Interaktionsgefüges verstanden werden.²⁶ Das Netz ist kein Ding mehr, sondern ein Verhältnis von Dingen und Akteuren.

Ist diese Vorstellung bereits in dem mythischen Netz des Schicksals präformiert und am weitesten wohl im Netz der Orestie entfaltet, so zehrt deren metaphorischer Sinn noch wesentlich von der Textiltechnik. Die morphologische Linie der Netzmetaphorik und ihre Terminologisierung zur Beschreibung von Strukturen und Verhältnissen – in der Architektur, der Geometrie, der Anatomie wie der Naturgeschichte – haben sich davon relativ unabhängig entwickelt. Diderot stiftet in seinen philosophischen Überlegungen nun einen Zusammenhang zwischen dem textilen und dem morphologischen Paradigma. Das Ergebnis ihrer Verknüpfung ist ein metaphorischer Sinn höheren Grades: Durch die Stratifikation einer neuen Bedeutung entsteht ein interperinentes semantisches Gefüge, das zu seiner Konstitution bereits etablierte metaphorische Bedeutungen voraussetzt, die sich in der Spinne und dem Diagramm kristallisieren und dann durch ihre Verknüpfung eine neue Bedeutung erhalten. Auch, oder gerade dort, wo im

²⁶ Das spricht für einen metaphorologischen Querschnitt durch die aufkommenden Episteme eines relationalen Raumkonzepts bzw. die Idee einer rein funktionalen Relation, wie sie insbesondere Leibniz entwickelt hat: Inwiefern hängt die struktur-funktionale Netzmetaphorik von dem relationalen Konzept ab oder umgekehrt die Idee der funktionalen Relation von der Netzmetaphorik? Ist es die Metaphorik, die den Prozess der Abstraktion vorantreibt bzw. umgekehrt oder, sofern es nicht etwas Drittes ist, gerade die immanente Wechselwirkung zwischen beiden? Diese Frage wird sich auch weiter unten immer wieder in ähnlicher Weise stellen. An dieser Stelle würde sich ein metaphorologischer Querschnitt insbesondere im Kontext der Befunde anbieten, zu denen Foucault in seiner *Ordnung der Dinge* gelangt.

Diskurs der Naturgeschichte keine visuellen Netzwerk-Diagramme mehr entworfen werden, fungiert die Metapher des Netzes als ein allgemeines Modell des Naturzusammenhangs.²⁷ Es stellt nun nicht mehr nur die mythische Verstrickung oder die natürliche Ordnung der sichtbaren Lebensformen, sondern die Ganzheit ihres unsichtbaren Zusammenhangs als ein funktionales Verhältnis sich entwickelnder Lebewesen dar.

Das Modell des Spinnennetzes lässt sich dabei auch als Versuch lesen, die wuchernde Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die zu immer unübersichtlichen Diagrammen führt, durch die Idee eines Zentrums, eines gemeinsamen Ursprungs, zu imaginieren. Die Spinnenwebe evoziert ein zentralisiertes Netz, das indessen nicht mehr taxonomisch, sondern nur noch metaphorisch darstellbar ist. Es repräsentiert das unsichtbare Organisationsprinzip der belebten Welt, das selbst nicht empirisch oder schematisch, sondern, im Sinne Kants, nur noch symbolisch vorgestellt werden kann: Insofern die Metapher im Feld des theoretischen Diskurses auftritt, handelt es sich nach Blumenberg also um eine absolute. Die Terminologisierung der Metapher im Hinblick auf ein epistemisches Modell und dessen Re-Metaphorisierung markieren den Übergang von der Idee einer zeitlosen Naturordnung zu einer Wissenschaft des Lebens: der Biologie, in deren Zentrum der Gedanke der ›Entwicklung‹ tritt. Dessen zeitliche Logik wird schließlich, in Gestalt der Abstammungslinie, die Vorherrschaft einer anderen Metapher bedingen: der des Baumes. Die Verzweigung eines Stammes, der aus einer identifizierbaren Wurzel hervorgeht, erfüllt die Bedingung eines gemeinsamen Ursprungs aller aus ihm hervorgehenden Linien. Eine solche Struktur ist mit dem Modell eines dezentralen Netzes nicht vereinbar.²⁸ Im Gegensatz zu dem zentralisierten Modell des Spinnennetzes, das zwar einen Mittelpunkt hat, gibt es in dem Baummodell aber keine Querverbindungen zwischen den einzelnen Linien. Nach einem gescheiterten Versuch, Netz- und Baum-Metapher in einem einheitlichen Modell miteinander zu verbinden, hat sich der Baum für lange Zeit als das Paradigma der Evolutionstheorie durchgesetzt.²⁹ Doch einmal als epistemisches Modell etabliert, wird die morphologisch-funktionale Netzmetaphorik im Laufe des 19. Jh. eine Karriere ganz eigener Art erfahren. Ihre zunehmende Lexikalisierung und Verbreitung, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Alltagssprache, verdankt sich dabei vor allem technischen Innovationen.

²⁷ Vgl. Carl Ludwig Willdenow: *Grundriß der Kräuterkunde*, Berlin 1792, S. 148. Diderot: »Le Rêve de d'Alembert« (1769). George Cuvier und M. Valenciennes: *Histoire naturelle des poissons*, Paris 1828, S. 596.

²⁸ Die Unvereinbarkeit entsteht hier allerdings unter den spezifischen Voraussetzungen der wissenschaftlichen Modellbildung. Dass die Dichotomie von Baum und Netz bzw. Rhizom keinen ontologischen Dualismus impliziert, erklären Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, Berlin 2002, S. 35. Siehe dazu auch unten, Kap. XIV.1.

²⁹ Vgl. Lorenz Oken: *Abriss des Systems der Biologie*, Göttingen 1805, S. 203. Siehe dazu auch Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 51–56.

2. Infrastrukturelle Vernetzung

Die Konjunktur und Lexikalisierung der Netzmetaphorik im allgemeinen Sprachgebrauch dokumentiert sich am augenfälligsten in der Geschichte der Wörterbücher und Lexika. Klassifiziert Adelung noch zum Ende des 18. Jh. den anatomischen Gebrauch des Wortes Netz als *figürlich*, d.h. metaphorisch,³⁰ verschwindet diese Klassifizierung im Laufe des 19. Jh. Im selben Zuge beginnt eine Vielzahl neuer ›Netz‹-Komposita den allgemeinen Wortschatz zu bereichern. Anhand der zahlreichen Nachschlagewerke des 19. Jh. lässt sich diese Entwicklung gut nachvollziehen. In der deutschen Sprache expandiert das lexikalische Feld von Netzen seit der Mitte des 19. Jh. rapide und die Häufigkeit der Komposita übersteigt schließlich die Häufigkeit des Grundwortes.³¹

Was sich nicht allein in der deutschen Sprache beobachten lässt – im Französischen vollzieht sich diese Entwicklung bereits früher – korreliert mit dem technischen Fortschritt. Je nach dem Entwicklungsstand der Technisierung spricht man von Wassernetzen, Straßennetzen, Telegraphennetzen, Stromnetzen, Beobachtungsnetzen und so weiter. Die neuen technischen Infrastrukturen, die sich rasch über die Welt ausbreiteten und rasante gesellschaftliche Veränderungen mit sich bringen, eröffnen eine gänzlich neue Bedeutung von ›Netzen‹ und ›Netzwerken‹, die mit der ursprünglichen und bisherigen Sinn zunächst nichts mehr zu tun hat: Sie sind keine Vorrichtungen des Fangens und Jagens, oder Modelle des Ordners und Begreifens, sondern Einrichtungen des Verbindens und Verteilens von Zeichen, Strömen und Körpern. In dieser Bedeutung stellen die Infrastruktursysteme des 19. Jh. die technische Präformation des modernen Netzwerkmodells, und damit die technotrope Signatur der modernen Netzwerkmetaphorik dar.

Wenn Diderot sich als ein origineller Vordenker des Konzepts von Netzwerken als komplexen Interaktionsgefügen erweist, dessen Ideen bereits weit über ihren zeitgenössischen, technotropischen Sinn hinaus-, und bisweilen in aktuelle netzwerktheoretische Diskurse hineinreichen,³² so werden die modernen Infrastr-

³⁰ Vgl. Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, Leipzig 1793–1801, S. 473.

³¹ Vgl. Alexander Friedrich: »Metaphorical Anastomoses: The Concept of ›Network‹ and its Origins in the Nineteenth Century«, in: Birgit Neumann und Ansgar Nünning (Hg.): *Travelling Concepts for the Study of Culture*, Berlin 2012, S. 119–143. Je nach spezifischem Geltungsbereich lässt sich die Konjunktur der Netzmetaphorik unterschiedlich datieren. Nach Christian Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, in: Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 153–154 kann »ihre zunehmende Verwendung im Kontext neuronaler Netzwerke, technischer Kommunikation und Energieverteilung sich erst in der Periode zwischen ungefähr 1883 und 1914 durchsetzen«. Zum Problem der Datierung siehe oben, Kap. II.4.

³² Vgl. Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt /M. 2007, S. 224–225, der die Akteur-Netzwerk-Theorie unter dezidiertem Bezug auf Diderot von sozio-technischen Netzwerk-Konzepten im Sinne Castells' abgrenzt. Siehe dazu auch unten, Kap. XIV.1. In seinem Nachwort zu Diderots Text stellt der Herausgeber Jochen Köhler die Thesen des Naturphilosophen auch in direkten Zusammenhang zur modernen Naturwissenschaft, im Sinne Werner Heisenbergs: »Die Welt erscheint in dieser Weise als ein kompliziertes Gewebe von Vorgängen, in dem sehr verschiedenartige Verknüpfungen sich abwechseln, sich überschneiden

ruckturnetze und ihre Analogiebildungen zu anatomischen und physiologischen Modellen doch die eigentlich wirkmächtige Grundlage der kulturellen Leitmetaphorik bilden. Im Versuch, technische Strukturen organisch und organische Strukturen technisch zu verstehen, avanciert die Metapher des Netzes zu einem allgemeinen epistemischen Modell dynamischer Systeme. Der Vorgang dieser Modellbildung ist als ein Wechselverhältnis von Metaphorisierung und Technisierung in verschiedenen Untersuchungen bereits aufgewiesen und dargestellt worden. Bisher erschienene Studien darüber legen mehr oder weniger einhellig einen interdependenten, metaphorisch strukturierten Prozess nahe: Mediziner und Physiologen übertragen technische Modelle von Ingenieuren und Physikern auf biologische Zusammenhänge, während Physiker und Ingenieure biologische Modelle zur Grundlage ihrer Erkenntnisse und zum Vorbild technischen Konstruktionen machen.³³ Technische Infrastrukturen werden auf diese Weise zum Modell von Körperfunktionen, etwa des Nervensystems, während wiederum organische Strukturen, etwa der Blutkreislauf, zur Modellierung technischer oder ökonomischer Infrastrukturen dienen.³⁴ Die Modernisierung der Netz-Metaphorik, ihre Lexikalisierung und Terminologisierung, vollzieht sich im Zusammenhang dieser Wechselwirkung von physiologischen und technischen Modellen. Sie selbst spielt dabei eine wesentliche Rolle in der Konstitution und Plausibilisierung der Analogiebildung, die im Laufe des 19. Jh. zunehmend an Bedeutung gewinnt. Im Laufe des zirkulären metaphorischen Prozesses erfolgt eine sukzessive Stratifizierung der Trope. Sie gewinnt eine neue Bedeutungsebene höherer Stufe, die provisorisch mit dem Begriff des Systems umrissen werden kann.

Um zu sehen, wie dies geschieht, ist es hilfreich, mit der Frage zu beginnen, warum die neuen technischen Versorgungs- und Kommunikationssysteme überhaupt ›Netze‹ bzw. ›Netzwerke‹ genannt werden. Bevor die Infrastrukturnetze zum Modell organischer Netze und *vice versa* werden konnten, mussten sie ja zuerst einmal *als* Netze verstanden werden. Dafür gibt es zunächst ganz morphologische Gründe. Denn analog zu den mikroskopischen Zeichnungen der Anatomen des 17. Jh. und den Diagrammen der Naturforscher des 18. Jh. ist es hier das Medium der geographischen Karte, in dem sich die Metapher zu einem topologischen Modell terminologisiert. Die Einführung und Durchsetzung der Netzmetapher für die neuen technischen Infrastrukturen beruht auf der räumlichen

und zusammenwirken und in dieser Weise schließlich die Struktur des ganzen Gewebes bestimmen.« Werner Heisenberg: *Physik und Philosophie*, Stuttgart 1972, S. 96, zit. in Jochen Köhler: »Diderot in den Laboratorien des XX. Jahrhunderts«, in: Diderot: *Über die Natur*, S. 234.

³³ Vgl. André Guillerme: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, in: *Flux* 2 (1986) 5, S. 43–44. Laura Otis: *Networking*, S. 2. Emden: »Epistemische Konstellationen«, S. 128–129. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 51.

³⁴ Zum Wechselverhältnis von Medizin und Soziologie siehe Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, S. 171–196. Zum Verhältnis von Maschine und Organismus in wissenschaftshistorischer und -theoretischer Hinsicht siehe George Canguilhem: »Maschine und Organismus«, in: Ders.: *Die Erkenntnis des Lebens*, Berlin 2009, S. 183–232.

Abstraktion und kartographischen Repräsentation mehr oder weniger zentralistisch organisierter politischer und wirtschaftlicher Räume.

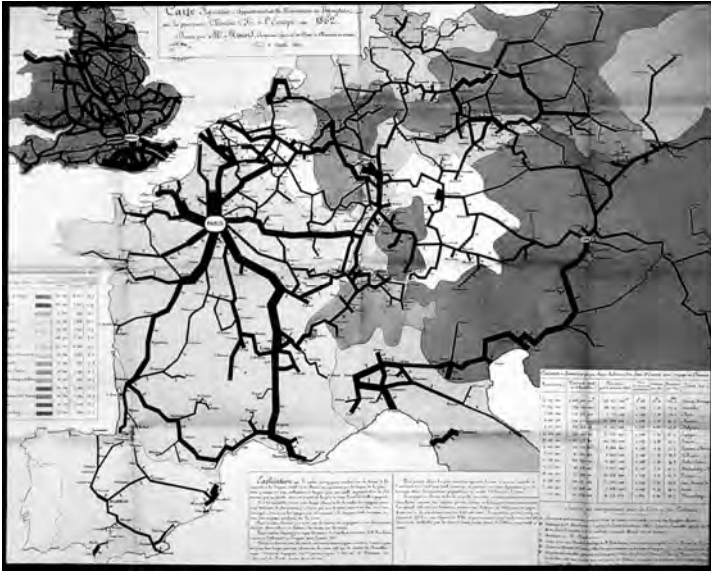


Abbildung 7: Eine Darstellung der Bewegung von Passagieren im europäischen Eisenbahnnetz um 1862 von Charles Joseph Minard

Metaphorologisch evident mag dieser Zusammenhang durch eine in der zweiten Hälfte des 19. Jh. geprägte Sentenz des deutschen Geographens Oscar Ferdinand Peschel werden, die zur Charakterisierung der unterschiedlichen Architektur beider europäischer Eisenbahnsysteme noch bis in das 20. Jh. hinein zitiert wird: »Das französische Bahnnetz [...] ist ein Spinnennetz, das deutsche ein Fischernetz.«³⁵ Womit freilich nicht gemeint ist, dass die französische Bahn, im Gegensatz zur deutschen, Insekten statt Fische fange. Von dieser unsinnigen, aber möglichen Lesart abzusehen verlangt, vom Komplex der Beutetechniken so weit zu abstrahieren, dass sich die Aufmerksamkeit des Verstehens allein auf die morphologische Struktur der funktionalen Organisation der Netze richtet, die allerdings nicht in derselben Weise einer optischen Wahrnehmung zugänglich sind, wie etwa das römische *opus reticulatum*. Denn mit menschlichen Sinnesorganen sind diese Organisationsmuster in ihrer Gesamtheit nicht mehr zu erfassen. Zugleich verdeutlicht sich im Muster der Infrastrukturen die Organisation unterschiedlicher Kulturen. Es sind der politische Zentralismus Frankreichs und die Fragmen-

³⁵ Oscar F. Peschel zit. nach: Michael Geistbeck: *Weltverkehr*, Hildesheim 1986, S. 238. Vgl. J. F. Schreiber: *Eisenbahnen als öffentliche Verkehrseinrichtungen*, Wien 1887, S. 213. Kurt Hassert: *Allgemeine Verkehrsgeographie*, Berlin 1931, S. 254.

tierung des deutschen Territoriums in verschiedene Zentren, die sich in der Topologie der Infrastrukturen kartographisch reflektieren.

Gleiches gilt von der Telegraphie. Analog zu den Eisenbahnen hat die Einrichtung systematischer Querverbindungen zwischen den zentripetal nach Paris führenden Telegraphenleitungen die sternförmige Topologie des Systems in eine netzförmige verwandelt. Nach einem Vorschlag Abraham und René Chappes – den Brüdern des Erfinders des optischen Telegraphen Claude Chappes – werden die in Paris strahlenförmig zusammenlaufenden Linien durch Querverbindungen außerhalb des Zentrums miteinander verknüpft.³⁶ Umso symmetrischer solche Querverbindungen angeordnet werden, desto stärker erinnert die kartographische Repräsentation zentralistischer Netze an eine radförmige Spinnenwebe. Wo die Metapher sich also nicht mehr auf einen ontologischen bzw. topologischen Raum, etwa der Naturordnung, sondern auf einen geographischen Raum der Infrastrukturen bezieht, leitet sie sich vom visuellen Medium der Karte ab. Die Struktur dieser technischen Großsysteme ist selbst nicht direkt wahrnehmbar. Dafür bedürfte es einer Vogelperspektive aus großer Höhe, aus der dann aber gerade Telegraphenleitungen schnell wieder unsichtbar werden, wenn sie nicht ohnehin unterirdisch verlaufen. Die Karte modelliert so einen Überblick der repräsentierten Elemente und ihres Zusammenhangs auf verkleinertem Maßstab.



Abbildung 8: Telegraphenlinien in Deutschland bis 1850

³⁶ Vgl. Abraham Chappe und René Chappe: *Mémoire sur la Télégraphie*, Paris 1829, S. 10. Frank Haase: »Stern und Netz«, in: Jochen Hörisch (Hg.): *Armaturen der Sinne*, München 1990, S. 36. Patrice Flichy: *Tele*, Frankfurt/M. 1994, S. 56. Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 57f.

Karten hat es allerdings schon länger gegeben, um etwa auch Straßennetze darzustellen. Dafür, dass sich das Konzept und mit ihm die Metapher der infrastrukturellen Netzwerke erst im 19. Jh. durchsetzt, muss es also einen weiteren Grund geben, als nur das kartographische Muster allein. Dieser Grund muss etwas mit der spezifischen Funktion der neuen technischen Systeme zu tun zu haben, die es erforderlich machte, das System als eine Sache *sui generis* zu adressieren.³⁷

Dass die Netzmetapher in diesem Zusammenhang bald den Platz des Systembegriffs übernimmt, lässt sich gut an den Schriften des deutschen Eisenbahntheoretikers Georg Friedrich List (1789–1849) nachvollziehen. Der führende deutsche Wirtschaftswissenschaftler veröffentlicht 1833 eine nationalökonomische Abhandlung *Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems*, die er gezielt in der Leipziger Öffentlichkeit zirkulieren lässt.³⁸ 1835 publiziert List im *Pfennig-Magazin* – der ersten deutschsprachigen Illustrierten mit einer wöchentlichen Auflage von bis zu 100.000 Exemplaren – einen weiteren Artikel *Über Eisenbahnen und das deutsche Eisenbahnsystem*.³⁹ In beiden Texten zur Entwicklung eines deutschen Schienennetzes kommt das Wort ›Netz‹ noch nicht vor. Doch sieht man das Netz auf dem Titelblatt der Zeitschrift in Gestalt einer kartographischen Skizze, die in dem Artikel noch einmal großformatig abgedruckt ist.⁴⁰ Drei Jahre später, 1838, erscheint von List eine weitere Abhandlung über *Das deutsche National-Transport-System*, in der er den Terminus ›Eisenbahnnetz‹ erstmals explizit gebraucht.⁴¹ Obwohl das Wort selbst schon früher bezeugt ist,⁴² dürfte List als Pionier des deutschen Eisenbahnwesens und geschickter Populist – der spätere Herausgeber seines ersten Traktats spricht von einem »agitorischen und organisatorischen Genie«⁴³ –

³⁷ Zu dieser Frage siehe Bernard Lepetit: »L'impensable réseau«, in: *Flux* 2 (1986) 5, S. 12–28 und Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 44–47. Die Problematik der Netzwerke als einer Sache *sui generis*, die oben bereits unter dem Begriff der zweiten Natur diskutiert wurde, wird uns weiter unten noch einmal im Begriff der Emergenz begegnen.

³⁸ Vgl. Lampertus Otto Brandt: »Einleitung«, in: Friedrich List: *Über ein sächsisches Eisenbahnsystem* (1833), Leipzig 1897, S. 3: »In Leipzig wurde im Jahre 1833 eine Aufsehen erregende Broschüre in 500 Exemplaren an alle Behörden des Staates, der Stadt an alle Einwohner, die einen Einfluß im öffentlichen Leben hatten, verteilt [...]«. Zur Verbreitung seiner nationalökonomischen und infrastrukturtheoretischen Ideen begründet List 1935 überdies das *Eisenbahn-Journal und National-Magazin*, Altona und Leipzig 1835–1837.

³⁹ Friedrich List: »Über Eisenbahnen und das deutsche Eisenbahnsystem«, in: *Das Pfennig-Magazin* 3 (1835) 101, S. 73–79.

⁴⁰ Siehe unten, Abbildung 9.

⁴¹ Friedrich List: *Das deutsche National-Transport-System in volks- und staatswirtschaftlicher Beziehung*, Berlin 1888, S. 13. Vgl. Beyrer: »Gebahnte Wege«, S. 76

⁴² In einer Schrift des Nürnberger Sparkassengründers und Bürgermeisters Johannes Scharrer taucht das Wort bereits 1836 auf, vgl. Johannes Scharrer: *Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfkraft oder Verhandlungen der Ludwigsbahngesellschaft*, Nürnberg 1836, zit. in Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 69, der die erste Erwähnung auf 1837 datiert. Victor von Röhl: *Enzyklopädie des Eisenbahnwesens*, Wien 1912 datiert Scharrers Artikel jedoch schon auf 1836.

⁴³ Brandt: »Einleitung«, S. 13.

wohl maßgeblich zur Verbreitung der infrastrukturellen Netzwerkmetaphorik in der deutschen Sprache beigetragen haben.

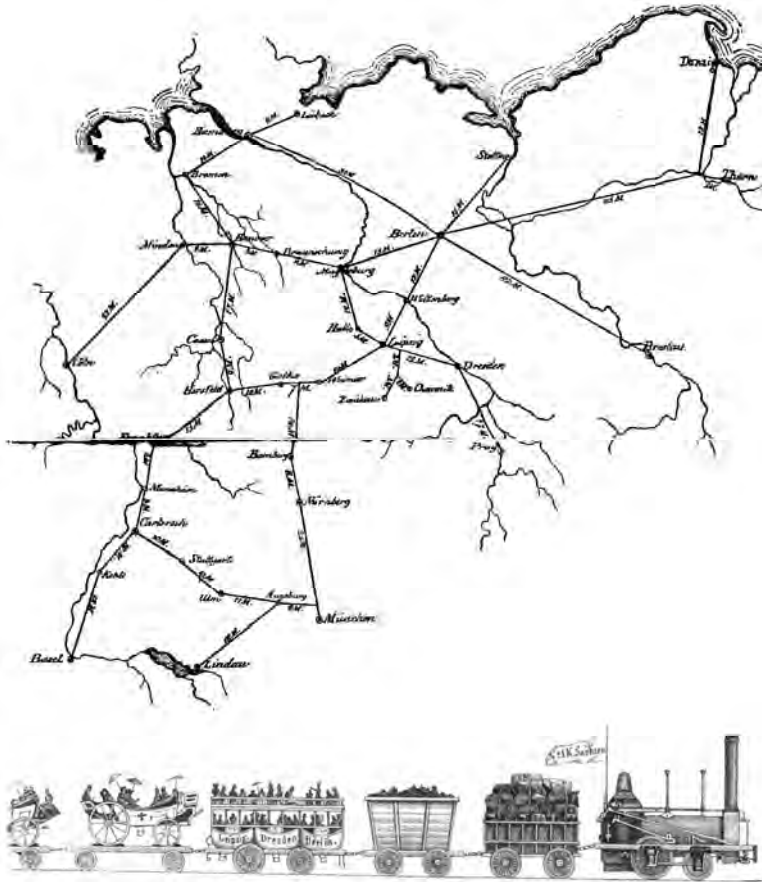


Abbildung 9: Deutsches Eisenbahnsystem nach Friedrich List (1835)

Auch der Artikel von 1838 ist ein publizistisch wohlplatziertes Text, handelt es sich bei der Abhandlung über *Das deutsche National-Transport-System* doch um einen Sonderdruck des 1937 erschienenen Lexikon-Artikels über *Eisenbahnen* in der *Enzyklopädie der Staatswissenschaften*, die List »in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands« selbst mit initiiert hat. In dem Lexikonartikel prognostiziert der Verkehrsökonom, dass »sich die Eisenbahnsysteme aller großen Continental-Nationen netzartig gestalten [werden], so daß sie von den Hauptstädten nach den Hauptgrenz-Punkten ausstrahlen.«⁴⁴

⁴⁴ Friedrich List: »Eisenbahnen«, in: *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften*, Bd. 4 (1837), hrsg. v. Carl von Rotteck und Karl Theodor Welcker, Altona 1834–1843, S. 742.

Während Frankreich Lists Vermutung bestätigt, nimmt das deutsche Schienennetz eine andere Entwicklung, die Peschel schließlich Anlass zu seinem aphoristischen Gleichnis gibt. Lists Prognose beruht dabei auch auf Überlegungen zum militärischen Nutzen der Eisenbahn. Der Staatsökonom nimmt an, dass die »netzartige concentrische Form des Eisenbahnsystems«⁴⁵ im Kriegsfall stets die verteidigende Nation bevorteilen werde, weil der Angreifer auf seinem Vorstoß nur wenige Linien des feindlichen Netzes nutzen könnte, während dem Verteidiger alle übrigen Verbindungen für Truppenverschiebungen zur Verfügung stünden. Daraus folgert List, dass Eisenbahnnetze zukünftige Invasionskriege verhindern würden:

»Die erste und größte Wirkung der Eisenbahnsysteme in dieser Beziehung ist demnach die, daß die Invasionskriege aufhören; es kann nur noch von Grenzkriegen die Rede sein. [...] So wird das Eisenbahnsystem aus einer Kriegsmilderungs-, Abkürzungs- und Verminderungs-Maschine am Ende gar eine Maschine, die den Krieg zerstört [...].«⁴⁶

Bereits 20 Jahre nach dem Erscheinen seines Artikels musste der Autor des neu aufgelegten Lexikonbeitrags einräumen, dass List sich in dem Punkt geirrt hatte: Während des Italienischen Krieges von 1859 wird die vermeintliche Kriegsverhinderungsmaschine erstmals systematisch für militärische Zwecke eingesetzt, wobei sie nicht nur Verteidigungszwecken dient.⁴⁷ Die Kriege des 20. Jh. haben schließlich Lists Hoffnungen auf eine Pazifizierung des Europäischen Kontinents mithilfe der Eisenbahnen vollends diskreditiert. Seine Überlegungen zur zweckmäßigen Konstruktion von Schienennetzen erwiesen sich jedoch als wegweisend für die politische Ökonomie des deutschen Eisenbahnwesens.⁴⁸

Im Bereich der militärischen Raumplanung selbst taucht die Metapher des Netzwerkes offenbar erstmals 1821 auf, und zwar in Frankreich. Nach der Restauration 1815 soll eine vom Kriegsministerium eingesetzte Kommission die maroden Verteidigungsanlagen rund um Frankreich erneuern. In ihrer Konzeption stützt sich die Kommission auf die Pläne des Militärarchitekten Louis de Cormontaigne (1696-1752), der ein Modell im Rahmen der klassischen Kriegsführung ideal zu verteidigenden Territoriums entwickelt hat.⁴⁹ Mit der abstrakten Gliederung des umkämpften Terrains in Belagerungs-, Versorgungs- und Rückzugslinien, stellt Cormontaignes geometrisches Modell mit seinen projektierten Schnitt- und Koordinationspunkten eine militärische Raumutopie dar, die zu Anfang des 19. Jh. den neuen technischen Bedingungen und den konkreten geographischen Gegebenheiten angepasst und entsprechend weiterentwickelt wird.

⁴⁵ Ebd., S. 662.

⁴⁶ Ebd., S. 662–663. Vgl. List: *Das deutsche National-Transport-System*, S. 14.

⁴⁷ Vgl. G. Cohen: »Eisenbahnen«, in: *Staats-Lexikon*, Bd. 5, hrsg. v. Rotteck/Welcker, Altona 1856–1866, S. 23.

⁴⁸ Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800–1866*, München 1998, S. 191 und Brandt: »Einleitung«, S. 13.

⁴⁹ Vgl. Louis de Cormontaigne: *Architecture militaire*, Paris 1732. Guillerme: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 48.

Daraus geht ein bewegliches Netz von Verteidigungs- und Kommunikationslinien, von Gleichgewichtspunkten und Querverbindungen hervor, das um die Hauptstadt Paris aufgespannt – und alsbald auch ein ›Netzwerk‹ (*réseau*) genannt wird.⁵⁰

Indem Straßen, Wege, Kanäle, Tunnel und Flüsse in dieses Netz mit einbezogen werden, wird schließlich der ganze Staat als ein Netzwerk aufeinander bezogener Elemente konzipiert. Eine neue, relationale Geographie wird entworfen, die einen topologischen Raum entwirft, der lediglich auf der Verbindung und Verdichtung von Linien beruht. So ist etwa die Nähe zwischen zwei Orten in diesem Raum nicht allein abhängig von ihrer geographischen Distanz, sondern wesentlich von den funktionalen Verknüpfungen, d.h. der infrastrukturellen Vernetzung. Das sich darin entfaltende Netzwerkkonzept dient einer neuen Technik von Raumkontrolle; es lässt sich daher auch als ein »Instrument zur Konstruktion und Beherrschung des Raums fassen.«⁵¹

Im selben Zuge etabliert sich das Konzept, und mit ihm die Metapher, auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften. Im Bereich des städtischen Wasserwesens lässt sich in Paris ab 1825 ein Übergang von einem zentralistischen Modell der Wasserversorgung zu einer komplexen Architektur aus Kanälen und Querverbindungen beobachten, deren Leitungsnetz eine störungsfreie Zirkulation von Wasser im urbanen Raum gewährleisten soll.⁵² 1829 führt Raymond Génieys, der Pariser Chefarchitekt für öffentliche Arbeiten, die Bezeichnung ›Netz‹ bzw. ›Netzwerk‹ (*réseau*) für das städtische Wasserleitungssystem ein.⁵³

⁵⁰ Vgl. André Guillaume: »Réseau. Genèse d'une catégorie dans la pensée de l'ingénieur sous la Restauration«, in: *Flux* 7 (1991) 6, S. 6–7: »en réseau, en système de gestion totale des interconnexions: les noeuds urbains, les carrefours, les embouchures, les lignes prêtes à se tendre à la première alerte sérieuse.«

⁵¹ Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 53–56.

⁵² Vgl. Guillaume: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, S. 40–41 u. Guillaume: »Réseau«, S. 14. Zur Entwicklung der deutschen Kanalisation in der zweiten Hälfte des 19. Jh. siehe Ulrich Koppitz: »Geographische Entwicklungsmuster von Netzwerken der Ver- und Entsorgung«, in: Fangerau/Halling (Hg.): *Netzwerke*, Bielefeld 2009, S. 111–130.

⁵³ Guillaume: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, S. 41: »C'est Génieys, ingénieur en chef des Ponts et Chaussées attaché à la direction des travaux publics de Paris qui désigne le système par le terme ›réseau‹ en 1829«. Während die begriffliche Innovation in Génieys: *Essai sur les moyens de conduire, d'élever et de distribuer les eaux*, Paris 1829, S. 155 eine sprachliche Seltenheit im Text darstellt, häufen sich *réseau*-Komposita in Jules Dupuit, Raymond Génieys und Jean François Aubuisson de Voisins: *Traité théorique et pratique de la conduite et de la distribution des eaux*, Paris 1854: »réseau de tuyaux débouchant« (S. ix), »réseau tracé« (S. xii), »réseau de conduites« (S. 210, 217, 221–226 u. 232) und »réseau de la distribution« (S. 245, 248) – im Vergleich zum Grundwort: »réseau« (S. 211, 231, 233).

3. Zirkulation und Zirkularität

Als bald beginnt sich das Konzept des Netzwerkes ganz allgemein für Systeme von Flüssen und Strömen aller Art zu etablieren; zunächst im Bereich des Verkehrs und der zivilen Raumplanung,⁵⁴ bald auch in der Kommunikation und Ökonomie. Was in diese Netze geht, soll nicht gefangen werden, sondern fließen und zirkulieren: Waren, Menschen, Zeichen und Geld. Je besser ausgebaut und umso stärker verknüpft die entsprechenden Infrastrukturen sind, desto mehr kann zirkulieren und je mehr in ihnen zirkuliert, umso prosperierender die Wirtschaft und florierender die Gesellschaft als Ganze: In diesem Sinne entwickeln die Anhänger von Claude-Henri de Rouvroy (1790-1825), dem Grafen von Saint-Simon, in den 1830er Jahren eine politische Netzwerkphilosophie. Die sich als Saint-Simonisten bezeichnenden Sozialutopisten beziehen sich dabei auf die Schriften des schillernden Grafen, der als »ausgebildeter Militäringenieur zum wissenschaftlichen, politischen, ökonomischen und letztendlich religiösen Propheten eines ›Industrialisme‹«⁵⁵ avancierte.

Grundlage des Saint-Simonismus war eine sozialphysiologische Theorie, die auf einer vitalistischen Analogie zwischen biologischen und gesellschaftlichen Körpern beruht.⁵⁶ Ihr zufolge zeichnet sich das Leben (*corps organisés*) – im Gegensatz zum Unbelebten (*corps bruts*) – durch die Zirkulation von Flüssigkeiten in »Röhren, Kanälen, Leitungen oder Gefäßen«⁵⁷ aus: Je komplexer und organisierter die Zirkulationssysteme, desto höher entwickelt das Leben, so die These Saint-Simons.⁵⁸ In strenger Analogie überträgt der Graf dabei seine vitalistischen Ideen auf die Gesellschaft. Die Ströme, die im gesellschaftlichen Körper zirkulieren sollen, sind Wissen, Waren, Menschen und – vor allem Geld.⁵⁹ Daraus leitet der Visionär eine industrielle Utopie ab, auf die sich sein politisches Programm und das seiner Anhänger stützt.⁶⁰ Die Politik solle sich demnach lediglich darauf

⁵⁴ Guillaume: »Réseau«, S. 9–13 bezieht sich dabei u.a. auf Joseph-Michel Dutens: *Mémoire sur les travaux publics en Angleterre*, Paris 1819 und Joseph Louis Etienne Cordier: *Ponts et Chaussées*, Lille 1823. Vgl. Lepetit: »L'impensable réseau«, S. 23–27. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 53–54.

⁵⁵ Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 88. Zum Netzwerkkonzept des Saint-Simonismus siehe ebd. S. 81–96. Pierre Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux*, Paris 1997. Pierre Musso: *Critique des réseaux*, Paris 2003, S. 150–169. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 57–69.

⁵⁶ Vgl. Claude-Henri de Saint-Simon: »Mémoire sur la science de l'homme«: *Ceuvres de Claude-Henri de Saint-Simon*, Bd. 5/4, Paris 1966. In dt. Übersetzung liegt lediglich vor: Saint-Simon: *Ausgewählte Schriften*, übersetzt und hrsg. v. Lola Zahn, Berlin 1977.

⁵⁷ Saint-Simon: »Mémoire sur la science de l'homme«, S. 91–62, zit. in: Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux*, S. 89: »tubes, canaux, conduits ou vaisseaux«.

⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 91–99. Musso: *Critique des réseaux*, S. 154–156.

⁵⁹ Vgl. Claude-Henri de Saint-Simon: »L'Industrie«: *Ceuvres de Claude-Henri de Saint-Simon*, Bd. II/1, Paris 1966, S. 93. Insbesondere dazu auch: Pierre Musso: *La religion du monde industriel*, La Tour d'Aigues 2006.

⁶⁰ Vgl. Claude-Henri de Saint-Simon: »L'Industrie«: *Ceuvres*, Bd. I/2, Paris 1966, S. 148.

beschränken, den freien Fluss der Ströme zu gewährleisten, statt ihn, etwa in Gestalt eines parasitären Feudalsystems, zu blockieren und trockenzulegen.⁶¹ Indem der Begriff der Industrie hier also noch nicht auf die Welt der betriebsförmigen Erwerbsarbeit beschränkt ist, sondern das Ganze der gesellschaftlichen Produktion, Distribution und Konsumtion von Waren, Wissen und Werten umfasst, stellt sich der saint-simonistische Industrialismus als eine frühsozialistische Utopie unter wirtschaftsliberalen Bedingungen dar.⁶² Alle bürgerlichen Subjekte sollten unter Ausschluss staatlicher Reglementierung als direkte Produzenten in die Zirkulation der Ströme eingebunden werden und dadurch unmittelbar von den sozio-technischen Netzen und ihrer Wertschöpfung profitieren.

Während das Wort Netz (*réseau*) bei Saint-Simon selbst noch nicht auftaucht, sondern erst von seinen Anhängern eingeführt wird, rekurriert der visionäre Graf offenbar auf ältere Modelle der Zirkulation aus dem Bereich der Physiologie, insbesondere auf das erstmals in William Harveys *Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus* (1628) vollständig beschriebene Modell des Blutkreislaufs.⁶³ So findet sich in seinen Notizen zur Industrie auch eine schon in Thomas Hobbes *Leviathan* (1651) entwickelte Analogie: Geld ist für das Gemeinwesen, was das Blut für den Körper ist.⁶⁴ Saint-Simons sozialphysiologische Thesen sind daher unterschiedlich bewertet worden: zum einen als progressiver Ansatz zu einer modernen Netzwerktheorie, zum anderen als eine romantische Fortschreibung älterer Kreislaufkonzepte.⁶⁵ In jedem Fall lässt sich am Saint-Simonismus eine programmatische Übertragung des organischen Kreislaufmodells auf technische Infrastrukturen und ökonomische Beziehungen studieren, die bereits in anderen Diskursen zu entsprechenden Analogiebildungen geführt hatte.

⁶¹ Vgl. Claude-Henri de Saint-Simon: »L'Organisateur«: *Ceuvres*, Bd. II/2, Paris 1966. Musso: *La religion du monde industriel*, S. 128. Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux*, S. 137–145.

⁶² Zum Saint-Simonismus als frühsozialistische Erscheinung vgl. Stefanie Siebers-Gfäller: *Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830–1836*, Frankfurt/M. 1992.

⁶³ William Harvey: *Die Bewegung des Herzens und des Blutes*, hrsg. v. Robert von Töply, Stuttgart 1970. Zu Harveys Modell siehe Thomas Fuchs: *Die Mechanisierung des Herzens*, Frankfurt/M. 1992. Zum Verhältnis von Saint Simon und Harvey vgl. Pierre Musso: »Aux origines du concept moderne: corps et réseau dans la philosophie de Saint Simon«, in: *Quaderni* 3 (1987/88), S. 15.

⁶⁴ Vgl. Saint-Simon: »L'Industrie«, S. 93: »La loi la plus importante de toutes est sans contredit celle qui règle le budget, car l'argent est au corps politique ce le sang est au corps humain.« Zit. nach Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux*. Entsprechend lautet die von Hobbes in Chapter XXIV des *Leviathan* zur vollständigen Analogie entwickelte Marginalie: »Money is the blood of a commonwealth«, dt. in Hobbes: *Leviathan*, hrsg. v. Hermann Klenner, Hamburg 1996, S. 213: »Geld ist das Blut des Gemeinwesens«. Dementsprechend gibt es bei Hobbes schon »Kanäle und Wege, die das Geld dem öffentlichen Gebrauch zuführen«. Ebd., S. 214. Herv. von mir. Eine kurze Geschichte der Analogie gibt Jerah Johnson: »The Money=Blood Metaphor. 1300–1800«, in: *The Journal of Finance* 21 (1966) 1, S. 119–122.

⁶⁵ So plädiert Gießmann: *Netze und Netzwerke* als ein Vertreter der zweiten Ansicht gegen Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux* als einen Vertreter der ersten.

Noch bevor François Quesnay (1694–1774), Leibarzt Ludwigs XV. und Begründer der Physiokratie, das erste volkswirtschaftliche Kreislaufmodell entwickelt – dessen anatomische Inspiration zwar nicht belegbar ist, aber naheliegt – hat der schottische Bankier John Law (1671–1729) kurz nach seiner Ernennung zum fiskalischen Generalkontrolleur Frankreichs unter der Regentschaft Phillips von Orléans die schon bei Hobbes entfaltete Blut-Geld-Metapher in klarer Analogie zu Harveys Modell weitergesponnen: dem Bankier gelten die Banken als das Herz (*cœur*) der Wirtschaft.⁶⁶ Auch die hydraulischen Konzepte der französischen Zivilingenieure des frühen 19. Jh. nehmen Anleihen an dem Blutkreislaufmodell.⁶⁷ Im selben Zuge gewinnt die physiologische Forschung neue Erkenntnisse über die Bewegung des Blutes durch das Wissen der Ingenieure aus hydraulischen Experimenten.⁶⁸ Der Bezug der Schriften Saint-Simons zu diesen Entwicklungen ist offenkundig.⁶⁹ Die zirkuläre Übertragung physiologischer, technologischer und ökonomischer Modelle gewinnt in seiner Philosophie System. Die Zirkulation *ist* das System.

Nach dem Tod des Grafen 1825 wird dieses System von seinen Anhängern auf die Organisation von Netzwerken übertragen und enggeführt. Sie identifizieren die modernen Infrastrukturen als die materiellen Medien des gesellschaftlichen Stoffwechsels. Das »zentrale Dokument«⁷⁰ bzw. der »Schlüsseltext«⁷¹ der frühsozialistischen Netzwerkutopie ist die Programmschrift *Système de la Méditerranée*, die der Ingenieur und zukünftige Professor für Nationalökonomie am Collège de France Michel Chevaliers 1832 in der Zeitschrift *Le Globe* veröffentlicht.⁷² Als Chefredakteur der zu den führenden liberalen Periodika Europas zählenden Zeit-

⁶⁶ Die erste schematische Darstellung des Wirtschaftskreislaufes findet sich in der Abhandlung von François Quesnay: *Tableau économique, et maximes générales du gouvernement économiques*, Versailles 1758, dt. *Tableau économique*, hrsg. v. Marguerite Kuczynski, Berlin 1965. Eine dezidiert ökonomische Blutkreislaufmetaphorik ist überliefert in John Law: »Second mémoire sur les banques« (1843), in: Eugène Daire (Hg.): *Économistes financiers du XVIIIe siècle*, Paris 1851, S. 567: »La monnaie est dans l'État ce que le sang est au corps humain; sans l'un, on ne saurait vivre, sans l'autre on ne saurait agir. La circulation est nécessaire à l'un comme à l'autre, et le crédit figure dans le commerce, comme les esprits ou la partie la plus subtile du sang.« Zur Herz-Metapher John Law: »Seconde lettre, ou l'on traite du crédit et de son usage« (1843), in: Eugène Daire (Hg.): *Économistes financiers du XVIIIe siècle*, Paris 1851, S. 656: »La Banque est, par rapport aux finances, le coeur du royaume, où tout l'argent doit revenir pour recommencer la circulation.«

⁶⁷ Vgl. Guillaume: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, S. 43 und Kay Kirchmann: *Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck*, Opladen 1998, S. 408.

⁶⁸ Vgl. Guillaume: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, S. 43–44.

⁶⁹ Die Nähe von Saint-Simons Schriften zu denen John Laws grenzt für Pierre Musso sogar an ein Plagiat (*quasiment plagié*), vgl. Musso: *Télécommunications et philosophie des réseaux*, S. 122. Dabei bezieht sich der Netzhistoriker auf das oben in Anm. 66 genannte Law-Zitat und das in Anm. 64 angeführte Zitat Saint-Simons.

⁷⁰ Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 81.

⁷¹ Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 65.

⁷² Der in einzelnen Folgen erschienene Artikel wurde gesondert abgedruckt in Michel Chevalier: *Système de la Méditerranée*, 20. janvier 1832 – 12. février 1832 (*Religion Saint-Simonienne* Politique Industrielle), Paris 1832.

schrift und als führender Kopf der sich selbst als Religionsgemeinschaft⁷³ verstehenden Saint-Simonisten schlägt er die Einrichtung einer transnationalen Superinfrastruktur vor. Diese soll einen ewigen Kampf zwischen Orient und Okzident für immer befrieden, den Chevalier für den Ursprung aller Kriege und Nöte rund um den Mittelmeerraum hält.⁷⁴ Durch die verkehrstechnische, wirtschaftliche und mediale Vernetzung der Völker will er einen weltpolitischen Frieden stiften, der als Motto dem großen Entwurf vorangestellt ist: »La paix est aujourd'hui la condition de l'émancipation des peuples.«⁷⁵ Vernetzt werden sollen alle Ströme, die frei zirkulieren müssen, und zwar im immateriellen Netz der Banken (*réseau des banques*) wie im materiellen Verkehrsnetz (*réseau des lignes de transport*).⁷⁶

Chevalier gliedert das *système* dabei in ein primäres Netz (*premier réseau*), das die internationalen Hauptverbindungen rund um den Mittelmeerraum herstellt und in sekundäre Netze (*réseaux secondaires*), die sich lokal in den einzelnen Regionen ausbreiten sollen.⁷⁷ Die Organisation des hierarchisch gegliederten Netzes orientiert sich dabei offenbar an der Gliederung des Blutkreislaufs: Die Hauptadern pumpen das Blut durch den Körper und die fein verzweigten Kapillaren transportieren es ins lebende Gewebe. Als ein belebendes Netz (*réseau vivifiant*) sollen die Eisenbahnlinien erster Ordnung die Nationen von Russland bis Algerien wie ein System von Venen und Arterien (*comme un système de veines et d'artères*) zu einem einzigen Organismus verbinden und seine zerstückelten Glieder verknüpfen (*en relierait les membres disjoints*).⁷⁸ In Chevaliers utopischem Vernetzungsprojekt verbinden sich damit verschiedene Aspekte der modernisierten Netzwerkmetaphorik und die mit ihr verknüpften Wissensformen. Zum einen schließt das Projekt an die neue, funktionale Raum-Konzeption der französischen Militär- und Stadtarchitekten an, die das Verhältnis von geographischen Orten nicht mehr primär oder ausschließlich über euklidische Parameter, sondern relational aus ihrer infrastrukturellen Verknüpfung heraus bestimmt – nun aber in sozialpolitischer Absicht: »Perfektionierte Transportwege verringern die Distanzen, nicht nur von einem Ort zum anderen, sondern genauso die von einer Klasse zur anderen.«⁷⁹

⁷³ Zum Saint-Simonismus als soziales Phänomen siehe Richard Martinus Emge: *Saint-Simon*, München 1987.

⁷⁴ Vgl. Georges Ribeill: »Au temps de la révolution ferroviaire. L'utopique réseau«, in: *Flux 2* (1986) 5, S. 48–59. Musso: *Critique des réseaux*, S. 200–202.

⁷⁵ Das Motto findet sich direkt auf dem Cover der gebundene Ausgabe Chevalier: *Système de la Méditerranée*, 20. janvier 1832–12. février 1832, S. 36. In der Zeitungsausgabe firmiert es als Überschrift des 4. Artikels zur *Politique Générale* vom 12. Februar 1832. Vgl. Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 83.

⁷⁶ Vgl. Chevalier: *Système de la Méditerranée*, 20. janvier 1832–12. février 1832, S. 36.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 50.

⁷⁸ Vgl. ebd.

⁷⁹ Michel Chevalier: *Lettres sur l'Amérique du Nord*, Paris 1937, S. 3: »Des moyens de transport perfectionnés ont pour effet de réduire les distances non seulement d'un point à un autre, mais encore d'une classe à une autre classe.« Vgl. Musso: *Critique des réseaux*, S. 208–209. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 66.

Fast gleichlautend schreibt der französische Ökonom und Sozialtheoretiker Constantin Pecqueur (1801–1887) in seiner 1839 erschienenen *Economie sociale*: »So verringern sich nicht nur die Entfernungen zwischen den Orten, sondern gleichermaßen die Abstände zwischen den Menschen.«⁸⁰ Zum anderen verknüpft der Netzwerkplan das Wissen der Zivilingenieure über Infrastrukturen mit physiologischen und ökonomischen Kreislaufmodellen. Spätestens mit Chevaliers System zur Beförderung interkultureller Prosperität auf der Basis technischer Netze wird die vitalistische Theorie Saint-Simons von seinen Anhängern in eine technokratische Mystik überführt, die in den Infrastrukturen selbst den Ursprung und das Mittel eines zivilisatorischen Transformationsprozesses hin zum irdischen Paradies einer universellen Vernetzung sehen.⁸¹

Die *association universelle* ist das Resultat einer universalisierten Analogie: die Metapher des Netzwerkes wird zu einem ontologischen Konzept, das soziale, biologische und technologische Zusammenhänge durch eine gemeinsame Logik zu erklären versucht. Der Weg der Metapher verläuft dabei von der Analogie über das Modell zum System. Ihr ursprünglich morphologischer Sinn erfährt durch den Prozess der Terminologisierung und seiner Verknüpfung mit dem Modell der Zirkulation eine Reifikation der abstrahierten Bedeutung auf einer Ebene höherer Stufe. Netzwerke gelten nun als ein allgemeines Organisationsmuster des Lebens. Organische Kreisläufe und technische Infrastrukturen erscheinen als Manifestationen eines einzigen Prinzips. Ähnlichkeit wird zur Identität, die Metapher verschwindet in der Theorie. Man könnte mit Ricœur sagen, sie erreicht in ihrer Stratifizierung den Status einer neuen Pertinenz.

Indem sie allerdings auf einer Verknüpfung höchst heterogener Wissensbereiche beruht und dabei zum Gegenstand weitreichender sozialer Hoffnungen wird, kommt der metaphorische Prozess nie zur Ruhe. Zum einen ist es die Analogie von Organismus und Gesellschaft selbst, die zu immer neuen Implikationen und Spekulationen führt und zum anderen ist es der wissenschaftliche und technische Fortschritt in den verknüpften Bereichen, der immer wieder Irritationen, Verwerfungen und Neuinterpretationen der Metapher erzeugt. Mit anderen Worten: im Zuge ihrer Verbreitung innerhalb der verschiedenen wissenschaftlichen, öffentlichen und literarischen Wissensbereiche entfaltet die Metapher beständig neue Impertinenzen *innerhalb* der neuen Polysemie von Netzen, die sich – durch komplexe Wechselbeziehungen – zu einem interpertinenten metaphorischen Netz verdichten.

Besonders eindrücklich lässt sich dies am Beispiel der Eisenbahn beobachten. Im Laufe ihrer Lexikalisierung hat sich die morphologische Metapher des Eisenbahnnetzes als ein Name für das System der miteinander verbundenen Verkehrs-

⁸⁰ Constantin Pecqueur: *Economie sociale*, Bd. 1, Paris 1839, S. 336, zit. u. übers. in: Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, Frankfurt/M. 1981, S. 68.

⁸¹ Vgl. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 66. Musso: *Critique des réseaux*, S. 216–220. Ribeill: »Au temps de la révolution ferroviaire«, S. 50.

strecken etabliert. Im Zuge dessen ist die ursprüngliche Bedeutung des Netzes als eines Fanggerätes vollständig in den Hintergrund getreten. Mit Ricœur ließe sich also sagen, eine neue Polysemie habe sich eingestellt, die den Wortschatz um einen neuen Sinn bereichert. Zwei pertinente Bedeutungen existieren nun nebeneinander, zwischen denen scheinbar keine semantische Verbindung mehr besteht. Die rasante Ausbreitung der Eisenbahnnetze bringt indessen weitreichende gesellschaftliche Veränderungen mit sich. Diese betreffen zum einen eine radikal neue Erfahrung von Raum und Zeit, wie die berühmt gewordene Bemerkung Heinrich Heines prägnant bezeugt:

»Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu tödten!«⁸²

Die Vernichtung von Raum und Zeit ist einer der zentralen Topoi, mit denen das frühe 19. Jh. die historische Innovation der Eisenbahn beschreibt.⁸³ Gleiches gilt für die Telegraphie, die mit ihrer bisher unbekanntem Geschwindigkeit der Informationsübertragung das Verhältnis von Raum und Zeit radikal verändert.⁸⁴ Neben der veränderten Raum- und Zeiterfahrung durch die neuen technischen Infrastrukturen verbinden sich mit dem technologischen Fortschritt große Hoffnungen in Bezug auf die Sicherung des Friedens und die Steigerung nationalstaatlicher Prosperität. Wie die Schriften Lists, Pecqueurs, der Saint-Simonisten und vieler anderer Autoren bezeugen, versprechen sich die Befürworter der Eisenbahn von einem entfesselten Weltverkehr die Aufhebung sozialer Schranken und Konflikte und eine allgemeine Ausbreitung wirtschaftlichen Wohlstands und politischer Gerechtigkeit.⁸⁵ Die Eisenbahn als Triumph der Technik erscheint als die zivilisatorische Erfindung schlechthin.⁸⁶ Zu den utopischen Erwartungen gesellen sich indessen bald befremdliche und bisweilen verstörende Erfahrungen. So erfasst Heine angesichts der Eisenbahn »ein unheimliches Grauen«, da »unsre ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird« und »neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten«, die »verlockend und zugleich beängstigend« sind.⁸⁷

⁸² Heinrich Heine: »Lutetia«: *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Hamburg 1867, S. 122.

⁸³ Vgl. Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, S. 35ff.

⁸⁴ Vgl. Iwan Rhys Morus: »The Nervous System of Britain«. Space, Time and the Electric Telegraph in the Victorian Age«, in: *The British Journal for the History of Science* 33 (2000), S. 456–463.

⁸⁵ Neben den oben zitierten Texten siehe auch John Francis: *A History of the English Railway*, London 1851. Anonymus: *Denkschrift zu dem Entwurfe eines neuen Eisenbahnnetzes der österreichischen Monarchie*, Wien 1864. Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 66. Zur Entwicklung insbesondere in England siehe Jack Simmons: *The Victorian Railway*, London 1991. Otis: *Networking*, S. 84–92.

⁸⁶ Vgl. Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, S. 76.

⁸⁷ Heine: »Lutetia«, S. 121.

Ab Mitte des 19. Jh. mehren sich die Problemdiskurse. Die Eisenbahn erscheint nun zunehmend als ein Auslöser von Neurosen, Unfällen und Traumata, als Zerstörer der Natur und des urbanen Raums gleichermaßen.⁸⁸ Sie zerschneidet die Landschaft, teilt sie neu auf; mit den Waren und Gütern zirkulieren immer mehr Menschen auf den neuen Verkehrswegen, deren Mobilität und Nähe Argwohn und Befremden stiftet; und der mechanisierte Verkehr diktiert zunehmend den Rhythmus des Lebens, durch den eine ganz andere als die erhoffte Form von Gleichheit zutage tritt: die Gleichheit von Menschen und Waren als Beförderungsmasse in Eisenbahnnetzen.⁸⁹ Die mit der neuen Technik des anbrechenden Industriezeitalters verbundenen kulturellen Irritationen und sozialen Spannungen führen bisweilen zu einer Re-Metaphorisierung des lexikalisierten Begriffs. Vor dem Hintergrund der lebensweltlichen Erfahrungen aktualisiert sich wieder die bislang ausgeblendete Macht- und Beutemetaphorik. So stellen vor allem britische Karikaturen in der Mitte des 19. Jh. Dampflokomotiven und Eisenbahnmoguln als Spinnen in einem bedrohlichen Netz dar.⁹⁰

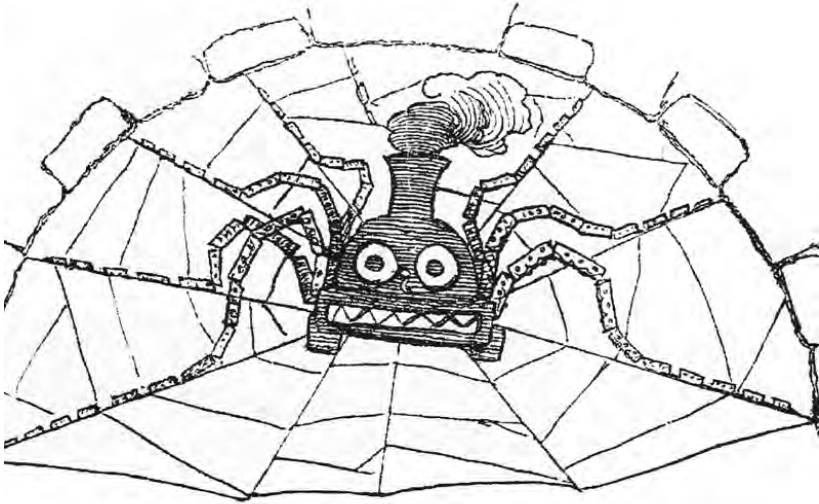


Abbildung 10: Karikatur einer Eisenbahn als bedrohliche Spinne im britischen Magazin *Punch* (1865)

⁸⁸ Vgl. Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, S. 106–141 u. 152–174.

⁸⁹ Vgl. Francis: *A History of the English Railway*, S. 101–120 u. 174–187. Simmons: *The Victorian Railway*, S. 19–20 u. 155. Otis: *Networking*, S. 84–92. Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise*, S. 169–170.

⁹⁰ Vgl. Beyrer: »Gebahnte Wege«, S. 75. Simmons: *The Victorian Railway*, S. 147 zeigt eine Karikatur von Alfred Crowquill mit dem Titel »How He Reigned and How He Mizzled«, die den Eisenbahnmogul George Hudson als Spinne darstellt; allerdings so, dass er im eigenen Netz gefangen zu sein scheint. Der Name Alfred Crowquill ist ein gemeinsames Pseudonym der Brüder Alfred Henry Forrester (1804–72) und Charles Robert Forrester (1803–50), vgl. John Sutherland: *The Stanford Companion to Victorian Fiction*, Stanford 1989, S. 164.

Was sich in der Re-Metaphorisierung vom Eisenbahn- als Beutenetz bekundet, sind zum einen Befürchtungen vor den Gefahren der Technologie selbst und den Abhängigkeiten, die sie stiftet, das ›Gefangensein‹ in ihr; zum anderen besetzt die Spinne den durch die Ausblendung der Textilmetaphorik verschwundenen Subjektpol neu. Als Schöpferin und Eigentümerin des Jagdnetzes verweist sie auf den doppelten Status von Infrastrukturen als Privatbesitz und öffentliches Gut – sie thematisiert das Problem von Eigentum und Kontrolle.⁹¹ Das Problem der Kontrolle der technischen Netzwerke führt auch im Kontext ihrer organischen Interpretation zu paradigmatischen Analogie- und Metaphernbildungen. Denn die Konzeption der Infrastrukturen nach dem Modell des menschlichen Körpers wirft schließlich die Frage nach der Einheit und Koordinierung des Gesamtsystems auf. Während die Verkehrswege, vor allem die Eisenbahn, sowie das Geld die materielle Zirkulation nach dem Vorbild des Blutkreislaufs gewährleisten sollen, sind es die Telegraphennetze, in denen die analoge Funktion zum Nervensystem gesehen wird. Bereits in der Mitte des 19. Jh. ist diese Analogie so weit verbreitet, dass Herbert Spencer in seinen Überlegungen über *The Social Organism* (1860) bemerkt: »The comparison of telegraph-wires to nerves is familiar to all.«⁹² Was der Wissenschaftshistoriker Iwan Rhys Morus in ›*The Nervous System of Britain*‹ (2000) bezüglich der Telegraphenmetapher beschreibt, ist nicht nur ein viktorianisches Phänomen:

»[E]ine der gebräuchlichsten Metaphern, mit der viktorianische Autoren den elektrischen Telegraphen und seine Funktionsweise beschreiben, ist das menschliche Nervensystem. Das Netzwerk der Kabel, die sich über Land und Meer ausbreiten seien selber Nerven, die elektrische Botschaften hin und her übertragen. Das Telegraphenbüro, wo die Nachrichten empfangen, aufgegeben oder weitergeleitet werden, sei das Gehirn, das den gesamten Prozess reguliert. Die Metapher funktionierte natürlich in beide Richtungen.«⁹³

In ihrer Studie *Networking. Communicating with Bodies and Machines in the Nineteenth Century* (2001) hat die Biologin und Literaturwissenschaftlerin Laura Otis die Nerven-Telegraphen-Analogie als ein verbreitetes epistemisches Phänomen in den Industrienationen des 19. Jh. untersucht. Die Art der Wechselbeziehung zwischen technologischen und physiologischen Kommunikationsmodellen bezeichnet sie dabei als eine metaphorische ›Rückkopplungs-Schleife‹ (*feedback*)

⁹¹ Dies war besonders in England ein Problem, wo die Eisenbahnen zunächst vollständig von den Kapitalgesellschaften kontrolliert wurden, bevor die Regierung ihre Ansprüche auf sie als ein öffentliches Gut durchsetzen konnte. Vgl. Francis: *A History of the English Railway*, S. 285–286. Patrick O'Brien: *Railways and the Economic Development of Western Europe, 1830–1914*, New York 1983, S. 29. Otis: *Networking*, S. 88–89.

⁹² Herbert Spencer: »The Social Organism«, in: *Essays: Scientific, Political and Speculative*, Bd. 1, first published in *The Westminster Review* for January 1860, London 1891, S. 306.

⁹³ Morus: »The Nervous System of Britain«, S. 457.

loop).⁹⁴ Diese habe einen *complex circuit of thought* in Gang gesetzt, der die bloße Ähnlichkeit von Telegraphen und Nerven sukzessive in eine vermeintliche Identität überführt.⁹⁵ Nerven gelten nun als die Telegraphen des Körpers und Telegraphen als die Nerven der Gesellschaft. Bereits der Erfinder des Telegraphencodes Samuel Morse bezeichnet die Telegraphenleitungen in einem Brief von 1838 explizit als Nervenbahnen, die Informationen über alle möglichen Vorkommnisse im ganzen Land verbreiten sollen.⁹⁶ Welche Tragweite die organische Metapher für das Verständnis der Kommunikationstechnologie hat, zeigt sich paradigmatisch in der Abhandlung des deutschen Nationalökonomen Karl Knies (1821–1898) über den *Telegraph als Verkehrsmittel* (1857). Die »Gleichzeitigkeit der Correspondenz« mittels elektrischer Telegraphen, so Knies, erlaube eine »Gleichzeitigkeit der Action weit verstreuter Menschenmassen«, durch die sich die Möglichkeit eröffne, »einen von einem Willen in kritischer Lage geleiteten Staatskörper wirklich zu *einem Staatskörper*« zu vereinigen: »Ja das telegraphische Netz in unseren Ländern zeigt hier eine Leistungsfähigkeit, welche dem telegraphischen Netz der Nerven in unserem Körper gleicht.«⁹⁷

In konsequenter Weiterführung und Steigerung der Analogie evoziert die organische Metaphorik eine souveräne Kontrollinstanz in der Gestalt eines monarchischen Willens, der über den noch zu schaffenden Gesellschaftskörper gebietet. Nachdem im Kontext der Blutkreislaufmetaphorik bereits die Banken als das Herz der Wirtschaft angesehen wurden,⁹⁸ impliziert die Metapher des telegraphischen Netzes nun ihrerseits ein Zentrum, eine Kommunikationszentrale, die in der organischen Analogie das Gehirn vertreten kann. So beschreibt der englische Mediziner Andrew Wynter (1819–1874) in *The Electric Telegraph* (1854) das *head office* der britischen Electric Telegraph Company in Lothbury als »the great brain [...] of the nervous system of Britain«.⁹⁹ In Knies' Überlegung stellt die zentrale Schaltstelle des Telegraphenamtes überdies nicht nur einen zivilisatorischen Triumph über die Natur, sondern letztlich die technologische Basis der politischen Herrschaft zur Herstellung einer nationalen Identität dar. In dem Maße, wie die technischen Infrastrukturen zu einem Instrument ökonomischer und politischer Macht werden, verschiebt sich der Akzent in der sich entfaltenden Organismus-Analogie von der Idee einer freien Zirkulation im Sinne der Saint-Simonisten hin zu einem Modell hierarchischer Kontrolle. Die Hoffnung einer

⁹⁴ Vgl. Otis: *Networking*, S. 13. Siehe auch Laura Otis: *The Metaphoric Circuit / The Other End of the Wire*, hrsg. v. Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 2001.

⁹⁵ Vgl. Otis: *Networking*, S. 13.

⁹⁶ Samuel F. B. Morse: *His Letters and Journals*, Bd. 2, hrsg. v. Edward Lind Morse, Boston 1914, S. 85.

⁹⁷ Karl Knies: *Der Telegraph als Verkehrsmittel*, Tübingen 1857, S. 243.

⁹⁸ Siehe oben, Anm. 66.

⁹⁹ Andrew Wynter: »The Electric Telegraph«, in: *Quarterly Review* 95 (1854), S. 132. Zit. nach: Morus: »The Nervous System of Britain«, S. 470. Vgl. George Henry Lewes: *The Physical Basis of Mind*, Boston 1877, S. 179: »Writers are still found speaking of the brain as a telegraphic bureau, the ganglia as stations, and the nerves as wires. The sensory nerve ›transmits a message to the brain‹ as the wire transmits a message to the bureau.« Vgl. Otis: *Networking*, S. 73.

association universelle weicht den Erwartungen einer zentralisierten Herrschaft. Die universelle Vernetzung erfüllt sich vielmehr in Gestalt internationaler Abkommen und Standards zur Kopplung und Synchronisierung der technischen Systeme und der dadurch rasch voranschreitenden Internationalisierung ökonomischer und industrieller Beziehungen.¹⁰⁰ Während sich an die neuen Technologien zunächst starke soziale Utopien knüpfen, die auch zu einem verbreiteten Gegenstand literarischer Phantasien werden,¹⁰¹ avancieren die Infrastrukturen schließlich zu den technischen Medien und kulturellen Symbolen der Industrialisierung.

Im Zuge dieser Entwicklung verändert sich das Verständnis von Netzwerken. Die technotropische Signatur der Infrastrukturen verwandelt die morphologische Metapher, die ihren textilen Sinn bereits abgestreift hatte, in ein strukturfunktionales Konzept. Sind Netze im textilen Sinne Vorrichtungen des Ein- und Umschließens, werden sie nun zu Einrichtungen des Anschließens, Verbindens und Verteilen. Die vermittelnde metaphorische Stufe dieser Entwicklung ist ihr diagrammatischer Sinn, den sie nach ihrer morphologischen Abstraktion durch das Medium der Karte erhält. Was als Ganzes nicht mehr direkt wahrnehmbar ist, stellt sich in der kartographischen Repräsentation technischer Großsysteme *als* Netz dar. Die Karte verhilft der neuen Technologie so zu ihrem Namen; die Logik des Benannten indessen dem übertragenen Wort seine Bedeutung. Die Metaphorik erweist sich durch die aufeinander bezogenen Sinnschichten als stratifizierte; umso deutlicher noch durch die von ihr verknüpften Referenzbereiche: Denn als Träger einer weitreichenden Analogie bewirkt die Netzmetaphorik eine systematische Identifizierung sozioökonomischer und technologischer Gefüge mit physiologischen und anatomischen Strukturen. Die Beschreibung biologischer Gewebe und Funktionen *als* Netze verdankt sich ihrerseits erst dem technischen Fortschritt, insbesondere der Mikroskopie sowie der Entdeckungen des Blutkreislaufs, der Zellstrukturen und der Bioelektrizität.¹⁰² Mittels der Analogie beginnen sich organische und technische Netze gegenseitig zu erläutern.

Das Netz avanciert damit zu einem universellen Verknüpfungsmuster, dessen Bedeutung aus der zirkulären Entfaltung der Metapher emergiert. In Netzwerken als einem allgemeines Organisationsprinzip konstituiert sich so eine neue Bedeutungsebene, die immer wieder in Wechselwirkung mit der älteren antiken Beutemetaphorik tritt, in deren sedimentierten Vorgaben sich der moderne Sinn nicht denken lässt. Als stratifizierte besteht die Metapher damit nicht einfach nur in einem ›übertragenen‹ Sinn. Denn sie ist eine Katachrese, für die es keinen eigentlichen, allenfalls synonymen Sinn, nämlich den des Systems, der seinerseits nicht lexikalisch feststellbar ist, im Sinne einer abstrakten Definition oder einer

¹⁰⁰ Vgl. auch Armand Mattelart: *Networking the World, 1794–2000*, Minneapolis 2000, S. 1–34.

¹⁰¹ Siehe dazu ausführlich Otis: *Networking*.

¹⁰² Vgl. William Harvey: *Exercitatio Anatomica De Motu Cordis et Sanguinis In Animalibus*, Frankfurt 1628. Marcellus Malpighi: *Opera Omnia*, London 1686. Luigi Galvani: *De viribus electricitatis in motu musculari commentarius*, Bologna 1791.

›eigentlichen‹ Bedeutung. Stattdessen erfolgt die Terminologisierung der Metapher auf dem Weg des Paradigmas. Sie orientiert sich an konkreten Anwendungsfällen, die allerdings keine Ableitungen aus allgemeinen Regeln, sondern Modelle einer beginnenden Begriffsbildung sind. Der emergierende Begriff bleibt dabei wesentlich metaphorisch strukturiert, insofern er auf interperitinenten Bedeutungen beruht. Entscheidend für seine Dynamik ist die geschichtliche Konstitution des sich rasant entwickelnden, für die zeitgenössische Wahrnehmung kaum übersehbaren, aber gesellschaftlich höchst bedeutsamen Gegenstandes, eben den technischen Infrastrukturen, deren Analogon eben in organischen Strukturen gesehen wird, die man sich ihrerseits anhand der neuen technischen Infrastrukturen verständlich zu machen sucht, die in ihrem rasanten Fortschritt aber die Analogie ständig mit neuen Implikationen ausstatten, wie auch umgekehrt der technische Fortschritt nun im Lichte des medizinischen erscheint und die Analogie insgesamt eine politische Dimension erhält. Der genuine Sinnüberschuss der Netzwerkmetaphorik ist damit bedingt von (a) der *epistemischen Wechselbeziehung der Analogie*, (b) dem *historischen Eigensinn ihrer technotropischen Referenz* und (c) den *lebensweltlichen Erfahrungen, diskursiven Formationen und kollektiven Imaginationen*, kurz: der *kulturellen Bedeutsamkeit*, die sie entfaltet.

Die Art dieser Bedeutsamkeit lässt sich als ambivalent charakterisieren. Zum einen verbindet sich mit den modernen Netzwerken die Hoffnung, dass mit ihnen etwas bewerkstelligt werde, was sich mit Blumenberg als Restitution der Lebenswelt bezeichnen lässt, die sich also in den Utopien der universellen Assoziation oder der Herstellung eines wahrhaftigen Staatskörpers manifestiert. Zum anderen erwächst aus den Infrastrukturen jene Art von Erfahrung, die mit Blumenberg als ein Absolutismus der Wirklichkeit zu bezeichnen wäre: eine fundamentale Störung der Lebenswelt bzw. der Wandel vertrauter Ordnungskategorien von Raum und Zeit; der Ursprung neuer Bedrohungsszenarien, durch die sich habitualisierte Praktiken und Weltbezüge radikal verändern. So lässt sich Heines Urteil über die Eisenbahn *pars pro toto* als ein allgemeiner Befund zu den neuen technischen Netzwerken überhaupt lesen: sie erweisen sich für ihre Zeitgenossen als »verlockend und zugleich beängstigend«.¹⁰³

Die drei genannten Kriterien und ihre spezifische Ambivalenz werden das Schicksal der Metapher auch im Weiteren bestimmen. Mit der zunehmenden Terminologisierung der Trope und ihrer Verallgemeinerung zu einem allgemeinen Konzept erfüllt sie jene Kriterien, die Blumenberg für die pragmatische Funktion absoluter Metaphern angibt: »Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität.«¹⁰⁴ Darüber hinaus impliziert die Metapher des Netzwerkes nicht nur eine Antwort auf »jene vermeintlich naiven, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen, deren Relevanz ganz einfach darin

¹⁰³ Heine: »Lutetia«, S. 121.

¹⁰⁴ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

liegt, daß sie nicht eliminierbar sind, weil wir sie nicht *stellen*, sondern als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden.«¹⁰⁵ Es zeigt sich auch, dass die Art der Fragen, auf die sie eine Antwort gibt, selber technotropisch imprägniert ist. Auch dies gehört zu ihrer Ambivalenz: aus dem Wechselspiel von Metaphorisierung und Technisierung entspinnt sich ein Wechselspiel epistemischer Fragen und Antworten, die nicht mehr der einfachen Formel folgen: die Metapher überträgt das Bekannte auf das Unbekannte, um das Unvertraute vertraut zu machen. Gerade die Nerven-Telegraphen-Analogie zeigt, dass die Metapher hier wie als eine Gleichung mit zwei Unbekannten operiert – wie die Fortsetzung der Metapherngeschichte im Bereich der Neurophysiologie zeigen wird.

4. Neurophysiologische Vernetzungen

Als Herbert Spencer seine Überlegungen zu *The Social Organism* (1860) formuliert, kann er sich bereits auf die Ubiquität der Nerven-Telegraphen-Analogie stützen.¹⁰⁶ Im Kontext seiner evolutionären Systemtheorie entwickelt er sie zu einem sozialphilosophischen Argument für die analoge Struktur und Entwicklung von Organismen und Gesellschaften: So wie die Nerven die Arterien durch ihre Verzweigungen hindurch begleiten, um den Blutfluss zu kontrollieren, verlaufen Telegraphenkabel entlang von Eisenbahnlinien, um den Verkehrs- und Warenfluss zu regulieren.¹⁰⁷ In seinen 1877 erschienenen *Principles of Sociology* folgert Spencer daraus schließlich eine allgemeine Gesetzmäßigkeit der Zentralisierung regulierender Systeme: Das Zentralnervensystem der Gesellschaft verlangt ein Gehirn.¹⁰⁸ Seiner allgemeinen Systemtheorie zufolge werden Gesellschaften im Laufe der Evolution ihrer Infrastrukturen sich immer höher entwickelnden biologischen Organismen gleichen. In dieser Analogie dienen die Erkenntnisse der Physiologie und Anatomie als Modelle seiner Sozial- und Technikphilosophie. Die Richtung der metaphorischen Übertragung, könnte man also sagen, verläuft hier von der Natur zur Kultur: von organischen zu technischen Strukturen. Insofern die technischen oder ökonomischen Infrastrukturen als Blutkreislauf oder Nervensystem der Gesellschaft verstanden werden, scheint dies für den Befund einer naturalistischen Deutung technischer Netzwerke zu sprechen.

Tatsächlich aber lässt sich auch eine genau entgegengesetzte Übertragungsrichtung beobachten. So wird etwa das hydraulische Wissen der Zivilingenieure für die Erklärung der physiologischen Mechanismen des Blutkreislaufs herangezogen

¹⁰⁵ Ebd., S. 23.

¹⁰⁶ Spencer: »The Social Organism« (1860), S. 306. Siehe oben, Anm. 92.

¹⁰⁷ Ebd., S. 306: »a branch of the sympathetic nerve [...] accompanying the artery throughout its ramifications, has the function of regulating its diameter and otherwise controlling the flow of blood through it according to local requirements. Analogously, in the group of telegraph-wires running alongside each railway, there is a wire for the purpose of regulating the traffic—for retarding or expediting the flow of passengers and commodities, as the local conditions demand.«

¹⁰⁸ Vgl. Herbert Spencer: *Die Principien der Sociologie*, Stuttgart 1887, S. 84–119.

gen.¹⁰⁹ Eine geradezu systematische Bedeutung erlangt die Umkehrbarkeit der Analogie schließlich in der Zirkulationstheorie Saint-Simons. Die Reversibilität bedingt das Postulat einer Kongruenz biologischer und technischer Organisationsmuster, auf dem auch Spencers *Social Organism* beruht. Die Modellwerdung der Metapher überführt auf diese Weise Ähnlichkeit in Identität. Solange diese aber noch nicht begrifflich zu fassen ist, bleibt sie auf die zirkulären Operationen der Analogie angewiesen. Die Strukturen von Organismen und Gesellschaften erscheinen somit als zwei Seiten derselben Sache, ohne dass man schon genau wüsste, was die Sache eigentlich ist.

Durch die Fortschritte der Neurophysiologie im Laufe des 19. Jh. entfaltet sich die Zirkularität der Analogie zu *Epistemischen Konstellationen*, die es für den Kulturwissenschaftler und Netzhistoriker Christian Emden »unentscheidbar« machen, »ob die Modelle der neuen Kommunikationstechnik als Metaphern die Modelle der Neurophysiologie mitgestalten oder *vice versa*. Beide verlaufen parallel und können nicht voneinander abgeleitet werden.«¹¹⁰ Die Literaturwissenschaftlerin und Biologin Laura Otis interpretiert den metaphorischen Prozess hingegen als eine komplexe Rückkopplungs-Schleife (*complex feedback loop*).¹¹¹ Was Emden also für irreduzibel und unentscheidbar hält, versteht Otis als die Folge einer zirkulären Wechselbeziehung. Ob und wie sich beide Befunde mit der hier vorgeschlagenen Bestimmung der Analogie als einer ›Gleichung mit zwei Unbekannten‹ in Einklang bringen lassen, hängt nicht zuletzt davon ab, wie und unter welchen Umständen sich dieser Prozess historisch konstituiert hat. Dies ist die geeignete Stelle für einen weiteren metaphorologischen Querschnitt, der hier in stratigraphischer Absicht gelegt werden kann.¹¹²

Ausgehend von den bisherigen Forschungen auf diesem Gebiet lässt sich die Problematik anhand zweier paradigmatischer Konstellationen in den physiologischen und anatomischen Diskursen des 19. Jh. untersuchen. Die erste Konstellation gruppiert sich um die Analogie von Nerven und Telegraphen, die vor allem der Begründer der experimentellen Elektrophysiologie Emil Du Bois-Reymond (1818–1896) zu einem epistemischen Modell der naturwissenschaftlichen Forschung und Lehre ausgeweitet hat.¹¹³ In einem 1851 gehaltenen Vortrag

¹⁰⁹ Vgl. Guillaume: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, S. 43–44. Siehe oben, Anm. 68.

¹¹⁰ Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, S. 143.

¹¹¹ Otis: *Networking*, S. 13. Vgl. dazu auch Otis: *The Metaphoric Circuit*.

¹¹² Siehe dazu auch Alexander Friedrich: »Metaphorical Anastomoses«.

¹¹³ Vgl. Otis: *Networking*. Otis: »The Metaphoric Circuit«, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002) 1, S. 105–128. Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«. Sven Dierig: *Wissenschaft in der Maschinenstadt*, Göttingen 2006, S. 112–113. Timothy Lenoir: »Helmholtz and the Materialities of Communication«, hrsg. v. Albert Van Helden und Thomas L. Hankins, in: *Osiris* 9 (1994), S. 183–207. Christoph Hoffmann: »Nervensystemtelegraphie«, in: Dietmar Schmidt (Hg.): *KörperTopoi*, Weimar 2002. Christoph Hoffmann: »Helmholtz' Apparatuses«, in: *Philosophia Scientiae* 7 (2003) 1, S. 129–149. Henning Schmidgen: »Lebensräder, Spektatorien, Zuckungstelegraphen«, in: Helmar Schramm und u.a. (Hg.): *Bühnen des Wissens*, Berlin 2003.

Über *thierische Bewegung* entwickelt der Direktor des physiologischen Instituts der Universität Berlin die Metapher erstmals zu einem vollständigen Gleichnis:

»[W]ie die Zentralstation der elektrischen Telegraphen im Postgebäude in der Königsstraße durch das riesenhafte Spinnengewebe ihrer Kupferdrähte mit den äußersten Grenzen der Monarchie im Verkehr steht, so empfängt auch die Seele in ihrem Bureau, dem Gehirn, durch ihre Telegraphendrähte, die Nerven, unaufhörlich Depechen von allen Grenzen ihres Reiches, des Körpers, und teilt nach allen Richtungen Befehle an ihre Beamten, die Muskeln aus.«¹¹⁴

Das Gleichnis, das zum allgemeinen Leitmodell für die Funktionsweise des Nervensystems werden sollte, stellt *de facto* eine komplexe Metapher dar, die nach den Regeln der Analogie mehrere Einzelmetaphern miteinander verknüpft. Das riesenhafte Spinnengewebe des königlichen Fernmeldewesens verweist, erstens, auf die zentralistisch organisierte Kommunikationsarchitektur. Dabei referiert sie offenkundig auf die spätestens seit den 1830er Jahren etablierte morphologische Metaphorik, der sich die Namensgebung der modernen Netzwerke verdankt. Die implizierte Spinne figuriert, zweitens, als Kontrollinstanz des zentralisierten Netzes, die durch das hierarchische Kommunikationssystem der Monarchie repräsentiert wird. Dieses wird, drittens, auf den physiologischen Apparat der Körperkontrolle übertragen. Diese Übertragung erfolgt, viertens, im Rahmen der übergeordneten Analogie von Körper und Staat als eines Herrschaftsbereichs, die sich auf untergeordnete Analogiebildungen stützt, nämlich: fünftens, das Gehirn als Büro des Telegraphenamts; sechstens, die Nerven als Telegraphenleitungen; siebentens, die Nervenimpulse als Telegramme; und schließlich achtens, die Muskeln als Staatsdiener.

Bevor Spencer also die Analogie zur Modellierung des sozialen Organismus verwendet, erklärt Du Bois-Reymond mit ihr bereits den biologischen Organismus. Der epistemische Kern der komplexen Analogiebildung ist dabei zunächst die Entdeckung der ›thierischen Elektrizität‹, d.h. die Beobachtung des Zusammenhangs elektrischer Reize und muskulärer Reaktionen. Seitdem Galvani in seinen berühmt gewordenen Experimenten Froschschenkel durch Stromschläge zum Zucken brachte, ist eine jahrzehntelange Kontroverse darüber ausgebrochen, ob aus dem Phänomen auf die Existenz bioelektrischer Ströme zu schließen sei.¹¹⁵ Mit seinen elektrophysiologischen Forschungen gelingt Du Bois-Reymond schließlich der Nachweis dieses Zusammenhangs.¹¹⁶ Daraus folgert der Physiologe, dass »die Aehnlichkeit zwischen beiden Apparaten, dem Nervensystem und dem elektrischen Telegraphen [...] noch tiefer begründet« sei als durch eine bloße Metapher: »Es ist mehr als Aehnlichkeit, es ist Verwandtschaft zwischen bei-

¹¹⁴ Emil Du Bois-Reymond: *Über thierische Bewegung*, Berlin 1851, S. 29.

¹¹⁵ Gegen Luigi Galvani: *De viribus electricitatis in motu musculari commentarius*, Bologna 1791 argumentiert Volta: *Schriften über die thierische Elektrizität*, Prag 1793. Vgl. Otis: *Networking*, S. 16–18.

¹¹⁶ Du Bois-Reymond: *Untersuchungen über thierische Elektrizität*.

den da, Uebereinstimmung nicht allein der Wirkungen, sondern vielleicht auch der Ursachen.«¹¹⁷

Die vermutete Verwandtschaft veranlasst Du Bois-Reymond darum zu einer Umkehrung des Analogieschlusses. Hatte das Gleichnis eben noch verlangt, das Nervensystem in Begriffen der elektrischen Telegraphie zu verstehen, fordert der Physiologie nun dazu auf, die elektrische Telegraphie in Begriffen des Nervensystems zu denken: »Das Wunder unserer Zeit, die elektrische Telegraphie, war [...] längst in der thierischen Maschine vorgebildet.«¹¹⁸ Die dezidierte Charakterisierung der Telegraphie als Wunder verweist darauf, dass das Phänomen der Elektrizität zu dem Zeitpunkt noch völlig unerklärt ist. Der schottische Physiker James Clerk Maxwell (1831–1879) wird eine erste allgemeine Theorie des Elektromagnetismus erst 1864 der Royal Society präsentieren.¹¹⁹ Und das Rätsel der Reizübertragung wird die Neurophysiologie noch ein ganzes Jahrhundert beschäftigen.¹²⁰

Was Otis daher als eine metaphorische Feedbackschleife beschreibt, lässt sich in dieser epistemischen Konstellation auch als eine Gleichung mit zwei Unbekannten verstehen. Die vier Glieder der Analogie – *Die Nerven (a) verhalten sich zum Körper (b) wie die Telegraphen (c) zur Gesellschaft (d)* – sind durch die praktisch bekannten, aber theoretisch unverstandenen Größen (a) und (c) besetzt, während (b) und (d) als vertraute Bezugsgrößen fungieren. Im Versuch, die Gleichung zu lösen und das Unverstandene durch das Vertraute zu erklären, geraten aber auch die als stabil präntendierten Pole mit in Bewegung. Der Körper wird nach dem politischen Modell der Hierarchie ummodelliert und das Modell des Staates nach den Vorstellungen der »thierischen Maschine«. Das einzige, was wirklich stabil bleibt, ist die Form der Analogie selbst: die Art und Weise, wie diese Bezugsgrößen zueinander ins Verhältnis gesetzt werden – was die Produktivität der Analogie im Weiteren eher fördern als stören wird.

Durch die systematische Einführung der Analogie für Unterrichtszwecke,¹²¹ ihre Verwendung in öffentlichen Vorträgen¹²² sowie die Konstruktion einfallreicher Demonstrationsapparate, etwa den »Zuckungstelegraphen«,¹²³ trägt Du Bois-Reymond dank seiner hohen internationalen Reputation wesentlich zu der Verbreitung der Analogie im Bereich der Neurophysiologie wie zu ihrer Popularisierung über den disziplinären Geltungsbereich hinaus bei. So erfahren die Leser

¹¹⁷ Du Bois-Reymond: *Über thierische Bewegung*, S. 30.

¹¹⁸ Ebd., S. 30.

¹¹⁹ Vgl. James Clerk Maxwell: »A Dynamical Theory of the Electromagnetic Field«, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 155 (1865), S. 459–512.

¹²⁰ Vgl. Edwin Clarke und Charles Donald O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, Berkeley 1968.

¹²¹ Vgl. Dierig: *Wissenschaft in der Maschinenstadt*, S. 112–113.

¹²² Vgl. Du Bois-Reymond: *Über thierische Bewegung*, S. 30.

¹²³ Vgl. Emil Du Bois-Reymond: »Beschreibung einiger Vorrichtungen und Versuchsweisen zu electrophysiologischen Zwecken« (1862): *Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik*, Bd. 1, Leipzig 1875, S. 398.

populärer Zeitschriften wie des *Cornhill Magazine*, dass die Nervenzellen »den Stationen der elektrischen Telegraphen entsprechen. Sie sind die Punkte an denen die Nachrichten aus einer Leitung empfangen und auf einer anderen weitergeschickt werden.«¹²⁴

i. Bois – Reymond, Bes. Abb. I.

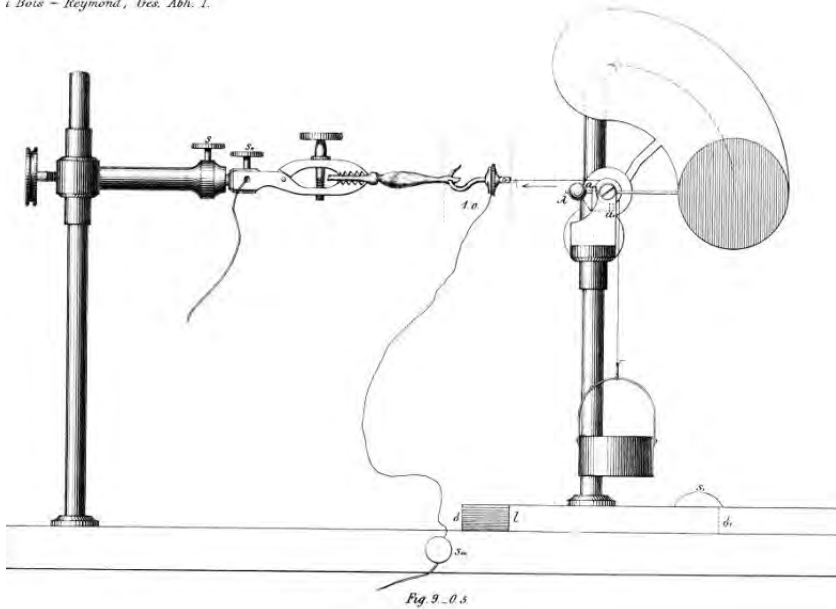


Abbildung 11: Der Zuckungstelegraph von Emil Du Bois-Reymond (1875). In der Mitte des Apparats klemmt ein Froschschenkel, der an einen Stromkreis angeschlossen ist. Beim Auslösen des elektrischen Impulses kontrahiert der Muskel und bewegt über eine Zugvorrichtung den Zeiger (rechts oben) aufwärts. Damit soll der Zuckungstelegraph das Prinzip der elektrischen Signalübertragung zwischen Muskeln und Nerven demonstrieren.

In Fachkreisen wird Du Bois-Reymond »eine Art Erstlingsrecht«¹²⁵ für die wissenschaftliche Einführung dieser Analogie zugesprochen. So überlässt der 1883 in den Adelsstand erhobene »Reichskanzler der Wissenschaften«¹²⁶ Hermann von

¹²⁴ »What Are the Nerves«, in: *The Cornhill Magazine* 5 (1862), S. 160, zit. in. Otis: *Networking*, S. 72–73.

¹²⁵ Dierig: *Wissenschaft in der Maschinenstadt*, S. 112.

¹²⁶ Dieser Beiname geht zurück auf den Münchner Maler Franz von Lembach. Vgl. Wolfgang Frühwald: »Hoffnung und Gefahr. Physik im Diskurs der Gesellschaft«, in: Werner Martienssen und Dieter Röß (Hg.): *Physik im 21. Jahrhundert*, Berlin 2011. Mit dem geflügelten Wort wurde der führende Physiker seither von seinen Zeitgenossen gern apostrophiert, unter anderem auch von seinem Biographen Leo Koenigsberger in: *Hermann von Helmholtz*, Bd. 3, Braunschweig 1903, S. 97. Vgl. Michael Ruoff: *Hermann von Helmholtz*, Paderborn 2008, S. 37.

Helmholtz in einem Brief von 1851 betreffs »der Übereinstimmungen in unsern Vorlesungen« seinem Freund und Kollegen die »Priorität der elektrischen Telegraphen«; denn er habe von ihm »schon vor langer Zeit einmal [...] die Hypothese gehört, die Ganglien verträten die Zwischenstationen elektrischer Telegraphen in den Nervenleitungen.«¹²⁷ In seinen eigenen physiologischen Forschungen interessiert sich Helmholtz für die Analogie vor allem in epistemologischer Hinsicht. Als ein heuristisches Modell für die Funktionsweisen des Hörens und Sehens führt die Metapher ihn zu einer Erkenntnistheorie, die den Prozess der Wahrnehmung als eine Interpretation neuraler Zeichen bestimmt. In seiner 1863 erschienenen *Lehre von den Tonempfindungen* erklärt Helmholtz, dass man »die Nerven vielfach nicht unpassend mit Telegraphendrähten verglichen«¹²⁸ habe. Dabei sieht er den treffenden Vergleichspunkt vor allem darin, dass in den Kabeln immer derselbe Strom fließe, aber abhängig von den daran angeschlossenen Geräten ganz unterschiedliche Wirkungen zeitige: »so kann der Vorgang der Reizung in den einzelnen Fasern überall ganz derselbe sein, wie der elektrische Strom in den Telegraphendrähten immer derselbe ist, was für verschiedenartige Wirkungen er auch an den Enden hervorbringen möge.«¹²⁹

In seinem fünf Jahr später publizierten Aufsatz über *Neuere Fortschritte in der Theorie des Sehens* (1868) führt Helmholtz die erkenntnistheoretischen Implikationen der Analogie weiter aus: So wie die »Telegraphennetze [...] dieselbe Art von Bewegung, nämlich einen elektrischen Strom, fortleiten, dabei aber die verschiedenartigsten Wirkungen in den Stationen hervorbringen«,¹³⁰ so empfangen auch die Sinnesorgane immer nur dieselbe Art von elektrischen Reizen, die sie dann aber in ganz unterschiedliche Wahrnehmungen umsetzen. Darum seien »Telegraphendrähte und Nerven sehr auffällige Beispiele zur Erläuterung des Satzes, dass gleiche Ursachen unter verschiedenen Bedingungen verschiedene Wirkungen haben können.«¹³¹ Mit dem Satz modifiziert der in Heidelberg lehrende Physiologe die These seines Doktorvaters Johannes Müller (1801–1851), mit dem auch Du Bois-Reymond seit 1840 eng zusammenarbeitet. In seinem *Handbuch der Physiologie des Menschen* (1844) erklärt Müller: wenn »alle Sinnesnerven für dieselbe Ursache empfänglich«¹³² sind, aber »dieselbe Ursache anders empfinden«,¹³³ dann könne nie die Wirklichkeit selbst, sondern immer nur ein bestimmter Zustand der Nerven wahrgenommen werden. Auf Grundlage seiner eigenen Forschungen und ihrer Interpretation mittels des Telegraphenmodells entwickelt

¹²⁷ Hermann von Helmholtz und Emil Du Bois-Reymond: *Dokumente einer Freundschaft*, hrsg. v. Christa Kirsten, Berlin 1986, S. 111.

¹²⁸ Hermann von Helmholtz: *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik*, Braunschweig 1863, S. 222.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Hermann von Helmholtz: »Neuere Fortschritte in der Theorie des Sehens«, in: *Vorträge und Reden*, Bd. 1, Braunschweig 1896, S. 298.

¹³¹ Ebd., S. 298.

¹³² Johannes Müller: *Handbuch der Physiologie des Menschen*, Coblenz 1844, S. 667–668.

¹³³ Ebd., S. 667–668.

Helmholtz daraus eine Zeichentheorie der Wahrnehmung: »Insofern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigenthümlichkeit der äusseren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht giebt, kann sie als ein *Zeichen* derselben gelten, aber nicht als ein *Abbild*.«¹³⁴

Im Kontext der helmholtzschen Erkenntnistheorie entfaltet das Telegraphenmodell nun einen neuen Verhältnis von Realität und Bewusstsein: Das Nervenetz wird zu einem Kommunikationssystem, das mittels eines neuronalen Codes ›Nachrichten‹ von der Welt übermittelt. Die ›Zeichen‹, aus denen diese Nachrichten bestehen, sind zwar arbiträr, aber einigermaßen konstant; konstant genug jedenfalls, um sie in variierenden Erfahrungszusammenhängen erfolgreich interpretieren zu können.¹³⁵ Weiterkenntnis ist damit nicht mehr prinzipiell unmöglich, wie Müller vermutet, sondern semiotisch vermittelt; *medial* vermittelt, könnte man auch sagen, da Helmholtz Wahrnehmung und Körperkontrolle nach dem Vorbild eines technischen Kommunikationsprozesses modelliert. So wie Individuen mittels der elektrischen Telegraphen miteinander in Kommunikation treten, Nachrichten austauschen und sprachlich interagieren können, kommuniziert das Netzwerk der Nerven neuronale Zeichen, physiologische Morsezeichen gleichsam, die es den Individuen gestatten, kognitiv und motorisch mit der Welt zu interagieren.¹³⁶

Fungiert die Analogie des Telegraphennetzes bei Du Bois-Reymond und Helmholtz im Wesentlichen als ein Denkmodell, an dem sich ihre physiologischen Forschungen und Theoriebildungen orientieren, entfaltet sie in den anatomischen Debatten des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh. eine heftige wissenschaftliche Kontroverse. Mit ihr tritt die Metapher des Netzwerkes in eine neue und die zweite hier zu untersuchende epistemische Konstellation ein. Seit der italienische Physiologe Camillo Golgi (1843–1926) eine effektive Methode zur Einfärbung und Mikroskopierung von Zellpräparaten entwickelt hat, haben sich zwei rivalisierende Gruppen von Neurohistologen entwickelt: Auf der einen Seite vertreten die Retikularisten die Auffassung, dass das Nervensystem ein zusammenhängendes Netz aus Fasern bilde und jede Nervenzelle mit ihren Nachbarn physisch verbunden sei; demgegenüber sind die Neuronisten zu der Überzeugung gelangt, dass Nervenzellen autonome anatomische Gebilde darstellen, die in physischer Unabhängigkeit von ihren Nachbarzellen existieren.¹³⁷

¹³⁴ Hermann von Helmholtz: »Die Thatsachen in der Wahrnehmung«, in: *Vorträge und Reden*, Bd. 2, Braunschweig 1896, S. 222.

¹³⁵ Vgl. Helmholtz: »Neuere Fortschritte in der Theorie des Sehens«, S. 322–327.

¹³⁶ Bezeichnender Weise schließt Helmholtz seine Betrachtungen zur Theorie des Sehens mit einem Vergleich zum Erlernen der Muttersprache ab; vgl. ebd., S. 363–364.

¹³⁷ Vgl. Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 87–91.

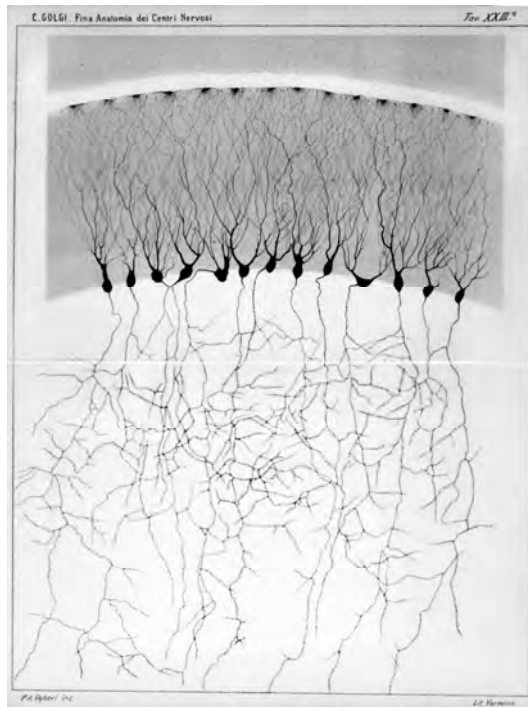


Abbildung 12: *Fascia dentata*, Querschnitt von Golgi (1885)

Golgi selbst gilt als berühmtester Vertreter der Retikularisten. Ausgehend von den Befunden auf der Grundlage seiner neuen Präparationsmethode modifiziert er die ursprüngliche Nervennetztheorie des deutschen Anatomen Joseph von Gerlach (1820–1896). Der Überzeugung des Erlanger Histologen zufolge bilden die Nervenzellen ein physisch verbundenes komplexes Netz.¹³⁸ Durch seine verbesserte Präparationstechnik kann Golgi zwar nachweisen, dass nicht alle Teile der Nervenzellen direkt miteinander verbunden sind, doch postuliert er aufgrund seiner mikroskopischen Forschungen ein feinmaschiges Netzwerk von Nervenfasern (*Axone*), über das bestimmte Neuronentypen miteinander kommunizieren.¹³⁹ Mit seinen anatomischen Beobachtungen will Golgi die physiologische Theorie belegen, dass dieses Netzwerk für die höheren Funktionen des Nervensystems zuständig ist. Seiner Theorie zufolge verlieren die einzelnen Nervenzellen in dem neuro-

¹³⁸ Vgl. Joseph von Gerlach: »Über die Structur der grauern Substanz des menschlichen Grosshirns«, in: *Zentralblatt für die medizinischen Wissenschaften* (1872) 10, S. 274–275. Joseph von Gerlach: »Von dem Rückenmark«, in: *Handbuch der Lehre von den Geweben des Menschen und der Thiere*, Bd. 2, hrsg. v. S. Stricker, Leipzig 1869–1872, S. 684. Siehe dazu Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 88–90 und Otis: *Networking*, S. 56–58.

¹³⁹ Vgl. Camillo Golgi: »Sulla struttura della sostanza grigia del cervello«, in: *Gazzetta Medica Italiana* 33 (1873), S. 244–246. Golgi: »On the fine structure of the *pes Hippocampi majoris*«, S. 461–483.

len Netz dabei ihre Autonomie zugunsten einer funktionalen Ganzheit. Als Golgis Arbeit in der Fachwelt bekannt wird, löst sie eine heftige Kontroverse aus, welche die neuroanatomischen Forschungen für den Rest des 19. Jh. dominieren und noch bis in das 20. Jh. hinein anhalten wird.¹⁴⁰

Der wohl prominenteste Gegner der Netzwerktheorie ist Santiago Ramón y Cajal (1852–1934), der gemeinsam mit Golgi 1906 den Nobelpreis für Medizin erhält. Der spanische Arzt benutzt dieselbe, leicht modifizierte Technik des italienischen Physiologen. Doch kann er nirgends eine physische Verbindung zwischen den Nervenzellen ausmachen. Nach Cajals Beobachtungen bilden Nervenzellen zwar mitunter sehr komplexe und dicht verwobene Fasergeflechte (*plexus*), »aber niemals ein Netz«.¹⁴¹ Stattdessen plädiert Cajal mit allem Nachdruck dafür, die Nervenzellen als einen »absolut autonomen physiologischen Kanton«¹⁴² zu betrachten. Mit der Metapher der politischen Selbstständigkeit weist er die Vorstellung entschieden zurück, die Neuronen würden durch eine umfassende Vernetzung ihre Identität verlieren.

Die Frage der Identität und der darauf begründeten Autonomie der Nervenzelle wird dabei zum zentralen Streitpunkt der – über die Diskussion der naturwissenschaftlichen Befunde hinaus – sehr polemisch geführten Debatte. Denn auf eine bemerkenswerte Art und Weise kehren sich nun die Implikationen der Analogie um. Fungiert die Metapher des Netzes bisher als ein Modell zur Erklärung der neurophysiologischen Kommunikationsvorgänge, tritt durch ihre anatomische Reifikation ein Problem zutage, das sich als eine interperinente Kontroversion beschreiben lässt: die alte, textile Bedeutung des Wortes gerät in Konflikt mit seinem neuen, infrastrukturellen Sinn. Der Versuch, die Struktur des Nervensystems mithilfe der neuen mikroskopischen Technologie zu beschreiben, bereitet vor dem Hintergrund ihrer funktionalen Interpretation die Schwierigkeit, die technotropischen Signaturen miteinander in Einklang zu bringen. Sind Netze im materiellen, textilen Sinne Gebilde eines kontinuierlichen Zusammenhangs, der im Wesentlichen aus verknoteten Fäden besteht, beruht der Begriff der Zelle und damit auch der Neuronen auf der Vorstellung einer kleinsten strukturellen Einheit aller Organismen, die durch nichts außer sich selbst entsteht: *omnis cellula e cellula*.¹⁴³ Während textile Netze auf dem Primat der Linie beruhen, müssten die Knoten in neuronalen Netzen demzufolge primär sein, also schon existieren, bevor sie sich vernetzen können.

¹⁴⁰ Vgl. Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 87–91.

¹⁴¹ Santiago Ramón y Cajal: »Estructura del cerebro«, in: *Gaceta Médica Catalana* (1888) 11, S. 457: »the fibres intermingle in a very complex manner, producing a thick and intricate plexus but never a net«, zit. und übers. in: Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 112.

¹⁴² Ramón y Cajal: »Estructura del cerebro«, S. 457, zit. und von mir übers. nach Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 112.

¹⁴³ Den lateinischen Lehrsatz prägte Rudolf Ludwig Karl Virchow: *Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre*, Berlin 1859, S. 25: »Wo eine Zelle entsteht, da muss eine Zelle vorausgegangen sein (*Omnis cellula e cellula*).«

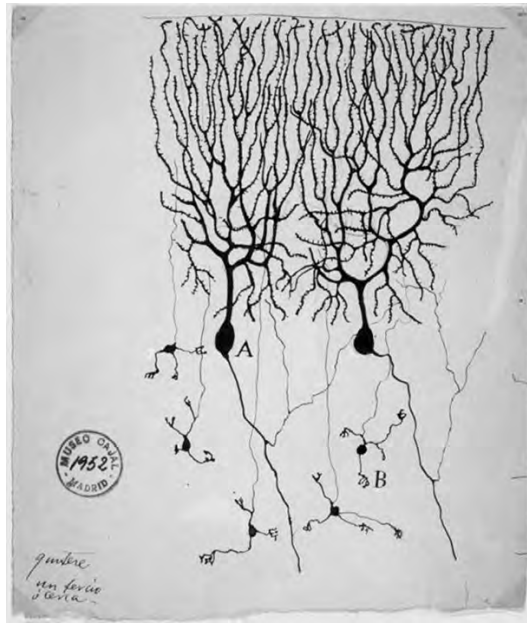


Abbildung 13: Purkinjezelle eines Taubenkleinhirns, Zeichnung eines Querschnitts von Ramón y Cajal (1899)

In diesem Sinne hatte Rudolf Virchow (1821–1902) mit seiner Zelltheorie den Organismus bereits in sozialpolitischen Metaphern beschrieben.¹⁴⁴ Der Berliner Mediziner und liberale Abgeordnete sieht den Körper im Kontext seiner Zellulatheorie als eine »Einrichtung sozialer Art«,¹⁴⁵ in der sich die einzelnen Zellen arbeitsteilig in Form einer freiwilligen »Genossenschaft«¹⁴⁶ bzw. zu einem »Zellenstaat«¹⁴⁷ organisieren. Wie der Organismus überhaupt, so sei also auch das Nervensystem ein Verbund autonomer Zellen. Genau diese Theorie eines auf Interaktionen autonomer Individuen beruhenden Organismus' ist es, womit Cajal die Idee des Netzes für unvereinbar hält. In seiner 1894 vor der Royal Society gehaltenen *Croonian Lecture* erklärt Cajal, warum die Theorie der Nervenetze nicht nur falsch ist, sondern auch ungeeignet sei, die Flexibilität des Nervensystems zu beschreiben. Denn mit einem kontinuierlichen Netz (*réseau*

¹⁴⁴ Vgl. Irmela Marei Krüger-Fürhoff: »Vernetzte Körper«, in: Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 107.

¹⁴⁵ Karl Virchow: *Die Cellularpathologie*, S. 13.

¹⁴⁶ Rudolf Virchow: »Krankheitswesen und Krankheitsursache«, in: *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin* 79 (1880), S. 186.

¹⁴⁷ Vgl. Eva Johach: *Krebszelle und Zellenstaat*, Freiburg, 2008. Kathrin Sander: *Organismus als Zellenstaat*, Freiburg 2011.

continu) verbindet er die Vorstellung eines fixierten Gitters von Telegraphenleitungen (*grillage de fils télégraphiques*), in dem man »weder neue Stationen noch neue Verbindungen errichten« könne.¹⁴⁸ Etwas, das so »steif, unwandelbar, unabänderlich« sei, verletze das Gefühl (*heurte le sentiment*) der Entwicklungsfähigkeit des Gehirns.¹⁴⁹ Was Cajal also zum Widerspruch gegen den Retikularismus veranlasst, ist nicht nur durch mikroskopische Befunde, sondern auch durch physiologische Theorien sowie subjektive Erfahrungen und Selbstbeschreibungen bedingt, warum es ein solches Netz nicht geben kann. Es ist die Telegraphenanalogie, und damit die technotropische Signatur der modernisierten Netzmetaphorik, die dem Neuronisten mit dem Postulat der individuellen Autonomie unvereinbar scheint. Die metaphorische Spannung verweist dabei auf den historischen Entwicklungsstand des Telegraphiewesens. Wie Laura Otis vermutet, können in den frühen 1850er Jahren die Telegraphennetzwerke für Helmholtz und Du Bois-Reymond noch als ein geeignetes Modell für das Nervensystem erscheinen, weil das Netz der Telegraphenleitungen sich erst im Expansionsstadium befindet; vor dem Ende des 19. Jh. waren indessen die meisten Leitungen und Stationen fertiggestellt, weshalb das Netz für Cajal nun als etwas Starres, nicht mehr Entwicklungsfähiges vorgekommen sei.¹⁵⁰

Darüber hinaus scheint es für die Akzeptanz der Telegraphenanalogie auch wesentlich von den politischen Präferenzen ihrer Interpreten abhängig zu sein. Du Bois-Reymond modelliert das Nervensystem nach dem Vorbild der Monarchie. Damit steht ein festgefügtes zentralistisches Netz nicht in Widerspruch mit dem Begriff individueller Autonomie: Diese ist lediglich für eine souveräne Instanz reserviert, das subjektive Bewusstsein, das seinen Körper als einen hierarchischen Herrschaftsapparat kommandiert. Cajal geht mit Virchow jedoch von der Autonomie jeder einzelnen Zelle aus, die für ihn mit der Struktur des technischen Kommunikationsmediums nicht vereinbar ist. Die Idee der subjektiven Freiheit und der individuellen Selbstbestimmung ist es, die der Neuronist durch die Netztheorie bedroht sieht.

Noch in den 1930er Jahren, als sich die Kontroverse bereits klar zugunsten der Neuronisten entschieden hat, hält Cajal die Implikationen des Retikularismus für so bedrohlich, dass er sich genötigt sieht, ihn mit einer umfänglichen Abhandlung endgültig zu erledigen. Seine 1933 erschienene Schrift *Neuronismo o reticularismo?* ist seine letzte wichtige Arbeit, in der er eine überwältigende Materialfülle histologischer Evidenzen für die Neuronentheorie aufbietet.¹⁵¹ In ihrem Schlusswort ruft er ihre Anhänger auf, sich durch die heftigen Attacken der Netztheoretiker auf die Zelltheorie Virchows nicht beunruhigen zu lassen: Der norma-

¹⁴⁸ Santiago Ramón y Cajal: »The Croonian Lecture: La Fine Structure des Centres Nerveux«, in: *Proceedings of the Royal Society* 55 (1894), S. 467.

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Vgl. Otis: *Networking*, S. 68.

¹⁵¹ Vgl. Santiago Ramón y Cajal: »Neuronismo o reticularismo?«, in: *Archivos de Neurobiología* (1933) 13, S. 217–291 u. 579–646, später übersetzt als: *Neuron Theory or Reticular Theory?*, Madrid 1954.

le Organismus, erklärt er, sei so sehr *an association of relatively autonomous cells*, dass er nach Art einer *populous city* auch abweichende, in dem Fall also physisch vernetzte Elemente enthalten könne, in der Regel aber normale, das heißt autonome Individuen aufweise.¹⁵²

Die Erfindung des Elektronenmikroskops beendet schließlich den Streit zwischen den Neuronisten und den Retikularisten durch den Nachweis des synaptischen Spaltes.¹⁵³ Bezeichnender Weise hat sich heute der Ausdruck des neuronalen Netzes durchgesetzt, um die Beziehung der Nervenzellen zueinander zu beschreiben. Damit bekundet der Terminus wie ein spätes Echo des geteilten Nobelpreises, dass in gewisser Weise beide, sowohl Cajal als auch Golgi, Recht behalten sollten. Offensichtlich beruhte die Kontroverse nicht nur auf fehlenden anatomischen Evidenzen, die erst mit einer präziseren Technologie beigebracht werden konnten. Wenn beide Wissenschaftler dieselbe Technik nutzten, aber etwas völlig Verschiedenes damit sahen, liegt es nahe, dass ihre Wahrnehmung durch mehr bedingt ist als durch Linsen und Präparationsmethoden.¹⁵⁴ In diesem Fall war dies offenbar eine sehr unterschiedliche Auffassung davon, was ein Netz als mögliches Modell eines physiologisch begründeten Selbstverständnisses taugt. Während Golgis Netzmetaphorik über ihren anatomischen Sinn des physischen Zusammenhangs der Nervenzellen hinaus ihre funktionale Integration in ein organisches Ganzes bezeichnet, steht sie für Ramón y Cajal in Konflikt mit der Entwicklungsfähigkeit des Organismus und der Autonomie des Individuums.

Dass die Plausibilität der Telegraphenanalogie nicht notwendig von der Akzeptanz Virchows Zellstaat-Theorie abhängt, zeigt wiederum das Beispiel des britischen Physiologen und Philosophen George Henry Lewes (1817–1878), der beides zugunsten der Netztheorie ablehnt. In *The Physical Basis of Mind* (1877) klagt Lewes: »Es gibt immer noch Autoren, die das Gehirn als Telegraphenbüro, die Ganglien als Stationen und die Nerven als Kabel beschreiben. Der Sinnesnerv überträgt eine Nachricht an das Gehirn« so wie das Kabel an das Büro eine Nachricht überträgt.«¹⁵⁵ Obwohl die Telegraphie eine moderne Technik sei, moniert Lewes, beruhe das Modell der Übertragung immer noch auf einer alten, nämlich hydraulischen Vorstellung, dass Strom durch Kabel fließe wie eine Flüssigkeit durch Röhren: dass die Nerven also nur passive Leiter einer sie durchströmenden Kraft seien.¹⁵⁶ Gegenüber dieser hydraulischen Metaphorik plädiert Lewes dafür, die Nervenaktivität tatsächlich *als* Aktivität aufzufassen, weshalb er das Telegraphenmodell der Nachrichtenübertragung verwirft – um desto entschiedener für die Idee eines interaktiven Nervennetzes zu argumentieren.

¹⁵² Ebd., S. 646, zit. in: Clarke/O'Malley: *The Human Brain and Spinal Cord*, S. 138.

¹⁵³ Vgl. Richard Rapport: *Nerve Endings*, New York 2005.

¹⁵⁴ Otis: *Networking*, S. 56.

¹⁵⁵ Lewes: *The Physical Basis of Mind*, S. 179.

¹⁵⁶ Vgl. Otis: *Networking*, S. 73.

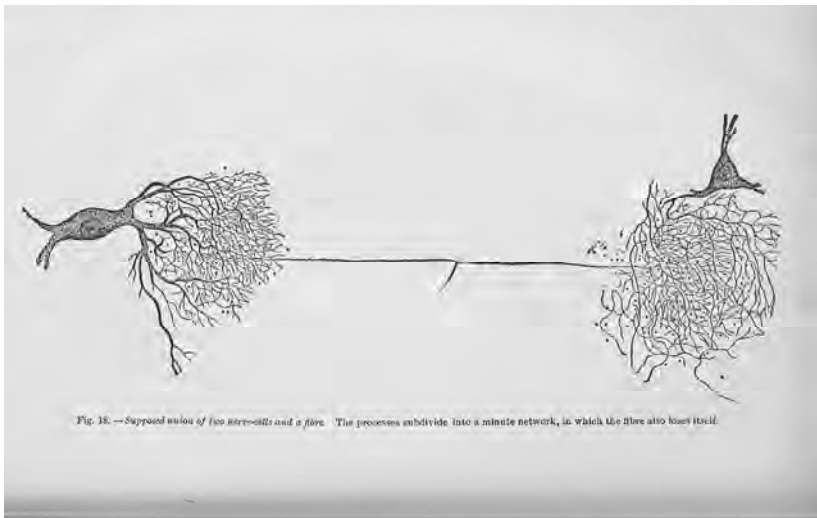


Abbildung 14: Feinmaschiges Nervennetzwerk nach Gerlach in Lewes' *Physical Basis of Mind* (1877): »The processes subdivide into a minute network«

Lewes Idee des Nervennetzes beruht dabei wesentlich auf dem Begriff der Emergenz. Lewes ist auch derjenige, der dem Begriff erstmals eine philosophische Bedeutung beilegt.¹⁵⁷ Als emergent definiert Lewes jeden Zustand, der sich als das Resultat eines Zusammenwirkens verschiedener Komponenten nicht aus den Eigenschaften und Wirkungen seiner konstituierenden Elemente ableiten lässt.¹⁵⁸ Mit anderen Worten: Die Eigenschaften des Ganzen sind nicht auf Ebene seiner Teile zu finden. In diesem Sinne versteht Lewes das Leben insgesamt als ein emergentes Phänomen, folglich auch das Nervensystem und das Bewusstsein.¹⁵⁹ Statt ihre Funktionsweise aus der Autonomie einzelner Zellen abzuleiten, versucht er, sie aus deren dynamischer Interaktion zu erklären: »Die Elemente konstituieren tatsächlich ein kontinuierliches Netzwerk [*continuous network*] variabler Formen.«¹⁶⁰

¹⁵⁷ Vgl. Timothy and Wong Hong Yu O'Connor: »Emergent Properties«, in: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* 2009.

¹⁵⁸ Vgl. George Henry Lewes: *The Foundation of a Creed*, London 1891, S. 368–369: »although each effect is the resultant of its components, the product of its factors, we cannot always trace the steps of the process, so as to see in the product the mode of operation of each factor. In this latter case, I propose to call the effect an emergent. It arises out of the combined agencies, but in a form which does not display the agents in action. [...] The emergent is unlike its components in so far as these are incommensurable, and it cannot be reduced either to their sum or their difference.«

¹⁵⁹ Vgl. George Henry Lewes: *The Study of Psychology*, Boston 1879, S. 180: »The organism is evolved: one part emerges from another, all parts are interdependent« und Lewes: *The Physical Basis of Mind*, S. 238: »Each stage of evolution presents itself as the consequence of a preceding stage, at once an emergence and a continuance«.

¹⁶⁰ Ebd., S. 175.

In diesem Netzwerk schicken sich die Nervenzellen nun nicht mehr als autonome Akteure Telegramme durch starre Leitungen hin und her, sondern sie entfalten ihre Funktion und Aktivität erst durch ihre dynamische Verknüpfung zu einem Netzwerk als einem aktiven und lebendigen System. Wahrnehmung, Denken und Wollen sind für Lewes daher nicht schon Eigenschaften und Fähigkeiten der einzelnen Zellen, sondern sie entstehen erst durch das komplexe physiologische Netz (*complex physiological web*) der Nerven.¹⁶¹ Das Netzwerk als ein emergentes System ist das Resultat interdependenter Wechselwirkungen: Dieser Gedanke, der im 20. Jh. durch Kybernetik, System- und Netzwerktheorie als ein Phänomen der Selbstorganisation aufgegriffen und weiterentwickelt wird, entspricht auch Lewes' Konzept der Gesellschaft, in der das Individuum weder als autonome Einheit noch als Derivat einer übergeordneten Struktur, sondern als Akteur in komplexen Wechselbeziehungen mit anderen Akteuren gesehen wird.¹⁶² Das radikale Eingebundensein in das Netz, das für Ramón y Cajal eine Bedrohung der Autonomie und Entwicklungsfähigkeit des Daseins darstellt, ist für Lewes die Grundbedingung des Daseins selbst.

In den beiden untersuchten epistemischen Konstellationen und ihrem Zusammenhang zeigt sich also, wie zum Ende des 19. Jh. durch die Fortschritte der Neurophysiologie die Metapher des Netzes zu einem umstrittenen Modell wird, mit dem nicht nur epistemische Objekte, sondern zugleich immer auch existenzielle Kategorien verhandelt werden. In der Komplexität der Konstellationen, in die sie eintritt, entfaltet sich eine Dynamik, die selbst durch das Modell der Emergenz beschrieben werden kann. In der wechselseitigen Verknüpfung organischer, sozialer und technischer Strukturen stiftet die Metapher eine Bedeutung höherer Ordnung, die auf etwas Gemeinsames zwischen den verknüpften Bereichen – eine Ähnlichkeit oder Identität – referieren soll, die selbst aber keine davon unabhängige Bedeutung ausbilden können, weil der konkrete Sinn der Analogie stets von den wechselseitigen Bestimmungen der verknüpften Elemente abhängt.

¹⁶¹ Vgl. ebd., S. 180. Ebd., S. 195: »Had a clear idea of function as dependent on connexion been present to their minds certain physiologists would hardly have raised the mirage of ›Nerve-force,‹ a mysterious entity endowed with ›specific energies,‹ and capable of producing vital and psychical phenomena by an occult process; nor would others have been led to the monstrous hypothesis of particular nerve-cells being endowed with thought, instinct, and volition.«

¹⁶² Vgl. Otis: *Networking*, S. 76–78.

5. Im Netz der Philosophie

Mit der Darstellung des komplexen Zusammenhangs von Vielfalt und Einheit erfährt die Netzmetaphorik im Laufe des 19. Jh. schließlich auch ihre »philosophische Karriere«. ¹⁶³ Wie Christian Emden im *Wörterbuch der philosophischen Metaphern* darlegt, erfolgt in diesem Zeitraum »eine weitreichende Umwertung« der traditionsreichen Trope, die »zu einem grundsätzlichen Paradigmenwechsel« führt. ¹⁶⁴ Verband sich mit der ursprünglichen Beutemetaphorik zunächst ein lang gehegtes Misstrauen gegenüber den Netzen der Sprache und Begriffssysteme, in denen man sich allzu leicht verstricken kann, avanciert sie zu einer Metapher für »die Totalität der menschlichen Erkenntnis und Vernunft, die sich stets einer systematischen Darstellung zu entziehen droht«. ¹⁶⁵

Der Umwertungsprozess vollzieht sich dabei in einer engen Wechselbeziehung der traditionellen Textilmetaphorik und der modernen Ordnungsmetaphorik, deren Formierung sich in der Naturgeschichte des späten 18. und beginnenden 19. Jh. beobachten lässt. Was Diderot in seiner Naturphilosophie mit der Re-Metaphorisierung der morphologischen Ordnungsmetapher als Spinnennetz begonnen hat, setzt sich in den Diskursen der unterschiedlichen philosophischen Strömungen weiter fort. Die Vorstellung einer Jagdwaffe, mit der man etwas fängt oder eines Gewebes, in dem man sich verirrt, wandelt sich in die Vorstellung von einem Netz als einem System funktionaler Relationen. Auch wenn sich im Verlauf des 19. Jh. eine metaphorische »Ablösung des Gewebes durch das Netz« ¹⁶⁶ vollzieht, durch die beide »zunehmend als Gegensätze« ¹⁶⁷ erscheinen, bleiben beide Vorstellungen in einer komplexen Wechselbeziehung aneinander gebunden. Denn zum einen bezieht sich die textile Metaphorik bereits auf komplexe funktionale Zusammenhänge, nämlich der Sprache und Begriffe. Zum anderen werden die als Netze bezeichneten funktionalen Relationsgefüge immer wieder als etwas beschrieben, was sich dem ordnenden Zugriff entzieht und worin sich das denkende oder handelnde Individuum zu verstricken droht.

Was die textile Metaphorik anbelangt, so wird diese im Kontext der philosophischen Diskurse bis in das 19. und noch in das 20. Jh. hinein in einem kritischen, oft pejorativen Sinne gebraucht. In seinem *Versuch über den menschlichen Verstand* (1690) bezichtigt etwa Locke die Scholastik, das vernünftige Denken in ein unauflösliches Gewebe von Begriffen zu verstricken: »philosophers [...] cover their Ignorance with a curious and inexplicable Web of perplexed Words, and procure to themselves the admiration of others, by unintelligible Terms.« ¹⁶⁸

¹⁶³ Christian Emden: »Netz«, S. 251.

¹⁶⁴ Ebd., S. 250.

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Ebd., S. 252.

¹⁶⁷ Ebd.

¹⁶⁸ John Locke: *An Essay Concerning Human Understanding*, hrsg. v. Peter H. Nidditch, Oxford 1979, S. 494.

Als Metapher falschen und irreführenden Sprachgebrauchs oder trügerischer Begriffssysteme wird das Netz immer wieder tadelnd nach den jeweiligen Rivalen geworfen: »Der philosophische Gegner ist stets verstrickt in die Netze der Illusion«¹⁶⁹ – sofern er nicht selbst der Fallensteller ist, vor dessen Netzen man sich hüten muss. Ob nun durch ein filigranes Netz (*fine and subtile net*) aus abstrakten Ideen, in dem sich der menschliche Verstand elend verirrt und verstrickt (*miserably perplexed and entangled*), wie George Berkeley in seiner *Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis* (1710) klagt, oder durch ein »Gewebe von Hirngespinnsten«¹⁷⁰ und »Erdichtungen«¹⁷¹, das Fichte in seiner *Sittenlehre* (1798) und der *Vorlesung über die Thatsachen des Bewusstseyns* (1810) aus philosophischen Irrtümern entstehen sieht: In der textilen Metaphorik artikuliert sich immer wieder ein Zustand geistiger Perplexität, der durch die Klarheit des Denkens und die Arbeit des philosophischen Begriffs aufgelöst werden muss. Als ein Produkt des trügerischen Bewusstseins ist das Netzgewebe der philosophischen Begriffe entweder Mittel der Selbsttäuschung oder der List: »Die Verführer der Philosophen sind die Worte, sie zappeln in den Netzen der Sprache«,¹⁷² weiß Friedrich Nietzsche, der in *Menschliches, Allzumenschliches* (1878) das Verhältnis geistigen Fangens und Gefangenwerdens in ein prägnantes Gleichnis fasst:

»Drei Denker gleich einer Spinne. – In jeder philosophischen Secte folgen drei Denker in diesem Verhältnisse auf einander: der Erste erzeugt aus sich den Saft und Samen, der Zweite zieht ihn zu Fäden aus und spinnt ein künstliches Netz, der Dritte lauert in diesem Netz auf Opfer, die sich hier verfangen und sucht von der Philosophie zu leben.«¹⁷³

Als Philosoph der *Unzeitgemäßen Betrachtungen* (1874) schreibt Nietzsche nicht nur gegen die Netze der Metaphysiker an, sondern auch gegen »das unermüdliche Zerspinnen und Historisieren alles Gewordenen durch den modernen Menschen, die große Kreuzspinne im Knoten des Weltall-Netzes«.¹⁷⁴ So geht es ihm immer wieder darum, die Spinnenweben der tückischen Vernunft, der trügerischen Sprache, aber auch der Kultur und Moral zu zerreißen, wo sie die Lebendigkeit des freien Geistes fesseln, um von seinem ›Saft und Samen‹ zu zehren.¹⁷⁵ Innerhalb des Paradigmas der Textil- und Beutemetaphorik figurieren die Netze die bedrohliche Macht des Geistes, sich selbst oder andere zu verstricken. Sie sind das

¹⁶⁹ Emden: »Netz«, S. 249.

¹⁷⁰ Johann Gottlieb Fichte: *Das System der Sittenlehre*, in: *Sämmtliche Werke*, Bd. 2, Berlin 1845, S. 92.

¹⁷¹ Johann Gottlieb Fichte: *Die Thatsachen des Bewusstseyns*, in: *Sämmtliche Werke*, Bd. 2, Berlin 1845, S. 624.

¹⁷² Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1875–1879*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 8, München 1999, S. 113.

¹⁷³ Friedrich Nietzsche: *Menschliches, Allzumenschliches*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 2, München 1999, S. 464.

¹⁷⁴ Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, München 1999, §9.

¹⁷⁵ Vgl. Nietzsche: *Menschliches, Allzumenschliches*, S. 280. Nietzsche: *Morgenröthe*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 3, München 1999, S. 120.

Werk von Illusion und Täuschung, List und Tücke, dem sich die Vernunft immer wieder zu entwinden hat. Der logische, rationale, freie Geist muss sich um seiner Selbsterhaltung und Lebendigkeit willen den Verwirrungen und Verwicklungen entziehen. Das Netzgewebe ist ein Hirngespinnst oder eine raffinierte Falle, in dem die Vernunft ihre Autonomie und Selbstmächtigkeit verliert.

Seltener, aber auch ganz im Sinne der Beutesemantik erscheinen die Fangnetze des Geistes als ein legitimes, ja ausgezeichnetes Mittel seiner Selbstermächtigung und Welterschließung. So notiert Novalis in seinen fragmentarischen Dialogen: »Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;/ Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?/ Hoch und vor allen lebe die Hypothese, nur sie bleibt/ Ewig neu, so oft sie auch schon sich selber besiegte.«¹⁷⁶ – Offenkundig stehen die philosophischen Netze in ihrer ambivalenten Bedeutung noch ganz in der Tradition der antiken Jagd- und Textilmetaphorik. Symbolisiert diese als eine universale Lebens- und Schicksalsmetaphorik ein undurchschaubares Beziehungsverhältnis voneinander abhängiger Akteure, Ursachen, Motive und Handlungen, bezeichnen die Netze des Geistes einen komplexen Zusammenhang von Sprache und Denken, Täuschung und Wahrheit, List und Selbsterhaltung, in deren bedrohlichem Sinn sich auch noch die alttestamentarische Signatur erkennen lässt.¹⁷⁷ Es sind immer die unsichtbaren Netze, die man anderen stellt oder in die Welt wirft, oder in denen man sich selbst verfängt. Wenn es nicht gerade das eigene Netz ist, mit dem man auf Beutezug geht, ist es stets ein Mittel des Verderbens, dem auch leicht der Jäger selbst zum Opfer fallen kann.

Das Paradigma der Jagdmetaphorik impliziert seit jeher zwei Subjektpole: einen für den Fangenden und einen für den Gefangenen. Als eine Metapher für die unauflösbare Komplexität verwirrender begrifflicher oder sprachlicher Zusammenhänge verblasst das fangende Subjekt allerdings zunehmend, wenn etwa Hobbes in seinen *Elements of Philosophy* (1655) die Sprache mit einem *spider's web* vergleicht, in dem schwache Geister schnell gefangen sind (*are ensnared*), während starke Geister sich daraus leicht befreien können (*break easily through*).¹⁷⁸ Hier, und mehr noch bei Nietzsche, der die Philosophen hilflos im Netz der Sprache zappeln sieht, ist das Gespinnst nicht mehr nur die Falle eines arglistigen Jägers, sondern auch das Resultat eines berückenden Eigensinns der Sprache selbst. Der Topos der Verstrickung des Denkens im Netz der Sprache wird sich noch bis in das 20. Jh. durchhalten. So bemerkt noch Wittgenstein: »Die Menschen sind im Netz der Sprache gefangen /verstrickt/ und wissen es nicht.«¹⁷⁹

¹⁷⁶ Novalis: »Fragmente vermischten Inhalts«, in: *Schriften*, Bd. 2, Berlin 1802, S. 429.

¹⁷⁷ Siehe oben, Kap. XI.4.

¹⁷⁸ Vgl. Thomas Hobbes: *Elements of Philosophy* (1655), in: *The English Works of Thomas Hobbes of Malmesbury*, hrsg. v. William Molesworth, London 1839–1845, S. 36.

¹⁷⁹ Wittgenstein: *Bemerkungen* (1931), in: *Wiener Ausgabe*, Bd. 4, Wien 1995, S. 120. Siehe oben, Kap. IX.4., Anm. 29.

Was sich im Laufe des 19. Jh. allerdings neu formiert, ist ein Verständnis von Netzen, die nicht mehr nur opake Gespinste sind, die jede auf Wahrheit gerichtete philosophische Anstrengung korrumpieren oder gefährden, und denen ein klar erkennbares Außerhalb entgegengesetzt ist, in dem der philosophische Wille zur Wahrheit findet oder die unverfängliche Freiheit des Denkens erlangt. Die Netze werden zunehmend »selbst zu einem Prinzip philosophischer Wirklichkeit«, ¹⁸⁰ genauer gesagt: zu einem Prinzip ihrer Darstellung. Worin Novalis einen spezifischen Zug des hypothetischen Denkens sieht, erkennt Hegel in seiner *Naturphilosophie* (1830) das universelle Wesen der philosophischen Wissenschaft:

»Metaphysik heißt nichts anderes als der Umfang der allgemeinen Denkbestimmungen, gleichsam das diamantene Netz, in das wir allen Stoff bringen und dadurch erst verständlich machen. Jedes gebildete Bewusstsein hat seine Metaphysik, das instinktartige Denken, die absolute Macht in uns, über die wir nur Meister werden, wenn wie sie selbst zum Gegenstande unserer Erkenntnis machen.« ¹⁸¹

Ist das Netz der Hypothese bei Novalis noch ein Werkzeug des Denkens, mit dem es gleichsam Fischzüge in der Wirklichkeit unternimmt, ist es bei Hegel nun die absolute Form des Denkens selbst. Wenn Emden bemerkt, dass das Netz im Laufe des 19. Jh. zu einer Metapher für die »Totalität der menschlichen Erkenntnis und Vernunft« ¹⁸² wird, so müssen hier doch zumindest zwei Ebenen unterschieden werden. Zum einen wird das Netz zur Metapher des Absolutheitsanspruchs der philosophischen Vernunft. Hegels diamantenes Netz ist nicht mehr das opake Gespinnst, in dem sich das Denken heillos verirrt, sondern es figuriert das perfekt geordnete System der allgemeinen Denkbestimmungen eines sich selbst durchsichtigen Bewusstseins. Der Diamant tilgt die Ambivalenz des Textils und stattet das Netz mit den Attributen der Transparenz und Vollkommenheit aus. Offenbar stellt Hegel sich unter dem diamantenen Netz eine Art Kristall vor. Die Metapher avanciert damit, im Sinne Kants, zu einem Symbol für die Tätigkeit der Vernunft selbst. Was mit ihrem Anspruch auf Absolutheit als Gegenstand der Erkenntnis nicht mehr anschaulich vorstellbar ist, erhält seine Darstellbarkeit in der Metapher ihrer Selbstbehauptung.

Doch wird das Netz nicht nur zu einer Metapher für die Totalität der Darstellung des Erkennens, sondern auch eine des zu Erkennenden selbst, wenn etwa Schopenhauer in seiner *Transscendenten Spekulation* (1851) über den tieferen Zusammenhang von Ereignissen erklärt:

¹⁸⁰ Emden: »Netz«, S. 249.

¹⁸¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (1830), in: *Werke*, Bd. 9, hrsg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1986, S. 20. Siehe dazu auch Pirmin Stekeler-Weithofer: »Hegels Naturphilosophie«, in: *Hegel-Studien* 36 (2003), S. 113–142. Christine Weckwerth: »Sein unter dem Aspekt einer Forschungslogik«, in: Andreas Arndt und Christian Iber (Hg.): *Hegels Seinslogik*, Berlin 2009, S. 33–58. Hier wäre auch der Frage weiter nachzugehen, inwieweit die Hegelsche Metaphorik von der Kristallstruktur des Kohlenstoffs inspiriert ist.

¹⁸² Emden: »Netz«, S. 250.

»nun bilden alle jene in der Richtung der Zeit fortschreitenden Kausalketten ein großes gemeinsames, vielfach verschlungenes Netz, welches ebenfalls mit seiner ganzen Breite sich in der Richtung der Zeit fortbewegt und eben den Weltlauf ausmacht.«¹⁸³

Als die Figur der universalen Verbundenheit aller Dinge stellt das Netz die Totalität der Wirklichkeit dar, die zunächst durch den »Schleier der Maja«¹⁸⁴ – also die subjektive Wahrnehmung der Welt der Erscheinungen – verhüllt ist. Erst durch die philosophische Erkenntnis wird dieser Schleier der Täuschung zerrissen und erblickt dahinter die *Welt als Wille und Vorstellung* (1818/19). Während bei Hegel das Netz den absolute Zusammenhang der Arbeit des Begriffs bildet, in dem sich das Wissen des Weltgeistes sammelt, ist das verschlungene Netz der Kausalität des Weltlaufs bei Schopenhauer nur der tiefere Grund für die Illusionen des subjektiven Bewusstseins, in dem sich der universelle Wille zum Leben bekundet:

»bis endlich, im Einzelnen, diese Erkenntniß, geläutert und gesteigert durch das Leiden selbst, den Punkt erreicht, wie die Erscheinung, der Schleier der Maja, sie nicht mehr täuscht, [...] die vollkommene Erkenntniß des Wesens der Welt, als *Quietiv* des Willens wirkend, die Resignation herbeiführt, das Aufgeben, nicht bloß des Lebens, sondern des ganzen Willens zum Leben selbst.«¹⁸⁵

Bei Hegel wie bei Schopenhauer firmiert das Netz als eine Metapher universaler Welt- und Selbsterkenntnis, wie verschieden sie in ihren Philosophien auch ausfällt. Sie »versucht stets den Griff nach Totalität«, wie Emden resümiert: »Entzieht sich die Heterogenität der Wirklichkeit und Erfahrung, die es eigentlich in philosophische Vernunft zu übersetzen gilt, wird die Metapher des Netzes bemüht, um jene Komplexität überhaupt noch darstellbar zu machen.«¹⁸⁶ In diesem Sinne kann das Netz als eine absolute Metapher im Sinne Blumenbergs gelten. Die Frage nach ihrer spezifischen Funktion für die jeweilige Theoriebildung darf einer gesonderten Untersuchungen vorbehalten bleiben.¹⁸⁷ Worauf es an dieser Stelle ankommt, liegt in ihrer totalisierenden Tendenz. Denn darin bekundet sich nicht nur die Referenz auf das Ganze der Wirklichkeit, sondern auch die Formation eines neuen Netztyps als einem System funktionaler Relationen, das allein in der textilen Metaphorik nicht mehr denkbar ist.

¹⁸³ Arthur Schopenhauer: »Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen« (1851), in: *Werke in fünf Bänden*, Bd. 4, hrsg. v. Ludger Lütkehaus, Zürich 1988, S. 201–224.

¹⁸⁴ Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, in: *Werke*, Bd. 1, Zürich 1988, S. 37, 335 u. 457.

¹⁸⁵ Ebd., S. 335.

¹⁸⁶ Emden: »Netz«, S. 251.

¹⁸⁷ Eine solche Untersuchung könnte sich dabei auch möglichen Interferenzen zwischen einer Metaphorik des Sammelnetzes und der Figur der Aufhebung bei Hegel und den Wechselbeziehungen textilen Gewebe- und kausalen Netzmetaphorik bei Schopenhauer zuwenden. Ließe sich anhand der Metaphorik die grundlegende Differenz beider Philosophien entfalten? Eine mögliche Vermutung wäre hier: Was bei Hegel als ein Triumph des Geistes erscheint, wäre bei Schopenhauer nur das Medium seiner Selbstverneinung.

Ist dieses System in Hegels diamantenenem Netz der gesamte »Umfang der allgemeinen Denkbestimmungen, [...] die absolute Macht in uns«,¹⁸⁸ bezeichnet Schopenhauers »vielfach verschlungenes Netz, welches [...] eben den Weltlauf ausmacht«¹⁸⁹ den systematischen Zusammenhang aller kausalen Wechselbeziehungen der Wirklichkeit. In Schopenhauers Metaphorik setzt sich damit eine Bewegung fort, die bereits im Kontext der Naturgeschichte zur Erweiterung der Idee der Kette (*scala naturae*) zum Netz der Natur geführt hat. Wenn Diderot diese Idee in seiner Naturphilosophie im Bild der Spinnenwebe weiter fortspinnet und damit das Paradigma der textilen Netze dynamisiert, so schreibt sich diese Dynamik nicht-linearer Wechselbeziehungen in der Erweiterung der Figur der Kausalkette zu einem Kausalnetz weiter fort.

Damit ließe sich auch die »beschleunigte Verschiebung von Gewebe zum Netz als philosophischer Leitmetapher im Verlauf des 19. Jahrhunderts«¹⁹⁰ erklären, die Emden beobachtet. Diese Verschiebung sollte allerdings nicht als die bloße Verlagerung eines Dominanzverhältnisses zwischen zwei feststehenden Metaphoriken missverstanden werden. Gerade die Netzmetaphorik erhält im Zuge ihrer Modernisierung eine grundsätzlich neue Bedeutung, und diese ist die Idee einer funktionalen Wechselbeziehung. In der Beschreibung des universalen Zusammenhangs aller Dinge verbindet sich mit ihr das philosophische Versprechen theoretischer Übersicht und Durchschaubarkeit. Wenn sie die Totalität der menschlichen Erkenntnis und Vernunft darstellt, die sich stets einer systematischen Darstellung zu entziehen droht,¹⁹¹ dann bekundet sich in ihr auch ein Versuch zur Bewältigung dessen, was Blumenberg den Absolutismus der Wirklichkeit nennt: als das Andere der Vernunft, das durch die Arbeit des Begriffs aufgelöst oder aufgehoben werden soll. Hegels und Schopenhauers Netzmetaphorik stellen zwei unterschiedliche Seiten dieser Totalität dar.

Als eine Metapher funktionaler Zusammenhänge markiert sie damit zwar einen »grundsätzlichen Paradigmenwechsel«¹⁹² gegenüber den textilen Beutenetzen – mit denen sie aber immer wieder in eine enge Wechselbeziehung tritt. Wenn Hegel etwa im Hinblick auf die chinesische, römische oder englische Gesellschaftsordnung von einem »Netz von Beamten«, einem »Netz von [...] Pächtern« oder dem Netz des Lehnsystems spricht, das »zum großen Theile noch heute England umgarnt«,¹⁹³ dann bezeichnet er damit Formen politischer oder wirtschaftlicher Abhängigkeitsbeziehungen auf eine Weise, die deutlich an die antike Herrschaftsmetaphorik gemahnt. Das Netz der gesellschaftlichen Verhältnisse ist ein Netz der Macht.

¹⁸⁸ Hegel: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*, S. 20.

¹⁸⁹ Schopenhauer: »Transscendente Spekulation«, S. 216.

¹⁹⁰ Emden: »Netz«, S. 253.

¹⁹¹ Ebd., S. 250.

¹⁹² Ebd.

¹⁹³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: *Werke*, Bd. 12, Frankfurt/M., S. 160, 374, 453.

Gerade das »römische Prinzip stellt sich dadurch als die kalte Abstraktion der Herrschaft und Gewalt heraus«, das »nur durch die partikulären Interessen Inhalt gewinnt.«¹⁹⁴ Wenn Marx und Engels schließlich das Walten der kalten Abstraktion in der Zirkulation des Geldes erkennen, dann ist es das Netz der Banken, Handelshäuser und Eisenbahnen, das die Akteure des Kapitals im Zuge der Industrialisierung »auswerfen«, um die Gesellschaft damit zu »überziehen« und eine unaufhaltsame »Verschlingung aller Völker in das Netz des Weltmarkts« voranzutreiben.¹⁹⁵ Die ›Verschlingung‹ ist hier durchaus doppelsinnig. Bezeichnet sie unmissverständlich den Vorgang der Verstrickung in ein Fangnetz, klingt darin doch auch ein Vorgang mit an, der sich an eine Jagd für gewöhnlich anschließt: der Verzehr der Beute. Das Verschlungenwerden der Völker ist auch die Einverleibung der Nationalökonomien in die sich globalisierende Weltwirtschaft. Die Doppeldeutigkeit verdankt sich einer metaphorischen Überblendung und Wechselwirkung des Paradigmas der textilen mit dem der funktionalen Netze.

Wenn die Philosophen der materialistischen Dialektik in der unausweichlichen ökonomischen Vernetzung die Voraussetzung für eine zunehmende Verschärfung der gesellschaftlichen Widersprüche sehen, die schließlich eine kommunistische Revolution erwarten lassen, dann erinnert dies, auf Ebene der Metaphorik, an jene Dialektik Platons, der den Mut der Athener zu ihrem Sieg bei Marathon erst aus der Ausweglosigkeit im Netz des übermächtigen Perserheeres erwachsen sieht.¹⁹⁶ Doch bekundet sich im Netz des Weltmarkts auch eine wesentliche Differenz. Denn es verbreitet sich zwar im Raum, über den Globus. Es ist aber selbst nicht mehr räumlich und auch nicht stofflich. Es ist kein Netz, dem man entschlüpfen oder das man zerreißen könnte. Was bleibt, ist die Hoffnung, den notwendigen Verlust der Autonomie auf lokaler und nationaler Ebene durch die zukünftige Revolution der Besitz- und Produktionsverhältnisse auf internationaler Ebene wiederzuerlangen. Die Losung *Proletarier aller Länder, Vereinigt Euch!* ist die Invokation einer universalen Assoziation aller Produktivkräfte zur Umkehrung der Machtverhältnisse im weltweiten Netz des Kapitals.¹⁹⁷

Wie sich in den verschiedenen Zusammenhängen zeigt, vollzieht sich der Paradigmenwechsel von den textilen Netzen und Geweben zu den funktionalen, systemischen Netzen nicht im Modus einer diskreten Umbesetzung, sondern einer komplexen Überblendung bzw. Wechselwirkung zwischen beiden Paradigmen. Als eine Konsequenz dessen taucht im Diskurs über die modernen techni-

¹⁹⁴ Ebd., S. 374.

¹⁹⁵ Vgl. Karl Marx: »Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850«, in: *Werke*, Bd. 7, Berlin 1956, S. 24. Marx: »Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien«, in: *Werke*, Bd. 9, S. 222. Friedrich Engels: »Die Rolle der Gewalt in der Geschichte«, in: *Werke*, Bd. 21, S. 426. Engels: »Die Lage Englands«, in: *Werke*, Bd. 1, S. 556. Marx: *Das Kapital*, in: *Werke*, Bd. 23, S. 790–791.

¹⁹⁶ Siehe oben, Kap. XI, S. 265.

¹⁹⁷ Vgl. Karl Marx und Friedrich Engels: *Manifest der kommunistischen Partei*, in: *Werke*, Bd. 4, Berlin 1956, S. 493.

schen Netzwerke das Problem des Subjekts immer wieder auf, das entweder am Jäger- oder Beutepol der Vernetzung zu verorten ist. Dadurch erscheinen die Netze stets als Instanzen einer Macht, die – wie anonym auch immer – über sie verfügt. In ihrer totalisierenden Tendenz verweisen sie auf einen globalen Akteur, sei es nun der Weltgeist, der Weltwille, das Kapital oder das Kollektivsubjekt der kommunistischen Weltrevolution. Auch wenn sich bisweilen ein Schwund bzw. eine Reduktion des Subjektpols, etwa im Netz der Sprache, beobachten lässt, in dem sich das Denken verfängt, ohne dass sich darin notwendig die Intention eines Fängers erfüllt, so kehrt die Subjektstruktur in der systemischen Netzmetaphorik wieder, weil ihr Griff nach Totalität – als eine Form der Bewältigung des Absolutismus einer radikal historisch gewordenen Wirklichkeit – immer auch ein Versuch menschlicher Selbstbehauptung ist: sei es nun in metaphysischer, subjektiver oder politischer Gestalt.

Wenn man also in Bezug auf die Karriere des Netzes als philosophischer Leitmetapher im Laufe des 19. Jh. von einem Paradigmenwechsel sprechen kann, dann nur, solange sich mit dieser Diktion nicht das Missverständnis eines radikalen Bruchs verbindet, was aber umgekehrt auch nicht die Behauptung einer bruchlosen Kontinuität rechtfertigen würde. Wenn in bisherigen Kultur- oder Metapherngeschichten sowohl die lange Tradition tropischer und technischer Netzbildungen als auch die Schwierigkeit ihrer historischen Darstellung betont werden, so rührt diese Schwierigkeit offenbar aus dem problematischen Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität, das sich dem Prozess der Stratifizierung verdankt. Mit dem Modell komplex stratifizierter Metaphern lässt sich dieser Schwierigkeit weitestgehend abhelfen. Das Verhältnis ihres traditionellen textilen zu ihrem modernen funktionalen Sinn lässt sich dann nicht mehr in Bezug auf einen wie auch immer gearteten semantischen oder stofflichen Kern beschreiben, sondern als interperthente Stratifizierung einer untoten Metapher beschreiben. Unter Berücksichtigung ihrer diachronen Dimension kann somit vermieden werden, dass eine homogene Kontinuität zwischen ihrem antiken und ihrem modernen Sinn oder umgekehrt ein radikale Diskontinuität unterstellt wird.

Wenn durch die »beschleunigte Verschiebung vom Gewebe zum Netz als philosophischer Leitmetapher im Verlauf des 19. Jahrhunderts«¹⁹⁸ das »organische [...] Bedeutungsfeld« zusehends »von einem technischen«¹⁹⁹ ersetzt worden ist, dann sollte dieser Vorgang der Ersetzung nicht als eine Umbesetzung zwischen zwei diskreten Bedeutungsfeldern missverstanden werden. Angesichts der komplexen Analogiebildung zwischen organischen und technischen Netzwerken im 19. Jh. lässt sich vielmehr sehen, wie beide Bedeutungsfelder einer wechselseitigen Bestimmung unterliegen. Das Resultat der Umbesetzung schließt das Vershobene und Ersetzte nicht aus, sondern ein. Das Alte wird dem Neuen anverwandelt und kann unter bestimmten Bedingungen in ihm wieder hervortreten und the-

¹⁹⁸ Emden: »Netz«, S. 253.

¹⁹⁹ Ebd., S. 252.

matisch werden. Das gilt auch für das Verhältnis von textilen und sozio-technischen Netzen. Das sollte aber auch nicht zu der Annahme verleiten, dass sich in der Wiederkehr ältester Bedeutungen noch in ihren modernsten (Re-)Figurationen so etwas wie semantischer Kern oder ein eigentlicher Sinn von Netzen melde, der sich auf einen materiellen Ursprung zurückführen lasse. Sofern das Netz als eine lexikalisierte Metapher für komplexe Systeme noch nicht zu einer einheitlichen Begriffsbildung führt und auch keinen kohärenten Gegenstandsbereich bezeichnet, beruht ihre Bedeutung in ihrer totalisierenden Tendenz noch in ihrer abstraktesten Terminologisierung auf der emergenten Wechselbeziehung ihrer stratifizierten Sinnschichten. Die Metapher des Netzes wird selbst zu einem komplexen Metaphernnetz.

Schluss

ZUR STRUKTUR UND DYNAMIK KULTURELLER LEITMETAPHERN

XIII. Rückblick: Zur Logik epistemischer Metaphern

Was macht eine Metapher zu einer kulturellen Leitmetapher? – Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, gilt es nun, die theoretischen und historischen Befunde der bisherigen Untersuchung zusammenzufassen und auf die eingangs formulierte metaphorologische Problematik zu reflektieren. Wie die Geschichte der Netzmetaphorik gezeigt hat, beruht diese auf einer bis in die Anfänge der Kultur zurückgehenden Tradition. Wenn im Kontext der jüngsten Metaphern- und Kulturgeschichte der Netze daraus der Schluss gezogen wurde, dass Vernetzung als Metapher und Kulturtechnik bereits seit ältester Zeit eine zentrale Rolle für die Ordnung des gesellschaftlichen, wissenschaftlichen wie auch philosophischen Wissens spielte oder dass sich in der Metaphorik bzw. Begrifflichkeit von Netzen so etwas wie ein materieller Kern durchhalte, der noch ihren spätesten Ableitungen und Abstraktionen zugrundeliegt bzw. umgekehrt das Metaphorische umstandslos ins Begrifflichen aufgelöst wird, so machen die hier unternommenen stratigraphischen Stichproben doch einige wesentliche Differenzierungen notwendig. Ausgehend von den eingangs vorgeschlagenen Untersuchungskriterien betreffen diese sowohl die *Referenz* und *Funktion* als auch die *Struktur* und *Dynamik* des metaphorischen Prozesses (Kap. II.5).

1. Ein metaphorischer Paradigmenwechsel: Zwei Netztypen

Firmiert das Netz seit ältester Zeit als eine Metapher für den sinnlich wie begrifflich nicht mehr erfassbaren Gesamtzusammenhang des Lebens, so ist die Textiltechnik das Paradigma der vormodernen Netzmetaphorik. Diese technotropische Referenz ist auch bestimmend für ihre Funktion und Dynamik. Als ein Instrument der Jagd und der List (Kap. XI.1) evoziert das Netz stets ein Subjekt, das die Macht über das Strickwerk und alles hat, was es damit fängt, sei's zum Guten oder Schlechten. Noch da, wo die textile Netzmetaphorik auf die Totalität des Daseins oder übersinnliche Mächte rekurriert, die über Leben und Tod bestimmen (XI.2), evoziert das Wissen um die Kulturtechniken der Textilproduktion und der Jagd immer ein Subjekt, das außerhalb des Netzes steht und die Fäden des Netzes in der Hand hält. Auch wenn sich mit der zunehmenden Trans-

zendierung der Referenz eine Tendenz zur Auflösung dieses Subjektpols beobachten lässt – am bemerkenswertesten wohl in der *Orestie* des Aischylos (Kap. XI.3) – wird die vakante Stelle stets neu besetzt; nötigenfalls durch einen Wechsel des Metaphernfeldes. Gerade in dem Drama zeigt sich, wie die Darstellung des tragischen *web of life* der Vorstellung einer radikalen Interdependenz aller verstrickten Akteure sich beständig annähert: Doch genau an dem Punkt, wo es notwendig gewesen wäre, das Netz als die Figur eines komplexen Gefüges konstitutiver Wechselbeziehungen weiterzudenken, tritt die Metaphorik in einen Zustand der Latenz, um von einer anderen, der des Organismus, abgelöst zu werden, um die Entstehung eines zusammengehörigen Ganzen aus dem Wirken aller Teile vorstellbar zu machen. Sich diesen Entwicklungsprozess als ein selbstorganisiertes Vernetzungsgeschehen vorzustellen, hätte erfordert, das textile Paradigma der Netzmetaphorik zu verlassen – dem auch die biblische Metaphorik noch folgt (Kap. XI.4) Als eine unaufgelöste und damit latent gebliebene Problemkonstellation hat sich die ›Vernetzung als Verstrickung‹ indessen erhalten und eine bis heute anhaltende Nachgeschichte entfaltet.

Als die Phase einer grundlegenden Modernisierung der Netzmetaphorik lässt sich der historische Zeitraum zwischen dem 18. und 19. Jh. identifizieren.¹ Diese Modernisierung steht in einem wesentlichen Zusammenhang mit dem Fortschritt der neuzeitlichen Wissenschaft und Technik. Was sich in dieser Phase beobachten lässt, ist die Entstehung eines neuen Paradigmas von Netzen: Neben das Paradigma der textilen Artefakts tritt das Paradigma der funktionalen Struktur. Liegen dem textilen Paradigma materielle Gewebe, Spinnen-, Fischer- und Jagdnetze zugrunde, sind dies bei dem funktionalen Paradigma systemische Prozessgebilde: Organisations- und Infrastrukturen, der Blutkreislauf, das Nervensystem, die Telegraphie. Mit beiden Paradigmen verbinden sich sehr unterschiedliche Funktionen von Netzen. Dienen textile Netze dem Fangen oder Bergen von Körpern, die selber nicht Teil des Netzes sind, stiften die systemischen Netze einen funktionalen Zusammenhang von Elementen, die durch ihre Vernetzung Teil des Netzes werden. Man könnte auch sagen: Die textilen Netze sollen etwas *umschließen*, die systemischen Netze etwas aneinander *anschließen*.

Rein formal lassen sich beide Netzparadigmen auch dadurch unterscheiden, dass materielle Netze auf dem Primat der Linie beruhen, durch deren Verbindung erst ein Knoten entsteht, während es in funktionalen Netzen genau umgekehrt zu sein scheint: Sie beruhen auf dem Primat des Knotens. Stricke lassen sich zu einem Fischernetz knüpfen, aber in sozialen Netzen ist es nicht möglich, aus der Verknüpfung frei flottierender Freundschaftsbeziehungen die dazu gehörigen Freunde herzustellen. In den sozio-technischen und organischen Netzwerkmodellen scheint diese Differenz aber immer wieder in Bewegung zu geraten bzw. hochumstritten zu sein: Was war zuerst da: Linie oder Knoten?

¹ Zu einem analogen Befund bezüglich der materiellen Netzwerkpraktiken ist auch Sebastian Gießmann in seiner *Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke* gelangt.

Was beide Paradigmen über ihre Differenzen hinweg zunächst miteinander verbindet, ist ihre Morphologie, die bereits in antiken Musterbildungen präformiert ist, aber erst durch das Medium der Karte bzw. des Diagramms vermittelt eine systemische Qualität gewinnt.² Die Referenten systemischer Netze liegen grundsätzlich nicht in einer phänomenologisch unmittelbar zu erfassenden Gestalt vor. Dies gilt sowohl für die makroskopischen Systeme der Infrastrukturen, die zu groß sind, um sie überschauen zu können, als auch für die mikroskopischen Systeme der Zellstrukturen, die zu klein sind, um für das bloße Auge sichtbar zu sein. Ihre Darstellung verdankt sich ikono- bzw. kartographischen Repräsentationsformen, auch da, wo sie keine synchronen Zusammenhänge bezeichnen, wie bei den technischen oder biologischen Organisationsformen, sondern diachrone Verhältnisse, wie im Bereich der Naturgeschichte. Letztere leitet die Figur des Netzes indessen nicht von der Struktur geographischer oder biologischer Gebilde ab, sondern von der Komplexitätssteigerung einer ihr vorausgehenden Metaphorik: der Kette der Lebewesen (*scala naturae*), die nicht mehr ausreichte, um die morphologische und genealogische Vielfalt der bekannten Lebensformen zu klassifizieren, die sich durch die Entdeckungsfahrten der Neuzeit ständig vermehrten.

In beiden Fällen lässt sich ein Übergang von einem zunächst morphologischen Gebrauch der Metaphorik zu einer funktionalen Bedeutung erkennen. Zunächst als figurative Bezeichnung für bestimmte Gegenstände eingeführt, lexikalisiert sich das Wort, das sich in den Diskursen über die neu entdeckten bzw. geschaffenen Referenzbereiche zu terminologisieren beginnt. Darin vollzieht sich ein Prozess, den man als die Abnutzung einer Metapher bezeichnen könnte.³ Mit Ricœur gesprochen: Die lebendige wird zu einer toten Metapher, deren Sinn von einem tropischen in einen wörtlichen übergeht, um die Polysemie des Wortes *Netz* um eine neue Bedeutung zu bereichern. Auf diese Weise kann sich ein begrifflicher Sinn auf die lexikalisierte Bedeutung aufpfropfen, der sich auf die Funktion technischer Netzwerke bezieht, die also nicht mehr das Fangen und Bergen, sondern das Verbinden und Verteilen ist. Nach Ricœur wäre der begriffliche Sinn nun unabhängig von dem ursprünglich metaphorischen. Tatsächlich aber zeigt sich, dass die Begriffsproduktion hochgradig abhängig von dem ihr zugrundeliegenden metaphorischen Prozess bleibt. Die Metapher erweist sich in dem hier vorgeschlagenen Sinne als untote (Kap. VII.5). Vermittelt ist diese Abhängigkeit im Wesentlichen durch die notorische Analogiebildung zwischen soziotechnischen und biophysischen Systemen einerseits und der Wechselwirkung zwischen dem textilen und dem funktionalen Paradigma andererseits.

² Zur Geschichte des Netzwerkdiagramms vgl. Sebastian Gießmann: »Graphen können alles. Visuelle Modellierung und Netzwerktheorie vor 1900«, in: Ingeborg Reichle et al. (Hg.): *Visuelle Modelle*, Paderborn 2008, S. 269–284. Vgl. Ders.: *Die Verbundenheit der Dinge*.

³ So etwa Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 39f. und Gießmann: *Netze und Netzwerke*, S. 32f.

In der Überblendung bzw. Wechselwirkung zwischen beiden divergenten Netztypen lässt sich schließlich auch eine Persistenz bzw. Rekurrenz der Subjektproblematik verzeichnen. Implizieren Netze als textile Artefakte stets eine Instanz, die sie herstellt und benutzt, und im Fall der Beutenetze auch immer eine, die ihr zum Opfer fällt bzw. zu fallen droht, schreibt sich diese Subjektstruktur in den neuen systemischen Netztyp ein, nicht nur, wenn es um die Frage ihrer Entstehung, sondern auch und gerade dann, wenn es um die Frage von Autonomie und Kontrolle in den funktionalen Netzwerkstrukturen geht. In der Entdeckung der neuronalen Netzgewebe und ihrer Funktion für das Bewusstsein, sowie in der Erfindung und Ausbreitung der neuen technischen Infrastrukturen erweist sich die Netzmetaphorik als ein Medium der Reflexion von Macht- und Abhängigkeitsstrukturen ebenso wie der Möglichkeiten subjektiver und kollektiver Selbstbehauptung.

2. Dynamik und Ambivalenz des metaphorischen Prozesses

Obwohl dafür noch weitere Einzeluntersuchungen möglich und nötig sind, lässt sich auf Grundlage der bisherigen stratigraphischen Studien die These formulieren, dass zwischen der organischen Metaphorik des 19. Jh. und der sich bis in das 21. Jh. hinein entfaltenden Netzmetaphorik ein konstitutiver, und zwar reziproker Zusammenhang besteht.⁴ Der Begriff des Organismus wird zunehmend durch die technischen Netzwerke bestimmt und die technischen Netzwerke zunehmend durch den Begriff des Organismus. Die wechselseitige Übertragung, die beide Begriffe verändert, beruht dabei auf einer Analogiemetapher, die sich im Laufe ihrer Geschichte zunehmend stratifiziert. Die ursprünglich morphologische Analogie der Strukturähnlichkeit gewinnt durch ihre Verknüpfung mit dem Modell der Zirkulation eine neue Bedeutung hinsichtlich der Funktion dieser Strukturen. Mit der Entdeckung der Elektrizität, ihrer technischen Anwendung in der Telegraphie und ihrer wissenschaftlichen Modellbildung für das Nervensystem, erweitert sich die Funktion der Zirkulation um die der Kommunikation

⁴ Zur Kultur- und Theoriegeschichte der organischen Metaphorik siehe Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, S. 91–110. Alrich Meyer: »Mechanische und organische Metaphorik politischer Philosophie«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 13 (1969) 2, S. 128–199. Gunter Mann: »Medizinisch-biologische Ideen und Modelle in der Gesellschaftslehre des 19. Jahrhunderts«, in: *Medizinhistorisches Journal* 4 (1969), S. 1–23. Ernst-Wolfgang Böckenförde und Gerhard Dohrn-van Rossum: »Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper« (1978), in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, hrsg. v. Reinhart Koselleck et al., Stuttgart 2004, S. 519–622. Susanne Lüdemann: *Metaphern der Gesellschaft*, München 2004 sowie »Körper – Organismus«, in: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hrsg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007, S. 169–182. Tobias Schlechtriemen: »Metaphern als Modelle. Zur Organismus-Metaphorik in der Soziologie«, in: Ingeborg Reichle, Steffen Siegel und Achim Spelten (Hg.): *Visuelle Modelle*, Paderborn, München 2008, S. 71–84. Thomas Lemke: »Gesellschaftskörper und Organismuskonzepte«, in: Martin Endreß und Thomas Matys (Hg.): *Die Ökonomie der Organisation – die Organisation der Ökonomie*, Wiesbaden 2010, S. 201–223.

und Organisation. Mit dem neuen technischen Paradigma der Telekommunikation verbindet sich nicht nur die Physik der Netzwerke, sondern auch ihre soziale Bedeutsamkeit. Auf diese Weise schreiben sich mit den Interaktions- und Kommunikationsmodellen auch gesellschaftliche Organisationsformen in die Metaphorik ein oder anders, in der hier vorgeschlagenen Terminologie gesagt: das Metaphernnetz stratifiziert sich immer weiter und bildet neue Interpertinenz aus, wodurch es immer wieder zu Kontroversionen innerhalb des stratifizierten Metaphernnetzes kommt.⁵

Während in den physiologischen Debatten des 19. Jh. auf Grundlage der Telegraphenanalogie die Funktionen der Körperkontrolle nach dem Vorbild der Monarchie modelliert werden, gerät die Netzmetaphorik in den anatomischen Debatten in Konflikt mit dem Autonomiekonzept der Zelltheorie. Das Modell der freien Assoziation autonomer Individuen im Sinne eines sozialen Zusammenschlusses scheint dem Modell der universalen Assoziation interdependenter Individuen im Sinne eines physischen Zusammenhangs zu widersprechen. Die Idee der Autonomie aller Zellen ist mit der Idee ihrer direkten Verbundenheit nicht vereinbar. Was in dem hierarchischen Modell durch das Postulat eines souveränen Zentrums noch unproblematisch erscheint, führt mit der Radikalisierung des Modells eines freien und totalen Zusammenhangs zur Kontroverse.

Die Kontroverse ist zum einen bedingt durch die technotropische Referenz der Metapher: den historischen Stand der Technisierung der Lebenswelt durch die Infrastrukturen, ihre Theoretisierung und die jeweiligen Diskurse, die sich darum entspinnen. Zum anderen beruht die Kontroverse auf einer immanenten Spannung zwischen den stratifizierten Ebenen der Analogie: ihr funktionalistischer Sinn tritt in Konflikt zu ihrem textilen Ursprung und deren morphologischen Vermittlung. Die Fortschritte der mikroskopischen Anatomie forcieren eine Reifikation der Netzmetaphorik als textile im Kontext der systemischen. Dies führt, zumindest unter den Prämissen der Zelltheorie, zu einem Widerspruch zwischen beiden semantischen Pertinenz, zu einer Kontroversion: ein interpertinenter Konflikt entsteht.

Im Prozess der wissenschaftlichen Modellbildung in Bezug auf die Funktion komplexer Systeme und die Struktur ihres Gesamtzusammenhang entwickelt sich so aus der Terminologisierung der Metapher im Laufe des 19. Jh. eine Kontroverse darüber, inwieweit die Metapher des Netzes geeignet ist, Organismen zu beschreiben. Ihre Plausibilität und Akzeptanz hängt dabei von unterschiedlichen Vorstellungen, Wissensbedürfnissen und Überzeugungen in Bezug auf die Natur des Menschen, die moderne Technik, das Bewusstsein und die Gesellschaft ab. Gerade durch ihre Umstrittenheit gibt sie ihre »rückwärtigen Verbindungen zur Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständigen präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt aller Theorie«⁶ zu erkennen. Dies gilt nicht nur für die

⁵ Zur Kontroversion siehe oben, Kap. VII.1. Zum Begriff der Interpertinenz siehe Kap. VII.5.

⁶ Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer*, S. 87.

epistemischen Objekte der Wissenschaft, sondern auch für den Prozess der Technisierung der Lebenswelt selbst. Die rasche Entwicklung moderner Infrastrukturen – beginnend mit der Eisenbahn, gefolgt von Telegraphie und Telefon, der Elektrifizierung überhaupt und später dem Internet – setzt einen rasanten gesellschaftlichen Wandel in Gang, der als ambivalent erfahren und artikuliert wird. Die kulturelle Veränderung des Bezugs zu Raum und Zeit, Wissen und Kommunikation, von Kontrolle und Autonomie gehört sicherlich zu den dramatischsten Folgen dieser Entwicklung, mit denen sich einerseits starke soziale Utopien, andererseits aber auch ein großes Befremden und diffuse Befürchtungen verbinden.

Diese Ambivalenzerfahrung stiftet ihrerseits interperthente Wechselwirkungen im Netz der Metapher. Haben die Infrastrukturen ihren Namen durch eine morphologische Übertragung erhalten, verändert dieser seine Bedeutung nun durch die Folgen und Erfahrungen des Technisierungsprozesses. Vor dem Hintergrund motivieren die bedrohlichen Aspekte der technischen Vernetzung eine Reaktivierung der ursprünglichen Fallen- und Machtmetaphorik, die im morphologischen Sinn zunächst ausgeblendet bleibt. Wenn die Darstellung etwa der Eisenbahn- *als* Spinnennetze die stratifizierte Metapher als untote bezeugt,⁷ so verweist die Kennzeichnung in dem hier vorgeschlagenen Sinn darauf, dass die metaphorische Bedeutung einerseits einen Prozess der Terminologisierung durchläuft, wobei sie eine neue Pertinenz ausbildet – zunächst als topologisches Organisationsmodell der Naturgeschichte sowie der Militär- und Zivilarchitektur und schließlich als eine alltägliche Bezeichnung für die neuen technischen Infrastrukturen. Diese neue Pertinenz wird durch die Dynamik ihrer Referenten aber auch immer wieder destabilisiert. Mit der Destabilisierung setzt sich der metaphorische Prozess in der neuen Pertinenz fort: auch dadurch, dass er sedimentierte Pertinenzen der tradierten Wortbedeutung mit der neuen Wortbedeutung verknüpft und interagieren lässt. Der Wandel der Kontextbedingungen verändert die Bedeutung der Metapher und die Destabilisierung ihrer Pertinenz führt zu einer interperthenten Kontroversion, die sich nicht sofort in einem neuen Sinn stabilisiert, sondern umstritten und ambivalent bleibt. Mit anderen Worten: die metaphorisch verknüpften Referenten bilden ein instabiles Gleichgewicht, das ständig gestört wird und neu austariert werden muss, um die fortschreitende Terminologisierung des lexikalisierten Sinns zu plausibilisieren.

Indem die Metaphorik auf einer Analogie beruht, die den Referenzbereich der sozio-technischen Strukturen mit dem Referenzbereich organischer Strukturen verknüpft, gerät diese immer dann in Bewegung, sobald einer der verknüpften Bereiche sich verändert oder eine andere Bedeutung erhält. Darum fixiert sich die metaphorische Bedeutung, auf deren Grundlage die neurophysiologische Modell-

⁷ An dieser Stelle müsste der metaphorologische Querschnitt noch einmal vertieft und im Kontext der Großmetaphorik der Spinnenweben untersucht werden. Vgl. Lutz Danneberg: *Probleme der Verknüpfung von Metaphern Oder: Was haben Bacons, Humboldts und Nietzsches Spinnen miteinander zu tun?* Vortrag am Einstein Forum, Potsdam 13.07.2007.

bildung erfolgt, nicht einfach in einer bloßen Polysemie des Wortes, wie sich mit Ricoeur annehmen ließe. Sondern die Polysemie wird quasi selbst noch einmal polysemisch. In dem Moment, in dem sich die Kontextbedingungen verändern, unter denen sich die metaphorische Spannung vorübergehend in einer lexikalisierten Form stabilisiert hat, führt ihre Destabilisierung zu einer Interaktion zwischen den bisher akkumulierten Polysemien: der textilen, der technischen, der sozialen und organischen Netze. Die Reifikation der Analogiemetapher bedingt ihre interpertinente Kontroversion. Das Primat der geschlossenen Linien und ihres Gesamtzusammenhangs gerät in Konflikt mit dem Primat des Knotens in Gestalt der verknüpften Elemente und ihrer Autonomie.

In der kontroversen Konstellation bekundet sich damit ein epistemisch-ontologisches Grundproblem, welches das Schicksal der Netzwerkmetapher bis heute bestimmen wird: *Wie können vernetzte autonome Elemente als ein koordiniertes Ganzes agieren?* Ist das Netz eine Entität höherer Ordnung, die das Verhalten der Elemente bestimmt, oder ist das Netzwerk ein Resultat der Interaktionen voneinander unabhängig waltender Elemente? Beides zugleich scheint in den Kontroversen des 19. Jh. nicht denkbar, die Idee der Wechselwirkung von Teil und Ganzem in der Metapher des Netzwerks nicht darstellbar zu sein: Einerseits gibt sie in der Beschreibung der anatomischen Strukturen ein leistungsfähiges physiologisches Modell für die komplexen Operationen des Nervensystems ab; andererseits erscheint die Verbindung der Nervenzellen nach dem Vorbild der Telegraphenkabel zu starr, um die Dynamik des Systems und die Interaktionen seiner Komponenten angemessen erklären zu können.

Das sich in der Kontroverse bekundende Problem, mit der Metapher des Netzes nicht gleichzeitig die Struktur *und* die Dynamik eines komplexen Systems beschreiben zu können, ist also zum einen bedingt durch ihre technotropische Signatur und zum anderen durch die mit ihr verknüpfte Idee der gesellschaftlichen Organisation. Ändert sich die Bestimmung nur eines Gliedes der Analogie, ändert sich durch seinen Verhältnis zu den übrigen Gliedern die Bedeutung der ganzen Metapher. Die Stabilität ihres Sinns hängt damit nicht von einer lexikalisierten Bedeutung oder einem semantischen Kern, sondern von den Bedeutungen dessen ab, was durch die Analogie verknüpft wird. Was in der epistemischen Konstellation stabil bleibt, ist die Analogie selbst, die hier also zur Grundlage einer komplexen Leitmetaphorik wird. Der Organismus als Leitmetapher der Gesellschaft erweist sich dabei als immer schon bedingt durch die Gesellschaft als Leitmetapher für den Organismus, sei es nun in politischer oder technischer Hinsicht. Die Metaphorik der Netze avanciert in dieser wechselseitigen Bestimmung zu einem vermittelnden Glied, das die Analogie immer weiter sättigt und erweitert, d.h. stratifiziert.

3. Historischer Wandel und Wechsel von Leitmetaphern

Aus der Struktur und Dynamik der Netzmetaphorik ließen sich eine allgemeine und eine spezielle These zum historischen Wandel und Wechsel von Leitmetaphern ableiten. Die spezielle Schlussfolgerung betrifft den im Laufe des 20. und 21. Jh. sich ereignenden Ablösungsprozess der organischen Metaphorik durch das Netzwerk als einer Leitmetapher der Gesellschaft.⁸ Die bisherigen Untersuchungsergebnisse lassen den Schluss zu, dass die Leitmetaphorik des Organismus in wesentlichen Teilen bereits von der Metaphorik des Netzes durchdrungen wird, bevor sich ihr Dominanzverhältnis später lediglich umkehrt. Aus diesem Umstand erwächst das Desiderat einer spezifischen Untersuchung des konkreten Ablösungsprozesses. Eine solche Untersuchung hätte genauer herauszuarbeiten, welche Implikationen der selber schon technomorphe Organismusmetaphorik wesentlich zur Konstitution der dominant werdenden Netzwerkmetaphorik beitragen. Die bisherigen Erkenntnisse legen nahe, dass sich in der Verabsolutierung der Netzwerkmetaphorik die Stratifizierung auf Grundlage der Analogiebildung weiter fortsetzt. Aus der Verknüpfung der sich beständig ausweitenden Referenzbereiche emergiert eine höherstufige Bedeutung, die zum Gegenstand terminologischer Abstraktionen wird: organische, soziale und technische Systeme erscheinen als spezifische Netzwerkphänomene, die sich in Struktur und Funktion analog zueinander verhalten.

Insofern sich die Verselbständigung der Netzwerkmetapher zu einem universalen Weltmodell aufgrund ihrer konstitutiven Rolle vollzieht, die sie für die Entwicklung und Plausibilisierung der organischen Metaphorik spielt, lässt sich daraus auch eine allgemeine These zur Dynamik von Leitmetaphern ableiten: Der Wechsel bzw. Ablösungsprozess verschiedener Leitmetaphoriken vollzieht sich nicht im Modus der Abfolge miteinander inkommensurabler metaphorischer Paradigmen im Sinne einer diskontinuierlichen Umbesetzung. Vielmehr erfolgt der Wechsel oder Übergang verschiedener Leitmetaphern im Modus der Transformation, der gewisse Kontinuitäten im Vorgang der Umbesetzung aufweist. Mit anderen Worten: Leitmetaphern, kulturelle zumal, tragen das Erbe ihrer Vorgänger weiter, als deren Alternative sie auftreten. Der Vorgang der Umbesetzung markiert keine Zäsur, sondern eine Verwandlung, indem das Neue nicht nur die Funktion, sondern auch spezifische Bestimmungen des Alten übernimmt.

Im Falle der Netzmetaphorik vollzieht sich die Verwandlung so, dass die Emergenz neuer Bedeutungen stets unter der Voraussetzung bereits vorhandener, d.h. nicht arbiträr, sondern gleichsam evolutionär erfolgt (wenn das nicht eine irreführende Metapher wäre); d.h. stufenweise auseinander hervorgehend: emergierend – eben dies meint der Begriff der Stratifizierung. Die jeweils neu entste-

⁸ Vgl. Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann, Thomas Frank und Ethel Matala de Mazza: *Der fiktive Staat*, Frankfurt/M. 2007, S. 385. Lemke: »Gesellschaftskörper und Organismuskonzepte«, S. 218. Emden: »Netz«, S. 252–253.

henden Bedeutungen lassen sich nicht auf die vorangegangenen vollständig zurückführen bzw. daraus ableiten oder antizipieren. Die Emergenz ist das Resultat der Wechselwirkung der interperinenten Struktur der Metapher mit ihrem Kontext. Was aber die interperinente Stratifizierung von einem evolutionären Prinzip der stufenweisen Höherentwicklung ebenso wie von einem geologischen Schichtungsmodell unterscheidet, ist die Transversale.⁹ Die jeweils neuesten Bedeutungsschichten können jederzeit, auch über die verschiedenen Zwischenstufen hinweg, mit den ältesten eine Verbindung eingehen und damit ihrerseits neue Zusammenhänge stiften. Die Transversale erlaubt schließlich auch eine Querverbindung und Verknüpfung verschiedener metaphorischer Paradigmen und deren Integration in ein neues Metaphernnetz.

4. Zirkularität und Wechselwirkung

Den Prozess oder eine spezifische Gestalt dieser Wechselwirkung hat Laura Otis in Bezug auf die Nerven-Telegraphen-Analogie als ›metaphorische Feedback-Schleife‹ bezeichnet:

»die Erforscher der Telegraphen und Nerven stimulierten sich gegenseitig in einer komplexen Feedback-Schleife [*complex feedback loop*]. Dem Austausch von Bildern zwischen den Wissenschaftlern des 19. Jh. zu folgen, mit denen sie die Kommunikation im Körper und in der Gesellschaft beschreiben, heißt in einen komplexen Gedankenschaltkreis [*complex circuit of thought*] einzutreten – ein System von Spulen [*system of coils*], Querverbindungen [*cross-links*] und Schleifen [*loopings*], in dem eine Fluktuation überall sofort zu einer Eigenschaft des gesamten Systems wird.«¹⁰

⁹ Vgl. Wolfgang Welsch: *Vernunft*, Frankfurt/M. 1995, S. 753, wo Transversalität als ein Modus des »Übergangs« zwischen heterogenen Elementen oder Bereichen bestimmt wird, deren komplexe Verknüpfung »nicht zur Stabilität eines Systems, sondern zur Potenzierung des Gespinstcharakters« ihres Zusammenhangs führt. Siehe dazu auch Deleuze und Guattari: *Tausend Plateaus*, Berlin 1992, S. 42, wonach die »transversale Bewegung [...] in die eine und die andere Richtung geht, ein Strom ohne Anfang oder Ende, der seine beiden Ufer unterspült und in der Mitte immer schneller fließt.« In diesem Sinne sind interperinente Verknüpfungen transversale Bewegungen zwischen den stratifizierten Ebenen.

¹⁰ Otis: *Networking*, S. 13. Vgl. ebd. S. 4 und Otis: *The Metaphoric Circuit*. Siehe oben, Anm. 111. Otis bezieht sich mit der Figur des *feedback loop* auf Katherine N. Hayles: *Chaos Bound*, Ithaca 1990, S. xiv. Siehe auch Katherine N. Hayles (Hg.): *Chaos and Order*, Chicago 1994, S. 7. In *The Cosmic Web*, Ithaca 1984 entfaltet Hayles die Metapher des *cosmic web* zu einem *new paradigm*, das die Maschine als Paradigma des 18. Jh. und den Organismus als Paradigma des 19. Jh. ablöse. Dabei verflucht sie ebd. S. 21 auf bezeichnende Weise die textilen (Beute) und funktionalen (System) Paradigmen des Netzes zu einer absoluten Metapher: »The prey the cosmic web is designed to entrap is the dynamic, holistic reality implied by the field concept. But the prey always escapes, precisely because the web is articulated; as we shall see, to speak is to create, or presuppose, the separation between subject and object that the reality would deny. What is captured by the cosmic web is thus not the elusive whole, but the observer who would speak that whole. Hence the cosmic web is inherently paradoxical, deriving its deepest meaning from a whole that it can neither contain nor express.« Hayles bezieht sich dabei auf die physikalischen und kosmo-

Gerade durch die Zirkularität gewinnt die Metapher ihre Komplexität. Als ein Medium der Wissensproduktion ist sie kein defizitärer oder uneigentlicher, sondern ein originärer Modus des Denkens, so Otis: Solche »Metaphern ›drücken‹ die Ideen der Wissenschaftler nicht ›aus‹, sie *sind* die Ideen.«¹¹

Was Otis mit systemtheoretischen und elektrotechnischen Metaphern zu fassen versucht, beschreibt Christian Emden indessen als »epistemische Konstellationen [...], deren Grundlage selbst wiederum eine komplexe Vernetzung theoretischer Orientierung, materieller Bedingung, sozialer Handlungskontexte und technologischer Innovation bildet.«¹² Aufgrund der Komplexität sei letztlich »unentscheidbar, ob die Modelle der neuen Kommunikationstechnik als Metaphern die Modelle der Neurophysiologie mitgestalten oder *vice versa*. Beide verlaufen parallel und können nicht voneinander abgeleitet werden.«¹³ Die »Logik dieser Vernetzung«, insistiert Emden, »folgt eben nicht systemtheoretisch zu analysierenden autopoietischen Rückkopplungsmechanismen, sondern ist von einer Logik des Imaginären geprägt: die Produktion des Wissens hat mehr mit zufälligen und unwahrscheinlichen Konvergenzen zu tun.«¹⁴

Auch wenn beide Ansätze sich nicht explizit aufeinander beziehen, werfen sie in der Beschreibung desselben Phänomens doch zwei grundlegende metaphorologische Probleme auf, die vor dem Hintergrund der bisherigen Befunde einer genauere Reflexion verlangen. Diese sind zum einen die Nichtlinearität des metaphorischen Prozesses, die Otis als Feedbackschleife und Emden als Vernetzung beschreibt, und zum anderen die Metaphorik der Beschreibung selbst.

Was die Nichtlinearität des metaphorischen Prozesses anbelangt, so ist sie im Kontext des traditionellen wie des modernen Metaphernbegriffs nur schwer oder gar nicht zu fassen. Gerade die *conceptual metaphor theory* nach George Lakoff und Mark Johnson, auf die sich Otis in ihren Untersuchungen beruft,¹⁵ versteht den metaphorischen Prozess als eine Übertragung, die nur in eine Richtung stattfindet: Der Bedeutungstransfer geht von einem Quellbereich (*source domain*) aus und endet in einem Zielbereich (*target domain*).¹⁶ Entsprechend dieser Struktur wird die metaphorische Übertragung bestimmt durch »das Prinzip der *einfachen*

logischen Überlegungen Fritjof Capras, der in seinem Buch *The Tao of Physics*, New York 1977, S. 69: »the whole universe [...] as a dynamic web of inseparable energy patterns« sah. Zu Capra siehe auch oben, Kap. I.1.

¹¹ Otis: *Networking*, S. 48.

¹² Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, S. 139.

¹³ Ebd., S. 143. Siehe oben, Kap. XII, Anm. 110.

¹⁴ Ebd., S. 152–153.

¹⁵ Vgl. Otis: *Networking*, S. 3. Lakoff/Johnson: *Metaphors We Live By*.

¹⁶ Vgl. George Lakoff: »The contemporary theory of metaphor« (1979), in: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and Thought*, Cambridge 1998, S. 206. Zoltán Kövecses und Szilvia Csábi: *Metaphor*, Oxford 2002, S. 4. Dies entspricht in etwa auch dem von Harald Weinrich eingeführtem Begriffspaar von Bildspender und Bildempfänger, vgl. Harald Weinrich: »Semantik der kühnen Metapher«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (1963) 37, S. 324–344.

Gerichtetheit [*the principle of unidirectionality*]: das heißt, der metaphorische Prozess geht vom Konkreteren zum Abstrakteren, aber nicht anders herum.¹⁷ Dieses Prinzip der Gerichtetheit wird dabei mit dem *Prinzip der Unumkehrbarkeit* verknüpft: »in den meisten Fällen sind Quell- und Zielbereich nicht umkehrbar [*not reversible*]«¹⁸ Dabei ist zwar die Ausnahme zugelassen, dass in »manchen Fällen doch die Quelle und das Ziel umgekehrt [*reversed*] werden können«.¹⁹ Wenn dies geschieht, treten ungewöhnliche *shifts of meaning*, etwa poetische Verfremdungseffekte auf, weil dann das Konkretere und Vertraute durch das Abstraktere und Unbekannte bestimmt wird. Doch bleibt das Prinzip der einfachen Gerichtetheit davon unberührt; es verläuft bloß in entgegengesetzter Richtung.

Auch die Interaktionstheorie ist zur Erklärung des Phänomens des Zirkularität nur bedingt geeignet. Zwar bemerkt sie explizit das Prinzip der Wechselwirkung zwischen den metaphorisch verkoppelten semantischen Bereichen, dem *focus*, also dem metaphorisch gebrauchten Wort und seinem Kontext, dem *frame*. Max Black, der diese Begriffe für seine Interaktionstheorie der Metapher eingeführt hat, exemplifiziert dies an der von Hobbes popularisierten Metapher *homo hominis lupus*.²⁰ Für eine sinnvolle Interpretation der Metapher dürfen nicht alle Eigenschaften der Wolfs- auf die Menschennatur übertragen werden, sondern eben nur bestimmte Aspekte. Welche Aspekte das sind, ergibt sich erst aus einer Interaktion beider Bereiche: die Menschennatur schreibt der Wolfsnatur vor, welche möglichen Eigenschaften sinnvoller Weise auf sie übertragen werden können: z.B. Raubtierhaftigkeit, und nicht etwa Behaarung und Vierbeinigkeit.²¹ Was tatsächlich übertragen wird, hängt also von einer impliziten Rückübertragung ab, die sich an der Frage ausrichtet: Welche charakteristischen Eigenschaften des Menschen finden wir im Wolf? Aus dieser Interaktion resultieren semantische Wechselwirkungen, die nun nicht nur den Zielbereich der metaphorischen Übertragung, sondern auch ihren Quellbereich affizieren und modifizieren.²² Doch zeigt gerade das Beispiel der Wolfsmetapher, dass diese Art der Rück- und Wechselwirkung hier nicht zirkulär verläuft. Was ein Wolf ist, wird durch die Metapher nicht in demselben Maße bestimmt, wie der Mensch durch den Wolf. Das Übertragungsverhältnis bleibt asymmetrisch.

¹⁷ Kövecses/Csábi: *Metaphor*, S. 6.

¹⁸ Ebd., S. 16.

¹⁹ Ebd., S. 25.

²⁰ Vgl. Black: *Models and Metaphors*, dt. Max Black: »Die Metapher« (1983), in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 72. Die Metapher selbst wurde geprägt von dem römischen Komödiendichter Titus Maccius Plautus in *Asinaria* 495: »lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit non novit.« Hobbes verwendet sie dann in der Widmung seiner *Elementa Philosophica De Cive* (1642) an William Cavendish: »Profecto utrumque verè dictum est, *Homo homini Deus, & Homo homini Lupus.*«

²¹ Siehe dazu auch oben, Kap. VII, Anm. 76.

²² Zur Diskussion des Begriffs der Wechselwirkung in der Interaktionstheorie vgl. Rüdiger Zill: *Meßkünstler und Rossebändiger*, Berlin 1994, S. 114–119. Zill: »Metapher als Modell«, S. 55.

Das Prinzip der Zirkularität markiert demgegenüber eine neue Qualität: Quell- und Zielbereich bestimmen sich gegenseitig und verhalten sich symmetrisch zueinander, sodass es nach Emden unentscheidbar bleibt, welcher von beiden der eigentliche Ursprung des metaphorischen Prozesses ist. Seine Schlussfolgerung – beide »verlaufen parallel« – lässt jedoch die Frage offen, wie sich die Wechselbeziehung zweier paralleler Prozesse vorstellen ließe: hier springt die Metaphorik der »Vernetzung« ein.²³ Was vernetzt ist, hängt wechselseitig voneinander ab. Wie sich aber Parallelität und Interdependenz zueinander verhalten, wird aus Emdens Begriff der epistemischen Konstellation allein noch nicht deutlich, zumal das Prinzip der Rückkopplung dezidiert ausgeschlossen wird.

Otis hat demgegenüber die Metapher eines Kreislaufs (*circuit*) gewählt, der sich aus Rückkopplungen (*feedback-loops*) ergibt, um die Interdependenz von Quell- und Zielbereich zu beschreiben. Gerade durch die wechselseitige Abhängigkeit verlieren diese aber ihren ursprünglichen begrifflichen Sinn und mit ihm der Begriff der Metapher auch den Rückhalt in der Theorie, auf die sich Otis beruft. Selbst wenn es möglich sein sollte, das Phänomen, das Otis in ihren instruktiven Studien detailliert beschreibt, mittels der *conceptual metaphor theory* zu erklären, so würde dies zumindest eine dezidierte Erörterung des Ausnahmefalls erfordern, auf den die Theorie mit dem Prinzip der einfachen Gerichtetheit gar nicht ausgelegt ist. Indem sie zugunsten ihrer historischen Studien darauf verzichtet, beschränkt sich Otis in der metapherntheoretischen Erklärung ihrer eigenen Beobachtungen auf die Grundthese, dass Metaphern eine konstitutive Rolle für das Denken, mithin auch für die Erkenntnisprozesse der Wissenschaft spielen. Dabei zeigen ihre Fallstudien mehr als die Theorie selbst erklären kann.

Mit dem Desiderat einer angemessenen theoretischen Erklärung verbindet sich das Problem der Wiederkehr des Metaphorischen in seiner Erklärung. Während Otis' *circuit* die Idee des Kreislaufs mit dem Konzept des *feedback-loop* verbindet, um die komplexe Verknüpfung der Diskurse nach dem Modell eines elektrischen Schaltkreises zu beschreiben, aus dem die Netzwerkmetaphorik gleichsam ihre Energie bezieht, erläutert Emden die Netzwerkmetaphorik auf Grundlage der komplexen *Vernetzung* von Theorie, Diskursen und Apparaten. In beiden Fällen entsteht eine Zirkularität zweiten Grades: das, was die zirkuläre Metapher erklären soll, wird zur zirkulären Erklärung der Metapher. Die Wiederkehr des Beschriebenen in der Beschreibung muss indessen kein grundsätzlicher Einwand sein, wenn es darauf ankommt, ausgerechnet das Moment der Zirkularität zu artikulieren. Zumal die Metaphorizität des Metaphernbegriffs selbst nie vollständig aufzulösen ist. Doch wird das Problem damit nur auf die Ebene der metaphorologischen Reflexion verschoben. Dort entfalten beide Beschreibungen gegensätzliche Implikationen. Während Otis ein System nahelegt, das aus einer Zirkulation von Metaphern und Modellen emergiert, die durch Rückkopplungs-

²³ Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, S. 143.

prozesse »zu einer Eigenschaft des gesamten Systems«²⁴ werden, wendet sich Emden gegen eine solche Beschreibung des Prozesses, denn »die Logik der Vernetzung« beruhe gerade nicht auf »autopoietischen Rückkopplungsmechanismen, sondern ist von einer Logik des Imaginären geprägt.«²⁵ Obwohl sich beide Ansätze nicht explizit aufeinander beziehen, implizieren sie einen Gegensatz: entweder bekundet sich in der metaphorischen Wechselwirkung die Logik eines Systems oder eine nicht-systemische Logik des Imaginären.

Der Widerspruch ließe sich zwar durch die Unterstellung auflösen, dass Otis ›bloß‹ in einem metaphorischen Sinne von einem *system* spreche. Doch würde eine solche Unterstellung ihrer These widersprechen, dass »Metaphern die Ideen der Wissenschaftler nicht ›ausdrücken‹, sie *sind* die Ideen.«²⁶ Bezieht man Otis' These auf ihre eigene Metaphorik, ergibt sich also eine Paradoxie, die neben der Theorie auch noch die Metapher der Metapher disqualifiziert, sodass sich nun beide – sowohl die *conceptual metaphor theory* als auch das *system* – als inadäquat ihrem Gegenstand gegenüber erweisen. Umgekehrt fragt sich, was demgegenüber unter einer ›Logik‹ des Imaginären zu verstehen sei. Entweder könnte das heißen, dass auch das Imaginäre einem formalen System folge, was als Antithese zum *system* wiederum paradox wäre, oder es ist auch hier in einem metaphorischen Sinne von einer ›Logik‹ imaginärer oder tatsächlicher Vernetzungen die Rede, die als Metapher der Metapher aber allenfalls dunkel bliebe.

5. Analogie und Abduktion

Die zwei grundlegenden metaphorologischen Probleme, die sich mit beiden Ansätzen verbinden – also das Desiderat einer Theorie nichtlinearer (*zirkulärer* oder *retikulärer*) metaphorischer Prozesse und die Paradoxien, die sich aus den Implikationen ihrer Beschreibungsversuche ergeben – stellen offenbar zwei Seiten ein und desselben Problems dar. Als einen ersten Schritt zur Lösung dieses Problems schlage ich vor, die Paradoxien als eine Folge der latenten Spannungen zu interpretieren, die beiden Ansätzen zugrunde liegen. In Emdens Begriff der epistemischen Konstellation entspricht dies dem Verhältnis von Parallelität vs. Vernetzung und in Otis' Begriff der Metapher dem Verhältnis von Zirkularität vs. Gerichtetheit. In der Beschreibung desselben Phänomens führen diese unaufgelösten Spannungen zu paradoxen metapherntheoretischen Implikationen. Als einen zweiten Schritt schlage ich darum vor, die metapherntheoretischen Paradoxien durch ein Modell der metaphorischen Wechselwirkung aufzulösen, das die Nicht-Linearität des metaphorischen Prozesses aus einer symmetrischen Verknüpfung zweier Gegenstandsbereiche im Modus der Analogie erklärt. Solche Metaphern wären als epistemische Metaphern zu beschreiben, die wie eine Gleichung

²⁴ Otis: *Networking*, S. 13.

²⁵ Emden: »Epistemische Konstellationen 1800–1900«, S. 152–153.

²⁶ Otis: *Networking*, S. 48.

chung mit zwei Unbekannten funktionieren. Am Beispiel der elektrischen Telegraphen und neuronalen Gewebe in ihrem Verhältnis zu Gesellschaften und Organismen zeigt sich, wie die Verknüpfung zwischen ihnen zu einer komplexen wechselseitigen Generierung und Übertragung von Erkenntnissen und Hypothesen von einem Gegenstandsbereich auf einen anderen führt. Insofern lassen sich epistemische Metaphern auch als eine Form der Abduktion beschreiben, insofern das Verfahren der Abduktion als eine epistemologische Strategie darin besteht, eine zunächst unerklärliche Beobachtung:

»einerseits als Konsequenz einer unbekanntem Ursache, andererseits als Teil eines größeren Zusammenhangs zu betrachten. Das Neuarrangement der Beobachtung wird vollzogen, indem man den überraschenden Phänomenen eine *pars pro toto* Rolle zuweist: ›[T]he surprising facts that we have observed are only one part of a larger system of facts, of which the other part has not come within the field of our experience‹. Die Forschung zielt mithin darauf ab, den Zusammenhang mit einem ›größeren System von Tatsachen‹ zu rekonstruieren, das noch außerhalb des Erfahrungshorizontes derjenigen liegt, die das überraschende Phänomen als überraschendes Phänomen wahrgenommen haben.«²⁷

Der Prozess der Abduktion beruht demnach auch auf zwei Unbekannten: einer (noch) unbekanntem Ursache und einem (noch) unbekanntem System von Tatsachen. In dem hier untersuchten Fall wären die Unbekannten die Funktionsweise der Nerven bzw. des Gesamtsystems des Organismus und analog dazu jene der Telegraphen bzw. der Gesellschaft. Die Struktur epistemischer Metaphern würde dann darin bestehen, zwei abduktive Schlüsse auf dem Weg der Analogie miteinander zu verkoppeln bzw. durch ihre Kopplung überhaupt erst in Gang zu setzen. Auf diese Weise kommt eine komplexe epistemische Konstellation zustande, deren Dynamik dadurch bedingt ist, dass die *Tatsachen* (Infrastrukturen/biologisches Gewebe), durch die das umfassende *System* von Tatsachen (Gesellschaften/Organismen) näher bestimmt werden soll, selbst nicht direkt beobachtbar sind. Denn bei diesen Tatsachen handelt sich um »epistemische Dinge«, die einer unmittelbaren Evidenz nicht zugänglich sind, sondern nur in einer bestimmten Konstellation aus technischen, medialen und diskursiven Praktiken erschlossen werden können.²⁸

²⁷ Uwe Wirth: »Die Phantasie des Neuen als Abduktion«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift* 77 (2003) 4, S. 597–598. Das Peirce-Zitat stammt aus Charles Sanders Peirce: »Guessing«, in: *The Hound and Horn* (1929), S. 267. Zum Begriff der Abduktion nach Charles S. Peirce: *Collected Papers*, hrsg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss, Cambridge 1931–1958. Siehe dazu auch Kuang Tih Fann: *Peirce's Theory of Abduction*, Den Haag 1970. Zu den historischen und systematischen Aspekten des Abduktionsbegriffs vgl. Uwe Wirth: »Abduktion und ihre Anwendungen«, in: *Zeitschrift für Semiotik* 17 (1995), S. 405–424. Uwe Wirth (Hg.): *Die Welt als Zeichen und Hypothese*, Frankfurt/M. 2000.

²⁸ Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, Göttingen 2001, S. 24: »Epistemische Dinge sind die Dinge, denen die Anstrengung des Wissens gilt – nicht unbedingt Objekte im engeren Sinn, es können auch Strukturen, Reaktionen, Funktionen sein. Als epistemische präsentieren sich diese Dinge in einer für sie charakteristischen, irreduziblen Ver-

In diesem epistemischen Zusammenhang stellt die Analogiemetapher ein irreduzibles Moment dar. Sie stiftet die Form der Gleichung, deren Lösung nur abduziert werden kann. Durch das Symmetriepostulat der Analogie lässt ein Wissens- oder Erfahrungszuwachs in einem der Bereiche immer auch eine Entsprechung in dem anderen vermuten, und umgekehrt. Emdens ›Logik‹ des Imaginären wäre damit eine der Abduktion und Otis' ›System‹ die Folge des Symmetriepostulats der Analogie: Die durch den wissenschaftlichen Fortschritt oder die Technisierung der Lebenswelt erzeugten Asymmetrien in der Gleichung verlangen stets neue Hypothesen, die das Gleichgewicht der Analogie wiederherstellen.

Aufgrund seiner Technotropie ist das Gleichgewicht aber grundsätzlich instabil, sodass es durch abduktive Prozesse ständig restabilisiert werden muss, die ihrerseits immer wieder neue Asymmetrien produzieren und damit das Gleichgewicht stören. Das hat nicht nur die Unmöglichkeit einer abschließenden Lösung der Gleichung, sondern eine beständige Ausweitung ihres Geltungsanspruchs zur Folge. Denn mit jedem Stabilisierungsversuch verbinden sich neue Annahmen, Implikationen und Konsequenzen. Diese können ab einem bestimmten Grad von Komplexität interne Spannungen und Inkommensurabilitäten erzeugen, die dazu führen, dass die Metaphorik irgendwann entweder als inkonsistent oder inadäquat erscheint und dadurch selbst thematisch wird.

Letzteres lässt sich an der Neuronismus-Retikularismus-Kontroverse beobachten (Kap. XII.4), die sich als eine epistemische Konstellation identifizieren lässt, in der das Paradigma der textilen Netze, das einen materiellen Zusammenhang impliziert, mit dem Paradigma der systemischen Netze konfligiert, das einen interaktiven Zusammenhang konnotiert. In dem Fall führte die Negation der Netzmetaphorik nicht zur Negation der Metaphorizität als solcher, sondern zu ihrer Ersetzung durch die alternative Metapher des Zellstaates – die bezeichnender Weise das Analogieverhältnis von sozialen und biologischen Körpern affirmiert. Die Emergenztheorie von Lewes lässt sich wiederum als ein Versuch zur Stabilisierung der Analogie unter Beibehaltung der Netzmetaphorik interpretieren. Lewes entschärft den potentiellen Konflikt zwischen den Implikationen beider Netz-Paradigmen, indem er sowohl die Übertragung des physischen Zirkulationsmodells auf interaktive Kommunikationsnetze als auch die Übertragung des sozialpolitischen Begriffs subjektiver Autonomie auf die Zelltheorie zurückweist. Damit löst Lewes zwar die Nerven aus ihrer Analogie zu den Telegraphen, doch nur, um das Netz damit auf eine neue epistemische Stufe zu heben, indem er es als die Struktur emergenter Systeme bestimmt, in denen die allseitige Verknüpfung aller Elemente die Voraussetzung komplexer Interaktionen bildet, durch die sich das System erst konstituiert.

schwommenheit und Vagheit.« In dem Zusammenhang bestimmt Rheinberger seine Theorie epistemischer Dinge auch als »Versuch einer – wie man mit Hans Blumenberg etwas pointiert sagen könnte – Epistemologie des ›nicht-Begrifflichen‹ in der Wissenschaft.«

Beide Fälle bezeugen so gerade in ihrer Differenz, dass sich die Netzmetaphorik zum Ende des 19. Jh. hochgradig stratifiziert. Durch den Prozess ihrer Terminologisierung verknüpft sie eine Vielfalt neuer Referenten, wodurch sich die Komplexität und mit dieser auch die Ambivalenz der Metapher steigert. Der Grad der metaphorischen Stratifizierung bezeichnet damit nicht nur eine potentiell unbegrenzte Polysemie, sondern vielmehr die Spannungen zwischen ihren Implikationen und interpertinenten Bezügen.

Aufgrund der hochgradigen Stratifizierung vollzieht sich im Prozess der Terminologisierung der Metapher noch keine Begriffsbildung. In der Funktion eines Modells stabilisiert sie vielmehr als untote ihre metaphorischen Spannungen, die in veränderten Konstellationen immer wieder in ein neues Gleichgewicht gebracht werden müssen. Denn ihre Bedeutung bleibt konstitutiv an die von ihr verknüpften Phänomene gebunden, zwischen denen sie, noch in ihrer Negation, einen epistemischen Zusammenhang stiftet. Im Verfahren der Abduktion zur Entfaltung der Analogie als einer Gleichung mit – nun muss man sagen: mindestens – zwei Unbekannten avanciert sie zu einer prekären Figur des Wissens über die neuen wissenschaftlichen, technischen und lebensweltlichen Phänomene.

Zusammenfassend lässt sich die Logik epistemischer Metaphern bestimmen als bedingt durch: (a) *die symmetrische Wechselbeziehung der Analogie*, (b) *den Eigensinn ihrer technotropischen Referenz*, (c) *den abduktiven Prozess ihrer Stabilisierung*, und (d) *den Grad ihrer Stratifikation*. Anhand dieser Bedingungen wird nun auch das Phänomen der Zirkularität verständlich, das in den bisherigen Beschreibungsversuchen nur ungenügend erfasst und mit den dafür akquirierten Theorien nicht angemessen erklärt werden konnte. Die aufgefundenen Kriterien ermöglicht nicht nur eine Explikation der metaphorologischen Befunde, sondern auch die Einlösung eines eingangs formulierten theoretischen Desiderates (Kap. II). Epistemische Metaphern sind nicht-triviale Spezialfälle der Analogiemetapher, deren interpertinente Wechselwirkungen sich weder durch die *interactional metaphor theory* noch durch die *conceptual metaphor theory* hinreichend erklären lassen.

Nachdem damit die Struktur und Dynamik epistemischer Metaphern in ihren Grundzügen aufgeklärt wäre, fragt sich nun, welche metaphorologischen Implikationen sich daraus für die Entwicklung des Netzes von einer epistemischen zu einer kulturellen Leitmetapher ergeben und wie sich damit der Begriff kultureller Leitmetaphern genauer bestimmen lässt.

XIV. Umblick: Von der epistemischen zur kulturellen Leitmetapher

Als eine epistemische Metapher erlangt die Netzmetaphorik während des 19. Jh. wesentliche Eigenschaften, die nach den bisherigen Beobachtungen und Überlegungen konstitutiv für kulturelle Leitmetaphern sind. Dies betrifft zum einen die analogisch verfahrenende »Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz anderen Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann«,¹ in der Blumenberg unter Rekurs auf Kants Begriff des Symbols eine Leistung absoluter Metaphern erkennt. Dieser Vorgang einer Übertragung der Reflexion auf einen zumindest nie vollständig begrifflich verfassten Gegenstand lässt sich nun genauer als eine abduktive Verknüpfung bestimmen, die auf einer doppelten Analogiebeziehung beruht: einer zwischen den Gegenständen und Begriffen und einer zwischen den Reflexionen über beide. Dadurch gewinnt die Struktur des metaphorischen Prozesses an Komplexität. Diese Komplexität stellt sich als ein Prozess zunehmender Stratifizierung dar.

Seine spezifische Dynamik erhält dieser Prozess durch seine technotropische Signatur, die auf die Funktion der Metaphorik im Prozess der Technisierung der Lebenswelt verweist. Ist diese Funktion in einer metaphorologischen Lesart des Kantschen Symbols eine der Repräsentation, hat Blumenberg die Leitfunktion von Metaphern für das Denken in einem pragmatischen Sinne bestimmt: »Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität.«² Die Orientierungsfunktion der morphologischen Netzmetaphorik ist im Kontext der kartographischen Repräsentationen nicht nur in der Naturgeschichte evident. Gerade in Bezug auf die Infrastrukturen hat sich gezeigt, wie sie über die Repräsentation eines unüberschaubaren Ganzen hinaus auch in utopischen Lebensweltentwürfen, gerade der Saint-Simonisten, spezifische »Stile von Weltverhalten induziert.«³ Im Kontext der Neurophysiologie repräsentiert die Netzmetaphorik die organische Ganzheit des Nervensystems, die als solche nicht unmittelbar wahrnehmbar ist. In ihrer Funktion als philosophische Leitmetapher entfaltet das Netz in seiner Reflexion auf das Ganze der Realität schließlich eine totalisierende Tendenz.

So erlangt die Netzmetaphorik im Laufe des 18. und 19. Jh. eine epistemische Leitfunktion. Doch bleibt diese weitestgehend auf technologische, wissenschaftliche, politische und philosophische Zusammenhänge beschränkt. Darüber hinaus gewinnt sie in diesem Zeitraum eine zunehmende literarische Produktivität, die in enger Wechselwirkung mit ihren wissenschaftlichen und technischen Kon-

¹ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23, zit. KdU B 257. Vgl. Kant: *Kritik der Urteilskraft*, S. 295.

² Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

³ Ebd.

texten ebenso wie mit der traditionellen Textilmotaphorik steht.⁴ Das 19. Jh. lässt sich damit als jener Zeitraum identifizieren, in dem sich eine grundlegende Modernisierung der Netzmetaphorik vollzieht, in der sich gegenüber ihrem archaischen und antiken Sinn ein neuer Geltungsanspruch formiert, der die Voraussetzung unseres heutigen Verständnisses von Netzwerken bildet. Ihre – über die epistemische hinausgehende – kulturelle Leitfunktion wird sie indessen, mit einer entsprechenden Breitenwirkung, erst im Laufe des 20. Jh. entfalten.

Worin besteht aber der wesentliche Unterschied zwischen beiden? Gibt es überhaupt einen? Wenn Emden erklärt, »daß der inflationäre Gebrauch der Netzmetapher unter noch einmal veränderten technologischen Bedingungen im 20. und frühen 21. Jahrhundert (Radio, TV, Satellitenkommunikation und Internet) auf keinem qualitativen Unterschied«⁵ zu ihren Verwendungsweisen im 19. Jh. beruht; dass es auch in den modernen, systemtheoretischen Netzwerktheorien »eigentlich nicht um eine radikal neue Form von Netzwerken geht, sondern vielmehr nur um den Versuch einer systematischen Klärung der gesellschaftlichen Funktion und Form von Netzwerken«, die »von jeher Kulturtechniken« sind; und dass schließlich »Netz und Netzwerk als Leitmodelle sozialwissenschaftlicher Untersuchung [...] keinen historischen Bruch« darstellen, sondern »aus der Perspektive der Metapherngeschichte als Fortschreibung einer Problemkonstellation« verstanden werden sollten, »die spätestens seit der Neuzeit einen festen Platz in der Sprache des Wissens hat«;⁶ dann ist zwar der These zuzustimmen, dass die Theorie- und Metapherngeschichte der Netzwerke tatsächlich keinen radikalen historischen Bruch aufweist. Denn die wesentlichen Problemkonstellationen, die auch heute noch in ihr verhandelt werden, lassen sich bereits in der epistemischen Netzwerkmetaphorik des 19. Jh. wiederfinden und die Problematik der Vernetzung als Verstrickungszusammenhangs bereits in der Orestie. Doch beruht die oft bemerkte Konjunktur der Netzmetaphorik spätestens seit den 1980er Jahren tatsächlich auf keinem qualitativen Unterschied, sondern nur auf dem rein quantitativen Phänomen ihres inflationären Gebrauchs?

⁴ Zur Bedeutung und Modernisierung der Netzmetaphorik in der englischsprachigen Literatur des 19. Jh. siehe Otis: *Networking*, vor allem Kapitel 3–6. Ein populärer poetischer Topos dieser Zeit ist auch das ›Leben und Weben‹, in dem sich die antike Lebens- und Schicksalsmetaphorik weiter fortspinnnt. Vgl. Erika Greber: »Gewebe/Faden«, S. 126–129. Ein anderer Topos sind die Fangnetze und Gespinste als Metaphern der List, der Intrige oder auch der Selbsttäuschung. Über die evident gewordene Bedeutung der Beutemetaphorik für die Re-Metaphorisierung der technischen Infrastrukturnetze hinaus bleibt eine weiterführende Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen textiler und moderner Netzmetaphorik zukünftigen Studien vorbehalten.

⁵ Emden: »Netz«, S. 253.

⁶ Ebd., S. 253.

1. Zwischen Struktur und Rhizom: Modell- und Theoriebildungen

Auch wenn sich moderne Netzwerktheorien als Fortschreibungen und Lösungsversuche von Problemkonstellationen verstehen lassen, die sich spätestens seit der Mitte des 19. Jh. als Gegenstand der Theoriebildung formiert haben, so besteht doch zumindest ein wesentlicher Unterschied darin, dass die lexikalisierte Trope zum Gegenstand einer dezidierten Terminologisierung wird. Neben den Begriffsbildungen in den Sozial- und Kommunikationswissenschaften wird das Netzwerk auch in der Biologie ein zentraler Bestandteil des Vokabulars der Theorie selbstorganisierender Systeme. So erklären die chilenischen Biologen und Begründer des Konzepts der Autopoiesis Francisco Varela, Humberto Maturana und Ricardo Uribe: »die lebendige Organisation kann nur durch die Spezifizierung des interaktiven Netzwerks von Komponenten [*network of interactions of components*] eindeutig charakterisiert werden, die ein lebendes System als ein Ganzes, das heißt, als ›Einheit [*unity*› konstituieren.«⁷ In der Theorie autopoietischer Systeme ist das Netzwerk nicht länger *Teil* des Organismus, wie in den neurophysiologischen Debatten des 19. Jh. Der Organismus *ist* das Netzwerk: ein komplexes System, das aus den Wechselwirkungen seiner Elemente emergiert.

Die Konzeption der Biokybernetiker ist wegweisend für die Entwicklung der soziologischen Systemtheorie⁸ wie für Ansätze einer allgemeinen Theorie lebendiger Systeme.⁹ Was sich in die epistemische Konstellation der Metaphorik eingeschrieben hat, versuchen moderne Netzwerktheorien systematisch zu entfalten und auf den Begriff zu bringen. So implikationsreich die lexikalisierte Metapher inzwischen ist, so verschieden sind die Linien, die der Prozess ihrer Theoretisierung eingeschlagen hat. Deren Wege kreuzen und verflechten sich indes immer wieder oder laufen auseinander, um sich später in verwandelter Gestalt wiederzubegegnen. Mit den jeweiligen Ansätzen oder Strömungen verbinden sich bisweilen sehr unterschiedliche theoretische Voraussetzungen, Ziele und Konsequenzen. Doch treiben sie gemeinsam die Abstraktion von Netzstrukturen voran, die damit als eine je spezifische Form der Organisation komplexer Zusammenhänge in den

⁷ Francisco Varela, Humberto Maturana und Ricardo Uribe: »Autopoiesis: The Organization of Living Systems, its Characterization and a Model«, in: *Biosystems* 5 (1974) 4, S. 187–196. Vgl. ebd., S. 188: »The autopoietic organization is defined as a unity by a network of productions of components which (i) participate recursively in the same network of productions of components which produced these components, and (ii) realize the network of productions as a unity in the space in which the components exist.«

⁸ Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme* (1984), Frankfurt/M 1999, S. 60. Luhmann übernimmt zwar den Begriff der Autopoiesis; der des Netzwerks erlangt bei ihm allerdings keine systematische Bedeutung. Vgl. Phillip Fuchs: »Zur Genese des Netzwerkbegriffs in der Soziologie«, S. 95. Nach Jan A. Fuhse: »Systeme, Netzwerke, Identitäten«, Stuttgart 2003, S. 6 stellen (soziale) Systeme »einen Sonderfall des allgemeineren Modells Netzwerk dar. Um ein System handelt es sich dann, wenn [...] eine scharfe Grenzziehung zwischen dem Netzwerk und seiner Umwelt« erfolgt.

⁹ Vgl. Fritjof Capra: *The Web of Life*, New York 1996, S. 82: »Whenever we look at life, we look at networks«. Siehe dazu auch oben, Kap. I.1.

Blick kommen. Ohne damit das gesamte Feld der fachspezifischen und interdisziplinären Begriffsgeschichten vollständig erfassen zu können, lassen sich doch einige paradigmatische Linien nachzeichnen, in denen sich dieser Blick ausbildet.

Spätestens im Zuge ihrer Formalisierung durch graphentheoretische Netzwerkmodelle durchläuft die Metapher einen Prozess der Abstraktion, der in einer universalen Netzwerklogik resultiert, die sich auf alle möglichen Zusammenhänge übertragen und anwenden lasse, wie der Netzwerktheoretiker Albert-László Barabási erklärt: »Diese Gesetze, die sich gleichermaßen auf die Zelle wie das Ökosystem anwenden lassen, zeigen wie zwangsläufig [*unavoidable*] die Gesetz der Natur sind und wie zutiefst die Welt um uns herum durch Selbstorganisation geprägt ist.«¹⁰ Alles ist vernetzt. Daran gemahnt schon die alte Schicksalsmetapher. Nun aber soll das *web of life* berechenbar werden. Voraussetzung der Berechenbarkeit ist hier wiederum ein technisches Modell, das Internet:

»In einer zunehmend internetdominierten Gesellschaft ist das Verständnis des World Wide Web an und für sich von ungeheurem Wert. [...] Aufgrund seiner digitalen Natur und seiner enormen Größe bietet das World Wide Web ein Modell [*model system*], das sich in allen Details erforschen lässt. [...] Es wird eine anhaltende Quelle von Inspirationen und Ideen für jeden sein, der die Eigenschaften unseres netzartigen Universums [*the properties of our weblike universe*] zu verstehen versucht.«¹¹

In der Universalisierung des technotropischen Netzmodells digitaler Prägung hat sich die Analogie verabsolutiert. Es steht gar nicht mehr in Frage, ob oder inwiefern die untersuchten Phänomene tatsächlich Netzwerke sind, wie etwa in der Kontroverse zwischen den Neuronisten und den Retikularisten. Es geht nun allein darum, ihre Eigenschaften *als* Netzwerke zu bestimmen: Biologische Organismen, das Internet und die Biosphäre als globales Ökosystem – letztere erscheint dann als »the most complex network we have ever met«.¹² War es in den wissenschaftlichen Debatten des 19. Jh. noch umstritten, ob die in Frage stehenden Phänomene tatsächlich Netze sind, wird die Referentialität der modernen Netzwerkmodelle auf der Grundlage mathematischer Abstraktionen als gegeben vorausgesetzt, um den Aufbau und das Verhalten komplexer Systeme nach universellen Netz-Gesetzen einheitlich zu erklären. Die Universalisierung beruht dabei auf einer Verabsolutierung des funktionalen Netzparadigmas, das vom Primat des Knotens ausgeht, um die Interaktionen zwischen ihnen zu untersuchen und von ihnen auf die Dynamik des Ganzen zu schließen. So verspricht sich die aufstrebende *network science* weitreichende Erkenntnisse über zahllose Phänomene, die auf diese Weise alle als Netzwerke beschreibbar werden: von der Logik sozialer Beziehungen, über die Kapazität technischer Infrastrukturen, die Verbreitung ansteckender Krankheiten, die Zitation akademischer Texte, die

¹⁰ Barabási: *Linked*, S. 178. Siehe oben, Kap. I, Anm. 42.

¹¹ Ebd.

¹² Peter Csermely: *Weak Links. The Universal Key to the Stability of Networks and Complex Systems*, Berlin 2009, S. 278.

Stabilität ökologischer Systeme und die Verfügbarkeit ökonomischer Ressourcen.¹³ Mit anderen Worten: die Abstraktion des funktionalistischen Netzwerkparadigmas wird zu einer ontologischen Struktur.

Im Zuge der interdisziplinären Karriere des mathematischen Netzwerkmodells¹⁴ erlangt die aufstrebende *network science* schließlich auch eine politische Relevanz als Dispositiv der Netzwerkgesellschaft. Nirgendwo kommt dies vielleicht deutlicher zum Ausdruck als in dem Vorwort zu einer vom US-Militär beauftragten Studie des *Committee on Network Science for Future Army Applications*, in dem auch die führenden Netzwerktheoretiker Albert-László Barabási und Duncan Watts vertreten sind. In dem 2005 veröffentlichten Bericht wird die Sache der *network science* zu einer politischen Angelegenheit ersten Ranges erklärt:

»Netzwerke sind grundlegend für das ökonomische, politische und soziale Gefüge [*fabric*] des 21. Jahrhunderts. Der Bedarf an strukturiertem Wissen, das verwendet werden kann, um Netzwerke zu gestalten, zu erhalten und zu betreiben, ist allgegenwärtig und nimmt rapide zu. Darüber hinaus sind soziale und Kommunikations-Netzwerke von zentraler Bedeutung für konventionelle militärische Operationen wie für die Terrorismusbekämpfung. Daher ist die Investition in Netzwerk-Forschung [*network science*] sowohl von strategischer als auch von höchster nationaler Dringlichkeit.«¹⁵

Die zunehmende Formalisierung stellt indessen nicht die einzige Linie der Entwicklung des modernen Netzwerkbegriffs dar. Wenn unter anderem die *Akteur-Netzwerk-Theorie* (ANT) in den Sozial- und Geisteswissenschaften zu besonderer Prominenz gelangt ist, so hat sie doch immer wieder mit ihrer eigenen Begrifflichkeit gerade wegen ihrer Popularität gehadert. Aufschlussreich ist hier, dass Bruno Latour, ganz im Gegensatz zur *network science*, sich gegen die digitale Signatur des populären Netzwerkbegriffs sträubt:

»Nun, da das World Wide Web existiert, glaubt jeder zu verstehen, was ein Netzwerk ist. [...] Früher bedeutete das Wort ›Netzwerk‹ noch eindeutig, wie Deleuzes und Guattaris Begriff ›Rhizom‹, eine Reihe von *Transformationen* – Übersetzungen, Umformungen –, die nicht von irgendeinem traditionellen Begriff der Sozialtheorie erfasst werden konnten. Mit der neuen Popularisierung des Wortes ›Netzwerk‹ bedeutet es nun Transport *ohne* Deformation, einen unmittelbaren und unvermittelten Zugang zu jeder Einzelinformation. Das ist genau das Gegenteil von dem, was wir meinten.«¹⁶

¹³ Vgl. Stanley Milgram: »The Small-World Problem«, in: *Psychology Today* 2 (1967), S. 60–67. Mark Granovetter: »The Strength of Weak Ties«, in: *The American Journal of Sociology* 78 (1973) 6, S. 1360–1380. Albert-László Barabási: »Network Theory«, in: *Science* 308 (2005) 5722, S. 639–641. Mark Buchanan: *Small world*, London 2002. Duncan Watts: *Six Degrees. The Science of a Connected Age*, London 2004. Steven Strogatz: *Sync*, New York 2004.

¹⁴ Zum Netzwerk als »transdisziplinäres Konzept« vgl. Fangerau/Halling (Hg.): *Netzwerke*. Zur graphentheoretischen Vorgeschichte der Netzwerktheorie vgl. Gießmann: »Graphen können alles«.

¹⁵ National Research Council and Committee on Network Science for Future Army Applications (Hg.): *Network Science*, Washington 2005, S. vii.

¹⁶ Bruno Latour: »Über den Rückruf der ANT«, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology*, Bielefeld 2006, S. 563. Original: »On Recalling ANT«, in: J. Law und J. Hassard (Hg.), *Actor Network Theory and After*, Oxford 1999 S. 15–25.

Nachdem Latour 1999 einen *Rückruf der ANT* veröffentlicht hatte, in dem er »alle Bestandteile dieses schrecklichen Ausdrucks kritisierte, einschließlich der Bindestriche«,¹⁷ erfolgt in der 2005 erschienenen *Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* ein Rückruf des Rückrufs, weil der »Name [...] so ungeschickt, verwirrend und unsinnig ist, daß er beibehalten zu werden verdient.«¹⁸ Schon in seinem *Versuch einer symmetrischen Anthropologie* (1991) insistiert Latour, dass das Konzept des Netzwerkes einen problematischen ontologischen Status habe, der quer zu den etablierten wissenschaftlichen Kategoriebildungen liegt: »Geschmeidiger als der Begriff des Systems, historischer als die Struktur und empirischer als die Komplexität«.¹⁹ – Gerade in dem problematischen Status des Netzwerks zwischen einer natürlichen Entität, einer sprachlichen Konzeption und einer sozialen Organisation erkennt Latour das produktive Potential des umstrittenen Begriffs: »Ist es unser Fehler, wenn *die Netze gleichzeitig real wie die Natur, erzählt wie der Diskurs, kollektiv wie die Gesellschaft sind?*«²⁰ So revidiert er seinen Rückruf nicht nur in Ermangelung einer besseren Terminologie,²¹ sondern auch in strikter Distanzierung von zeitgenössischen Netzwerktheorien, die sich entweder (1) auf technische Infrastrukturen beziehen, oder (2) auf organisationssoziologische Phänomene, oder (3) auf deren Verknüpfung, wie etwa in Castells Begriff der »Netzwerkgesellschaft«,²² in dem beide Bedeutungen auf einen sozio-technischen Konzept von Netzwerken hin konvergieren – in dem sich schließlich auch *Der neue Geist des Kapitalismus* (2006) bekunde, wie ihn der Soziologe Luc Boltanski und die Wirtschaftswissenschaftlerin Ève Chiapello in ihrer Analyse moderner Managementliteratur charakterisiert haben.²³

Wenn Latour sich selbst vielmehr in der Tradition des »rhizomatischen Netzdenkens« sieht, das er von Gilles Deleuzes und Felix Guattaris *Mille Plateaux* (1980) bis auf Denis Diderots *Le rêve de d'Alembert* (1769) zurückführt,²⁴ wendet er sich gegen eine Verdinglichung der Abstraktion: Denn ein »Netzwerk ist ein Konzept, kein Ding da draußen. Es ist ein Werkzeug, mit dessen Hilfe etwas

¹⁷ Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt/M. 2007, S. 24. Der deutsche Titel ist programmatischer als das Original: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005, S. 24.

¹⁸ Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 23

¹⁹ Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt/M. 2008, S. 10.

²⁰ Ebd., S. 14.

²¹ Vgl. Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 24.

²² Vgl. Castells: *The Rise of the Network Society*. Siehe oben, Kap. I, Anm. 20.

²³ Luc Boltanski und Ève Chiapello: »The New Spirit of Capitalism«, in: *International Journal of Politics, Culture, and Society* 18 (2006) 3–4, S. 161–188. Dies.: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.

²⁴ Vgl. Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 224–225. Deleuze/Guattari: *Mille plateaux*, Paris 1980, dt. *Tausend Plateaus*, Berlin 1997. Diderot: »Le Rêve de d'Alembert«, in: *Œuvres philosophiques*, S. 345–410, dt. »Gespräche mit D'Alembert«, in: *Über die Natur*, S. 67–144. Siehe oben, Kap. XII, S. 288f. u. Anm. 32.

beschrieben werden kann, nicht das Beschriebene.«²⁵ Was das Konzept des ›Akteur-Netzwerks‹ beschreiben soll, sind komplexe Prozesszusammenhänge (*Transformationen*), deren Zustandekommen weder auf subjektive Absichten, noch auf soziale Regeln, noch auf objektive Notwendigkeiten reduzierbar ist. Weil Netzwerke im Sinne der ANT keine objektivierbaren Strukturen sind, sondern komplexe Gefüge, die sich immer nur aus bestimmten Handlungszusammenhängen und ihrer Beschreibung ergeben, bleibt der Begriff sowohl das *explicans* der Theorie als auch ihr *explicandum*. Sein Geltungsanspruch stützt sich gerade nicht auf seine zunehmende Formalisierung, wie bei den graphentheoretischen Netzwerktheorien. Vielmehr durchläuft er in einem beständigen Prozess begrifflicher Revision immer wieder Momente signifikanter Metaphorisierung: etwa dann, wenn wir in Akteurs-Netzwerken »das Gewebe unserer Welt sehen«²⁶ sollen. Damit greift die ANT auf die antike Metaphorik des *web of life* zurück (Kap. XI.2), die sich in modernen Netzwerkdiskursen immer wieder bekundet.

Auch das strukturalistische Netzmodell von Michel Serres, das der Philosoph im ersten Band seiner *Hermes-Reihe La communication* (1968) vorstellt, beginnt mit einer mythologischen Reminiszenz, tauft er doch das von ihm entworfene »Kommunikationsnetz: Penelope«.²⁷ Der Bezug zur webenden Gattin des Odysseus wird hier nicht weiter expliziert, dafür durch das Motto der Einleitung um einen weiteren mythologischen Aspekt angereichert:

»Bevor Persephone von Zeus in Gestalt einer Schlange verführt wurde und von ihm den Dionysos empfing, webte sie in der Grotte der Cyane, der Demeter sie zurückgelassen hatte, an einem Teppich, auf dem das ganze Universum abgebildet sein sollte. (Nach orphischen Erzählungen)«²⁸

Was Serres unter diesem Motto entwickelt, ist ein graphentheoretisch inspiriertes Modell eines Netzwerkdigramms, in dem es eine Mehrzahl von Punkten gibt, er nennt sie auch Gipfel, zwischen denen eine Mehrzahl von Verbindungen, er nennt sie auch Wege, bestehen: »Jeder Punkt repräsentiert eine These oder ein eindeutig definierbares Element einer wohlbestimmten empirischen Menge. Jeder Weg steht für eine Verbindung oder Beziehung zwischen zwei oder mehreren Thesen oder für einen Determinationsfluß* zwischen zwei oder mehreren Elementen dieser empirischen Situation.«²⁹ In der Entfaltung dieses Modells expliziert Serres ein prinzipiell nicht-hierarchisches, veränderliches Gefüge, in dem sich alle Elemente durch Wechsel- und Rückwirkungen bestimmen: »Zwei Gipfelpunkte können in der Tat untereinander in einem Verhältnis wechselseitiger

²⁵ Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 228.

²⁶ Latour: *Wir sind nie modern gewesen*, S. 14.

²⁷ Michel Serres: *Hermes I. Kommunikation* (1968), übersetzt von Michael Bischoff, Berlin 1991, S. 9.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd. In der dazugehörigen *Fußnote ergänzt Serres: »Wenn wir von Determination sprechen, so verstehen wir darunter ganz allgemein Relation oder Wirkung; dabei kann es sich um eine Analogie, eine Deduktion, eine Einwirkung, einen Gegensatz, eine Reaktion usw. handeln.«

Verursachung, wechselseitiger Einwirkung, äquivalenter Wirkung und Gegenwirkung, ja sogar in einem Rückkopplungsverhältnis stehen (dem Feedback der Kybernetiker).«³⁰ In der Entfaltung dessen, was man später das nicht-lineare Denken nennt, stellt Serres' Modell des Determinationsnetzes eine »abstrakte philosophische Struktur« vor, die kein bloß deskriptives Urteil mehr sei: »vielmehr ist sie zu einem ausgezeichneten Hilfsmittel des Wissens und der Erfahrung geworden.«³¹

Michel Serres, auf den sich Bruno Latour in seinem Denken auch immer wieder bezieht,³² lässt sich als ein Versuch lesen, die mythische Metaphorik des *web of life*, das Persephone in ihrem Teppich darstellt, in ein strukturalistisches Modell zu übersetzen, das sich mit der Figur des Determinationsflusses auf das textile Paradigma aufpfropft, es transformiert. Die Transformation beruht auf einer funktionalen Abstraktion, die erst vor dem Hintergrund naturwissenschaftlich-mathematischer Modellbildungen verständlich wird. Dabei kann die Vorstellung, dass in den Netzen *Ströme* verlaufen, bereits an ein Vorverständnis infrastrukturer Netzwerke anschließen. Die Verbindung des funktionalen Netzwerkparadigmas mit kybernetischen Prämissen, insbesondere der Figur des *feedbacks*, wird schließlich auch für die ökologisch orientierte Ausbildung des vernetzten Denkens bestimmend bleiben.³³

Seinem poststrukturalistischen Pendant, dem *rhizome*, scheint Serres Geflecht aus Determinationsflüssen sehr ähnlich zu sein, doch sind beide in einem Punkt grundsätzlich verschieden. Denn während das topologische Netzdiagramm von bestehenden Punkten ausgeht, die bestimmte Entitäten repräsentieren, »gibt es in einem Rhizom keine Punkte oder Positionen. Es gibt nur Linien«,³⁴ wie Deleuze und Guattari in *Mille Plateaux* (1980) ausdrücklich erklären. Was in botanischen Zusammenhängen Knollengeflechte und Sprossachsen-Systeme bezeichnet, beschreibt hier ein komplexes Gefüge (*agencement*) verflochtener Bewegungen, die in ihrer prinzipiell grenzenlosen Ausbreitung »das Ganze wuchern«³⁵ lassen. Zwar nehmen Deleuze und Guattari in ihren Überlegungen auch Bezug auf graphentheoretische Ansätze.³⁶ Doch entwickeln sie mit dem Rhizom ein ganz eigenständiges »Bild des Denkens«. ³⁷ Als Begriff nicht-repräsentativer und nicht-hierarchi-

³⁰ Ebd., S. 13.

³¹ Ebd., S. 23.

³² Siehe dazu auch Michel Serres: *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, Berlin 2008.

³³ Vgl. Capra: *The Web of Life*. Vester: *Leitmotiv vernetztes Denken*. Siehe oben, Kap. I.1.

³⁴ Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié, Berlin 2002, S. 18.

³⁵ Ebd.

³⁶ Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 30 beziehen sich auf die graphentheoretische Arbeit von Pierre Rosenstiehl und Jean Petitot: »Automate asocial et systèmes acentrés«. In: *Communications* 22 (1974). Deleuze/Guattari gehen dabei einer Frage nach, die bis heute zu den Grundproblemen der *network science* gehören: die Synchronisation nicht-hierarchischer Systeme. Zur netzwerktheoretischen Modellierung komplexer Synchronisationsprozesse vgl. Strogatz: *Sync*.

³⁷ Vgl. Gilles Deleuze: *Differenz und Wiederholung*, München 1997, S. 169.

scher Gefüge opponiert es der Metapher des Baumes in der Logik und Ontologie.³⁸ Dabei geht es den Autoren nicht darum, ein Modell durch ein anderes auszuspielen, sondern vielmehr um eine entscheidende Differenz. Auch Rhizomen können Bäume entwachsen und Bäume Rhizome enthalten.³⁹ Ohne identischen Ursprung oder eine Einheit des Ganzen bildet das Rhizom eine stets im Werden begriffene Mannigfaltigkeit. Hier gibt es keine Strukturen, sondern immer nur Übergänge, Konnexionen und Allianzen spontaner, prinzipiell chaotischer Bewegungen. Zeitweise können daraus auch stabile Gefüge hervorgehen. Sie können jedoch jederzeit aufgelöst, modifiziert und wieder fortgesetzt werden. Als Anti-These zu den Begriffen ›Ursprung‹, ›Identität‹ und ›Einheit‹ ist das Rhizom in philosophischer, medien- und kulturwissenschaftlicher Hinsicht sehr unterschiedlich rezipiert worden.⁴⁰

Fasst man den formalistischen und den rhizomatischen Pol des vernetzten Denkens als zwei verschiedene Netzparadigmen auf, so besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen darin, dass das formalistische Paradigma Netzwerke als Strukturen beschreibt, die bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliegen, die sich in Formeln und Diagrammen repräsentieren lassen, während das rhizomatische Paradigma ein Gefüge prinzipiell unberechenbarer Transformationsprozesse beschreibt, die verfestigte Strukturen und Repräsentationsformen immer wieder unterlaufen. Die ›Rhizomatik‹ will damit die Ebene der Repräsentation, und damit auch das Modell, zugunsten des Denkens einer reinen Immanenz hinter sich lassen. Ein Rhizom kann es in einem strengen Sinne also nicht ›geben‹, es kann nur ›gemacht‹ werden.⁴¹

Mit beiden Begriffen bzw. Paradigmen verbinden sich daher auch unterschiedliche Hoffnungen. Während der formalistische Ansatz in erster Linie die Dynamik komplexer Zusammenhänge erklären und sogar voraussagen will, richtet sich das rhizomatische Interesse auf die Kritik, Irritation und Überwindung dogmatischer oder repressiver Wissensordnungen und Praktiken. An der Konjunktur des ubiquitären Netzwerkbegriffs hatten beide Paradigmen auf unterschiedliche Weise Anteil. Im Zuge dessen sind ›Rhizome‹ und ›Netzwerke‹ gar miteinander identifiziert worden, obwohl sie in der hier vorgeschlagenen Lesart weiter gar nicht auseinander liegen könnten. Eine solche Identifizierung des Nicht-Identischen mag zum einen daran liegen, dass Deleuze und Guattari selbst Rhizome auch unter Bezug auf graphentheoretische Termini als »Netzwerke [*reseaux*] von endlichen Automaten«⁴² beschreiben. Andererseits wurde seit den 1990er Jahren das

³⁸ Zum Verhältnis von Baum und Netz im Kontext der Naturgeschichte des 18. Jh. vgl. Kap. XII.1.

³⁹ Vgl. Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 35.

⁴⁰ Vgl. Umberto Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985, S. 125–130. Wolfgang Iser: *Vernunft*, Frankfurt/M. 1995, S. 355–371. Ingeborg Breuer, Peter Leusch und Dieter Mersch: *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartsphilosophie*, Bd. 2. Hamburg 1996, S. 61–74. Martin Stingelin: *Das Netzwerk von Gilles Deleuze*, Berlin 2000.

⁴¹ Vgl. Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 41

⁴² Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 30. Vgl. *Mille Plateaux*, Paris 1980, S. 26.

Internet auch als Rhizom verstanden, was auf dem Umweg des Digitalen einem synonymen Gebrauch von ›Rhizom‹ und ›Netz‹ Vorschub geleistet haben mag.⁴³

Beide Pole bzw. Netzwerkparadigmen sind indessen keine ausschließlichen oder gegensätzlichen Positionen, vielmehr Fluchtpunkte unterschiedlicher Theoriebildungsprozesse, zwischen denen sich im Laufe ihrer interdisziplinären Karriere vielfältige Wechselbeziehungen, Übergänge und Kreuzungen ergeben haben. Während sich kybernetisches Netzwerkmodelle vor allem im Kontext der biologischen und ökologischen Begriffsbildung durchgesetzt haben, die Lebewesen und ihr Verhältnis zur Umwelt als selbst-organisierende Systeme beschreiben, hat sich der Begriff des Netzwerks in kulturwissenschaftlichen Theorien als ein schillerndes Konzept etabliert, um Verflechtungen und Wechselbeziehungen zwischen Akteuren, Artefakten und Diskursen zu beschreiben: als ein komplexes Geflecht von Relationen und Strömen aus Zeichen, Körpern, Wissen und Macht. Bezeichnend dafür ist, dass auch Michel Foucaults *dispositif* ein Netz (*réseau*) ist. So hat der Machtanalytiker die Frage, was er mit seinem Begriff des Dispositivs genau meine, in einem Gespräch von 1977 auf eine seither einschlägig gewordene Weise beantwortet:

»Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz [*réseau*], das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.«⁴⁴

In Gestalt des Dispositivs ist das Netz ein Gefüge, das strategischen Zwecken dient, denn: »Das Dispositiv hat [...] eine vorwiegend strategische Funktion.«⁴⁵ Indem das Netz zu einem Konzept für die Untersuchung von Machtbeziehungen wird, kann es auch wieder seinen ursprünglichen Sinn als Beutetechnik reaktualisieren. In den Netzen der Macht ist man gefangen; die Transformationen im *réseau* als Dispositiv sind kein wildes Wuchern, wie im Rhizom, sondern, sofern es Ausdruck von Strategien ist, hochgradig kontrolliert. Doch anders als in der archaischen Jagdmetaphorik ist das Subjekt der Kontrolle keines, das man außerhalb des Netzes identifizieren könnte; keines, das das Netz in seiner Hand hätte. Vielmehr ist es nun das Netz selbst, das seine Subjekte schafft, indem es die

⁴³ Vgl. George P. Landow: *Hyper/Text/Theory*, Baltimore 1994. Ilana Ariela Snyder: *Hypertext. The Electronic Labyrinth*, New York 1997. Rob Shields (Hg.): *Cultures of Internet. Virtual Spaces, Real Histories, Living Bodies*, London 1996. Stanley Aronowitz, Barbara Martinsons und Michael Menser (Hg.): *Technoscience and Cyberculture*, New York 1996.

⁴⁴ Michel Foucault: »Ein Spiel um die Psychoanalyse«, aus dem Französischen von Monika Metzger, in: *Dispositive der Macht*, Berlin 1978, S. 119–120. Vgl. »Le jeu de Michel Foucault« (1977), in: *Dits et écrits*, Bd. 3, hrsg. v. Daniel Defert, Paris 1994, S. 299.

⁴⁵ Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 120.

Vorschriften und Verhaltensweisen einer bestimmten gesellschaftlichen Formation reguliert. Die Macht *ist* das Netz.

In der Weiterentwicklung moderner Netzwerk-Modelle und Theorien, von denen hier nur einige paradigmatische Stichproben genommen wurden, ergeben sich immer wieder Verschränkungen, Überkreuzungen und Überlagerungen mit ganz unterschiedlichen Graden an Formalisierung, Metaphorisierungen und sehr heterogenen Implikationen. Das Konzept selbst erscheint, gerade aufgrund seiner nie ganz zu tilgenden Metaphorizität, flexibel genug, um bestimmte Problemkonstellationen und Forschungsgegenstände zu beschreiben. In seiner Disposition als umstrittenes Universalkonzept für die Neubeschreibung der Wirklichkeit, setzt sich zum einen seine Tendenz zur Totalisierung weiter fort, die sich zum Ende des 19. Jh. bereits bemerkbar macht. Doch zeichnet sich im Laufe des 20. Jh. eine Tendenz zu seiner Verabsolutierung ab, in dem Sinne, dass die modernen Netzwerkkonzepte über ihre konstitutiven Differenzen hinweg ein Außerhalb des Netzes implizit oder explizit ausschließen. Was sich bereits in den sprachphilosophischen Diskursen beobachten ließ (Kap. IX.4–5), hat Erhard Schüttpelz als die Formierung eines ›absoluten Begriffs‹ beschrieben (Kap. I.4). Dabei rekurriert er auf das Konzept des Philosophen Wilhelm Schmidt-Biggemann:

»Absolute Begriffe wie Geschichte machen durch ihren Absolutismus alle anderen Begriffe von sich abhängig. Sie sind wie Magnetfelder, die alles auf ihren Bedeutungsbe-
reich einrichten. So hat jeder absolute Begriff den Relativismus aller anderen zur Folge,
es wäre widersinnig, sich dem zu widersetzen. [...] Absolute Begriffe fordern absoluten
Gehorsam. Dieser Gehorsamsanspruch geht so weit, dass sie, hat man sich auf sie ein-
gelassen, nicht mehr verfügbar sind.«⁴⁶

Die Absolutheit des Begriffs Netz bzw. Vernetzung würde also darin bestehen, dass dieser zunehmend andere Grundbegriffe wie Leben, Macht, Natur und Kultur definiert, während sich seine Unverfügbarkeit darin bekundet, dass er sich nicht auf bestimmte Definitionen reduzieren lässt, ohne entweder wesentliche Aspekte auszuschließen, die für andere Begriffsverwendungen zentral sind, oder Spannungen, wenn nicht gar Widersprüche zwischen ihnen zu erzeugen, die etwa in einer Extrapolation eines formalistischen und eines rhizomatischen Pols zutage treten. Im Zuge seiner Terminologisierung bleibt das Konzept daher umstritten. Der Gehorsamsanspruch, den Schmidt-Biggemann in absoluten Begriffen im Allgemeinen und Schüttpelz speziell in dem universalisierten Netzwerkkonzept erkennt, verweist auf einen Aspekt seiner Leitfunktion, der über seinen theoretischen Sinn und begrifflichen Anspruch und damit auch über den Prozess der Terminologisierung einer Metapher zu einem wissenschaftlichen Modell hinausreicht.

⁴⁶ Schmidt-Biggemann: *Geschichte als absoluter Begriff*, S. 9. Vgl. Schüttpelz: »Ein absoluter Begriff«, S. 25. Siehe oben, Kap. I.4.

2. Vernetzung als Naturzwang

Seit das Konzept des Netzwerkes, spätestens ab den 1980er Jahren, zum Teil kulturkritischer Diskurse und sozialer Hoffnungen gleichermaßen geworden ist,⁴⁷ hat es sich, über seine Bedeutung zur Bezeichnung technischer Infrastrukturen hinaus, zunehmend in der Alltagssprache verbreitet. Wenn die lexikalisierte Metapher heute in aller Munde ist, um soziale Organisationsformen, technische Infrastrukturen, institutionelle oder wirtschaftliche Zusammenhänge zu bezeichnen, dann ist hier weniger die Bezeichnung selbst oder – wie in den verschiedenen Prozessen der Theoriebildung – ihre genaue Bedeutung umstritten. Umstritten ist vielmehr die gesellschaftliche Relevanz des Bezeichneten: Was bedeuten Netzwerke für unser Leben? Wie gut oder stark ist etwas oder jemand vernetzt? Welche Folgen hat die fortschreitende Vernetzung der Welt? Wie soll man sich dazu verhalten? Mit solchen Fragen beruhen die alltäglichen Vernetzungsdiskurse in der Regel nicht unmittelbar oder explizit auf netzwerktheoretischen Prämissen und Modellen, sondern vielmehr auf einer diskursiven Verknüpfung eines heterogenen Feldes von Phänomenen und Praktiken, die sich im Prozess der Technisierung der Lebenswelt als irgendwie miteinander zusammenhängend darstellen. Dabei artikuliert der Diskurs nicht nur einen Prozess gesellschaftlichen Wandels, sondern auch ein handlungsleitendes Prinzip.

Beruhet der Übergang von der epistemischen zu einer kulturellen Leitmetapher wesentlich auf der Ausweitung ihres Geltungsanspruchs, so erlangt sie mit ihrer ubiquitären Verbreitung und Konventionalisierung einen normativen Status. Wenn der stets festzustellende Vernetzungsgrad zu einer relevanten Eigenschaft von Akteuren, einer Ressource, zu sozialem Kapital wird, das nicht nur eine Folge, sondern auch die Voraussetzung weiterer Interaktionen bildet, dann fallen in dem »Schlüsselbegriff der Gegenwartsbeschreibung« Deskription und Präskription letztlich zusammen, wie der Medienwissenschaftler Stefan Kaufmann erklärt: »Vernetzung« ist immer auch ein »Imperativ, den diagnostizierten »Aufstieg der Netzwerkgesellschaft« [...] zu bewerkstelligen«.⁴⁸ Wie der »finale Imperativ« der Netzwerkgesellschaft lauten sollte, verkündet der Wissenschaftsjournalist Michael Gleich in seinem Buch *Web of Life*: »Seid Netz zueinander!«⁴⁹ Der implizite Sprecher des Imperativs bleibt dabei merkwürdig anonym. Die Aufforderung scheint sich – wie die »vermeintlich naiven, prinzipiell unbeantwortbaren Fragen«, von denen Blumenberg spricht – »als im Daseinsgrund *gestellte*« vorzufinden.⁵⁰

In diesem Sinne lässt sich auch das Diktum des Soziologen und Politikberaters Jeremy Rifkin zur globalen Vernetzung verstehen: »Descartes's dictum ›I think, therefore I am‹ and the humanist psychologist dictum ›I participate, therefore I

⁴⁷ Vgl. Keupp: »Soziale Netzwerke«, S. 20. Siehe oben, Kap. I, Anm. 3.

⁴⁸ Kaufmann: »Netzwerk«, S. 182. Siehe oben, Kap. I, Anm. 69.

⁴⁹ Gleich: *Web of Life*, S. 187. Siehe oben, Kap. I, Anm. 40.

⁵⁰ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23. Siehe oben, Kap. IV, Anm. 8.

am‹ have been replaced by a new dictum ›I am connected, therefore I exist.«⁵¹ – Wer das Diktum aufgestellt habe, um die anderen zu ersetzen, verbirgt sich im sibilinischen Passivum der Aussage. So gerät das Diktum zum existenzial-ontologischen Diktat. Während Rifkins Formulierung allerdings noch den Umkehrschluss zulässt, dass man unvernetzt zwar *sein*, nicht aber *existieren* könne, so besagt die deutsche Übersetzung: »das Motto lautet nicht mehr: ›Ich denke, also bin ich‹, sondern: ›Ich bin vernetzt, also bin ich.«⁵² Verbirgt sich in dem doppelten ›bin‹ des apodiktischen Schlusses, der das Sein aus dem Vernetztsein folgert, also eine Tautologie oder die ontologische Differenz der totalen Vernetzung? In jedem Fall eine Aufforderung! Denn während Descartes aus dem universalen Zweifel die Unbezweifelbarkeit des Zweifelnden schloss, impliziert die netzwerklogische Variation seines Schlusses eine solche Beweislage nicht. Die Unmöglichkeit totaler Beziehungslosigkeit begründet noch lange nicht die Realität totaler Vernetzung. Wenn von letzterer aber die Existenz des Subjekts abhängt, dann muss es stets dafür Sorge tragen, wie es um seine Vernetztheit steht.

Weil die phraseologische Modifikation des kartesischen Schlusses offenbar naheliegt, ist auch Michael Gleich darauf gekommen; allerdings mit einer ironischen Brechung: »Vernetzung als Erfüllung unserer ewigen Sehnsucht nach Kontakt und Nähe, als Sinnstiftung, als Existenzbegründung: ›Ich bin vernetzt, also bin ich.«⁵³ Was hier ironisch gebrochen werden soll, ist aber nicht der Imperativ als solcher, sondern nur eine allzu optimistische Erwartung an das Resultat seiner Befolgung: die Vorstellung, dass Vernetzung *per se* zu einem versöhnlichen Ende der Geschichte führe. Den Imperativ formuliert nun die Geschichte selbst:

»Wir haben keine Wahl. Nichts spricht dafür, dass sich der bis heute ungebrochene Megatrend der Geschichte, die Tendenz zur Netzverdichtung, in naher Zukunft umkehren wird. Keiner kann das Internet ausschalten oder gar abschaffen, niemand wird die Globalisierung zurückdrehen. Es bleibt uns eine einzige Option: die Chancen der Vernetzung zu ergreifen und gleichzeitig Rahmenbedingungen zu schaffen, die dem ›Web of Life‹ ein menschliches Gesicht, menschenfreundliche Züge, eine menschliche Stimme verleihen.«⁵⁴

Der Schluss vom Vernetztsein aufs Vernetztseinsollen erhält hier seine Autorisierung vom Gesetz der Geschichte. Hatte Schmidt-Biggemann bereits in ›Geschichte‹ einen absoluten Begriff erkannt, wird diese nun noch einmal durch eine Absolutheit zweiten Grades bestimmt: den ›Megatrend‹ der fortschreitenden Vernetzung, den auch Historiker wie John und William McNeill, Philosophen wie Hermann Lübbe oder Kulturwissenschaftler wie Hartmut Böhme konstatie-

⁵¹ Jeremy Rifkin: *The Empathic Civilization. The Race to Global Consciousness in a World in Crisis*, New York 2009, S. 591

⁵² Jeremy Rifkin: *Die empathische Zivilisation. Wege zu einem globalen Bewusstsein*, Frankfurt/M. 2010, S. 408.

⁵³ Gleich: *Web of Life*, S. 19.

⁵⁴ Ebd. Siehe dazu auch oben, Kap. I., Anm. 41.

ren, und der seit den 1980ern ein fester Topos der ›Zukunftsforschung‹ ist.⁵⁵ Eine naturalistische Begründung erhält das historische Apriori durch seine Verknüpfung mit evolutionstheoretischen Prämissen: »Schienennetz, Autobahn, Internet: Das ist die Fortsetzung der biologischen Evolution mit anderen Mitteln«.⁵⁶ Wenn Kultur »in der evolutionären Ausdifferenzierung immer komplexerer Netzwerke«⁵⁷ letztlich wieder in Natur zurückschläge, wie Böhme nahelegt, dann verabsolutiert sich im vermeintlichen Naturzwang die epistemische Analogie zum stummen Gesetz der Geschichte, dem nicht mehr widersprochen werden kann.

3. Vernetzung als Handlungsanweisung

Als das Leitmotiv vernetzten Denkens und Handels in den 1980er Jahren zu einem Konzept gesellschaftlichen Wandels avanciert, das von den politischen Idealen der neuen sozialen Bewegungen, über die Ökologie, bis in die Strömungen des *New Age* reicht, die das *network* als »a tool for the next step in human evolution«⁵⁸ popularisieren, gelten Netzwerke noch nicht als ein sich zwangsläufig durchsetzendes Prinzip, sondern als eine Organisationsform des Lebens, die als eine auf Kreativität, Spontaneität und Solidarität setzende Alternative zu der in die Krise geratenen Rationalität kapitalistischer und bürokratischer Strukturen auftritt. Ein, zwei Jahrzehnte später hat sich die Handlungsanweisung des *networking* grundlegend verändert: vom Pathos des Widerstands und der Befreiung zu einem des Kalküls und der Effizienzsteigerung. Nun fungiert »die Netzwerk-ratio als eine doppelbödigte Regierungstechnik: als die Freiheit, sich spontan und kreativ der allgemeinen Dynamik anzupassen«.⁵⁹ In dieser Hinsicht zeichnet sich eine weitere signifikante Differenz in der Geschichte der Netzwerkmetaphorik ab. Beruhen die Sozialutopien der Saint-Simonisten des frühen 19. Jh. auf einem Netzwerkparadigma, das sich von einer entfesselten Zirkulation der Menschen-, Waren- und Geldströme in den modernen technischen Infrastrukturen politische

⁵⁵ Siehe oben, Kap. I.2 u. X.2. Die Bezeichnung *Megatrend* geht dabei zurück auf den Bestseller John Naisbitt: *Megatrends. Ten New Directions Transforming Our Lives*, New York 1982, in dem bereits die Ablösung von Hierarchien zu Netzwerken als ein Megatrend beschrieben wird, den Matthias Horx in: *Das Megatrend-Prinzip. Wie die Welt von morgen entsteht*, München 2011 nun unter deutlich digitalen Vorzeichen weiterschreibt.

⁵⁶ Gleich: *Web of Life*, S. 223.

⁵⁷ Böhme: »Netzwerke«, S. 33. Siehe dazu oben, Kap. I.3.

⁵⁸ Marilyn Ferguson: *The Aquarian Conspiracy. Personal and Social Transformation in Our Time*, Los Angeles 1980, S. 213. Zur Netzwerkmetaphorik des *New Age* vgl. Elmar Gruber und Susan Fassberg: *New-Age-Wörterbuch*, Freiburg 1988, S. 89f., wo soziale Netzwerke bestimmt werden durch die Autonomie von Individuen und Gruppen, die Dezentralität von Autorität und Verantwortung, den Vorrang persönlicher Beziehungen vor Institutionen, die Veränderbarkeit von Regeln und die gleichberechtigte Partizipation aller Teilnehmer. Siehe dazu auch Christof Schorsch: *Die New Age-Bewegung. Utopie und Mythos der neuen Zeit*, Gütersloh 1989, S. 66f.

⁵⁹ Kaufmann: »Netzwerk«, S. 188. Diese Dynamik wird unter anderem auch unter dem Begriff der ›Schwarmintelligenz‹ verhandelt. Vgl. Eva Horn und Lucas M. Gisi (Hg.): *Schwärme – Kollektive ohne Zentrum*, Bielefeld 2009.

Gerechtigkeit und wirtschaftlichen Wohlstand versprach,⁶⁰ gehen die Netzwerk-Utopien der 1980er Jahre zunächst von unmittelbaren kooperativen Sozialbeziehungen als einer Quelle von Produktivität, Gemeinwohl, Selbstverwirklichung und Autonomie aus,⁶¹ bevor sie sich mit medialen und digitalen Vernetzungsutopien verbinden, von denen auch die späteren Internet-Euphorien zehren,⁶² nur um zum Dispositiv dessen zu werden, was man durch sie zu überwinden hoffte.⁶³

Mag strategische Netzwerkbildung seit ehedem eine Herrschaftstechnik gewesen sein, wird sie zum Ende des 20. Jh. zu einem expliziten Instrument wirtschaftlicher und politischer Restrukturierungsprozesse. Als solches wird das Konzept der Vernetzung zum Bestandteil auch des Alltagswissens, wobei es sehr unterschiedliche Implikationen mit sich führt. Auf globaler Ebene bezieht es sich auf die Verflechtung internationaler politischer und wirtschaftlicher Akteure, die Ausdifferenzierung kompakter Betriebe in verteilte Produktionsnetzwerke, das *outsourcing* ganzer Herstellungsprozesse an Subunternehmen, die formell selbstständig wirtschaften, faktisch aber hochgradig abhängig von dem ›fokalen‹ Unternehmen bleiben – mit all den damit verbundenen Konsequenzen, die in der Soziologie seither unter dem Begriff des Post-Fordismus diskutiert werden.⁶⁴ Auf institutioneller Ebene realisiert es sich in der Transformation rigider Hierarchien in netzwerkförmig organisiertes Teamwork: Einzelne Unternehmensbereiche sollen sich autonom und flexibel organisieren, Mitarbeiter selbstverantwortlich kooperieren, autoritäre Kontrolle durch kollektive und subjektive Selbstkontrolle ersetzt werden; die Auflösung traditioneller Strukturen geschieht im Namen von mehr individueller Eigeninitiative und zeitlich befristeter Projektarbeit.⁶⁵ Als Subjektivierungsprozess mobilisiert das vernetzte Denken und Handeln persönliche Potentiale und Ressourcen, die für den Wertschöpfungsprozess bislang unerschlossen blieben; es ökonomisiert die Sozialbeziehungen des Unternehmers seiner selbst.⁶⁶ »*Networking* als Technologie des Selbst«⁶⁷ verwandelt sich von einem alternativen Entwurf zu einer normativen Strategie. Mit der fortschreitenden technischen Vernetzung wird das Konzept der Selbstbefreiung zu einem Instrument der Selbstbeherrschung.

⁶⁰ Siehe oben, Kap. XII.2.

⁶¹ Vgl. Keupp/Röhrle (Hg.): *Soziale Netzwerke*, Frankfurt/M. 1987.

⁶² Vgl. Fred Turner: *From Counterculture to Cyberculture*, Chicago 2006.

⁶³ Vgl. Boltanski/Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.

⁶⁴ Vgl. Hirsch/Roth: *Das neue Gesicht des Kapitalismus*. Altmann et al.: »Ein ›Neuer Rationalisierungstyp«. Bieber: »Systemische Rationalisierung und Produktionsnetzwerke«.

⁶⁵ Vgl. Boltanski/Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, S. 121–135.

⁶⁶ G. Günter Voß und Hans J. Pongratz: »Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1998) 1, S. 131–158. Zur Diskussion des Konzepts siehe Eva Kuda und Jürgen Strauß (Hg.): *Arbeitnehmer als Unternehmer?*, Hamburg 2002. Ulrich Bröckling: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M. 2007.

⁶⁷ Penkler: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, S. 116.

4. Vernetzung als sozio-technische Norm

Mit der Ausbreitung des Internet können sich die uneingelösten sozialen Netzwerk-Utopien der kollektiven Selbstbefreiung in der Erfahrung der Grenzenlosigkeit digitaler Netze, ihrer medialen Überwindung von Raum und Zeit, den Erwartungen einer unbegrenzten Zugänglichkeit und Transparenz von Informationen, Wissens- und Kulturgütern und dem Begehren einer herrschaftsfreien Kommunikation weiter fortschreiben. Ein so einschlägiges wie emphatisches Dokument der Netz-Euphorien der 1990er Jahre ist die als *Cyberspace Independence Declaration* bekannt gewordene Rede, die der Mitbegründer der *Electronic Frontier Foundation* John Perry Barlow am 8. Februar 1996 vor dem Weltwirtschaftsforum in Davos hält.⁶⁸ Allein, die Proklamation der Unabhängigkeit des Cyberspace von den Herrschaftsansprüchen der politischen und ökonomischen Mächte der materiellen Welt ist schon ein Akt der Selbstverteidigung, der die bevorstehende Kolonisierung des – noch als digitale Parallelwelt imaginierten – Internet abwehren soll. Noch im selben Jahr wird unter der Regierung Clinton auf das Betreiben des Vizepräsidenten Al Gore der *Telecommunication Reform Act* verabschiedet, der die Kommerzialisierung, aber auch die staatliche Kontrolle und Zensur des Internets entschieden vorantreibt.⁶⁹

In den folgenden Jahren entwickelt sich in rasantem Tempo die sogenannte *new economy* – die Spekulation einer von allem irdischen Ballast befreiten, rein virtuellen Wirtschaft ohne materielle Äquivalente – die schließlich zur Jahrhundertwende in der sogenannten Dotcom-Blase platzt. Auch wenn sich die ökonomisch motivierten Netz-Euphorien zunächst ernüchtern, kann das den Siegeszug des Internet als Leitmedium der Netzwerk-Gesellschaft nicht aufhalten. Eine rasant steigende Zahl privater Haushalte, öffentlicher Einrichtung und internationaler Akteure will an das weltweite Netz angeschlossen werden. Mit der fortschreitenden Entwicklung neuer Software und immer kleinerer mobiler Geräte verlässt das Internet bald die virtuelle Parallelwelt des Cyberspace und wird zu einer Technologie, die den Alltag zunehmend durchdringt. Immer mehr Geräte erhalten Internetanschlüsse: Autos, Telefone, Verkehrsanlagen, Häuser, Einrichtungsgegenstände; über Codes, Sensoren und RFID-Chips werden auch beliebige Objekte, vor allem der Logistik, in elektronische Kontroll- und Stauernetze eingebunden – schon stellt man sich auf das *Internet der Dinge* ein.⁷⁰

⁶⁸ John Perry Barlow: *A Cyberspace Independence Declaration*, Davos 08.02.1996: „Governments of the Industrial World, you weary giants of flesh and steel, [...] I declare the global social space we are building to be naturally independent of the tyrannies you seek to impose on us. [...] Cyberspace does not lie within your borders.“

⁶⁹ Vgl. *Telecommunications Act*, Pub. LA. No. 104–104, 110 Stat. 56 (1996).

⁷⁰ Vgl. Elgar Fleisch und Friedemann Mattern (Hg.): *Das Internet der Dinge. Ubiquitous computing und RFID in der Praxis: Visionen, Technologien, Anwendungen, Handlungsanleitungen*, Berlin 2005.

2010 firmiert die weltgrößte Messe für Informations- und Computertechnik CeBIT unter dem Titel *Connected Worlds*, zu deren Eröffnung eine Studie des Hightech-Verbands *Bitkom* vorgestellt wird, derzufolge sich sechs von zehn Deutschen ein Leben ohne Internet nicht mehr vorstellen können; jeder vierte Deutsche würde sich sogar einen Computerchip implantieren lassen, um dauerhaft und instantan mit dem weltweiten Informationsfluss verbunden zu sein – etwa, um in Unglücksfällen rascher geborgen zu werden, aber auch, um einfacher Zahlungen tätigen zu können.⁷¹ Gerade weil es sich dabei um eine Marketingstudie handelt, wird daran deutlich, wie im Fortschritt der technischen Vernetzung der Unterschied von Vernetztseinsollen und Vernetztseinwollen zusehends schwindet. Wie groß das Verlangen nach digitalen Implantaten tatsächlich ist, wird die Zukunft zeigen. Für die Gegenwart ist es allerdings schon trivial zu sagen, dass das Internet ein selbstverständlicher Teil des Alltags geworden ist. Wie groß die Selbstverständlichkeit ist, lässt sich auf dem Umweg eines Aprilscherzes ermesen, den sich die Redaktion der *Tagesschau* einen Monat nach der besagten CeBIT-Eröffnung erlaubt hat: Das Internet müsse für 24 Stunden abgeschaltet werden, um Platz für neue Internetadressen zu schaffen, denn die alten seien nun alle belegt.⁷² Der Witz spielt auf eine doppelte Weise mit dem, was man das technologisch Unbewusste der Netzwerkgesellschaft nennen könnte. Das technische Problem des digitalen Adressschwunds ist zwar real, eine Abschaltung des Internet, auch nur für einen Tag, allerdings unvorstellbar.⁷³ Was dem Einzelnen vielleicht eine verkraftbare oder sogar willkommene Suspendierung vom täglichen Datenstrom einbrächte, würde zu unabsehbaren Störungen in den fest etablierten Routinen der Netzwerkgesellschaft führen, in der nicht nur Menschen, sondern auch Maschinen beständig miteinander kommunizieren, um die automatisierten Abläufe der technisierten Lebenswelt zu regeln. ›Vernetzung‹ ist zu einem soziotechnischen Standard geworden, der nicht mehr nur von den privaten Lebensentwürfen der *digital natives* getragen wird,⁷⁴ sondern als ›systemrelevante‹⁷⁵ Kulturtechnik das gesellschaftliche Leben grundlegend bestimmt – in einem Ausmaß, das für den Einzelnen, aber auch für informierte Kollektive, längst nicht mehr zu überschauen ist. Mit ihren besonderen Versprechen und Zumutungen verlangt die vernetzte Welt von ihren Bewohnern eine Ausbildung bestimmter Kompetenzen. Normativ ist der Prozess der Vernetzung insofern, als sein Fortschritt durch individuelle Kritik oder Verweigerung nicht aufzuhalten ist, und die Probleme, die durch ihn entstehen, nicht mit systematischen Entnetzungen, sondern nur noch mit *verbesserten* Netzwerkbildungen gelöst werden sollen, da alles immer

⁷¹ Bitkom: *Connected Worlds: Das Web gehört fest zum Alltag der Menschen*, Hannover 01.03.2010.

⁷² Vgl. Tagesschau: »ICANN schaltet Rootserver ab«, *tagesschau.de*, 01.04.2010.

⁷³ Vgl. Friedrich: »Das Internet als Medium und Metapher«, S. 227f. Um genügend Internetadressen für die wachsende Zahl an Internetanschlüssen bereitzustellen bedarf es der Einführung des IP6-Protokolls, wofür eine Abschaltung des Internets nicht notwendig ist.

⁷⁴ Siehe oben, Kap. X, Anm. 56.

⁷⁵ Siehe oben, Kap. X, Anm. 43.

schon als vernetzt gedacht wird. Dieses *alles* aber wird nicht begrifflich, sondern eben metaphorisch als Netzwerk vorgestellt, insofern es sich dabei um die Übertragung von Reflexionen sehr unterschiedlicher Gegenstände (Infrastrukturen, Organismen, Banken, Internet usw.) auf das nie überschaubare Ganze der Realität handelt.

5. Ein technotropisches Realitätsmodell

Die technotropische Signatur der vernetzten Welt bekundet sich als das schillernde Resultat einer abduktiven Verknüpfung nach dem Prinzip einer zirkulären Analogiebildung, durch die sich die Metaphorik der Vernetzung sukzessive stratifiziert. Mit dieser Tendenz zur Universalisierung gewinnt sie ihre Leitfunktion. In den drei Aspekten der Vernetzung als (a) Naturzwang, (b) Handlungsanweisung und (c) sozio-technische Norm artikuliert sich eine über die bloß deskriptive Funktion hinausgehende präskriptive Dimension des vernetzten Denkens. Neben ihrer Systematisierung und Universalisierung liegt darin eine dritte wesentliche Differenz der Netzwerkmetaphorik zu den theoretischen Terminologie- und Modellbildungen des 19. Jh. In ihrer Konsequenz schlägt die epistemische in eine kulturelle Leitfunktion um.

Wenn Blumenberg von absoluten Metaphern sagt: »Ihre Wahrheit ist, in einem sehr weiten Verstande, pragmatisch. Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität«;⁷⁶ dann ist die Wahrheit kultureller Leitmetaphern in einem noch engeren Sinne pragmatisch. Sie *repräsentieren* nicht nur das nie übersehbare Ganze der Wirklichkeit. Als Realitätsmodelle sind sie konstitutiv daran beteiligt, sie zu *verändern*. Was in den universalistischen Theoriebildungen des 20. Jh. zu einem natur- und kulturübergreifenden Organisationsmuster wird, erhält im Prozess lebensweltlicher Restrukturierungsprozesse einen instruktiven und appellativen Charakter. Darin erweist sich der vermeintliche Naturzwang vielmehr als ein Denkwang. Indem Netzwirkbildung zu einer umfassenden Kulturtechnik der gesellschaftlichen Organisation und Handlungskoordination avanciert, erlangt sie den Status eines Dispositivs: also jener strategischen Verknüpfung von reglementierenden Entscheidungen, administrativen Maßnahmen, Gesetzen, apparativen Einrichtungen, alltäglichen Praktiken und Wissensformen, wissenschaftlichen, philosophischen, politischen und ökonomischen Lehrsätzen, die Foucault ein *réseau* nennt: ein Netz der Macht.⁷⁷

Das Subjekt der Machtausübung scheint indessen nicht mehr identifizierbar zu sein, wie in den antiken Machtmetaphoriken, die stets eine Instanz implizieren, die das Netz in der Hand hält. In dem Prozess der Vernetzung als einem allge-

⁷⁶ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

⁷⁷ Vgl. Michel Foucault: *Dispositive der Macht*, S. 119–120 [299]. Siehe oben, Anm. 44.

meinen Prinzip der Weltgeschichte (*overarching structure of human history*),⁷⁸ ist ein solches Subjekt nicht mehr erkennbar. Vielmehr scheint das Prinzip der Vernetzung selbst ein historisches Subjekt (*historical agency*) geworden zu sein,⁷⁹ dessen Gebot wie ein anonymes Gesetz jenen Gehorsam fordert, der für Schmidt-Biggemann bezeichnend für absolute Begriffe ist. Die Absolutheit zeichnet sich auch dadurch aus, dass das Dispositiv der Vernetzung selber nur noch als ein Netz (*réseau*) beschreibbar ist.

Mit dem Umschlag des epistemischen Modells in ein kulturelles Paradigma⁸⁰ setzt sich die paradoxe Zirkularität fort, die sich bereits für den Begriff der Metapher als konstitutiv erwies. In der Verknüpfung von Machtstruktur, Naturgesetz und Geschichtssubjekt oszilliert das Konzept der Vernetzung zwischen Realitätsmodell und Ideologie. Wenn moderne Netzwerktheorien einerseits der Legitimation und Produktion sozialer Machtstrukturen dienen, etwa indem sie zum festen Bestandteil von Managementstrategien werden, und wenn die Modernisierung sozio-technischer Netzwerke andererseits die Theoriebildung vorantreibt und legitimiert, etwa indem die *network science* ihre Forschungen im Hinblick auf ihre militärische und sicherheitspolitische Relevanz zur »strategic and urgent national priority«⁸¹ erklärt, dann formiert sich in dem Prozess der Netzbildung etwas, das man mit Foucault »ein historisches Apriori nennen könnte.«⁸² Die Weltbeschreibung wird zur Bedingung der Möglichkeit der Weltgestaltung, die der Beschreibung zusehends historische Evidenz und Notwendigkeit verleiht.

Als ein kulturelles Leitmodell der Restrukturierung von Produktions- und Vergesellschaftungsformen bedingt das Paradigma der Vernetzung eine Transformation von Machtbeziehungen, die auch neue Konflikte mit sich bringt. Gerade das problematische Verhältnis von Autonomie und Kontrolle ist nun nicht mehr nur ein theoretisches Problem, wie es sich etwa in den neurophysiologischen Diskursen des 19. Jh. darstellt. Die Frage, wie sich die Elemente eines Netzes zu ihrem Ganzen verhalten, erhält unter den Bedingungen der sich formierenden Netzwerkgesellschaft eine ganz existenzielle Bedeutung. Denn mit der Transformation streng hierarchischer in netzwerkförmige Organisationsformen entstehen notwendig neue Probleme in Bezug auf individuelle Handlungsspielräume und soziale Abhängigkeiten. Ist es in einem klaren hierarchischen Gefüge prinzipiell jederzeit möglich, die Verantwortung für bestimmte Aufgaben oder Ereignisse einer konkreten Instanz zuzuweisen, wird der Vorgang einer solchen Zuschreibung in einem Netzwerk wesentlich diffuser und komplexer, d.h. zum Gegenstand sozialer Kontroversen und politischer Kämpfe. Schließlich ist es auch ein Unterschied, ob man sich als Teil eines organisch vernetzten Gefüges begreift, von dem alle Elemente gleichermaßen profitieren, oder ob man sich als Teil eines

⁷⁸ Vgl. McNeill/McNeill: *The Human Web*, S. 5. Siehe oben, Kap. I, Anm. 51.

⁷⁹ Jerry H. Bentley: »The Human Web«, in: *History and Theory* 44 (2005) 1, S. 107.

⁸⁰ Vgl. Koubek: *Vernetzung als kulturelles Paradigma*. Siehe oben, Kap. I, Anm. 75.

⁸¹ National Research Council et al. (Hg.): *Network Science*, Washington 2005, S. vii.

⁸² Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1973, S. 184.

tendenziell offenen, konkurrenzbasierten Akteurs-Netzwerks begreift, in dem es darauf ankommt, Einflüsse zu maximieren oder zu unterbinden, privilegierte Positionen zu besetzen und die Kontrolle über bestimmte Ressourcen zu sichern.

Der Spannung zwischen Autonomie und Kontrolle im Verhältnis von Teil und Ganzem entspricht daher die nicht minder große Spannung zwischen Kooperation und Konkurrenz im Verhältnis der Teile untereinander. Wenn sich dadurch die theoretische Problemkonstellation des 19. Jh. unter den gesellschaftlichen und technologischen Bedingungen des 20. und 21. Jh. in eine existenzielle übersetzt, dann universalisiert sich mit ihrer naturalistischen Begründung auch die Analogiebildung zwischen organischen und technischen Netzwerken. In ihrer Verabsolutierung setzt sich der zirkuläre Prozess der Metaphorisierung weiter fort: Die Natur kann als ein evidentes Modell der Technisierung dienen, weil sie selbst schon nach der Logik der Technisierungen modelliert worden ist.⁸³ Ein metaphorisches Feedback entsteht: ein sich selbst verstärkender Kreislauf von Attributionen und Aussagen, die sich in diskursiven Iterationen und technischen Applikationen zunehmend gegenseitig legitimieren. Das metaphorische *feedback* entfaltet eine zirkulierende Referenz, eine elliptische Analogie, wie Derrida sie in der heliotropischen Metapher erkennt: eine prinzipiell endlose Kette synkopierter (*syncoper*) Vergleichs- und Zwischenglieder, die aus mehreren Metaphern zusammengesetzt ist, wie um eine geheime Erzählung (*récit secret*) zu bilden,⁸⁴ aus der die Moral zu ziehen wäre, dass die technische Vernetzung nur eine Fortsetzung der Evolution mit anderen Mitteln ist. So wird die *overarching structure of human history* zum Naturgesetz, einer anonymen, scheinbar apriorischen Macht der Weltgeschichte – deren Imperativ sich letztlich als ein Echo ihrer technotropischen Signatur erweist.

⁸³ Dies entspricht auch dem Befund des Technomorphismus, zu dem in anderem Zusammenhang Christoph Hubig: *Die Kunst des Möglichen I. Technikphilosophie als Reflexion der Medialität*, Bielefeld 2006 gelangt. Eine Übersicht verschiedener Spielarten des Technomorphismus findet sich ebd., S. 98. Wenn Hubigs Argumentation darauf hinausläuft, Technik als einen Reflexionsbegriff zu verstehen, der nicht einen Gegenstand, sondern ein Verhältnis zu einem Gegenstand expliziert, der zuvor unter einem Inbegriff von Technik gefasst worden war, so lässt sich auch im Kontext der vorliegenden Untersuchung sagen, dass die technische Referenz der Technotropie eben nicht auf eine substantielle, sondern eine funktionale Bestimmung von Technik zielt; wobei die Funktion eben eine wesentlich lebensweltliche ist. Dieser Bezug ist daher weiter oben (Kap. X, Anm. 3) unter dem Begriff der Kulturtechnik gefasst worden. Der Befund des zirkulären Prozesses deutet nun auch darauf hin, dass sowohl die Reflexion als auch die Funktion von Kulturtechniken und deren Folgen nicht ohne Metaphorik auskommt.

⁸⁴ Vgl. Derrida: »Die weiße Mythologie«, S. 263 [290]. Siehe oben, Kap. VI.2.

XV. Ausblick: Zur Theorie kultureller Leitmetaphern

Am Schluss der Untersuchung angelangt gilt es nun, die gewonnenen metaphorologischen Einsichten im Ausblick auf eine Theorie kulturellen Leitmetaphern und weiterführende metaphorologische Untersuchungen zu reflektieren. Gerade im Hinblick auf das schillernde Spektrum der eingangs problematisierten Bestimmungsversuche – das Netz als absolute Metapher, als absoluter Begriff, als transdisziplinäres Konzept, als kulturelles Paradigma, als ideologische Denkfigur, als universales Weltmodell – stellt sich die Frage: Hat die metaphorologische Arbeit hier letztlich die Eskalation der Deutungen nur weiter vorangetrieben, die sie eigentlich zu vermeiden suchte? Als eine Strategie dieser Vermeidung hatte sich der Verzicht auf zwei andere Strategien empfohlen: Reduktion vs. Entgrenzung des Metaphorischen (Kap. II.1). Besteht der reduktionistische Ansatz darin, den metaphorischen Gehalt in ein System begrifflicher Aussagen zu übersetzen, um ihren Wahrheitsgehalt am referenzierten Gegenstand zu objektivieren, läuft die Strategie der Entgrenzung darauf hinaus, den Bedeutungsreichtum der Metapher als Ausdruck latenter Motive oder Instanzen zu interpretieren: etwa eines ursprünglichen Sinns, eines kollektiven Imaginären oder kulturell Unbewussten, der Substrukturen des Denkens, als historische Signatur, als anthropologisches, evolutionäres oder gar kosmologisches Prinzip. Wird im ersten Fall die Metapher zugunsten einer einheitlichen Theorie von Netzwerken letztlich aufgelöst, droht sie im zweiten Fall zur Chiffre ontologischer oder metaphysischer Entitäten zu werden. Was Derrida als metaphorologisches Dilemma dekonstruiert (Kap. VI.4), findet seine Entsprechung in dem, was Ricœur die zwei Hauptgefahren der metaphorologischen Interpretation nennt: die rationalistische Demythifizierung und die naive Ontologisierung (Kap. VII.4). Beiden Gefahren würden wir erliegen, wenn wir die eskalierte Netzmetaphorik zum Ausdruck eines bloß mythischen, utopischen oder ideologischen Bewusstseins erklärten, um sie als unwahre zu desavouieren, oder wenn wir sie beim Wort nähmen, um in ihr die universalen Strukturen der Sprache, des Bewusstseins, der Geschichte oder der Natur zu hypostasieren. Wenn Ricœur zur Vermeidung dieser Gefahren die Hermeneutik eines gemischten Diskurses empfiehlt, der die Spannung zwischen Begriff und Metapher aufrechterhält, um den Zusammenhang beider gerade aus ihrer Differenz zu entfalten, so fragt sich nun, ob diese Differenz hier unterwegs nicht doch wieder verloren ging.

1. Stratifizierte Lexikalisierung

Gerade dadurch, dass die Metapher des Netzes sowohl zum Gegenstand systematischer Terminologie- und Theoriebildungsprozesse als auch zum Teil des allgemeinen Sprachgebrauchs geworden ist, mag es bisweilen zweifelhaft geblieben sein, inwiefern es sich bei dem Resultat dieser Entwicklungen überhaupt noch

um Metaphorik handelt. In den wissenschaftlichen Theoriebildungen zu Netzen und Netzwerken (Kap. XIV.1) erhält die Bezeichnung einen terminologischen Sinn durch die Einfügung in ein kohärentes Begriffsnetz (*réseau conceptuel*), wie Ricoeur es nennt: ein komplexes Netz von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*),¹ bis hin schließlich zu ihrer mathematischen Formalisierung im Sinne der *network science*. Die alltäglich gewordene Rede von Netzen hängt allerdings nicht unmittelbar von theoriesprachlichen Nomenklaturen ab. Der Gebrauch des Vokabulars ist hier durch einen pragmatischen Sinn bestimmt – oder mit Wittgenstein gesprochen: durch »das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, [also] das ›Sprachspiel‹«² eines bestimmten kulturellen Zusammenhangs. Innerhalb solcher Sprachspiele kann die Bedeutung des ursprünglich metaphorisch gebrauchten Wortes einen neuen, gewöhnlichen Sinn erhalten.

Der sich einstellende wörtliche Sinn kommt indessen nie zur Ruhe, indem der Vorgang der Lexikalisierung von dem Prozess der Metaphorisierung immer wieder durchkreuzt wird. Diese Entwicklung ist bereits in den Wörterbüchern des 18. und 19. Jh. zu beobachten: Die neuen Bedeutungen werden von den Lexika zunächst als übertragene Wendungen aufgenommen und später unter Wegfall dieser Markierung als Teil der vollständigen Polysemie des Wortes weitergeführt.³ Diese Entwicklung schreibt sich durch das 20. Jh. hindurch bis heute fort. So behandelt Grimms *Deutsches Wörterbuch* das *Netz* (1889) noch vor allem in Bezug auf die textilen Bedeutungen und Übertragungen, während die morphologischen Lexikalisierungen in Bezug auf technische Infrastrukturen nur als marginaler Unterpunkt für »netzartiges, wie ein netz ausgebreitetes oder umschliessendes gebilde [...] ein eisenbahn-, kanalnetz u. dgl.«⁴ angeführt werden. Der Charakter des Übertragenen ist im *Netzartigen* bzw. im *wie* des Vergleich ersichtlich. Nur ein halbes Jahrhundert später hat *Trübners Deutsches Wörterbuch* (1943) eine wesentlich umfangreichere Rubrik für neue Metaphernbildungen angelegt, die hauptsächlich Infrastrukturen betreffen:

»Junge Übertragungen: ›Ein Netz von Handelswegen bedeckte von dort ausstrahlend die Lande‹. Wir sind stolz auf das verzweigte *Eisenbahnnetz* ebenso wie auf unser ›in der Welt einzig dastehendes Netz technisch mustergültiger und landschaftlich schöner Autostraßen‹. Ein Forscher beschreibt ein ganzes Netz von Gewölben und Gängen und Stollen und Schächten, ein anderer ›ein dichtes Netz illyrischer Siedlungen‹. Bei einem Manöver ›heißt es, mit dem Gros der Linienschiffe durch ein Netz von Torpedo- und Schnellbooten heil hindurchzukommen‹.⁵

Bemerkenswerter Weise dokumentiert das größte Wörterbuchprojekt zur Zeit des Nationalsozialismus nicht nur explizit neue metaphorische Übertragungen, son-

¹ Vgl. Ricoeur: *Die lebendige Metapher*, S. 261 [364] u. 233 [306]. Siehe oben, Kap. VII.4.

² Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, S. 749. Siehe oben, Ka. IX.4.

³ Vgl. Friedrich: »Metaphorical Anastomoses«. Siehe oben, Kap. XII.

⁴ Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13, München 1984, 635–642.

⁵ Alfred Götze (Hg.): *Trübners Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4, Berlin 1943, S. 787–788.

dern auch deren offenkundig ideologische Konnotationen. Diese setzen sich in der Auswahl der Beispieltitate für den zeitgenössischen Gebrauch der Beutemetaphorik fort:

»Wer in ›narrischer Verblendung in den Netzen der hübschen Polin wie ein fröhlicher Stint zappelte, hat sich lächerlich gemacht [...] ›Carrera war schnell in dem seidenen Netz kastilianischer Höflichkeit gefangen [...]. Das ›Netz bürgerlicher Bedingtheiten‹ suchen wir zu überwinden [...].«⁶

Hier würde es sich lohnen, einen breiteren metaphorologischen Querschnitt zu legen, gerade im Hinblick auf Selbstbehauptungsverfahren und -rhetoriken nationalsozialistischer Männlichkeit: Offenbar vermitteln sichtbare technische Netze, über die man Kontrolle hat, Stolz und Macht, während die unsichtbaren Netze des Sozialen oder Psychologischen, deren man nicht Herr ist, die Selbstmächtigkeit bedrohen – sodass die Metapher auch als Umkehrung funktioniert: verwickelte Beziehungen und komplexe Zusammenhänge, die den Selbstbehauptungsanspruch des (offenkundig männlichen) Subjekts gefährden, werden zu einem ›Netz‹, vor dem man sich hüten oder das man ›überwinden‹ muss.⁷ Entsprechend bezeichnet *Vernetzung* hier explizit und ausschließlich ein Jäger-Beute-Verhältnis: »Zu Netz wird das schw[ache] Z[ei]tw[ort] *vernetzen* gebildet [...]. Wer einem andern ins Netz gegangen ist, ist *vernetzt*«. ⁸

Im Laufe des 20. Jh. vermehren sich die Netz-Komposita in den Wörterbüchern, in Bezug auf neue Artefakte und Kulturtechniken, die bald auch nicht mehr als Übertragungen gelten, während das Grundwort zunehmend als ›System‹ lexikalisiert wird. So verzeichnet das *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1974) des Akademie-Verlags der DDR die zweite Hauptbedeutung von Netz als: »*System aus vielen sich vielfältig kreuzenden, miteinander verbundenen Linien, Strecken*«, worunter neben Infrastrukturen, Verkehrs- und Medienverbänden auch ein »*mehr oder weniger systematisch angelegtes Ganzes aus verstreut liegenden, meist untereinander verbundenen Punkten oder aus ineinander verwobenen Verbindungen*« von »Stationen, Stützpunkten, Kontrollposten, Geheimagenten« gefasst wird.⁹ Was also 1943 noch als ›junge Übertragung‹ gilt, firmiert nur drei Jahrzehnte später als reguläre Hauptbedeutung. Dieser Entwicklung folgt auch *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, dessen Ausgabe von 1994 die Auflistung und Beschreibung moderner Netze und Komposita weiter vermehrt, wobei *Netzwerk* bereits mit vier

⁶ Götze (Hg.): *Trübners Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4, S. 787–788.

⁷ Eine metaphorologische Studie könnte sich hier genauer der Politisierung des Verhältnisses von Baum/Pyramide vs. Netz im Kontext der nationalsozialistischen Ideologie widmen, vor allem im Hinblick auf die gewaltsame Durchsetzung der Modelle des Identitätsmodelle Stammbaum und Hierarchie.

⁸ Ebd.

⁹ Ruth Klappenbach und H. Malige-Klappenbach (Hg.): *Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1974.

gesonderten Sonderbedeutungen verzeichnet wird.¹⁰ Die dritte Auflage von 1999 führt schließlich ein eigenes Lemma zu *vernetzen* ein.¹¹ Bemerkenswert daran ist nicht nur, dass die Bedeutung des Wortes *vernetzen* sich innerhalb eines halben Jahrzehnts vollkommen gewandelt hat – die ursprüngliche Hauptbedeutung *einem andern ins Netz gehen* kommt hier nicht einmal mehr nebensächlich vor! – sondern auch die Klassifikation von Wörtlichkeit und Metaphorizität: Wird die Vernetzung von Institutionen und Biotopen als wörtliche Bedeutung für *verbinden*, *verknüpfen* angeführt, werden *vernetzte Gesellschaftssysteme* und *vernetztes Denken* als übertragene Bedeutungen rubriziert; die Vernetzung von Molekülen wiederum gilt aber als unmetaphorisch, da terminologisch.¹²

Schon dieser sehr grob gezogene Längsschnitt durch die jüngere deutsche Wörterbuchgeschichte zeigt, dass sich das *Netz* als eine Bezeichnung für ein mehr oder weniger organisiertes Ganzes, ein System von Bindungen und Beziehungen sukzessive lexikalisiert, wobei die Kennzeichnung seines metaphorischen Charakters nie endgültig verschwindet. Dabei versteht es sich durchaus nicht von selbst, wieso z.B. die Vernetzung von Gesellschaftssystemen eine übertragene sein soll, jene von Naturschutzgebieten aber nicht. Seine jagd- und beutemetaphorische Vorgeschichte hat die Vernetzung im Duden gänzlich abgestreift, während sie sich in den Diskursen über die Vernetzung immer wieder bekundet (Kap. X.2–5).

Obwohl sich also das *Netz* als Bezeichnung für moderne Artefakte und Kulturtechniken im allgemeinen Sprachgebrauch verbreitet und dadurch zu einem üblichen Wort wird, das weder im Sinne der aristotelischen Metapherntheorie, noch im Sinne der Interaktionstheorie metaphorisch ist, weil es als modernes *kýrion*

¹⁰ *Duden*, 2. Aufl., Mannheim 1994: »1. netzartig verbundene Leitungen, Drähte, Linien, Adern o. ä. [...] ein N. von Mikroorganismen, Molekülen, Angaben, Beziehungen; das linke N. der Partei. 2. (Elektrot.) Zusammenschaltung [...] 3. (Wirtsch.) Netzplan. 4. (im New Age) Netz [...] autonomer, durch gemeinsame Werte od. Interessen verbundener Teilnehmer.«

¹¹ *Duden*, 3. Aufl., Mannheim 1999.

¹² Ebd. Das Ü in markiert in dem Artikel übertragene Wendungen: »1. etw. verbinden, verknüpfen: Splittergruppen v.; In Deutschland will künftig das Kölner Opferhilfe-Projekt Polizei, Kliniken und Hilfsorganisationen v. [...] (Woche 13.3.98, 29); Im Leinetal ist man gerade dabei, zwei Naturschutzgebiete durch den Kauf eines Ackers miteinander zu v. (natur 6, 1991, 55); ein mit Tümpeln vernetzter See; [...] Ü Themen v.; miteinander vernetzte Gesellschaftssysteme; Systemdenken oder vernetztes Denken ist notwendig, will man die neuen vernetzten Informationssysteme... menschengemäß gestalten und einsetzen (SZ 19.10.87, Beilage technik&form). 2. (Chemie, Technik) Moleküle zu einem netzartigen Zusammenschluss verknüpfen: Chemikalien mit Zellulose v.«In der organischen Chemie und Kristallographie hat sich der Begriff der Vernetzung wohl in den 1930er Jahren etabliert. Die früheste mir bekannte Erwähnung findet sich in einem Bericht von Gerhard Georg Schneider und Hans Bock: »Über die Konstitution der Pektinstoffe«, in: *Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft* 71 (1938) 6, S. 1361: »Die auf solche Weise erfolgte ›Vernetzung‹ der Pektinmoleküle führt zum Aufbau eines 3-dimensionalen wabenartigen Gebildes, dessen Festigkeit in erster Linie von der Molekülgröße abhängig ist. Die Vernetzung selbst kann man sich in Analogie zu den anderen Geleebildnern wie Gelatine [...] vorstellen.« Die Apostrophierung deutet auf eine noch junge Begriffsbildung hin. Eine wissenschafts- und begriffsgeschichtlich orientierte metaphorologische Studie könnte davon ausgehend möglichen Wechselwirkungen der chemischen Begriffsbildung mit anderen Diskursen nachgehen.

seinen abweichenden Charakter verliert bzw. als lexikalisiertes Fokuswort keinen für eine Metapher notwendigen Kontextbruch mehr aufweist, scheint das ubiquitäre Wort doch seine metaphorische Grundspannung nie vollständig auflösen zu können. Mit und gegen Ricœur gesprochen: Sie erlischt nicht einfach in seiner Polysemie als dem Reservoir unserer akkumulierten Kenntnisse, sondern – und das ist die zentrale These des Modells der komplexen Stratifizierung (Kap. VII.5) – *es akkumuliert auch die Spannungen zwischen den heterogenen Kontexten, die es miteinander verknüpft*. Die historisch sedimentierten Interpertinenzen verschmelzen nicht bruchlos zum homogenen Feld einer allgemeinen Netzwerklogik, das die Netzwerktheorie zu abstrahieren versucht.

Wenn die Metaphorizität des polysemischen Wortes in seiner Lexikalisierung latent bleibt, dann beruht diese Latenz nicht in einer ursprünglichen Bedeutung, einem semantischen Kern oder einem verborgenen Hintersinn, sondern in den diskursiv stabilisierten, aber epistemisch unaufgelösten Spannungen, die sich aus seinem ubiquitären Gebrauch ergeben. Auch in der alltäglichen Verwendung, oder gerade da, verblasst die Metaphorik nicht als tote, sondern erhält sich als untote am Leben. Ihre akkumulierten Bezüge geraten infolge technologischen und lebensweltlichen Wandels immer wieder in Bewegung. So müssen sie in veränderten Konstellationen ständig neu austariert werden. Gerade in ihrer Funktion als Katachrese verknüpft die Metaphorik der Vernetzung unentwegt neue Phänomene, indem sie das jeweils Neubeschriebene nicht einfach unter einen feststehenden Begriff subsumiert, sondern das stratifizierte Netz der abduzierten Analogien, auf dem die Metaphorik beruht, beständig verändert, ausweitet, modifiziert. Alte Bedeutungen können so von dominant werdenden zeitweilig überlagert oder ausgeblendet werden. Doch solange sich die Vielfalt ihrer Bezüge in den kulturellen Wissensordnungen erhält und nicht vollständig vergessen oder getilgt wird, können diese unter veränderten Bedingungen reaktiviert, das heißt, wiederbelebt werden, um das lexikalisierte Feld jederzeit zu re-metaphorisieren.

Dieser Vorgang lässt in den Kontroversen über die Ausbreitung immer komplexerer technisch-strategischer Netzwerke immer wieder beobachten, am deutlichsten dann, wenn in den Kontroversen über die lebensweltlichen Folgen der Vernetzung die antike Beute- und Schicksalsmetaphorik re-aktualisiert wird. Diese Konnotationen gehören nicht zu einem wie auch immer gearteten Bedeutungskern, sondern nur zu ihrer ältesten Schicht. Was in diachroner Perspektive auf der Ebene des Diskurses als eine phasenweise Wiederkehr des Verdrängten erscheint, hat seinen Grund in lebensweltlichen Problemkonstellationen. Denn die fortschreitende Vernetzung als ein umfassender Technisierungsprozess resultiert in einem Zustand, der im Anschluss an Blumenberg als eine Restitution des Absolutismus der Wirklichkeit bezeichnet werden kann, der spätestens mit dem beginnenden 21. Jh. thematisch wird.

2. Ambivalenter Absolutismus

Mit dem Paradigma der Vernetzung als Ausdruck und Mittel gesellschaftlichen Wandels verbinden sich weitreichende Hoffnungen, aber auch erhebliche Sorgen, und zwar in dem Maße, wie sich in den technischen Realisierungen des von starken Utopien getragenen Konzeptes eine neue ›Grammatik der Macht‹ auszubilden scheint.¹³ Die weltweite Verknüpfung von Infrastrukturen, Institutionen, Artefakten und Akteuren, Ressourcen und Produktionen, Waren-, Geld-, Energie- und Zeichenströmen hat nicht nur überkommene Unterscheidungen zwischen Öffentlichem und Privatem, Lokalem und Globalem, Politik und Ökonomie, System und Umwelt, Natur und Kultur, Kontingenz und Herrschaft ins Wanken gebracht oder radikal verschoben. In ihrer Gesamtheit transformiert die Vernetzung »das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität«,¹⁴ das als Resultat umfassender Technisierungen zwar das Ergebnis eines Kulturprozesses ist, in seiner Totalität aber zunehmend als indisponibel, also als eine zweite Natur erfahrbar wird, deren Entwicklung prinzipiell unberechenbar, daher auch bedrohlich ist, weil sie die habitualisierten Verfahren menschlicher Selbstbehauptung heraus- und überfordert, und zwar durch die Komplexität und Geschwindigkeit von Wechselwirkungen, die sich durch die wachsende Fülle interdependenter Beziehungen ergeben. So mag noch jede Verknüpfung, jeder einzelne Faden der Netze das Ergebnis intendierter Rationalisierungsprozesse sein – das Ganze ist es immer weniger.

Nicht nur Dinge, Menschen, Rohstoffe, Energie, Informationen und Geld können Distanzen von Raum und Zeit mittels technischer Netzwerke in immer größeren Mengen und immer schneller überwinden, auch Probleme und ungewollte Effekte verbreiten sich rascher und weiträumiger, oder entstehen überhaupt erst durch die gesteigerte Zirkulation. Kaskaden, Staus, Kontaminationen, Kettenreaktionen, Epidemien und Krisen¹⁵ sind die endemischen Sorgen der Netzwerkgesellschaft. Mittels technischer Vernetzung kann ein lokales Ereignis

¹³ Solana/Innerarity: »The New Grammar of Power«. Siehe oben, Kap. X., Anm. 40.

¹⁴ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 25.

¹⁵ In Gestalt inflationärer Krisenrhetorik ebenso wie als ›Grundbegriff‹ von Geschichte rückt der Topos der Krise mit dem Ende des 20. Jh. in den Fokus kulturwissenschaftlicher Forschung; vgl. Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise*, Frankfurt/M. 1973. Renate Bebermeyer: »Krise« in der Krise: Eine Vokabel im Sog ihrer Komposita und auf dem Weg zum leeren Schlagwort«, in: *Muttersprache* 91 (1981), S. 345–359. Reinhart Koselleck: »Krise«, in: Otto Brunner et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3. Stuttgart 1982, S. 617–650. Ein Befund dieser Forschungen ist, dass bereits ab der Zeit um 1900 sich Generalisierungen des Begriffs beobachten lassen, die einen »anwachsenden Zeitdruck« adressieren, dem die Menschheit »nicht zu entinnen scheint«, wie Reinhart Koselleck: »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹«, in: *Begriffsgeschichten*, Frankfurt/M. 2006, S. 215 bemerkt. Vor dem Hintergrund typischer narratologischer Muster (Prognose riskanter Zukunft, Erwartung eines Unglücks, Appell zur rettenden Entscheidung) wurde die ›Krise‹ auch selbst als metaphorisches Konzept gefasst, vgl. Ansgar Nünning: »Steps Towards a Metaphorology (and Narratology) of Crises«, in: Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 229–262.

globale Folgen haben, indem sich seine Wirkungen global verzweigen, rückkopeln und verstärken. Was Serres in seinem Modell abstrakt als nicht-lineare Determinationsflüsse beschreibt,¹⁶ ist auf globaler Ebene etwa am Beispiel der Finanzkrise konkret erfahrbar geworden, wobei die Konkretion auch hier nicht auf unmittelbarer Evidenz, sondern auf dem unsicheren Bewusstsein weitläufiger Kausalketten bzw. -netze beruht: Das Platzen einer Spekulationsblase führt zum Zusammenbruch ganzer Banken, deren Kollaps ganze Volkswirtschaften bedroht, was mit staatlichen Geldern verhindert werden muss, die ihrerseits auf Schulden beruhen, deren Anhäufung das Risiko eines Staatsbankrotts steigert, der wiederum einen ganzen Wirtschafts- oder Währungsraum ruinieren würde. Das Netz der Determinationsflüsse in der globalen Finanzwirtschaft ist hochgradig komplex und die Maßnahmen zu seiner Regulierung sind höchst umstritten. In jedem Fall bringen sie eine immense Verschiebung ökonomischer und politischer Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse mit sich, deren Folgen kaum absehbar sind, nicht nur für individuelle oder kollektive Akteure, sondern auch für die Stabilität und Entwicklung ganzer Gesellschaften. Entsprechende Kontroversen und Konflikte sind ein Grundzug moderner Vernetzungsdiskurse. Die Bedrohung westlicher Demokratien durch terroristische und kriminelle Netzwerke hat zur Errichtung umfassender Überwachungsnetze geführt, die zunehmend selbst als eine fundamentale Bedrohung demokratischer Freiheiten wahrgenommen werden.¹⁷ Davon zeugen die Kontroversen über die Speicherung, Überwachung und Auswertung aller nur denk- und greifbaren digitalen Daten durch staatliche und private Akteure, die ihrerseits umstrittene Akteurs-Netzwerke oder zeitweilige Allianzen bilden können.

Das Prinzip der *Vernetzten Sicherheit* gilt indessen als *Leitidee der Sicherheitspolitik des 21. Jahrhunderts* und ist seit 2006 offizielle Richtlinie der bundesdeutschen Sicherheitspolitik.¹⁸ Als Versuch, zivile, politische und militärische Instrumente auf das Ziel globaler Krisenprävention hin auszurichten, ist das Konzept umstritten. Denn weil nur sehr vage bleibt, was Vernetzung hier genau heißen soll, befürchten Kritiker eine Vereinnahmung zivilgesellschaftlicher Initiativen durch politische und militärische Interessen.¹⁹ Im Militärwesen selbst hat sich das Konzept der Vernetzung unter dem Titel der *Network Centric Warfare* (NCW) etabliert, womit die »Kriegführung in, mit und gegen Netzwerke«²⁰ gemeint ist. Im Irakkrieg 2003 erstmals in vollem Umfang erprobt, wurde sie zum Leitbild

¹⁶ Vgl. Serres: *Kommunikation*, S. 9. Siehe oben, Kap. XIV, Anm. 31.

¹⁷ Vgl. Tobias Singelnstein und Peer Stolle: *Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jh.*, Wiesbaden 2008.

¹⁸ Vgl. Heiko Borchert und Ralph Thiele (Hg.): *Vernetzte Sicherheit. Leitidee der Sicherheitspolitik im 21. Jahrhundert*, Hamburg 2004. Bundesministerium für Verteidigung (Hg.): *Weißbuch 2006*, Berlin 2006.

¹⁹ Vgl. Andreas Wittkowsky: »Vernetzte Sicherheit«, *Zentrum für internationale Friedenseinsätze*, Berlin 2012.

²⁰ Hubert Feigl: »Überlegungen zu Network Centric Warfare (NCW)«, in: Borchert/Thiele (Hg.): *Vernetzte Sicherheit*, S. 13.

der europäischen Streitkräfte.²¹ Das Konzept der NCW basiert auf einer strategischen Aneignung des ›vernetzten Denkens‹, einer Orientierung an Strukturen von Unternehmensnetzwerken, dem systematischen Einsatz moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, und dem Versuch einer gezielten Anwendung der *network science*.²²

In ihrer Verbindung sehr unterschiedlicher Netzwerklogiken erweist sich die ›neue Grammatik der Macht‹ in vielerlei Hinsicht als höchst ambivalent. Zum einen führt die weltweite Vernetzung zu einer hochgradigen Interdependenz aller involvierten Akteure und damit zu einem tendenziellen Verlust ihrer Autonomie, zum anderen erwachsen aus den modernen Netzwerken immense Machtpotentiale für ganz neue Formen von Herrschaft und Kontrolle. Im Hinblick auf Kommunikation, Wissenstransfer, Transparenz, Handel und die Modernisierung von Produktionsprozessen fördert die strukturelle Offenheit von Netzwerken freie Partizipation, Kooperation, Flexibilität und Selbstorganisation. Umgekehrt ist die Netzwerkgesellschaft derart abhängig von den modernen technischen Infrastrukturen, dass deren selbstverständliches Funktionieren zu einem Zwang wird, der erst dann auffällt, wenn eine Störung im Betriebsablauf eintritt – oder gar mutwillig verursacht wird. Aus der Dialektik dieses spannungsvollen Verhältnisses von Autonomie und Kontrolle *in* und *von* Netzwerken erwächst so eine charakteristische Ambivalenz moderner Diskurse *über* Netzwerke.²³

Mit der Popularisierung des Netzwerkparadigmas als einem Schlüsselkonzept des 21. Jh. verschränken sich so höchst heterogene und bisweilen gegenstrebige Momente, die auch dem Imperativ der Netzwerkgesellschaft einen sehr ambivalenten Charakter verleihen. Vernetzung als Los und Losung unserer Zeit wird zu einem Versprechen und einer Drohung zugleich. Während die Verteilung und Ausübung von Macht und Ohnmacht, von Abhängigkeiten und In-/Stabilitäten in Netzwerken eine Kernfrage der Netzwerkforschung darstellt, könnten entsprechende metaphorologische Studien vor diesem Hintergrund die Dynamik der diskursiven Verknüpfungen genauer untersuchen: Suggestiert die Metaphorizität des Konzeptes eine Identität von Phänomenen, die doch im Wesentlichen auf technotropen Analogiebildungen beruht? Gerade im Hinblick auf deren Naturalisierung erscheint es um so wichtiger, darauf zu achten, wie die zugrundeliegenden metaphorischen Spannungen die jeweiligen Modellbildungen und Kontroversen bedingen: Werden sie dadurch – bewusst oder unbewusst – stabilisiert

²¹ Benjamin Schreer: *Die Transformation der US-Streitkräfte im Lichte des Irakkriegs*, Berlin 2003, S. 25.

²² Vgl. James Moffat: *Complexity Theory and Network Centric Warfare*, Washington 2003. National Research Council et al. (Hg.): *Network Science*, Washington 2005. Hubert Feigl: »Überlegungen zu Network Centric Warfare (NCW)«.

²³ Der begriffsgeschichtlichen Problematik der »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels« bin ich in einem gesonderten Beitrag weiter nachgegangen, der in Ariane Leendertz und Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Bezeichnungsvolutionen, Bedeutungsverschiebungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt/M. 2015 erscheinen und die hier berührten Aspekte der historischen Problemkonstellation um das beginnende 21. Jh vertieft wird.

oder verstärkt, reflektiert oder reifiziert, ausgeblendet oder instrumentalisiert? Ist die Ambivalenz der Netze eine Folge ihrer immanenten Logik oder ein diskursiver Effekt ihrer metaphorischen Hypostasierung?

Ausgehend von den bisherigen Erkenntnissen lässt sich die Ambivalenz einerseits auf die zunehmende Stratifizierung der Metaphorik zurückführen. Dadurch können in ihrem lexikalisierten Sinn stets unterschiedliche Konnotationen in Bezug auf moderne Artefakte, Kulturtechniken und Infrastrukturen zum Tragen kommen, die von der archaischen Macht- und Beutemetaphorik über die naturalisierte Lebensmetaphorik bis hin zu kulturellen Selbstorganisationsmodellen reichen. Zum anderen verdankt sich die Ambivalenz einer zunehmenden Verflechtung ihrer epistemischen und strategischen Funktion. Als epistemische Metapher strukturiert sie Erkenntnisprozesse in theoretischen Zusammenhängen. In ihrer Universalisierung fungiert sie als eine absolute Metapher im Sinne Blumenbergs, insofern sie sich auf Entitäten bezieht, die selbst nicht mehr objektivierbar sind, da die Erkenntnissubjekte selber Teil des Erkenntnisgegenstands sind, wie etwa Natur, Geschichte, Gesellschaft, Natur, Welt. Als eine strategische Metapher kann sie sich auf die Leistungen und den Geltungsanspruch der epistemischen stützen. Infolge ihrer Funktionalisierung als gesellschaftliches Paradigma kann sie dabei zu einer kulturellen Leitmetapher avancieren, insofern sie sich auf Entitäten bezieht, die zum Gegenstand sozialer und technischer Regulations- und Restrukturierungsprozesse werden. In dem Maße, wie sich die epistemische und die strategische Funktion mit einander verflechten und einander bedingen, erlangt die Metaphorik eine doppelte Leitfunktion: einmal als ein Modell der Weltbeschreibung und einmal als ein Modell der Weltveränderung. Beide treten in ein zirkuläres Verhältnis zueinander. Die Naturalisierung der Beschreibung motiviert die Veränderung, deren Folgen dann die Beschreibung rechtfertigen.

In ihrer zirkulären Verknüpfung geben die Modelle nicht bloß eine Antwort auf die Fragen, die wir »als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden«,²⁴ die Fragen selbst sind das Produkt eines Wandels der Lebenswelt, der sich an dem Paradigma der Vernetzung orientiert. Die Ergebnisse dieses Wandels lassen sich als lebensweltliche Folgelasten verstehen, die der »Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit«²⁵ hinterlässt, der nach Blumenberg ein wesentliches Ziel jeder Technisierung ist. In der Totalität der Vernetzung formiert sich ein Absolutismus zweiten Grades, von dem die Diskurse über die Gefahren, Risiken und Überforderungen durch Vernetzungsprozesse Zeugnis geben. Wenn aber der Imperativ der Netzwerkgesellschaft zur Lösung dieser Probleme wiederum nur ein besseres Verständnis und eine effizientere Einrichtung von Netzwerken fordert, dann lässt sich die Ambivalenz auch als eine Dialektik dessen verstehen, was Max Weber den Prozess der Rationalisierung nennt:

²⁴ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

²⁵ Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, S. 13.

»Rationalisierung bedeutet [...] *nicht* eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne. Das aber bedeutet die Entzauberung der Welt. Nicht mehr, wie der Wilde, für den es solche Mächte gab, muß man zu magischen Mitteln greifen, um die Geister zu beherrschen oder zu erbitten. Sondern technische Mittel und Berechnung leisten das.«²⁶

Indem moderne Netzwerkmodelle und ihre technischen Anwendungen ein Prinzip darstellen, durch das die Welt erklär- und berechenbar, kontrollier- und beherrschbar werden soll, treiben sie den Prozess der Rationalisierung im Sinne Webers grundsätzlich voran. Im Zuge ihrer umfassenden Realisierung entfalten sie jedoch eine genau gegenläufige Tendenz, indem sich ihre Resultate zunehmend einer Berechenbarkeit und Kontrolle entziehen. Dieser Entzug drückt sich darin aus, dass die globalen Netze nicht mehr in der Verfügungsgewalt einer einzelnen souveränen Instanz liegen, so wie dies in der antiken Machtmetaphorik noch durch das Bild des Königs oder Gottes symbolisiert wird, der das Netz und alles darin Befindliche in seiner Hand hält. Wo dies in modernen Kontexten dennoch der Fall ist, handelt es sich in der Regel um Verschwörungstheorien, die diesen Entzug zu kompensieren versuchen, indem sie an der leeren Systemstelle der souveränen und alle Vernetzungsprozesse koordinierenden Instanz ein klandestines Machtsubjekt imaginieren. In der Netzwerkmetaphorik artikuliert sich somit eine gesellschaftliche Problemkonstellation, die spätestens seit den 1980er Jahren kontrovers verhandelt wird. Insbesondere im Prozess der Globalisierung erscheint die globale Verflechtung politischen, medialen, wirtschaftlichen und infrastrukturellen Netzwerken als ein neuer – über die Alternative von Markt und Hierarchie hinausgehender – Modus von *governance*, der sich den komplexen Herausforderungen moderner Gesellschaften annimmt, während er als ein Resultat der Selbstorganisation horizontal bzw. international verteilter Entscheidungs- und Handlungsmacht sich wesentlich der Abwesenheit globaler Steuerungsinstanzen verdankt.

Zwar lässt sich sagen, dass die Folgen der technischen Vernetzung in ihrer Beschleunigung und Intensivierung nicht-linearer Wechselwirkungen nur deutlicher vor Augen führen, dass absolute Autonomie schon immer Schein war. Doch erzeugen forcierte Interdependenzen neue Entscheidungs- und Handlungsbedingungen, die eine systemische Qualität erlangen, die man seit Lewes' Begriffs-

²⁶ Max Weber: »Vom inneren Beruf zur Wissenschaft« (1919), in: *Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik*, Stuttgart 1992, S. 317. Zum Problem der »Wiederverzauberung der Welt« durch die moderne Technik siehe auch Tom Poljanšek: »Wissen und Zaubern an der Oberfläche«, in: Suzana Alpsancar und Kai Denker (Hg.): *Tagungsband der Nachwuchstagungen für Junge Philosophie in Darmstadt*, Marburg 2011, S. 167–182.

schöpfung *emergent* nennen kann.²⁷ So kehrt in dem lebensweltlichen Problem zwar das theoretische wieder, das sich mit der Netzmetaphorik seit Mitte des 19. Jh. verknüpft. Die Frage nach der systemischen Qualität gewinnt nun aber an gesellschaftlicher Dringlichkeit – und mit ihr die Metaphorik an kultureller Relevanz. Denn: »Evidenzmangel und Handlungszwang sind die Voraussetzungen der rhetorischen Situation.«²⁸ Aus ihr entfaltet die Metapher ihre Leitfunktion. Wenn diese nach Blumenberg, mit Kant, in der epistemischen Leistung einer analogischen Übertragung der Reflexion eines Erfahrungsgegenstandes auf einen Begriff besteht, für den es keine Anschauung gibt, dann lassen sich kulturelle Leitmetaphern zwar in Bezug auf diese Grundstruktur als eine Übertragung von Reflexionen bestimmen, doch zeichnet sich diese Übertragung nicht mehr durch die epistemische Asymmetrie zwischen Anschauung und Unanschaulichem aus. Denn der Ausgangspunkt der jeweiligen Reflexion ist einer unmittelbaren Anschauung bereits nicht mehr zugänglich und selber schon das Ergebnis eines langen Lexikalisierungs- und Metaphorisierungsprozesses, dessen jeweiliges Endprodukt zum Ausgangspunkt weiterer Übertragungen wird. Damit lässt sich die Logik kultureller Leitmetapher noch einmal abschließend resümieren.

3. Zur Logik kultureller Leitmetaphern

Kulturelle Leitmetaphern sind instruktive, aber in sich widerstrebige Denkfiguren, die sich in Einzelworten oder Wortfeldern verdichten, an denen sich ein kulturelles Welt- und Selbstverständnis ausbildet. Die Struktur und Dynamik dieser Verdichtung lässt sich in Bezug auf bestimmte Momente verallgemeinern. Eine erste Grundbestimmung liegt darin, dass kulturelle Leitmetaphern als Denkfiguren der oben formulierten Logik epistemischer Metaphern folgen (Kap. XIII.4) – das heißt, sie sind grundsätzlich bedingt durch: (a) die symmetrische Wechselbeziehung der Analogie, (b) den Eigensinn ihrer technotropischen Referenz, (c) den abduktiven Prozess ihrer Stabilisierung, und (d) den Grad ihrer Stratifikation. Überdies zeichnen sie sich durch eine Reihe von Eigenschaften aus, die über ihre rein epistemische Funktion hinausgehen und ihr bisweilen auch zuwiderlaufen – das sind: (e) ihre totalisierende Tendenz, (f) ihr präskriptiver Charakter, und (h) ihre strukturelle Ambivalenz.

Nachdem zur Logik epistemischer Metaphern oben das Nötige gesagt worden ist, bleiben noch die vier letzten Spezifika zu resümieren. Was die totalisierende Tendenz betrifft, so lässt sie sich als eine Universalisierung der symmetrischen Analogiebildung fassen, die durch ihre abduktive Entfaltung den Prozess der Abstraktion immer weiter vorantreibt, die immer mehr Referenten und Relationen miteinander verknüpft, bis sie schließlich einen Bezug auf das Ganze der

²⁷ Vgl. Lewes: *The Foundation of a Creed*, S. 368–369. Siehe oben, Kap. XII.4.

²⁸ Blumenberg: »Anthropologische Annäherung«, S. 117.

Wirklichkeit herstellt, sei es in Bezug auf die Lebenswelt, auf Geschichte, Kultur, Natur, das Leben, das Universum. Als Grundstruktur des zirkulären metaphori-schen Prozesses weitet sich die Gleichung mit zwei Unbekannten von einzelnen Phänomenen auf die Grundkategorien des Daseins aus. Netzbildung er-scheint so schließlich als ein universales Grundmuster organischer, sozialer und technischer Gebilde. Infolge der Totalisierung des metaphorischen Modells prä-tendiert die Analogie von Natur und Kultur ein Identitätsurteil.

Spätestens an diesem Punkt schlägt der deskriptive Charakter in einen prä-skriptiven um. Die Anerkennung des universalen Vernetzseins impliziert dann ein Vernetzseinsollen. Der Schluss ist nicht logischer, sondern appellativer Natur: Die Lexikalisierung des stratifizierten Wortes wird zu einem Appellativum, im Sinne einer allgemeinen Gattungsbezeichnung, wobei sich die Gattung der Netzwerke selbst erst durch die analogisch-abduktive Verknüpfung der damit bezeichneten Phänomene bildet.²⁹ Dadurch erlangt die metaphorische Begriffs-bildung in ihrer Universalisierung – aristotelisch gesprochen als *génos megiston*³⁰ – einen appellatorischen Wert, durch den die Denk- zu einer Handlungsanweisung wird, die sich in entsprechenden Empfehlungen zum vernetzten Denken- und Handeln und den Imperativen zu sozio-technischen Netzbildungen manifes-tiert. Der damit bewerkstelligte gesellschaftliche Wandel verleiht der Leitidee *ex post* eine apodiktische Rechtfertigung. Vernetzung wird von einer Beschreibung von Zuständen zu einem Ziel von Handlungen. In diesem Sinne wird die Rede-weise zum Bestandteil individueller, institutioneller und kollektiver Selbstbe-schreibung.³¹

Als eine *façon de parler* beruht die Leitmetaphorik indessen auf einer langen und komplexen Vorgeschichte, in der sich ein kulturelles Selbstverständnis for-miert, das aber – einmal zur Selbstverständlichkeit geworden – dazu neigt, diese Vorgeschichte in der Entfaltung ihres Absolutheitsanspruchs vergessen zu ma-chen. Mit ihrem präskriptiven Charakter verbindet sich daher auch eine ideologi-sche Dimension. Sie beruht darauf, dass die metaphorische Stratifizierung zwar erhalten bleibt, in ihrem appellativen Gebrauch aber auf eine Ebene gleicher Stu-fe zusammenschrumpfen, also gleichsam flach zu werden scheint. In solcher Verflachtung tendiert das komplexe und heterogene Geflecht metaphorischer Verknüpfungen zur Ausbildung eines kohärenten Netzes von Aussagen (*réseau complexe d'énoncés*), das nach Ricœur ein konstitutives Merkmal der Begriffsbil-

²⁹ In der Sprachwissenschaft bezeichnet *Appellativum* ein Art »Normalsubstantiv«, das als Konkretum dazu dient, auf Objekte einer bestimmten Klasse Bezug zu nehmen, z.B. *Katze* oder *Säugling*. Vgl. Glück (Hg.): *Metzler-Lexikon Sprache*, S. 52.

³⁰ Siehe oben, Kap. V, Abb. 1.

³¹ Die Aussageform »Ziel ist die Vernetzung von x und y...« ist zu einer üblichen Phrase zeitgenös-sischer Selbstdarstellungen politischer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und kultureller Initia-tiven ebenso wie der medialen Berichterstattung über deren Tätigkeiten avanciert. Eine phraseo-logisch orientierte metaphorologische Studie könnte sich hier auch auf korpuslinguistische Ver-fahren stützen, um das Aufkommen und den Weg der Aussageform durch verschiedene Diskurse, und die Dynamik ihrer Popularisierung kontextsensitiv zu stratigraphieren.

dung, aber auch des Mythos als einer entfalteten Metapher ist, auf deren Grundlage sich die Netzbildung der metaphorischen Welt (*constitution en réseau de l'univers métaphorique*) vollzieht.³² Mit dem Schwinden der metaphorischen Spannung schwindet schließlich auch das Bewusstsein davon, dass ihr Allgemeinheitsanspruch auf einer sprachlich sedimentierten Übertragung von Reflexionen beruht, wodurch die prädierte Ähnlichkeit zwischen den Phänomenen als deren natürliche Eigenschaft erscheint: Vernetztsein. Besteht die Übertragung der Reflexion darin, deren Verhältnis zueinander als ein System funktionaler Relationen zu denken, forciert die Dominanz der Kulturtechnik deren Naturalisierung. Indem sich die zweite Natur als erste ausgibt, erscheint die Denkfigur als ontologische Struktur. Analogie wird zu Identität. Kulturelle Leitmetaphern sind insofern grundsätzlich ideologisch, als sie nicht nur eine ›Weltanschauung‹ ausdrücken, sondern auch dazu verhelfen, die Einrichtung der Lebenswelt dieser Anschauung gemäß umzugestalten und zu rechtfertigen.³³

Daher rührt auch ein wesentliches Moment ihrer strukturellen Ambivalenz. Denn ihr ideologisches Potential ist nicht für bestimmte politische oder weltanschauliche Gehalte reserviert. Galt Netzbildung in den 1980er Jahren als eine kulturkritische Praxis, um – teils aus Not, teils aus Enthusiasmus – alternative Lebensformen zu entwickeln und sich von den institutionalisierten Zwängen der Gesellschaft zu befreien, so haben sich die damit verbundenen Ideen freier Assoziation, flexibler Kooperation, Eigenverantwortung und Selbstorganisation als hochgradig adaptionsfähig für eben jene Strukturen erwiesen, die man durch sie zu überwinden hoffte. Auch die frühsozialistischen Netzwerkutopien der Saint-Simonisten lassen sich aus heutiger Perspektive mit neoliberalen Restrukturierungsfantasien weitaus leichter in Einklang bringen, als mit sozialistischen Idealen – was natürlich eine Folge ideen-, technik- und sozialgeschichtlicher Veränderungen ist. Als ein untotes Leitfossil dieser Geschichten bezeugt die Netzmetaphorik ihre eigene Wandlungsfähigkeit, in der sie uns auch heute noch in den Diskursen über die Technisierung der Lebenswelt begegnet.

Im Zuge ihrer Universalisierung setzt sich der Prozess ihrer Stratifizierung weiter fort. Infolge dessen akkumuliert sie die Spannungen, die aus dem Prozess der Technisierung der Lebenswelt erwachsen. Wo dieser als ein Instrument neuer, unberechenbarer Machtkonzentrationen, oder als ein – wohl oder übel gelittener

³² Vgl. Ricoeur: *Die lebendige Metapher*, S. 232–233 [306]. Siehe oben, Kap. VII.4.

³³ Insofern sind sie verwandt, aber nicht identisch mit dem, was Heidegger ein »Weltbild« nennt. Vgl. Martin Heidegger: »Die Zeit des Weltbildes«, in: *Holzwege*, Frankfurt/M. 1977, S. 89: »Wo die Welt zum Bilde wird, ist das Seiende im Ganzen angesetzt als jenes, worauf der Mensch sich einrichtet, was er deshalb entsprechend vor sich bringen und vor sich haben und somit in einem entschiedenen Sinne vor sich stellen will. Weltbild, wesentlich verstanden, meint daher nicht ein Bild von der Welt, sondern die Welt als Bild begriffen. Das Seiende im Ganzen wird jetzt so genommen, daß es erst und nur seiend ist, sofern es durch den vorstellend-herstellenden Menschen gestellt ist.« Ist das Weltbild nach Heidegger der eigentlich charakteristische Zug neuzeitlichen Denkens, markieren kulturelle Leitmetaphern sowohl Zäsuren innerhalb dieser Epoche als auch mögliche Auslegungen des Seienden im Ganzen außerhalb des neuzeitlichen Denkens.

– Verhängniszusammenhang erscheint, der sich einer umfassenden Übersicht und Kontrolle entzieht, finden und suchen die diskursiven Reflexionen der Problematik einen implikationsreichen Anhalt im antiken Erbe der Macht- und Schicksalsmetaphorik. In der Spannung zwischen dem ursprünglich textilen und dem modernen systemischen Sinn reflektiert die Ambivalenz noch im Prozess der fortschreitenden Lexikalisierung die Dilemmata der modernen Gesellschaft und ihrer Kulturtechniken, an denen sich die letztlich unentscheidbare, aber immer wieder zur Entscheidung drängende Frage entzündet: Wäre die totale Vernetzung ein idealer Zustand freier Selbstorganisation oder ein fataler der ausweglosen Verstrickung?

Leitmetaphern indizieren lebensweltliche Problemkonstellationen. Diese verhindern, dass die Metapher als tote erlischt. Gerade der Eigensinn ihrer technologischen Referenz lässt sie nicht zur Ruhe kommen, hält die stratifizierte Analogie ständig in Bewegung. Was in einem Teil ihrer Gleichung an Wissen oder Implikationen hinzukommt, verändert notwendig auch den anderen Teil des abduzierten Gleichgewichts. Neues Wissen über soziotechnische Infrastrukturen oder strategische Dispositive affizieren die Konzeptionen natürlicher Netzwerke und umgekehrt. Dadurch erzeugte Spannungen verlangen stets einen Ausgleich und halten die Signifikanten immerzu auf Trab. In den Momenten solcher Bewegung gibt sich der metaphorische Charakter ihrer Verknüpfung auch im Prozess ihrer anhaltenden Lexikalisierung immer wieder zu erkennen. Ihre hohe Diskursfrequenz in den Sprachspielen eines bestimmten Zeitraums, die fallweise als Karriere oder Inflation wahrgenommen wird, vermag ihn nie restlos zu tilgen. Denn die bloße Iteration metaphorischer Aussagen führt nicht zum Erlöschen ihrer epistemischen Spannung.

Als untote konserviert die Metapher diese Spannung in den diskursiven Verknüpfungen eines heterogenen Feldes von Phänomenen in Gestalt der stratifizierten Analogie. Was im Identitätsurteil nicht aufgeht, gibt immer wieder Anlass zu Kontroversen. Entscheidend für untote Metapher ist, dass der Anlass der Kontroversion weniger in dem Verhältnis von Prädikation und Sachverhalt, im Sinne der Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung von Aussage und Realität, sondern vielmehr in dem Verhältnis der Konnotationen des Fokuswortes liegt, das weder terminologisch eindeutig, noch bloß polysemisch, sondern interpertinent strukturiert ist (Kap. VIII.5). Interpertinent heißt also, die Bedeutung oszilliert zwischen pertinentem (wörtlichem) und impertinentem (übertragenem) Sinn, indem die bereits lexikalisierten Anteile und Konnotationen des Wortes miteinander interagieren, wobei sich Sinn und Referenz nie endgültig stabilisieren, sondern ein stratifiziertes Metaphernnetz ausbilden.

Wenn Derrida die syntaktische Verknüpfung der Signifikanten in dem metaphorischen Netz als eine elliptische Analogie (*analogie elliptiques*) bezeichnet, die aus mehreren Metaphern zusammengesetzt ist und in einer prinzipiell endlosen Kette synkopierter Vergleichs- und Zwischenglieder einen langen impliziten Satz (*longue phrase implicite*) bildet, der uns nicht versichern kann, dass er uns je zur eigentlichen Referenz zurückführen wird (Kap. VI.2), dann lässt sich das, was

Derrida von der synchronischen Gestalt der Metapher als einer syntaktischen Struktur sagt, auch an ihrer diachronischen Gestalt als einer diskursiven Struktur verzeichnen. Der eigentliche Referent der untoten Metapher des Netzes ist das Resultat einer Reihe synkopierter Abduktionen, die sich im Laufe der Theorie- und Sprachgeschichte zu einer komplexen Analogie verdichtet und in lexikalisierter Form sedimentiert haben. Als Ergebnis einer Gleichung mit zwei Unbekannten, die sich im Laufe ihrer Lösungsversuche immer weiter vermehren, entfaltet die Leitfunktion der Metaphorik im Zuge ihrer Universalisierung eine normative Tendenz, wodurch sie zu einem instruktiven Modell kultureller Welt- und Selbstbeschreibung avanciert. So reflektiert sich in ihrer Stratifizierung die konfliktreiche Problemkonstellation von Freiheit und Herrschaft, Kontingenz und Notwendigkeit, Teil und Ganzem in Bezug auf das moderne Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Technisierung und Lebenswelt, Natur und Kultur. Indem sich soziale Hoffnungen in ihr ebenso artikulieren wie kulturelle Ängste angesichts einer rasant sich verändernden Lebenswelt, schreibt sich in ihr das Problem weiter fort, als dessen Lösung sie auftritt.

Als Ausdruck einer Problemkonstellation und Mittel ihrer Lösungsversuche sind kulturelle Leitmetaphern wesentlich kollektive Produkte. Das unterscheidet sie offensichtlich von poetischen Metaphern, bei denen das Subjekt der metaphorischen Aussage einem Autor oder einer literarischen Figur zugerechnet werden kann. Wie umstritten der Begriff individueller Urhebererschaft auch sein mag, hier ist seine Anwendung grundsätzlich ausgeschlossen. Kulturelle Leitmetaphern sind das Ergebnis historischer Prozesse. In dieser Hinsicht gleichen sie Mythen. Die Geschichten, die sich mit ihnen verknüpfen, haben keinen Autor. Als Produkt vieler Autoren und Autorinnen, die sich über die Pointe nicht einig sind, unterliegt die Kontingenz der ganzen Geschichte dennoch bestimmten Vorgaben und Einschränkungen. Wenn eine Metaphorik während eines bestimmten historischen Zeitraums zu einem Modell kultureller Selbst- und Weltbeschreibung avanciert, hat sie bereits eine lange und komplexe Akkumulationsgeschichte hinter sich. Insofern sie als eine Alternative zu einer überkommenen Leitmetaphorik aufsteigt – im Falle des Netzes etwa die der Maschine oder des Organismus' – muss sie zugleich deren Erbe antreten. Dies kann ihr nur gelingen, wenn sie eine vielversprechende Antwort auf deren historische Hinterlassenschaften ebenso wie auf aktuelle Fragen der Gegenwart in Aussicht stellt.

Während die Art der Antwort immer auch technotropisch bedingt ist, unterliegt die dafür paradigmatische Technologie ihrerseits stets metaphorischen Bestimmungen.³⁴ Was eine Maschine ist, war in der Antike etwas anderes als zu

³⁴ Das unterscheidet kulturelle Leitmetaphern auch von den *conceptual metaphors*, die von kognitiven Linguistik auf die biologische Grundkonstitution des Menschen und seine physischen Weltenerfahrungen zurückgeführt werden. Kulturelle Leitmetaphern sind keine prälinguistischen *image schemas*, deren sprachliche Äußerungen nur kulturell variierende Derivate darstellen. Vgl. Lakoff/Johnson: *Metaphors We Live By*. Mark Johnson: »The Philosophical Significance of Image Schemas«, in: Beate Hampe (Hg.): *From Perception to Meaning*, Berlin 2008, S. 15–34.

Zeiten der Industrialisierung. So ist es auch mit den Netzen. In diesem Sinne lässt sich das, was Blumenberg die »Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte«³⁵ nennt als eine Wechselwirkung von Technisierung und Metaphorisierung bestimmen. Wenn Blumenberg diese Metakinetik als das Gefüge einer Problemkonstellation entwirft, die sich durch stabile ›System-Stellen‹ auszeichnet, an denen sich jene hintergründige Frage-Antwort-Logik entfaltet, die sich einer historischen Abfolge absoluter Metaphern manifestiert,³⁶ so lassen sich diese Fragen, die wir »nicht stellen, sondern als im Daseinsgrund *gestellte* vorfinden«³⁷ selber als das Resultat einer solchen Wechselwirkung interpretieren. In diachronischer Perspektive geben sich die Fragen dann als materielle wie sprachliche Folgelasten früherer Generationen zu erkennen, deren Beantwortung zum Problem der späteren wird. In synchronischer Perspektive artikulieren sie lebensweltliche Problemlagen, mit der eine bestimmte Zeit willentlich oder notgedrungen befasst ist.

Als das Ergebnis einer immanenten Wechselwirkung von Technisierung und Metaphorisierung erscheint die ›Metakinetik‹ weniger als eine Serie von Umbesetzungen innerhalb einer Matrix stabiler System-Stellen, sondern als eine dynamische Transformation geschichtlich bedingter Problemkonstellationen, die zwar grundsätzlich kontingent, aber nicht beliebig ist. Das zeigt sich immer dann, wenn der bloße Verweis darauf, dass alles auch anders hätte kommen können, am Bestehen eines Problems nichts ändert. Erfahrbar und wirksam wird die Kontingenz eines Problems nur im Blick auf dessen mögliche Lösung. Hierfür müssen bewährte und unerprobte Strategien abgewogen und in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden. Gerade im Prozess der Technisierung ergeben sich unwillkürliche Herausforderungen, deren Bewältigung die Vermittlung des historisch Neuen mit dem kulturell Vertrauten verlangt. Das prädestiniert die Metapher zu einem Grundprinzip kultureller Selbst- und Weltbeschreibung, beruht ihr Verfahren doch gerade darauf, das Neue vermittels des Bekannten zu bestimmen. Wodurch sie aber zugleich das Vertraute verfremdet.

Was sich in der poetischen Metapher auf den Moment eines Augenblicks verkürzt, erstreckt sich in der Geschichte kultureller Leitmetaphern über längere historische Zeiträume. Mit der Wiederaneignung des entfremdeten Eigenen durch die Integration der metaphorischen Bestimmungen in die vertrauten Wissensordnungen werden diese Wissensordnungen nicht nur verändert, sondern auch der Weltbezug, der sich in ihnen artikuliert. Deutlich wird dies vor allem in metaphorischen Neubeschreibungen der Grundbestimmungen des Daseins, sei es

³⁵ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 13.

³⁶ Vgl. Blumenberg: *Legitimität der Neuzeit*, S. 541f. Zu Blumenbergs Gunsten ließe sich sagen, dass er eine solche Stabilität von Systemstellen lediglich für den Übergang zwischen zwei direkt aufeinander folgenden Epochen konstatiert, da er das Modell der Umbesetzung im Hinblick auf den Übergang von Mittelalter zur Neuzeit entwickelt. Die anthropologischen Implikationen seiner Metaphorologie suggerieren indessen eine epochenübergreifende Konstanz solcher Systemstellen, die immer wieder Anlass zu theoretischen Kontroversen gibt. Siehe oben, Kap. IV.3.

³⁷ Blumenberg: *Paradigmen*, S. 23.

in wissenschaftlicher, philosophischer oder alltäglicher Hinsicht. Kulturelle Leitmetaphern sind daher nicht nur der Ausdruck eines Weltbezugs, sondern auch ein wesentliches Moment seiner Konstitution. Wenn eine metaphorologische Untersuchung in der Explikation dieser konstitutiven Momente selber auf das Verfahren der Abduktion angewiesen bleibt, so kann sie in dem hier vorgeschlagenen Modell einen methodischen Anhalt finden, um einerseits unkontrollierte Latenzvermutungen oder Tiefenhermeneutiken, und andererseits die Gefahren der metaphorologischen Interpretation zu vermeiden, vor denen Ricœur gewarnt hat: die naive Ontologisierung oder die rationalistische Demytifizierung der Metaphorik.³⁸ Nimmt man sie beim Wort, geht man ihrem Absolutheitsanspruch ins Netz, denunziert man sie als bloße Rhetorik und damit als unwahre, zerstört man das Gewebe der Konstellation, von der sie Zeugnis gibt.

Von einer solchen Konstellation haben die stratigraphischen Untersuchungen der vorliegenden Arbeit einige paradigmatische Linien nachgezeichnet. Es haben sich weiterführende Perspektiven ergeben. Manche wurden angedeutet, manche vernachlässigt, andere blieben unentdeckt. Ihnen nachzuforschen bleibt zukünftigen Studien vorbehalten. Viele Anschluss- und Entwicklungsmöglichkeiten sind offensichtlich, sowohl was die Thematik als auch was die Methodologie angeht. Als theoretische Abstraktion wird sich das hier vorgeschlagene Modell kultureller Leitmetaphern an den Geschichten, die noch zu schreiben sind, zu bewähren haben oder korrigieren lassen müssen. Denn so sehr sich eine kritische Metaphorologie vor abgeschlossenen Systembildungen hüten muss, so wenig kann sie auf eine methodologische Selbstreflexion verzichten. Gerade weil ihre theoretische Grundlage, der Begriff der Metapher, wesentlich historisch und in dieser Historizität technotropisch bedingt ist, muss sie stets auch ihre eigene unvermeidliche Metaphorizität reflektieren. Dabei braucht sie weder aporetisch, metaphysisch, beliebig oder paradox zu werden. Was sie an ihren Gegenständen beobachtet, ist zugleich ein Mittel ihrer Selbstaufklärung. So erweist sich die Selbstimplikation des Metaphernbegriffs als umso aufschlussreicher hinsichtlich der historischen Voraussetzungen der Theorie. Im Netz der Metapher löst sich die theoretische Paradoxie als eine bloße Abstraktion von der Geschichte ihres lebensweltlichen Bezugs auf.

Wenn eine »Metaphorologie zweiten Grades«³⁹ als kritische daher immer auch eine Meta-Metaphorologie verlangt, die ihr eigenes Verfahren reflektiert, so besteht ihr kritisches Korrektiv in Bezug auf ihre Gegenstände darin, die Aufmerksamkeit dafür aufrecht zu erhalten, wie sich die prinzipiell kontingenten metaphorischen Welt- und Selbstbeschreibungen zu Denk- und Handlungsmustern verfestigen, durch deren Technisierung sie letztlich den Charakter einer zweiten

³⁸ Vgl. Gehring: »Erkenntnis durch Metaphern?«, S. 214. Stoellger: »Über die Grenzen der Metaphorologie«, S. 224. Zill: »Substrukturen des Denkens«, S. 250. Ricœur: *Die lebendige Metapher*, S. 241–251, siehe oben, Kap. VII, Anm. 65.

³⁹ Vgl. Haverkamp: »Metaphorologie zweiten Grades«, S. 252. Siehe oben, Kap. VIII.5.

Natur gewinnen. Eine kritische Metaphorologie kann dabei helfen, die zweite Natur nicht mit der ersten zu verwechseln. Zwar bleibt der kategoriale Unterschied zwischen beiden stets problematisch, da Natur immer schon kulturell vermittelt ist, und Kultur, noch in der weitesten Distanzierung davon, stets an sie gebunden bleibt, aber gerade die Umstrittenheit der Differenz verhindert, dass sie zum Verschwinden gebracht wird.

Umgekehrt erlaubt die Differenz, die zweite Natur als etwas ernst zu nehmen, was einerseits kulturelle Kontingenzen durch Technisierungsprozesse einschränkt – zu denen also Traditionen, Institutionen und Maschinen ebenso gehören wie etablierte Sprachspiele, soziale und ökonomische Regeln, ästhetische und politische Normen, d.h. alles, was in seiner sozialen Funktion wesentlich auf Wiederholung angelegt ist; was andererseits aber auch neue Kontingenzen eröffnet, wenn etwa der Wandel, die Folgen oder das Ausmaß der Technisierung willkommene Emanzipations- und Selbstbehauptungsmöglichkeiten oder bedrohliche Entfremdungs- und Ohnmachtserfahrungen mit sich bringen. Kulturelle Leitmetaphern übernehmen in Bezug auf solche Technisierungsprozesse eine wesentliche Orientierungsfunktion. Indem sie aber selber das Resultat von Technisierungsprozessen sind, stehen ihnen beide Möglichkeiten offen: Emanzipatorisch können sie wirken, wo ihr epistemisches Potential in Gestalt der Übertragung von Reflexionen eine Neubeschreibung der Wirklichkeit eröffnet; ideologisch werden sie, wenn ihr normativer Anspruch naturalisiert und das epistemische Potential an ihr affirmatives preisgegeben wird. Einer kritischen Metaphorologie kann es nicht darum gehen, auf absolute Metaphernfreiheit von Wirklichkeitsbeschreibungen zu insistieren, aber ebenso wenig darum, sich mit dem Aufweis absoluter Metaphorizität zu begnügen. Als eine kulturtheoretische wie -kritische Praxis wäre es vielmehr ihre Aufgabe, das Bewusstsein für die metaphorischen Verfahren diskursiver Identitätsbildungen und Wirklichkeitsbeschreibungen wachzuhalten, sie als Ausdruck und Funktion lebensweltlicher Prozesse lesbar zu machen, wo ihre tropische Signatur zu scheinbar toten Metaphern erstarrt, um die unabgeholten Ansprüche wieder der Kontroverse und Reflexion zuzuführen, die in den Fragen schlummern, als deren Antwort ihre untoten Wiedergänger auftreten.

DANKSAGUNG

Bücher sind nie das Verdienst allein derer, die als Autoren ihrer Texte auftreten. Dieses Buch wurde, was es ist, auch dank der Unterstützung und des Rats, der Inspiration und Kritik vieler Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, Kollegen und Kolleginnen, Förderinnen und Förderer, denen ich, ebenso wie meiner Familie, an dieser Stelle für all dies danksagen möchte.

Für die Betreuung der Dissertation möchte ich Uwe Wirth und Ernst Müller meinen Dank aussprechen, die mit kritischen Fragen und anregenden Ratschlägen diese Studie sehr gefördert haben. Für die Arbeit daran hat mir das International Graduate Center for the Study of Culture an der Justus-Liebig-Universität Gießen hervorragende Arbeitsbedingungen geboten und mir mit einem Stipendium erlaubt, meinem Forschungsvorhaben nachzugehen. Dass es dazu kam, habe ich auch der Unterstützung von Thomas Rolf, Ralf Konersmann und Christian Emden zu verdanken. Neben dem Gießener Graduiertenzentrum haben das Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin und MoMo Leipzig wichtige institutionelle Strukturen für ergiebige Diskussionen meiner Arbeit geboten. Die Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften und das Darmstädter DFG-Graduiertenkolleg Topologie der Technik haben die Publikation dieses Buchs mit einem Druckkostenzuschuss gefördert.

Für aufmerksame Lektüren, hilfreiche Anmerkungen, kluge Ratschläge, weiterführende Hinweise, anregende Diskussionen, solidarische Unterstützung, Kritik und Zuspruch danke ich Katja Barthel, André Reichert, Thomas Friedrich, Christian Driesen, Marcus Burkhardt, Gero Guttzeit, Tobias Grave, Jan Friedrich, Wolfram Ette, Mirjam Bitter, Joachim Jacob, Anna Rebecca Hoffmann, Michael Bartel, Rüdiger Zill, Barbara Merker, Andreas Kaminski, Petra Gehring, Ansgar Nünning, Ulrich Johannes Schneider, Christoph Hubig, Vera Stadelmann, Stefan Höhne, Lauren Greyson, Sebastian Gießmann, Benjamin Seibel, Erhard Schüttpelz, Daniel-Pascal Zorn, Sebastian Brand, Carsten Ochs, Steven Black, Elvira Friedrich, Ingrid Nestler, Christina und Helmut Barthel sowie den vielen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, die mir in zahlreichen Kolloquien, Konferenzen oder Korrespondenzen gute Fragen gestellt, nützliche Auskünfte erteilt oder günstige Anstöße gegeben haben. Auch möchte ich allen Personen danken, die mir bei der Beschaffung von Arbeitsmitteln und Materialien aller Art behilflich gewesen sind.

Danilo Wagenknecht, Joachim Friedrich und Harry Nestler, die dies nicht mehr lesen können: Ihrem Andenken ist dieses Buch gewidmet.

LITERATUR

Zur Zitierweise: Sprachliche Eigenheiten der angeführten Quellen wurden in Schreibweise wie Interpunktion gewahrt; lediglich offenkundige Druckfehler und kleine Versehen wurden stillschweigend korrigiert. Kursivierte fremdsprachige Ausdrücke in eckigen Klammern entsprechen dem Wortlaut im Originaltext; Ausdrücke in runden Klammern sind in der zitierten Übersetzung enthalten. Wenn nicht anders angegeben, stammen Transliterationen und Übersetzungen von mir. Unkommentierte Kursivierungen in Zitaten zeigen Hervorhebungen im Originaltext an. Eigene Hervorhebungen sind stets ausgewiesen. Seitenzahlen in eckigen Klammern beziehen sich auf die jeweilige Originalausgabe.

Achermann, Eric: *Worte und Werte. Geld und Sprache bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Georg Hamann und Adam Müller*, Tübingen 1997.

Adelung, Johann Christoph (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1793–1801.

Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1986.

Adorno, Theodor W.: *Gesammelte Schriften*, 20 Bde., hrsg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt/M. 1986.

Aischylos: *Die Orestie*, deutsch von Emil Staiger, Stuttgart 2002.

———: *Tragödien* (Sammlung Tusculum), übersetzt von Oskar Werner, 6. Aufl., hrsg. v. Bernhard Zimmermann, Düsseldorf/Zürich 2005.

Akademie der Wissenschaften und der Literatur: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur*, Mainz 1967.

Albus, Vanessa: *Weltbild und Metapher. Untersuchungen zur Philosophie im 18. Jahrhundert*, Würzburg 2001.

Altmann, Norbert/Deiß, Manfred/Döhl, Volker/Sauer, Dieter: »Ein »Neuer Rationalisierungstyp« – neue Anforderungen an die Industriosozologie«, in: *Soziale Welt* 37 (1986) 2/3, S. 191–206.

Ammann, Hermann: »Zum deutsche Impersonale«, in: *Festschrift, Edmund Husserl zum 70. Geburtstag gewidmet*, Halle/Saale 1929, S. 1–25.

Amsler, Mark (Hg.): *Creativity and the Imagination. Case Studies from the Classical Age to the Twentieth Century* (Studies in science and culture 3), Newark 1987.

Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen. Band I. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution* (1956), 7. Aufl., München 1992.

———: *Die Antiquiertheit des Menschen. Band II. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution* (1980), 4. Aufl., München 1992.

Andritzky, Michael/Hauer, Thomas: »Alles, was Netz ist«, in: Klaus Beyrer und Michael Andritzky (Hg.): *Das Netz*, Heidelberg 2002, S. 11–18.

Anonymus: *Denkschrift zu dem Entwurfe eines neuen Eisenbahnnetzes der österreichischen Monarchie*, verfasst im Auftrage des k.k. Ministeriums für Handel und Volkswirtschaft, Wien 1864.

Aristoteles: *Poetica. Ad codices antiquos recognitam, Latine conversam, commentario illustratam*, hrsg. v. Franciscus Ritter, Köln 1839.

———: *Tierkunde*, übersetzt von Paul Gohlke, in: *Die Lehrschriften*, Bd. 8,1, Paderborn 1957.

- : *Die Lehrschriften*, 28 Bde., hrsg. v. Paul Gohlke, Paderborn 1951–1961.
- : *Peri Poietikes*, mit Einleitung, Text und annotatio critica, exegetischem Kommentar, kritischem Anhang und Indices nominum, rerum, locorum, hrsg. v. Alfred Gudemann, Berlin/Leipzig 1934.
- : *The Art of Rhetoric*, with an english translation by John Henry Freese, in: *Aristotle*, Bd. 22, London/Cambridge 1967.
- : *Aristotle. With an English Translation*, Reprint of the edition of 1926, hrsg. v. T. E. Page, E. Capps, W. H. D. Rouse, A. Post und E. H. Warmington, London/Cambridge 1967.
- : *Über die Dichtkunst*, griechisch und deutsch v. Franz Susemihl, in: *Werke*, Bd. 4, Aalen 1978.
- : *Werke*, 7 Bde., Neudruck der 2. Auflage Leipzig 1954–79, hrsg. v. Franz Susemihl, Karl Prantl und Friedrich Wimmer, Aalen 1978.
- : *Physik: Vorlesung über Natur. Bücher I–IV*, übersetzt u. hrsg. v. Hans Günter Zekl, Hamburg 1987.
- : *Physik: Vorlesung über Natur. Bücher V–VIII*, übersetzt u. hrsg. v. Hans Günter Zekl, Hamburg 1988.
- : *Rhetorik*, 3. Aufl., übersetzt und hrsg. v. Franz G. Sieveke, München 1989.
- : *On Rhetoric. A Theory of Civic Discourse*, übersetzt und hrsg. v. George A. Kennedy, New York/Oxford 1991.
- : *Poetik*. Griechisch/Deutsch, übersetzt und hrsg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1994.
- : *Topik oder Über die sophistischen Widerlegungen*, übersetzt von Hans Günter Zekl, in: *Organon*, Bd. 1., Darmstadt 1997.
- : *Organon. Griechisch-Deutsch*, 4 Bde. gebunden in 3 Bde., übersetzt und hrsg. v. Hans Günter Zekl, Darmstadt 1997.
- : *Rhetorik. Erster Halbband*, übersetzt und erläutert von Christof Rapp, in: *Werke*, Bd. 4/I, Darmstadt 2002a.
- : *Rhetorik. Zweiter Halbband*, übersetzt und erläutert von Christof Rapp, in: *Werke*, Bd. 4/II, Darmstadt 2002b.
- : *Über die Teile der Lebewesen*, übersetzt und erläutert von Wolfgang Kullmann, in: *Werke*, Bd. 17/I, Darmstadt 2007.
- : *Poetik*, übersetzt und erläutert von Arbogast Schmitt, in: *Werke*, Bd. 5, Darmstadt 2008.
- : *Über den Himmel*, kommentiert von Alberto Jori, in: *Werke*, Bd. 12/III, Darmstadt 2009.
- : *Werke in deutscher Übersetzung*, 20 Bde., hrsg. v. Hellmut Flashar, Darmstadt 1968–2009.
- Arndt, Andreas/Iber, Christian (Hg.): *Hegels Seinslogik. Interpretationen und Perspektiven*, Berlin 2009.
- Arnst, Olga und Sigrid Boysen (Hg.): *Netzwerke. 47. Assistententagung Öffentliches Recht*, Sonderdruck, Baden-Baden 2007.
- Aronowitz, Stanley/Martinsons, Barbara/Menser, Michael (Hg.): *Technoscience and Cyberculture*, New York/London 1996.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, Habilitation, 3. Aufl., München 2006.
- Austin, John Langshaw: *How to Do Things with Words*, the William James lectures delivered at Harvard University in 1955, 3. Aufl., Cambridge/MA 1978.
- Baecker, Dirk: *Studien zur nächsten Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2008.

- : »Der Mensch wird neu formatiert«, Interview mit Thomas Strobl, in: *FAZ.NET*, 31.05.10 <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/digitales-denken/mediale-ueberforderung-der-mensch-wird-neu-formatiert-1982432.html>> (09.10.2011).
- Barabási, Albert-László: *Linked. The New Science of Networks*, Cambridge/MA 2002.
- : *Linked. How Everything is Connected to Everything Else and What It Means for Business, Science, and Everyday Life*, New York 2003.
- : »Network Theory. The Emergence of the Creative Enterprise«, in: *Science* 308 (2005) 5722, S. 639–641.
- Barber, Elizabeth Wayland: *Prehistoric Textiles. The Development of Cloth in the Neolithic and Bronze Ages with Special Reference to the Aegean*, 3. Aufl., Princeton/NJ 1992.
- : *Women's Work: The First 20,000 Years. Women, Cloth and Society in Early Times*, New York 1995.
- Barck, Karlheinz/Fontius, Martin/Schlenstedt, Dieter/Steinwachs, Burkhardt/Wolfzettel, Friedrich (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart 2010.
- Barkhoff, Jürgen/Böhme, Hartmut/Riou, Jeanne (Hg.): *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne* (Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte. Große Reihe 29), Köln 2004.
- Batsch, August Johann Georg Carl: *Tabula affinitatum regni vegetabilis*, Weimar 1802.
- Baum, Andreas: »Eurodebatte«. Informationen am Abend, *Deutschlandfunk*, 01.09.2011, 18:22 Uhr.
- Baumgartner, Hans-Michael/Krafft, Fritz/Nobis, Herbert M.: »Gattung, Genus«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3, hrsg. v. Joachim Ritter et al., Basel 1971–2007, S. 24–30.
- Baur, Ferdinand Christian: *Symbolik und Mythologie: Oder die Naturreligion des Alterthums*, Zweiter und Besonderer Theil, Stuttgart 1825.
- Beardsley, Monroe C.: »The Metaphorical Twist«, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 22 (1962), S. 293–307.
- Bebermeyer, Renate: »Krise: in der Krise: Eine Vokabel im Sog ihrer Komposita und auf dem Weg zum leeren Schlagwort«, in: *Muttersprache: Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache* 91 (1981), S. 345–359.
- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1996.
- Bekker-Nielsen, Tønnes: »The Technology and Productivity of Ancient Sea Fishing«, in: Ders. (Hg.): *Ancient Fishing and Fish Processing in the Black Sea Region*, Aarhus 2005, S. 83–95.
- (Hg.): *Ancient Fishing and Fish Processing in the Black Sea Region*. Proceedings of an Interdisciplinary Workshop on Marine Resources and Trade in Fish Products in the Black Sea Region in Antiquity, University of Southern Denmark, Esbjerg, April 4–5, 2003, Aarhus 2005.
- Bekker-Nielsen, Tønnes/Casasola, Darfo Bernal (Hg.): *Ancient Nets and Fishing Gear. Proceedings of the International Workshop on Nets and Fishing Gear in Classical Antiquity: A First Approach*, Cádiz 2010.
- Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006.
- Bentley, Jerry H.: »The Human Web: A Bird's-Eye View of World History by J. R. McNeill and William H. McNeill«, in: *History and Theory* 44 (2005) 1, S. 102–112.
- Benveniste, Émile: *Problèmes de linguistique générale* 1, Paris 1966.
- Bergem, Wolfgang/Bluhm, Lothar/Marx, Friedhelm/Bau, Susanne (Hg.): *Metapher und Modell. Ein Wuppertaler Kolloquium zu literarischen und wissenschaftlichen Formen der Wirklichkeitskonstruktion*, Trier 1996.

- Bergmann, K.: »Rezension zu Richard Riegler: Das Tier im Spiegel der Sprache«, in: *Neue philologische Rundschau* 22 (1907), S. 518–522.
- Beyrer, Klaus: »Gebahnte Wege. Aspekte der Vernetzung im historischen Landverkehr«, in: Klaus Beyrer und Michael Andritzky (Hg.): *Das Netz*, Heidelberg 2002, S. 75–90.
- Beyrer, Klaus/Andritzky, Michael (Hg.): *Das Netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme*, Publikation anlässlich der Ausstellung im Museum für Kommunikation Frankfurt 28. Februar bis 1. September 2002 (Kataloge der Museumsstiftung Post- und Telekommunikation 12), Heidelberg 2002.
- Bibliographisches Institut (Hg.): *Meyers Konversationslexikon*, Leipzig/Wien 1885–1892.
- Bick, Almut: *Steinzeit*, Stuttgart 2006.
- Bickenbach, Matthias/Maye, Harun: *Metapher Internet. Literarische Bildung und Surfen*, Berlin 2009.
- Bieber, Daniel: »Systemische Rationalisierung und Produktionsnetzwerke«, in: Thomas Malsch und Ulrich Mill (Hg.): *ArBYTE*, Berlin 1992, S. 271–293.
- Biedermann, Hans (Hg.): *Knaurs Lexikon der Symbole*, München 1994.
- Birk, Elisabeth (Hg.): *Philosophie der Schrift*, Tübingen 2009.
- Bittner, Peter/Woinowski, Jens (Hg.): *Mensch – Informatisierung – Gesellschaft*. Beiträge zur 14. Jahrestagung des Forums InformatikerInnen für Frieden und Gesellschaftliche Verantwortung (FifF) e.V. »Menschsein in einer informatisierten Gesellschaft« am 13.–15. November 1998 an der TU Darmstadt, Münster 1999.
- Black, Max: *Models and Metaphors. Studies in Language and Philosophy*, Ithaca/NY 1962.
- : »How Metaphors Work: A Reply to Donald Davidson« (1978), in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 181–192.
- : »Die Metapher«, übersetzt von Margit Smuda, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 55–79.
- Blumenberg, Hans: »Das Verhältnis von Natur und Technik als philosophisches Problem«, in: *Studium Generale* 4 (1951) 8, S. 461–467.
- : »Beobachtungen an Metaphern«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15 (1971), S. 161–214.
- : *Der Prozess der theoretischen Neugierde*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1980. = *Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt/M. 1966, S. 201–432.
- : *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt/M. 1987.
- : *Die Lesbarkeit der Welt* (1986), 2. Aufl., Frankfurt/M. 1989.
- : »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit« (1979), in: *Schiffbruch mit Zuschauer*, Frankfurt/M. 1997, S. 87–106. Zuerst erschienen in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1983, S. 438–454.
- : *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher* (1979), Frankfurt/M. 1997.
- : *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/M. 1998. Zuerst veröffentlicht in *Archiv für Begriffsgeschichte* 6 (1960), S. 7–142.
- : »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« (1971), in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999, S. 104–136.
- : »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie« (1959), in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999, S. 7–54. Zuerst erschienen in *Filosofia* 14 (1963), S. 855–884.
- : »»Nachahmung der Natur«. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen« (1956), in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999, S. 55–103. Zuerst veröffentlicht in: *Studium Generale* 10 (1957), S. 266–283.
- : »Sprachsituation und immanente Poetik« (1981), in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben*, Stuttgart 1999, S. 137–155. Zuerst veröffentlicht in: Wolfgang Iser (Hg.): *Im-*

- manente Ästhetik – ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne (Poetik und Hermeneutik II)*, München 1966, S. 145–155.
- : *Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede* (1981), Stuttgart 1999.
- : »Geld oder Leben. Eine metaphorologische Studie zur Konsistenz der Philosophie Georg Simmels« (1976), in: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt/M. 2001, S. 177–192. Zuerst erschienen in: Hannes Böhringer und Karlfried Gründer (Hg.): *Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel*, Frankfurt 1976, S. 157–162.
- : *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2001.
- : *Die Vollzähligkeit der Sterne* (1997), Nachlass, Frankfurt/M. 2000.
- : *Lebenszeit und Weltzeit* (1986), Frankfurt/M. 2001.
- : *Die Legitimität der Neuzeit* (1966), erneuerte Ausgabe, Frankfurt/M. 2003.
- : *Arbeit am Mythos* (1979), 6. Aufl., Frankfurt/M. 2006.
- : *Theorie der Unbegrifflichkeit*, aus dem Nachlass hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2007.
- : »Einige Schwierigkeiten, eine Geistesgeschichte der Technik zu schreiben«, in: *Geistesgeschichte der Technik*, Frankfurt/M. 2009, S. 7–47. Zuerst veröffentlicht als Rundfunkvortrag im WDR am 23.05.1966.
- : *Geistesgeschichte der Technik*, mit einem Radiovortrag auf CD, aus dem Nachlass hrsg. v. Alexander Schmitz und Bernd Stiegler, Frankfurt/M. 2009.
- : *Theorie der Lebenswelt*, aus dem Nachlass hrsg. v. Manfred Sommer, Berlin 2010.
- : *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Kommentar von Anselm Haverkamp unter Mitarbeit von Dirk Mende und Mariele Nientied (Suhrkamp Studienbibliothek 10), Suhrkamp: Frankfurt am Main 2013.
- Bochenski, Zbigniew M./Tomek, Teresa/Wilczynski, Jaroslaw/Svoboda, Jiri/Wertz, Krzysztof/Wojtal, Piotr: »Fowling During the Gravettian: the Avifauna of Pavlov I, the Czech Republic«, in: *Journal of Archaeological Science* 36 (2009) 12, S. 2655–2665.
- Bockelmann, Eske: *Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens*, Springe 2004.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang/Dohrn-van Rossum, Gerhard: »Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper« (1978), in: Otto Brunner et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart 2004, S. 519–622.
- Bödeker, Hans Erich/Bevir, Mark (Hg.): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Metapherngeschichte* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 14), Göttingen 2004.
- Böhme, Hartmut: »Die technische Form Gottes. Über die theologischen Implikationen von Cyberspace«, in: *Neue Zürcher Zeitung*. Nr. 86, 13. April 1996, S. 69.
- : »Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion«, in: Jürgen Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 17–36. Zuerst veröffentlicht in: *Zeitschrift für Germanistik* Neue Folge XIII (2003) 3, Themenheft *Bild-Schrift-Zahl*, hrsg. v. Horst Wenzel, S. 590–604.
- Bohnsack, Almut: *Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe* (Bramscher Schriften 3), Bramsche 2002.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.
- Bolz, Norbert: »Tele! Polis!«, in: Stefan Iglhaut et al. (Hg.): *Stadt am Netz*, Mannheim 1996, S. 143–150.
- Bono, James J.: »Science, Discourse, and Literature. The Role/Rule of Metaphor in Science«, in: Stuart Peterfreund (Hg.): *Literature and Science*, Boston 1990, S. 59–89.
- Booth, Wayne C.: »Metaphor as Rhetoric: The Problem of Evaluation« (1978), in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 47–70.

- Borchert, Heiko/Thiele, Ralph (Hg.): *Vernetzte Sicherheit. Leitidee der Sicherheitspolitik im 21. Jahrhundert*, Hamburg 2004.
- Bourdieu, Pierre: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Reprint der Erstausgabe von 1992, hrsg. v. Margareta Steinrück, Hamburg 2005.
- : »Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital«, in: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 2005, S. 49–80.
- Brandt, Christina: *Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code*, Göttingen 2004.
- Brandt, Lampertus Otto: »Einleitung«, in: Friedrich List: *Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems*, Leipzig 1897, S. 3–13.
- Braunberger, Gerald: »Wachsende Ansteckungsgefahr an den Märkten«, in: *FAZ*, 18.07.11 <<http://www.faz.net/aktuell/finanzen/anleihen-zinsen/schuldenkrise-wachsende-ansteckungsgefahr-an-den-maerkten-1767125.html>> (26.10.2011).
- Bremer, Dieter: »Aristoteles, Empedokles und die Erkenntnisleistung der Metapher«, in: *Poetica* 12 (1980), S. 350–376.
- Breuer, Ingeborg/Leusch, Peter/Mersch, Dieter: *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartsphilosophie*, Bd. 2: Frankreich/Italien, Hamburg 1996.
- Briese, Olaf: *Die Macht der Metaphern. Blitz, Erdbeben und Kometen im Gefüge der Aufklärung*, Stuttgart 1998.
- Brinkmann, Friedrich: *Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen*, Bonn 1878.
- Broch, Jan/Rassiller, Markus /Scholl, Daniel (Hg.): *Netzwerke der Moderne. Erkundungen und Strategien*, Würzburg 2007.
- Brockhaus, Friedrich Arnold (Hg.): *Konversationslexikon*, Leipzig/Berlin/Wien 1894–1896.
- Bröckling, Ulrich (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2004.
- : *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M. 2007.
- Brockman, John (Hg.): *What is Your Dangerous Idea? Today's Leading Thinkers on the Unthinkable*, New York 2007.
- Brodbeck, Karl-Heinz: *Geld und Sprache. Der innere Widerstreit in der Modernisierung*. Vortrag auf dem Symposium »Die Wirtschaft des 21. Jahrhunderts!«, 2.–4.06.2011, veranstaltet vom Universitätsclub Klagenfurt in Abbazia di Rosazzo, Manzano. <www.khbrodbeck.homepage.t-online.de/sprache.pdf> (25.08.2011).
- : *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik*, Darmstadt 2009.
- Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Geschichte in Deutschland*, Stuttgart 2004.
- Buch, Leopold von: »Ueber den Jura in Deutschland«, aus den Berichten der Königlichen Preußischen Academie der Wissenschaften, in: *Annalen der Physik* 116 (1837) 4, S. 638–641.
- Buchanan, Mark: *Small World. Uncovering Nature's Hidden Networks*, London 2002.
- Buchholz, Michael B.: »Ein psychologischer Beitrag zu einer interaktiven Metapherntheorie«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010, S. 223–248.
- Buffon, Georges Louis Leclerc de: »Nos domestiques carnivores. Du chien«, in: *Histoire naturelle*, Bd. 4. *Histoires des quadrupèdes*. Tome I, Paris 1804, S. 192–215.
- Buffon, Georges Louis Leclerc de: *Histoire naturelle*, hrsg. v. P. Bernard, Paris 1804.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung: *Kompetenzen in einer digital geprägten Kultur. Medienbildung für die Persönlichkeitsentwicklung, für die gesellschaftliche Teilhabe und für die Entwicklung von Ausbildungs- und Erwerbsfähigkeit*, Bonn/Berlin 2010.
- Bundesministerium für Verteidigung (Hg.): *Weißbuch 2006. Zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr*, Berlin 2006.

- Burkhardt, Johannes/Werkstetter, Christine (Hg.): *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit* (Historische Zeitschrift 41), München 2005.
- Buss, Mareike/Jost, Jörg: »Die Schrift als Gewebe und als Körper. Eine metaphorologische Skizze«, in: Elisabeth Birk (Hg.): *Philosophie der Schrift*, Tübingen 2009, S. 169–182.
- Busse, Dietrich: *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart 1987.
- : »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie«, in: Carsten Dutt (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, Heidelberg 2003, S. 17–38.
- Butzner, Günter/Jakob, Joachim: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, Stuttgart 2008.
- Canguilhem, George: »Maschine und Organismus« (1965), in: Ders.: *Die Erkenntnis des Lebens*, Berlin 2009, S. 183–232.
- : *Die Erkenntnis des Lebens*, aus dem Französischen von Till Bardoux, Maria Muhle und Francesca Raimondi, Berlin 2009
- Campe, Rüdiger: »Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher. Blumenbergs systematische Eröffnung«, in: Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 283–315.
- Camus, Albert: *Der Mythos des Sisyphos*, Reinbek bei Hamburg 1999.
- Capra, Fritjof: *The Tao of Physics*, New York 1977.
- : *The Turning Point. Science, Society and the Rising Culture*, New York 1982.
- : *The Web of Life. A New Scientific Understanding of Living Systems*, New York 1996.
- : *Lebensnetz. Ein neues Verständnis der lebendigen Welt*, übersetzt von Michael Schmidt, Bern/München/Wien 1996.
- Capra, Fritjof/Kalberer, Guido: »Die Katastrophen werden sich häufen und verschlimmern«, in: *Tagesanzeiger*, 18.01.2010 <<http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Die-Katastrophen-werden-sich-haeufen-und-verschlimmern/story/23994171/print>> (13.01.2012).
- Capurro, Rafael: »Ich bin ein Weltbuerger aus Sinope. Vernetzung als Lebenskunst«, überarbeitete Fassung eines am 14.11.1998 gehaltenen Vortrags im Rahmen der 14. Jahrestagung des Forum InformatikerInnen für Frieden und gesellschaftliche Verantwortung, in: Peter Bittner und Jens Woinowski (Hg.): *Mensch – Informatisierung – Gesellschaft*, Münster 1999, S. 1–19.
- : *Éthik im Netz (Medienethik 2)*, Stuttgart 2003.
- : »Ich bin ein Weltbürger aus Sinope. Vernetzung als Lebenskunst«, in: *Ethik im Netz (Medienethik 2)*, Stuttgart 2003, S. 46–57.
- Castells, Manuel: *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter*, Opladen 2001.
- : *Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft*, übersetzt von Reinhart Köhler, Wiesbaden 2005.
- : *The Rise of the Network Society (The Information Age 1)*, 2., erneuerte Auflage Malden/MA 2008.
- Chappe, Abraham/Chappe, René: *Mémoire sur la Télégraphie*, Paris 1829.
- Cherry, Colin: *On Human Communication. A Review, a Survey, and a Criticism*, 3. Aufl., Cambridge/MA 1957.
- : *Kommunikationsforschung. Eine neue Wissenschaft*, aus dem Englischen von Peter Müller, Frankfurt/M. 1963.
- Chevalier, Michel: *Système de la Méditerranée. Articles extraits du globe*, 20. janvier 1832–12. février 1832 (Religion Saint-Simonienne. Politique Industrielle), Paris 1832.
- : *Lettres sur l'Amérique du Nord. avec une carte des États-Unis D'Amérique*, Tome second, quatrième édition, Paris 1937.

- Cicero, Marcus Tullius: *De Oratore* (Sammlung Tusculum), übersetzt und hrsg. v. Theodor Nüßlein, Düsseldorf 2007.
- Clarke, Edwin/O'Malley, Charles Donald: *The Human Brain and Spinal Cord. A Historical Study Illustrated by Writings from Antiquity to the Twentieth Century*, Berkeley/Los Angeles 1968.
- Cohen, G.: »Eisenbahnen«, in: Carl von Rotteck und Karl Theodor Welcker (Hg.): *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften*, Bd. 5, Altona 1856–1866, S. 19–56.
- Colpe, Carsten et al.: »Altiranische und zoroastrische Mythologie«, in: Hans Wilhelm Haussig (Hg.): *Wörterbuch der Mythologie*, Bd. 4, Stuttgart 1986, S. 161–487.
- Compton, Vanessa: *Understanding the Labyrinth as Transformative Site, Symbol, Technology*, Toronto 2007.
- Conacher, Desmond J.: *Aeschylus' Oresteia*, Toronto 1987.
- Cordier, Joseph Louis Etienne: *Ponts et Chaussées: Essais sur la construction des routes, des ponts suspendus, des barrages, etc. extraits de divers ouvrages anglais: et la législation des travaux publics*, Lille 1823.
- Cormontaigne, Louis de: *Architecture militaire*, Paris 1732.
- Corsten, Hans: *Unternehmensnetzwerke*, München 2001.
- Csermely, Peter: *Weak Links. The Universal Key to the Stability of Networks and Complex Systems*, 2. Aufl., Berlin/Heidelberg 2009.
- Cuvier, George/Valenciennes, M.: *Histoire naturelle des poissons*. Tome I, Paris/Strasbourg 1828.
- Daire, Eugène (Hg.): *Économistes financiers du XVIIIe siècle, précédés de notices historiques sur chaque auteur et accompagnés de commentaires et de notes explicatives par Eugène Daire* (Collection des principaux économistes 1), Paris 1851.
- Danneberg, Lutz: *Probleme der Verknüpfung von Metaphern Oder: Was haben Bacons, Humboldts und Nietzsches Spinnen miteinander zu tun? Mit einem Exkurs zur Wachsnaese*, überarbeitete Fassung vom 05.09.2011. Vortrag auf der Tagung »In übertragenem Sinne? Metaphern (in) der Philosophie« am 13. Juli 2007, Einstein Forum, Potsdam. <<http://www.fheh.org/images/fheh/material/metaphspinn-v01.pdf>> (12.12.2011).
- Danneberg, Lutz/Graeser, Andreas/Petrus, Klaus (Hg.): *Metapher und Innovation. Die Rolle der Metapher im Wandel von Sprache und Wissenschaft*, Bern 1995.
- Danneberg, Lutz/Spoerhase, Carlos/Werle, Dirk (Hg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte* (Wolfenbütteler Forschungen 120), Wiesbaden 2009.
- Davidson, David: »What Metaphors Mean« (1978), in: Sheldon Sacks (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993, S. 29–46.
- : »Was Metaphern bedeuten«, aus dem Amerikanischen von Joachim Schulte, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 49–75.
- Debatin, Bernhard: »Allwissenheit und Grenzenlosigkeit: Mythen um Computernetze«, Vortrag gehalten auf der Jahrestagung der DGPK in Mainz 1998, in: Jürgen Wilke (Hg.): *Massenmedien und Zeitgeschichte*, Konstanz 1999, S. 481–493.
- Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*, übersetzt von Joseph Vogl, München 1997.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: *Mille plateaux. Capitalisme et schizophrénie 2*, Paris 1980.
- : *Rhizom*, aus dem Französischen von Dagmar Berger, Clemens-Carl Haerle, Helma Konyen, Alexander Krämer, Michael Nowak und Kade Schacht, Berlin 1977.
- : *Was ist Philosophie?*, Frankfurt/M. 2000.
- : *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II* (1992), übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié, 5. Aufl., hrsg. v. Günther Rösch, Berlin 2002.

- Demandt, Alexander: *Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken*, München 1978.
- Densmore, Frances: *Chippewa Customs*, St. Paul 1979.
- Derrida, Jacques: »La mythologie blanche. La métaphore dans le texte philosophique«, in: *Marges de la philosophie*, Paris 1972, S. 247–324. Zuerst veröffentlicht in: *Poétique* 5 (1971), S. 1–52.
- : *Marges de la philosophie* (Collection »Critique«), Paris 1972.
- : »Le retrait de la métaphore«, in: *Psyché*, Paris 1987, S. 63–94.
- : *Psyché. Invention de l'autre*, Paris 1987.
- : »Der Entzug der Metapher«, aus dem Französischen von Alexander G. Düttmann und Iris Radisch, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 197–234.
- : »Die Form und das Bedeuten. Bemerkungen zur Phänomenologie der Sprache«, in: *Randgänge der Philosophie*, hrsg. v. Peter Engelmann, Wien 1999, S. 177–194.
- : »Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text«, übersetzt von M. Fischer und K. Karabaczek-Schreiner, für die zweite Auflage überarbeitet von J. Maatsch, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1999, S. 229–290.
- : *Randgänge der Philosophie*, 2. Aufl., hrsg. von Peter Engelmann, Wien 1999.
- : *Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls*, aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, Frankfurt/M. 2005.
- : »Als ob es möglich wäre, »within such limits«, in: *Maschinen Papier. Das Schreibmaschinenband und andere Antworten*, Wien 2006, S. 261–292.
- : *Maschinen Papier. Das Schreibmaschinenband und andere Antworten*, übersetzt von Markus Sedlaczek, hrsg. v. Peter Engelmann, Wien 2006.
- Deutscher Bundestag (Hg): *Regulierung von systemrelevanten Finanzinstituten*, Berlin 2011.
- Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß (Hg): *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments*, nach dem 1912 genehmigten Text nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers, Mitteloktav-Ausgabe, Stuttgart 1961.
- Deutschmann, Christoph: »Geld als absolutes Mittel: Zur Aktualität von Simmels Geldtheorie«, in: Ders. (Hg.): *Kapitalistische Dynamik*, Wiesbaden 2008, S. 41–54.
- (Hg.): *Kapitalistische Dynamik*, Wiesbaden 2008.
- Diderot, Denis: »Le Rêve de d'Alembert« (1769), in: *Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot*, Bd. 4, Paris 1830–31, S. 103–239.
- : *Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot*, 4 Bde., hrsg. v. Friedrich Melchior Grimm, Paris 1830–31.
- : *Ceuvre philosophiques*, hrsg. v. Paul Vernière, Paris 1961.
- : »Gespräche mit D'Alembert«, in: *Über die Natur*, Frankfurt/M. 1989, S. 67–144.
- : *Über die Natur*, übersetzt von Theodor Lücke, hrsg. v. Jochen Köhler, Frankfurt/M. 1989.
- Diekmann, Annette: *Klassifikation – System – »scala naturae«. Das Ordnen der Objekte in Naturwissenschaft und Pharmazie zwischen 1700 und 1850*, Dissertation, Stuttgart 1992.
- Dierig, Sven: *Wissenschaft in der Maschinenstadt. Emil Du Bois-Reymond und seine Laboratorien in Berlin*, Göttingen 2006.
- Donati, Vitaliano: *Della storia naturale marina dell' Adriatico*, Venedig 1751.
- Doyon, Maxime: »Der quasi transzendente Status des Ereignisses bei Derrida«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 117 (2010) 2, S. 262–285.
- : *Der transzendente Anspruch der Dekonstruktion. Zur Erneuerung des Begriffs »transzendental« bei Derrida* (Studien zur Phänomenologie und praktischen Philosophie 20), Dissertation, Würzburg 2010.

- Drewer, Petra: *Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse* (Forum für Fachsprachen-Forschung 62), Dissertation, Tübingen 2003.
- Du Bois-Reymond, Emil: *Untersuchungen über thierische Elektrizität*, Berlin 1848–1884.
- : *Über thierische Bewegung*. Rede gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge am 22. Februar 1851, Berlin 1851.
- : »Beschreibung einiger Vorrichtungen und Versuchsweisen zu elektrophysiologischen Zwecken« (1862), in: *Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik* Bd. 1, Leipzig 1875, S. 145–227.
- : *Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik* (1862), Leipzig 1875.
- Dubois, Jean (Hg.): *Larousse. Dictionnaire de français*, Berlin 2000.
- Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage in 8 Bänden, Mannheim 1994.
- : *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage in 10 Bänden, Mannheim 1999
- Dunal, Michel-Félix: *Monographie de la famille des Anonacées*, Paris 1817.
- Dupuit, Jules/Genieys, Raymond/Voisins, Jean François Aubuisson de: *Traité théorique et pratique de la conduite et de la distribution des eaux*, Paris 1854.
- Dutens, Joseph-Michel: *Mémoire sur les travaux publics en Angleterre: suivis d'un mémoire l'esprit d'association et sur les différents modes de concession*, Paris 1819.
- Dutt, Carsten (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, Heidelberg 2003.
- Ebeling, Erich/Weidner, Ernst F./Edzard, Dietz Otto (Hg.): *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Berlin 1971.
- Eco, Umberto: »The Scandal of Metaphor: Metaphorology and Semiotics«, aus dem Italienischen von Christopher Paci in Zusammenarbeit mit dem Autor, in: *Poetics Today* 4 (1983) 2, S. 217–257.
- : *Semiotik und Philosophie der Sprache* (Supplemente, Bd. 4), übersetzt von Christiane Trabant-Rommel und Jürgen Trabant, hrsg. v. Hans-Horst Henschen, München 1985. Original erschienen als: *Semiotica e filosofia del linguaggio*, Turin 1984.
- Eder, Thomas/Czernin, Franz Josef (Hg.): *Zur Metapher. Die Metapher in Philosophie, Wissenschaft und Literatur*, München 2007.
- Eisler, Robert: *Weltenmantel und Himmelszelt: Religionsgeschichtliche Untersuchungen zur Urgeschichte des antiken Weltbildes*, Reprint, Hildesheim 2002.
- Eliade, Mircea: *Ewige Bilder und Sinnbilder: Vom unvergänglichen menschlichen Seelenraum*, Olten 1958.
- Emden, Christian: »Epistemische Konstellationen 1800–1900. Nerven, Telegrafien und die Netzwerke des Wissens«, in: Jürgen Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 127–154.
- : »Netz«, in: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hrsg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007, S. 248–260.
- Engel, Richard Martinus: *Saint-Simon. Einführung in ein Leben und Werk, eine Schule, Sekte und Wirkungsgeschichte*, München 1987.
- Endreß, Martin/Matys, Thomas (Hg.): *Die Ökonomie der Organisation – die Organisation der Ökonomie*, Wiesbaden 2010.
- Engell, Lorenz/Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (Hg.): *Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?)* (Archiv für Mediengeschichte), Weimar 2006.
- Engels, Friedrich: »Die Lage Englands«, in: *Werke*, Bd. 1, Berlin 1956, S. 550–592.
- : »Die Rolle der Gewalt in der Geschichte«, in: *Werke*, Bd. 21, Berlin 1956, S. 407–461.

- Erickson, Keith V. (Hg.): *Aristotle: The Classical Heritage of Rhetoric*, Scarecrow: Metuchen 1974.
- Ette, Wolfram: *Die Aufhebung der Zeit in das Schicksal. Zur ›Poetik‹ des Aristoteles*, Berlin 2003.
- : *Kritik der Tragödie. Über dramatische Entschleunigung*, Velbrück: Weilerswist 2011.
- : »Die Tragödie als Medium philosophischer Selbsterkenntnis« (2011), in: Hans Feger (Hg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*, Stuttgart 2012, S. 88–122.
- Eubanks, Philip: »The Story of Conceptual Metaphor: What Motivates Metaphoric Mappings?«, in: *Poetics Today* 20 (1999) 3, S. 419–442.
- Europäische Kommission: *Vorbereitung der europäischen Bürger auf die wissensbasierte Wirtschaft und Gesellschaft: Den europäischen Raum des lebenslangen Lernens verwirklichen*, IP/01/1620. 21.11.2001.
- European Commission for Economic and Financial Affairs: *Treaty Establishing the European Stability Mechanism (ESM) signed*, 11.07.2011.
- Falkner, M.: »Geisterstele (archäologisch)«, in: Erich Ebeling et al. (Hg.): *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Bd. 3, Berlin 1971, S. 194.
- Fangerau, Heiner/Halling, Thorsten (Hg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften? Ein transdisziplinärer Überblick*, Bielefeld 2009.
- Fann, Kuang Tih: *Peirce's Theory of Abduction*, Dissertation, Den Haag 1970.
- Faßler, Manfred: *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*, München 2001.
- Fauconnier, Gilles/Turner, Mark: »Conceptual Integration Networks«, in: *Cognitive Science* 22 (1998) 2, S. 133–187.
- : »Rethinking Metaphor«, in: Raymond W. Gibbs (Hg.): *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought*, Cambridge 2008, S. 53–66.
- Feger, Hans (Hg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*, Stuttgart/Weimar 2012.
- Feigl, Hubert: »Überlegungen zu Network Centric Warfare (NCW)«, in: Heiko Borchert und Ralph Thiele (Hg.): *Vernetzte Sicherheit*, Hamburg, 2004, S. 9–19.
- Fellmann, Ferdinand: *Das Vico-Axiom. Der Mensch macht die Geschichte*, Habilitation, Freiburg 1976.
- : »Hans Blumenberg«, in: *Information Philosophie* (2008) 3, S. 49–54.
- Ferguson, Marilyn: *The Aquarian Conspiracy. Personal and Social Transformation in Our Time / in the 1980s*, Los Angeles 1980.
- Fichte, Johann Gottlieb: »Das System der Sittenlehre nach dem System der Wissenschaftslehre«, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Berlin 1845.
- : »Die Thatsachen des Bewusstseyns«, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Berlin 1845.
- : *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte, Berlin 1845.
- Fischbach, Rainer: *Mythos Netz. Kommunikation jenseits von Raum und Zeit?*, Zürich 2005.
- Fleisch, Elgar/Mattern, Friedemann (Hg.): *Das Internet der Dinge. Ubiquitous computing und RFID in der Praxis: Visionen, Technologien, Anwendungen, Handlungsanleitungen*, Berlin/Heidelberg/New York 2005.
- Flichy, Patrice: *Tele. Geschichte der modernen Kommunikation*, Frankfurt/New York 1994.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1973.
- : »Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes«, aus dem Französischen von Monika Metzger, in: *Dispositive der Macht*, Berlin 1978, S. 118–175. Original erschienen als: »Le jeu de Michel Foucault«, in: *Dits et écrits*, Bd. 3, Paris 1994, S. 298–329. Zuerst publiziert in: *Ornicar* 10, Paris 1977.
- : *Dits et écrits. 1954–1988*, 4 Bde., hrsg. v. Daniel Defert und François Ewald, Paris 1994.

- : *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, S. 118–175.
- Fowler, Henry Watson/Gowers, Ernest (Hg.): *A Dictionary of Modern English Usage*, Oxford 1994.
- France, Anatole: *Le jardin d'Épicure*, Paris 1894.
- : *Der Garten des Epikur*, übersetzt von Olga Sigall, Minden i. W. 1906.
- Francis, John: *A History of the English Railway: Its Social Relations and Revelations 1820–1845*, Bd. 1, London 1851.
- Frey, Kolja: *Geld als Sinnbild für Sprache. Zum heuristischen Potenzial der Geld-Sprache-Analogie für die Sprachreflexion*, Dissertation, Hamburg 2009.
- Friedrich, Alexander: »Das Internet als Medium und Metapher. Medienmetaphorologische Perspektiven«, in: Annette Simonis und Berenike Schröder (Hg.): *Medien, Bilder, Schriftkultur*, Würzburg 2012, S. 227–251.
- : »Vernetzte Zwischenräume«, in: Uwe Wirth (Hg.): *Bewegen im Zwischenraum*, Berlin 2012, S. 55–74.
- : »Metaphorical Anastomoses: The Concept of ›Network‹ and its Origins in the Nineteenth Century«, in: Birgit Neumann und Ansgar Nünning (Hg.): *Travelling Concepts for the Study of Culture*, Berlin, Boston 2012, S. 119–143.
- : »Meta-Metaphorologische Perspektiven. Zur technotropischen Geschichte des Metaphernbegriffs«, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 1 (2012) 1. <<http://www.zfl-berlin.org/publikationen-detail/items/forum-interdisziplinare-begriffsgeschichte.html>> (10.10.14).
- : »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsgeschichte einer historischen Problemkonstellation«, in: Ariane Leendertz und Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Bezeichnungsrevolutionen, Bedeutungsverschiebungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt/M. 2015 [im Druck].
- Fröhlich, Gerhard: »Netz-Euphorien. Zur Kritik digitaler und sozialer Netz(werk)-metaphern«, in: Alfred Schramm (Hg.): *Philosophie in Österreich 1996*, Wien 1996, S. 292–306.
- Fröhlich, Jürgen/Münkner, Jörn: »Einleitung«, in: *Netzstrukturen* (Perspicuitas. Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft), Essen 2005–2006.
- Frühwald, Wolfgang: »Hoffnung und Gefahr. Physik im Diskurs der Gesellschaft«, in: Werner Martienssen und Dieter Röß (Hg.): *Physik im 21. Jahrhundert*, Berlin/Heidelberg 2011, S. 1–46.
- Fuchs, Phillip: »Zur Genese des Netzwerkbegriffs in der Soziologie«, in: Jan Broch et al. (Hg.): *Netzwerke der Moderne*, Würzburg 2007, S. 81–101.
- Fuchs, Thomas: *Die Mechanisierung des Herzens. Harvey und Descartes – der vitale und der mechanische Aspekt des Kreislaufs*, Frankfurt/M. 1992.
- Fuhse, Jan A.: »Systeme, Netzwerke, Identitäten. Die Konstitution sozialer Grenzziehungen am Beispiel amerikanischer Straßengangs«, in: *Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart* 1/2003.
- Gabriel, Gottfried: »Begriffsgeschichte vs. Metaphorologie? Zu Anselm Haverkamps dekonstruktiver Vereinnahmung Blumenbergs«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (2008) 2, S. 121–125.
- : »Kategoriale Unterscheidungen und ›absolute Metaphern‹. Zur systematischen Bedeutung von Begriffsgeschichte und Metaphorologie«, in: Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 65–84.
- Gabriel, Otto/Lange, Klaus/Dahm, Erdmann/Wendt, Thomas: *Fish Catching Methods of the World*, 4. Aufl., Oxford 2005.
- Galvani, Luigi: *De viribus electricitatis in motu musculari commentarius*, Bologna 1791.

- Gasché, Rodolphe: »Metapher und Quasi-Metaphorizität«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 235–267.
- Gatzemeier, Matthias/Ebert, Rolf: »Kosmos«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, hrsg. v. Joachim Ritter et al., Basel 1971–2007, S. 1167–1176.
- Gehring, Petra: »Erkenntnis durch Metaphern? Methodologische Bemerkungen zur Metaphernforschung«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010, S. 203–220.
- Geistbeck, Michael: *Weltverkehr. Die Entwicklung von Seeschifffahrt, Eisenbahn, Post und Telegraphie bis zum Ende des 19. Jh.*, Reprographischer Nachdruck der Ausgabe von 1895, Hildesheim 1986.
- Gemelli Marciano, M. Laura (Hg.): *Die Vorsokratiker, Band II: Parmenides, Zenon, Empedokles. Griechisch-lateinisch-deutsch* (Sammlung Tusculum), Auswahl der Fragmente und Zeugnisse, Übersetzung und Erläuterung v. Laura Gemelli Marciano, Düsseldorf 2009.
- Gemoll, Wilhelm/Vraska, Karl (Hg.): *Gemoll. Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch*, München 2007.
- Genieys, Raymond: *Essai sur les moyens de conduire, d'lever et de distribuer les eaux*, Paris 1829.
- Genies, Dieter D./Hess-Lüttich, Ernest W. B.: »Zeit-Zeichen in der Geologie. Über die Vorgeschichte der Geosemiotik«, in: Ernest W. B. Hess-Lüttich und Brigitte Schlieben-Lange (Hg.): *Signs & Time*, Tübingen 1998, S. 133–151.
- Gerlach, Joseph von: »Von dem Rückenmark«, in: S. Stricker (Hg.): *Handbuch der Lehre von den Geweben des Menschen und der Thiere*, Bd. 2, Leipzig 1869–1872, S. 665–693.
- : »Über die Structur der grauern Substanz des menschlichen Grosshirns. Vorläufige Mittheilung«, in: *Zentralblatt für medizinische Wissenschaften* (1872) 10, S. 273–275.
- Giannoulis, Markos: *Die Moiren. Tradition und Wandel des Motivs der Schicksalsgöttinnen in der antiken und byzantinischen Kunst*, Dissertation, Münster 2010.
- Gießmann, Sebastian: *Netze und Netzwerke. Archäologie einer Kulturtechnik, 1740–1840*, Bielefeld 2006.
- : »Repatch! Eine kurze Wissensgeschichte der Telefonvermittlung«, in: Jan Broch et al. (Hg.): *Netzwerke der Moderne*, Würzburg 2007, S. 37–59.
- : »Graphen können alles. Visuelle Modellierung und Netzwerktheorie vor 1900«, in: Ingeborg Reichle et al. (Hg.): *Visuelle Modelle*, Paderborn/München 2008, S. 269–284.
- : *Die Verbundenheit der Dinge. Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*, Berlin 2014.
- Gleich, Michael: *Web of Life. Die Kunst vernetzt zu leben*, Hamburg 2002.
- Glück, Helmut (Hg.): *Metzler-Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar 2000.
- Golgi, Camillo: »Sulla struttura della sostanza grigia del cervello (Comunicazione preventiva)«, in: *Gazzetta Medica Italiana* 33 (1873), S. 244–246.
- : »On the fine structure of the *pes Hippocampi major* (with plates XIII–XXIII)«, übersetzt von Marina Bentivoglio und Larry W. Swanson, in: *Brain Research Bulletin* 54 (2001) 5, S. 461–483.
- Goodman, Nelson: *Languages of Art*, Indianapolis 1997.
- Grabes, Herbert/Nünning, Ansgar/Baumbach, Sibylle (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory* (Yearbook of Research in English and American Literature 25), Tübingen 2009.
- Graf, Gerhard: *Grundlagen der Finanzwissenschaft*, 2. Aufl., Heidelberg 2005.
- Granovetter, Mark: »The Strenth of Weak Ties«, in: *The American Journal of Sociology* 78 (1973) 6, S. 1360–1380.
- Greber, Erika: *Textile Texte. Poetologische Metaphorik und Literaturtheorie. Studien zur Tradition des Wortflechtens und der Kombinatorik* (Pictura et poesis 9), Habilitation, Köln 2002.

- : »Gewebe/Faden«, in: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, hrsg. v. Günter Butzner und Joachim Jakob, Stuttgart 2008, S. 126–129.
- Grimm, Jacob: *Deutsche Mythologie*, 3. Aufl., Göttingen 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, bearbeitet von Dr. Matthias Lexer, Lizenzausgabe, 33 Bde., München 1984.
- Gruber, Elmar/Fassberg, Susan: *New-Age-Wörterbuch. 300 Schlüsselbegriffe von A–Z*, 2. Aufl., Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 1988.
- Gründer, Karlfried: »Bericht über das ›Archiv für Begriffsgeschichte‹«, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur*, Mainz 1967, S. 74–79.
- Guillermé, André: »L'émergence du concept de réseau 1820–1830«, in: *Flux. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et Territoires* 2 (1986) 5, S. 30–47.
- : »Réseau. Genèse d'une catégorie dans la pensée de l'ingénieur sous la Restauration«, in: *Flux. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et Territoires* 7 (1991) 6, S. 5–17.
- Gutschker, Thomas: »Marktkonform«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 04.09.2011 <<http://www.faz.net/aktuell/politik/politik-der-eurorettung-marktkonform-11131159.html>> (18.10.2011).
- Haase, Frank: »Stern und Netz. Anmerkungen zur Geschichte der Telegraphie im 19. Jahrhundert«, in: Jochen Hörisch (Hg.): *Armaturen der Sinne*, München 1990, S. 43–63.
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns. Band I: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*, Frankfurt/M. 1981.
- : »Wahrheit und Rechtfertigung. Zu Richard Rortys pragmatischer Wende«, in: *Wahrheit und Rechtfertigung*, Frankfurt/M. 1999, S. 230–270.
- : *Wahrheit und Rechtfertigung*, Frankfurt/M. 1999.
- : »Richard Rorty und das Entzücken am Schock der Deflationierung«, Laudatio aus Anlass zur Verleihung des Meister Eckhart-Preises an Richard Rorty am 3. Dezember 2001, in: *Ach, Europa*, Frankfurt/M. 2008, S. 15–23.
- : *Ach, Europa*, Frankfurt/M. 2008.
- Haefliger, Jürg: *Imaginationssysteme. Erkenntnistheoretische, anthropologische und mentalitätshistorische Aspekte der Metaphorologie Hans Blumenbergs* (Europäische Hochschulschriften: Reihe 20, Philosophie 518), Frankfurt/M. u.a. 1996.
- Halling, Thorsten/Fangerau, Heiner: »Netzwerke. Eine allgemeine Theorie oder die Anwendung einer Universalmetapher in den Wissenschaften«, in: Heiner Fangerau und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke*, Bielefeld 2009, S. 267–285.
- Hampe, Beate (Hg.): *From Perception to Meaning*, Berlin 2008.
- Happ, Heinz: »Die Scala naturae und die Schichtung des Seelischen bei Aristoteles«, in: Ruth Stiehl/ Hans Erich Stier (Hg.): *Beiträge zur Alten Geschichte und deren Nachleben*, Bd. 1, Berlin 1969, S. 220–244.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio: *Empire*, Cambridge/MA 2000.
- Harnisch, Wolfgang (Hg.): *Die neutestamentliche Gleichnisforschung im Horizont von Hermeneutik und Literaturwissenschaft*, Darmstadt 1982.
- Harvey, William: *Exercitatio Anatomica De Motu Cordis et Sanguinis In Animalibus*, Francofurti 1628.
- : *Die Bewegung des Herzens und des Blutes* (1628), Nachdruck der Ausgabe von 1910, hrsg. v. Robert von Töply, Stuttgart 1970.
- Hassert, Kurt: *Allgemeine Verkehrsgeographie*, 2. Aufl., Berlin 1931.
- Hauser, Kapar: »Kleiner Abriss zur Nationalökonomie«, in: *Die Weltbühne* XXVII (1931) 37, S. 393.
- Haussig, Hans Wilhelm (Hg.): *Wörterbuch der Mythologie*, Stuttgart 1986.
- Haverkamp, Anselm: »Die paradoxe Metapher. Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 7–25.

- : »Die Technik der Rhetorik. Blumenbergs Projekt«, in: Hans Blumenberg: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2001, S. 435–454.
- : *Latenzzeit. Wissen im Nachkrieg*, Berlin 2004.
- : *Metapher. Die Ästhetik in der Rhetorik, Bilanz eines exemplarischen Begriffs*, München 2007.
- : »Das Skandalon der Metaphorologie. Prolegomena eines Kommentars«, in: Ders. und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 33–61.
- : »Metaphorologie zweiten Grades. Unbegrifflichkeit, Vorformen der Idee«, in: Ders. (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 237–255.
- : »Nach der Metapher«, in: Ders. (Hg.): *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996, S. 499–506.
- : (Hg.): *Theorie der Metapher* (1983), Darmstadt 1996.
- : (Hg.): *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998.
- Haverkamp, Anselm/Mende, Dirk (Hg.): *Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie*, Frankfurt/M. 2009.
- Hayles, Katherine N.: *The Cosmic Web. Scientific Field Models and Literary Strategies in the Twentieth Century*, Ithaca/NY 1984.
- : *Chaos Bound. Orderly Disorder in Contemporary Literature and Science*, Ithaca/NY 1990.
- : (Hg.): *Chaos and Order. Complex Dynamics in Literature and Science*, Chicago 1994.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zweiter Teil. Die Naturphilosophie*, in: *Werke*, Bd. 9, Frankfurt/M. 1986.
- : *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: *Werke*, Bd. 12, Frankfurt/M. 1986.
- : *Werke. In 20 Bänden* (Theorie-Werkausgabe), auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu hrsg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt/M. 1986.
- Heidegger, Martin: »Die Zeit des Weltbildes« (1938), in: *Holzwege*, Frankfurt/M. 1977, S. 75–113.
- : *Holzwege*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, in: *Gesamtausgabe*, Bd. 5, Frankfurt/Main 1977.
- : *Der Satz vom Grund* (1957), in: *Gesamtausgabe*, Bd. 10, hrsg. v. Petra Jaeger, Frankfurt/M. 1997.
- : »Logos (Heraklit, Fragment 50)« (1951), in: *Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, S. 211–234.
- : »Die Frage nach der Technik« (1953), in: *Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, S. 5–36.
- : »Aletheia (Heraklit, Fragment 16)« (1954), in: *Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, S. 263–288.
- : *Vorträge und Aufsätze*, hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann, in: *Gesamtausgabe*, Bd. 7, Frankfurt/M. 2000.
- Heidenreich, Felix: *Mensch und Moderne bei Hans Blumenberg*, Dissertation, Paderborn/München 2005.
- Heine, Heinrich: »Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben«, in: *Sämmtliche Werke. Französische Zustände. Dritter Theil*, Bd. 10, Hamburg 1867.
- : *Sämmtliche Werke*, Hamburg 1867.
- Heinz-Mohr, Gerd (Hg.): *Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst*, Köln 1984.
- Heisenberg, Werner: *Physik und Philosophie*, 2. Aufl., Stuttgart 1972.
- Held, Lukas: »Einführung in die Säkularisierungsdebatte (Schmitt, Löwith, Blumenberg)«, *Stage d'intégration du Erasmus Mundus EuroPhilosophie*, Toulouse, Septembre 2014.

- Helmholtz, Hermann von: *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik*, Braunschweig 1863.
- : »Die Thatsachen in der Wahrnehmung«, Rede gehalten zur Stiftungsfeier der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, in: *Vorträge und Reden*, Bd. 2, Braunschweig 1896, S. 213–247.
- : »Neuere Fortschritte in der Theorie des Sehens«, Vorlesungen gehalten zu Frankfurt am Main und Heidelberg. Ausgearbeitet für die Preussischen Jahrbücher 1868, in: *Vorträge und Reden*, Bd. 1, Braunschweig 1896, S. 265–365.
- : *Vorträge und Reden*, Braunschweig 1896.
- Helmholtz, Hermann von/Du Bois-Reymond, Emil: *Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Hermann von Helmholtz und Emil Du Bois-Reymond 1846–1894*, hrsg. v. Christa Kirsten (Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 9), Berlin 1986.
- Hermann, Johannes: *Tabula Affinitatum Animalium*, Argentorati 1783.
- Herodot: *Historien. Griechisch-deutsch*, 7. Aufl., 2 Bde., hrsg. v. Josef Feix, München 2006.
- : *Herodotus. Books V–VIII*, with an english translation by Alfred Denis Godley, Reprint der Ausgabe von 1922, 4 Bde., hrsg. v. E. H. Warmington, London 1982.
- Hesse, Mary B.: *Models and Analogies in Science*, Notre Dame 1966.
- : »The Explanatory Function of Metaphor« (1980), in: Dies. (Hg.): *Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science*, Brighton 1981, S. 111–124.
- (Hg.): *Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science*, Brighton 1981.
- Hirsch, Joachim/Roth, Roland: *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*, Hamburg 1986.
- Hobbes, Thomas: »Elements of Philosophy. The First Section. Concerning Body«, in: *The English Works of Thomas Hobbes of Malmesbury*, London 1839–1845.
- : *The English Works of Thomas Hobbes of Malmesbury*, now first collected and edited, 11 Bde., hrsg. v. William Molesworth, London 1839–1845.
- : *Leviathan*, hrsg. von Hermann Klenner, Hamburg 1996.
- Höffe, Otfried (Hg.): *Aristoteles: Poetik*, München 2010.
- Hoffmann, Christoph: »Nervensystemtelegraphie. Organismus und Apparatur«, in: Dietmar Schmidt (Hg.): *KörperTopoi*, Weimar 2002, S. 39–66.
- : »Helmholtz' Apparatuses. Telegraphy as Working Model of Nerve Physiology«, in: *Philosophia Scientiae* 7 (2003) 1, S. 129–149.
- Hohmann, Stefan: »Metapher und Formel, Formel als Metapher im Roman der Moderne«, in: Wolfgang Bergem et al. (Hg.): *Metapher und Modell*, Trier 1996, S. 41–59.
- Holzer, Boris: *Netzwerke*, Bielefeld 2006.
- Homer: *The Odyssey*, translated by A.T. Murray, Loeb Classical Library Volumes, Cambridge, MA 1919.
- : *The Odyssey*, translated by Rodney Merrill, Ann Arbor 2002.
- : *Odyssee. Griechisch-deutsch* (Sammlung Tusculum), übertragen von Anton Weiher. Mit Urtext, Anhang und Registern. Einführung von A. Heubeck, 14. Aufl., Berlin 2013.
- Hoops, Johannes/Beck, Heinrich/Gueuensch, Dieter/Steuer, Heiko /Timpe, Dieter (Hg.): *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Berlin 1994.
- Hörisch, Jochen: »Entfernte Entfernung. Annäherungen an Probleme der Kommunikation«, in: Klaus Beyrer und Michael Andritzky (Hg.): *Das Netz*, Heidelberg 2002, S. 233–242.
- (Hg.): *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920*, München 1990.
- Horn, Eva/Gisi, Lucas M. (Hg.): *Schwärme – Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information*, Bielefeld 2009.

- Hubig, Christoph: *Die Kunst des Möglichen I. Technikphilosophie als Reflexion der Medialität*, Bielefeld 2006.
- : »Technik und Lebenswelt«, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 7 (2013) 2, S. 255–269.
- Hudson, Wayne: »After Blumenberg: Historicism and Philosophical Anthropology«, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 4, S. 109–116.
- Husserl, Edmund: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*, hrsg. v. Elisabeth Ströker, 3. Aufl., Hamburg 1996 (Husserliana, Bd. VI, hrsg. v. Walter Biemel, Den Haag 1976).
- : *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*, Tübingen 1980 (Husserliana, Bd. III/1, hrsg. v. Karl Schuhmann, Den Haag 1977).
- : *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*. Texte aus dem Nachlass. Dritter Teil. 1929–1935, in: Husserliana, Bd. XV, hrsg. v. Iso Kern, Den Haag 1973.
- Ighhaut, Stefan/Medosch, Armin/Rötzer, Florian (Hg.): *Stadt am Netz. Ansichten von Telepolis*, Mannheim 1996.
- Ingram, David: »The Copernican Revolution Revisited: Paradigm, Metaphor and Incommensurability in the History of Science – Blumenberg's Response to Kuhn and Davidson«, in: *History of the Human Sciences* 6 (1993) 4, S. 11–35.
- Jäkel, Olaf: *Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metaphertheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion* (Philologia 59), Hamburg 2003.
- Jakob, Karlheinz: *Maschine, mentales Modell, Metapher. Studien zur Semantik und Geschichte der Techniksprache* (Reihe germanistische Linguistik 123), Tübingen 1991.
- James, Edwin O.: *Der Kult der Grossen Göttin*, Bern 2003.
- Johach, Eva: *Krebszelle und Zellenstaat. Zur medizinischen und politischen Metaphorik in Rudolf Virchows Zellulärpathologie*, Dissertation, Freiburg, 2008.
- Johnson, Jerah: »The Money=Blood Metaphor. 1300–1800«, in: *The Journal of Finance* 21 (1966) 1, S. 119–122.
- Johnson, Mark: »The Philosophical Significance of Image Schemas«, in: Beate Hampe (Hg.): *From Perception to Meaning*, Berlin 2008, S. 15–34.
- Johnson, Samuel: *A Dictionary of the English Language: in which the words are deduced from their origin and illustrated in their different significations by examples from the best writers, to which are prefixed a history of the language, and an English grammar*, Vol. II, London 1755.
- Jonas, Hans: *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation* (1979), Suhrkamp: Frankfurt/M. 1984.
- Jordan, William J.: »Aristotle's Concept of Metaphor in Rhetoric«, in: Keith V. Erickson (Hg.): *Aristotle*, Metuchen 1974, S. 235–259.
- Junge, Matthias: »Der soziale Gebrauch der Metapher«, in: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010, S. 265–279.
- : (Hg.): *Metaphern in Wissenskulturen*, Wiesbaden 2010.
- Kaminski, Andreas: »Was heißt es, dass eine Metapher absolut ist? Metaphern als Indizien«, in: *Journal Phänomenologie* 41 (2014), S. 47–62.
- Kant, Immanuel: »Kritik der Urteilskraft«, in: *Werkausgabe*, Bd. 10, Frankfurt/M. 1989.
- : *Werkausgabe. In 12 Bänden*, 10. Aufl., hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1989.
- Kaufmann, Stefan: »Netzwerk«, in: Ulrich Bröckling (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2004, S. 182–189.

- : »Einleitung. Netzwerk – Methode, Organisationsmuster, antiessentialistisches Konzept, Metapher der Gegenwartsgesellschaft«, in: Ders. (Hg.): *Vernetzte Steuerung*, Zürich 2007, S. 7–21.
- : (Hg.): *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke*, Zürich 2007.
- Kelly, Kevin: »The Computational Metaphor«, in: *Whole Earth Catalog 30th Anniversary Celebration* (1998) Winter, S. 5.
- Kelly, Kevin/Gleick, James: »Why the Basis of the Universe Isn't Matter or Energy—It's Data«, in: *Wired*, 28.02.2011 <http://www.wired.com/2011/02/mf_gleick_qa/all/> (23.10.2014).
- Kemmerer, Alexandra: »Der normative Knoten. Über Recht und Politik im Netz der Netzwerke«, in: Olga Arnst und Sigrid Boysen (Hg.): *Netzwerke*, Baden-Baden 2007, S. 195–224.
- Kemper, Heinrich: *Die tierischen Schädlinge im Sprachgebrauch*, Berlin 1959.
- Keupp, Heiner: »Soziale Netzwerke. Eine Metapher gesellschaftlichen Umbruchs?«, in: Heiner Keupp und Bernd Röhrle (Hg.): *Soziale Netzwerke*, Frankfurt/New York 1987, S. 11–53.
- Keupp, Heiner/Röhrle, Bernd (Hg.): *Soziale Netzwerke*, Frankfurt/New York 1987.
- Kirby, John T.: »Aristotle on Metaphor«, in: *American Journal of Philology* 118 (1997) 4, S. 517–554.
- Kirchmann, Kay: *Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck. Grundzüge einer Theorie der Interdependenzen von Medien, Zeit und Geschwindigkeit im neuzeitlichen Zivilisationsprozess*, Dissertation, Opladen 1998.
- Klappenbach, Ruth/Malige-Klappenbach, H. (Hg.): *Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1974.
- Klausnitzer, Ralf: »Unsichtbare Fäden, unsichtbare Hand. Ideengeschichte und Figuration eines Metaphernkomplexes«, in: Lutz Danneberg et al. (Hg.): *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, Wiesbaden 2009, S. 145–176.
- Klein, Rebekka A. (Hg.): *Auf Distanz zur Natur. Philosophische und theologische Perspektiven in Hans Blumenbergs Anthropologie* (Interpretation Interdisziplinär 7), Würzburg 2009.
- Kluge, Friedrich (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. von Elmar Seebold, Berlin 1999.
- Knies, Karl: *Der Telegraph als Verkehrsmittel. Mit Erörterungen über den Nachrichtenverkehr überhaupt*, Tübingen 1857.
- Köhler, Jochen: »Diderot in den Laboratorien des XX. Jahrhunderts. Ein längeres Gedankenspiel«, in: Diderot: *Über die Natur*, hrsg. v. Jochen Köhler, Frankfurt/M. 1989, S. 227–284.
- Köhne, Eckart/Ewigleben, Cornelia: *Gladiatoren und Caesaren. Die Macht der Unterhaltung im antiken Rom*, Begleitbuch zur Ausstellung »Gladiatoren und Caesaren – die Macht der Unterhaltung im Antiken Rom«, Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, 11.02.–18.06.2000 und Historisches Museum der Pfalz, Speyer, 09.07. – 01.10.2000, Mainz 2000.
- Konersmann, Ralf: »Vernunftarbeit. Metaphorologie als Quelle der historischen Semantik«, in: Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 121–142.
- : *Kulturelle Tatsachen*, Frankfurt/M. 2006.
- : »Vorwort: Figuratives Wissen«, in: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hrsg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007, S. 7–21.
- : (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, Darmstadt 2007.

- König, Marie E. P.: *Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen*, Frankfurt/Berlin/Wien 1981.
- Koppitz, Ulrich: »Geographische Entwicklungsmuster von Netzwerken der Ver- und Entsorgung«, in: Heiner Fangerau und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke*, Bielefeld 2009, S. 111–130.
- Koschorke, Albrecht/Lüdemann, Susanne/Frank, Thomas/Mazza, Ethel Matala de: *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt/M. 2007.
- Koselleck, Reinhart: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt/M. 1973.
- : »Krise«, in: Otto Brunner et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 617–650.
- : »Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹«, in: *Begriffsgeschichten*, Frankfurt/M. 2006, S. 203–217.
- : *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zu Einleitungsfragmenten Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt, Frankfurt/M. 2006.
- Koubek, Jochen: *Vernetzung als kulturelles Paradigma*, Dissertation, Berlin 2004. <<http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/koubek-jochen-2003-02-10/HTML/front.html>> (24.05.2012).
- : *Vernetzung als kulturelles Paradigma. Eine Kulturtheorie des Internets*, Saarbrücken 2008.
- Kövecses, Zoltán: *Language, Mind and Culture. A Practical Introduction*, Oxford/New York 2006.
- : *Metaphor in Culture. Universality and Variation*, Cambridge 2007.
- : »Metaphor and Culture«, in: Herbert Grabes, Ansgar Nünning und Sibylle Baumbach (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 3–16.
- Kövecses, Zoltán/Csábi, Szilvia: *Metaphor. A Practical Introduction*, Oxford 2002.
- Kraif, Ursula (Hg.): *Duden. Fremdwörterbuch*, Mannheim 2005.
- Kroß, Matthias und Rüdiger Zill (Hg.): *Metapherngeschichten. Perspektiven einer Theorie der Unbegrifflichkeit*, Berlin 2011.
- Krüger-Fürhoff, Irmela Marei: »Vernetzte Körper. Zur Poetik der Transplantation«, in: Jürgen Barkhoff et al. (Hg.): *Netzwerke*, Köln 2004, S. 107–126.
- Kuhn, Johannes: »Schirmmacher ist Zaungast«, Interview mit Peter Kruse, in: *sueddeutsche.de*, 26.11.11 <<http://www.sueddeutsche.de/digital/internet-thesen-des-faz-herausgebers-schirmmacher-ist-zaungast-1.130188>> (07.10.2011).
- Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M. 2003.
- Künzler, Jan: »Talcott Parsons' Theorie der symbolisch generalisierten Medien in ihrem Verhältnis zu Sprache und Kommunikation«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 15 (1986) 6, S. 422–437.
- Kurz, Gerhard: *Metapher, Allegorie, Symbol*, Göttingen 2004.
- Kvavadze, Eliso/Bar-Yosef, Ofer/Belfer-Cohen, Anna/Boaretto, Elisabetta/Jakeli, Nino/Matskevich, Zinovi/Meshveliani, Tengiz: »30,000-Year-Old Wild Flax Fibers«, in: *Science* 325 (2009) 5946, S. 1359.
- Lakoff, George: »A Figure of Thought«, in: *Metaphor and Symbolic Activity* 1 (1986) 3, S. 215–225.
- : »The Contemporary Theory of Metaphor« (1979), in: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and Thought*, Cambridge 1998, S. 203–251.
- Lakoff, George/Johnson, Mark: »Conceptual Metaphor in Everyday Language«, in: *The Journal of Philosophy* 77 (1980) 8, S. 453–486.

- : *Metaphors We Live By*, Chicago/London 1996.
- Laks, André: »Zeitgewinn. Bemerkungen zum Unterschied zwischen Metapher und Vergleich in Aristoteles' Rhetorik«, in: Enno Rudolph und Heinz Wismann (Hg.): *Sagen, was die Zeit ist*, Stuttgart 1992, S. 11–19.
- Landow, George P.: *Hypertext 2.0. Hypertext – The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*, Baltimore/MD 1997.
- Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt/M. 2008.
- : »Über den Rückruf der ANT«, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology*, Bielefeld 2006, S. 561–572. Zuerst erschienen als: »On Recalling ANT«, in: John Law und John Hassard (Hg.), *Actor Network Theory and After*, Oxford 1999, S. 15–25.
- : *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt/M. 2007. Zuerst erschienen als: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005.
- Law, John: »Second mémoire sur les banques«, in: Eugène Daire (Hg.): *Économistes financiers du XVIIIe siècle* (Collection des principaux économistes 1), Paris 1851, S. 543–578.
- : »Seconde lettre, ou l'on traite du crédit et de son usage«, extraite du »Mercure de France«, du mois de mars 1720«, in: Eugène Daire (Hg.): *Économistes financiers du XVIIIe siècle* (Collection des principaux économistes 1), Paris 1851, S. 652–657.
- Law, John/Hassard, John (Hg.): *Actor Network Theory and After*, Oxford 2004.
- Leendertz, Ariane/Meteling, Wencke (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Bezeichnungsrevolutionen, Bedeutungsverschiebungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt/M. 2015.
- Lehmann, Ulrich (Hg.): *Paläontologisches Wörterbuch*, Stuttgart 1996.
- Lemke, Thomas: »Gesellschaftskörper und Organismuskonzepte. Überlegungen zur Bedeutung von Metaphern in der soziologischen Theorie«, in: Martin Endreß und Thomas Matys (Hg.): *Die Ökonomie der Organisation – die Organisation der Ökonomie*, Wiesbaden 2010, S. 201–223.
- Lenoir, Timothy: »Helmholtz and the Materialities of Communication«, herausgegeben von Albert Van Helden und Thomas L. Hankins, in: *Osiris* 9 (1994), S. 183–207.
- Lepénies, Wolf: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Lizenzausgabe, Frankfurt/M. 1978.
- Lepetit, Bernard: »L'impensable réseau. Les routes françaises avant les chemins de fer«, in: *Flux. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et Territoires* 2 (1986) 5, S. 11–29.
- Leroi-Gourhan, André: *Prähistorische Kunst. Die Ursprünge der Kunst in Europa*, Freiburg 1971.
- Levin, Samuel R.: »Aristotle's Theory of Metaphor«, in: *Philosophy and Rhetoric* 15 (1982) 1, S. 24–46.
- Lewes, George Henry: *The Physical Basis of Mind. Being the Second Series* (Problems of life and mind 2), Boston 1877.
- : *The Study of Psychology. Its Object, Scope, and Method* (Problems of life and mind 3,1), Boston 1879.
- : *The Foundation of a Creed* Vol. II (Problems of life and mind 1), London 1891.
- Liddell, Henry George und Robert Scott (Hg.): *A Greek English Lexicon*, Oxford 1996.
- Linné, Carl von: *Philosophia Botanica. In qua explicantur fundamenta botanica cum definitionibus partium, exemplis terminorum, observationibus rariorum*, Stockholm 1751.
- List, Friedrich: *Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden*, Leipzig 1833.

- : »Eisenbahnen. Die wirtschaftliche, soziale und politische Bedeutung derselben. Statistik der Eisenbahnen«, in: *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften* (1837), Bd. 4, hrsg. v. Carl von Rotteck und Karl Theodor Welcker, Altona 1834–1843, S. 650–778.
- : »Über Eisenbahnen und das deutsche Eisenbahnsystem«, 07.03.1835, in: *Das Pfennig-Magazin* 3 (1835) 101, S. 73–79.
- : *Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden* (1833), mit einer Beilage: das deutsche Eisenbahnsystem, hrsg. v. Lampertus Otto Brandt, Leipzig 1897.
- : *Das deutsche National-Transport-System in volks- und staatswirtschaftlicher Beziehung*, aus dem Staatslexikon (1834) besonders abgedruckt. Reprint der Ausgabe von 1838, Berlin 1988.
- : (Hg.): *Eisenbahn-Journal und National-Magazin: für die Fortschritte im Handel, Gewerbe und Ackerbau, für National Unternehmungen und öffentliche Anstalten, für statistische Nachrichten und neue Entdeckungen jeder Art und für interessante Erscheinungen in der Literatur und Praxis der Nationalökonomie überhaupt*, Leipzig 1835–1837.
- Lloyd, Geoffrey Ernest Richard: *The Revolutions of Wisdom. Studies in the Claims and Practice of Ancient Greek Science* (Sather Classical Lectures 52), Berkeley 1989.
- Lobo, Sascha: »Die bedrohte Elite. Frank Schirrmacher und der Kulturpessimismus. Eine Gegenrede.«, in: *Der Spiegel* 50/2009 <<http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,665806,00.html>> (10.10.2011).
- Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*, Reprint der Ausgabe von 1975, hrsg. v. Peter H. Nidditch, Oxford 1979.
- Lovejoy, Arthur O.: *The Great Chain of Being*, 10. Aufl., Cambridge/MA 1971.
- Lowenstam, Steven: »The Shroud of Laertes and Penelope's Guile«, in: *The Classical Journal* 95 (2000) 4, S. 333–348.
- Löwith, Karl: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*, Stuttgart/Weimar 2004.
- Lübbe, Hermann: »Netzverdichtung. Zur Philosophie industriegesellschaftlicher Entwicklungen«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 50 (1996) 1/2, S. 133–150.
- Lüdemann, Susanne: *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*, Habilitation, München 2004.
- : »Körper – Organismus«, in: *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hrsg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007, S. 169–182.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (1984), Frankfurt/M. 1999.
- Lutz, E. Th/Riehm, H. (Hg.): *M. Gottfried Büchner's Biblische Real- und Verbal-Hand-Concordanz. Exegetisch-homiletisches Lexikon über alle Sprüche der ganzen heiligen Schrift für Geistliche, Lehrer, Sonntagschullehrer und die Familie*, Basel 1890.
- Lutz, Rüdiger (Hg.): *Bewußtseins-(R)evolution. Veränderungsmodelle von Gregory Bateson, Robert Jungk, Fritzof Capra, Marilyn Ferguson, Stanislav Grof, John C. Lilly, Charlene Spretnak und anderen* (Öko-Log-Buch 2), Weinheim/Basel 1983.
- Malpighi, Marcellus: »De Pulmonibus. Epistola I.«, in: *Opera Omnia*. Bd. 2, London 1686, S. 133–139.
- : *Opera Omnia. Figuris elegantissimis in aes incisis illustrata*, London 1686.
- : *Die Anatomie der Pflanzen*, I. und II. Theil (1675/79), bearbeitet M. Möbius (1901), 2. Aufl. (Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften 120), Frankfurt/M. 1999.
- Malsch, Thomas/Mill, Ulrich (Hg.): *ArBYTE. Modernisierung der Industriezoologie?*, Berlin 1992.

- Mann, Gunter: »Medizinisch-biologische Ideen und Modelle in der Gesellschaftslehre des 19. Jahrhunderts«, in: *Medizinhistorisches Journal* 4 (1969), S. 1–23.
- Marcos, Alfredo: »The Tension between Aristotle's Theories and Uses of Metaphors«, in: *Studies in History and Philosophies of Science* 28 (1997) 1, S. 123–139.
- Martienssen, Werner/Röß, Dieter (Hg.): *Physik im 21. Jahrhundert*, Berlin/Heidelberg 2011.
- Marx, Karl: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*, in: *Werke*, Bd. 23, Berlin 1956.
- : »Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850«, in: *Werke*, Bd. 7, Berlin 1956, S. 11–107.
- : »Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien«, in: *Werke*, Bd. 9, Berlin 1956, S. 220–227.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: »Manifest der kommunistischen Partei«, in: *Werke*, Bd. 4, Berlin 1956, S. 461–493.
- : *Werke*, 43 Bde., hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1956.
- Mattelart, Armand: *Networking the World, 1794–2000*, translated by Liz Carey-Libbrecht and James A. Cohen, Minneapolis/London 2000.
- Mauelshagen, Franz: »Netzwerke des Nachrichtenaustauschs. Für einen Paradigmenwechsel in der Erforschung der »neuen Zeitungen««, in: Johannes Burkhardt und Christine Werkstetter (Hg.): *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2005, S. 409–426.
- Maxwell, James Clerk: »A Dynamical Theory of the Electromagnetic Field«, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 155 (1865), S. 459–512.
- Maye, Harun/ Scholz, Leander (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*, München 2011.
- McNeill, John Robert/McNeill, William Hardy: *The Human Web. A Birds-eye View of World History*, New York 2003.
- Mende, Dirk: »Technisierungsgeschichten. Zum Verhältnis von Begriffsgeschichte und Metaphorologie bei Hans Blumenberg«, in: Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 85–107.
- : »Vorwort«, in: Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009.
- Merkel, Angela/Jauch, Günther: »Günther Jauch. Die Bundeskanzlerin zu Gast im Studio«, Interview, ARD. 25.09.11.
- Merker, Barbara: »Bedürfnis nach Bedeutsamkeit. Zwischen Lebenswelt und Absolutismus der Wirklichkeit«, in: Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 68–98.
- Meuli, Karl: »Ein altpersischer Kriegsbrauch«, Rudolf Tschudi zum siebzigsten Geburtstag, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Basel 1975, S. 699–729.
- : *Gesammelte Schriften*, 2 Bde., hrsg. v. Thomas Gelzer, Basel 1975.
- Meyer, Alrich: »Mechanische und organische Metaphorik politischer Philosophie«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 13 (1969) 2, S. 128–199.
- Meyer, Richard M.: »Rezension zu Richard Riegler: Das Tier im Spiegel der Sprache«, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 19 (1909), S. 117–118.
- Michel, J.-B./Shen, Y. K./Aiden, A. P./Veres, A./Gray, M. K./Pickett, J. P./Hoiberg, D./Clancy, D./Norvig, P./Orwant, J./Pinker, S./Nowak, M. A./Aiden, E. L.: »Quantitative Analysis of Culture Using Millions of Digitized Books«, in: *Science* 331 (2011) 6014, S. 176–182.
- Milgram, Stanley: »The Small-World Problem«, in: *Psychology Today* 2 (1967), S. 60–67.
- Minturn, Leigh: »The Economic Importance and Technological Complexity of Hand-Spinning and Hand-Weaving«, in: *Cross-Cultural Research* 30 (1996) 4, S. 330–351.

- Moffat, James: *Complexity Theory and Network Centric Warfare* (Command and Control Research Program), Washington 2003.
- Moran, Richard: »Artifice and Persuasion. The Work of Metaphor in the ›Rhetoric‹«, in: Amélie Oksenberg Rorty (Hg.): *Essays on Aristotle's Rhetoric*, Berkeley 1996, S. 385–398.
- Morse, Samuel F. B.: *Samuel F. B. Morse: His Letters and Journals*, 2 Bde., hrsg. v. Edward Lind Morse, Boston 1914.
- Morus, Iwan Rhys: »The Nervous System of Britain«. Space, Time and the Electric Telegraph in the Victorian Age«, in: *The British Journal for the History of Science* 33 (2000), S. 455–475.
- Most, G.D: »Seeming and Being. Sign and Metaphor in Aristotle«, in: Mark Amsler (Hg.): *Creativity and the Imagination*, Newark 1987, S. 11–33.
- Müller, Ernst: »Einleitung. Bemerkungen zu einer Begriffsgeschichte aus kulturwissenschaftlicher Perspektive«, in: Ders. (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?*, Hamburg 2005, S. 9–20.
- (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?* (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft Jg. 2004), Hamburg 2005.
- Müller, Johannes: *Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen*, 4. Aufl., Coblenz 1844.
- Müller, Oliver: *Sorge um die Vernunft. Hans Blumenbergs phänomenologische Anthropologie*, Paderborn 2005.
- : »Natur und Technik als falsche Antithese. Die Technikphilosophie Hans Blumenbergs und die Struktur der Technisierung«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 115 (2008) 1, S. 99–124.
- Müller-Ullrich, Burkhard: »Von Hebeln und Schirmen. Die Metaphorik der Eurokrise«, in: *Deutschlandfunk*. 20.10.2011, 17:35 Uhr. <<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1584258>>.
- Münkler, Herfried: *Politische Bilder, Politik der Metaphern*, Frankfurt/M. 1994.
- Münkner, Jörn: »Auftakt«, in: *Netzstrukturen* (Perspicuitas. Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft), Essen 2005–2006, S. 1–8.
- Murchland, Bernard: »Metaphor and the Task of Philosophy«, in: *Philosophical Inquiry* 15 (1993) 3/4, S. 75–84.
- Musso, Pierre: »Aux origines du concept moderne: corps et réseau dans la philosophie de Saint Simon«, in: *Quaderni* 3 (1987/88), S. 11–29.
- : *Télécommunications et philosophie des réseaux. La postérité paradoxale de Saint-Simon*, Paris 1997.
- : *Critique des réseaux*, Paris 2003.
- : *La religion du monde industriel. Analyse de la pensée de Saint-Simon*, La Tour d'Aigues 2006.
- Mutius, Bernhard von: *Die Verwandlung der Welt. Ein Dialog mit der Zukunft*, 2. Aufl., Stuttgart 2001.
- National Research Council und Committee on Network Science for Future Army Applications (Hg.): *Network Science*, Washington DC 2005.
- Netzel, Rebecca: *Metapher: Kognitive Krücke oder heuristische Brücke? Zur Metaphorik in der Wissenschaftssprache. Eine interdisziplinäre Betrachtung*, Hamburg 2003.
- Neumann, Birgit/Nünning, Ansgar (Hg.): *Travelling Concepts for the Study of Culture*, Berlin 2011.
- Newman, Mark/Barabási, Albert-László/Watts, Duncan J. (Hg.): *The structure and dynamics of networks*, Princeton/NJ 2006.
- Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, München 1999, S. 243–335.

- : *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 1, München, 1999, S. 873–890.
- : *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 2, München 1999.
- : *Morgenröthe*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 3, München 1999, S. 9–332.
- : *Nachgelassene Fragmente 1875–1879*, in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 8, München 1999.
- : *Kritische Studienausgabe*, 2. durchgesehene Aufl., 15 Bde., hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999.
- Nilsson, Martin Persson: *Die Religion Griechenlands bis auf die griechische Weltherrschaft, in: Geschichte der griechischen Religion*, Bd. 1, Reprint der Ausgabe von 1967, München 1992.
- Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1998.
- Niznik, Józef und John Sanders (Hg.): *Debating the State of Philosophy. Habermas, Rorty, and Kolakowski*, Westport/Conn 1996.
- Novalis: »Fragmente vermischten Inhalts«, in: *Schriften*, Bd. 2, Berlin 1802, S. 247–552.
- : *Schriften*, 2 Bde., hrsg. v. Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, Berlin 1802.
- Nünning, Ansgar: »Steps Towards a Metaphorology (and Narratology) of Crises: On the Functions of Metaphors as Figurative Knowledge and Mininarrations«, in: Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 229–262.
- Nünning, Ansgar/Grabes, Herbert/Baumbach, Sibylle: »Metaphors as a Way of World-making, or: Where Metaphors and Culture Meet«, in: Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. xi–xxviii.
- Obermaier, Frederik: »Ein Hebel, viele Fragen. Erweiterung des Euro-Rettungsschirms«, in: *sueddeutsche.de*. 26.10.2011. <<http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/schuldenkrise-in-europa-wie-der-hebel-italiens-absturz-verhindern-soll-1.1173418>> (13.07.2012).
- O'Brien, Patrick: *Railways and the Economic Development of Western Europe, 1830–1914*, New York 1983.
- O'Connor, Timothy/Hong Yu, Wong: »Emergent Properties« (2002), in: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, hrsg. v. Edward N. Zalta, Standford 2009.
- Oesterreicher-Mollwo, Marianne (Hg.): *Herder Lexikon Symbole*, Freiburg/Br. 1978.
- Oken, Lorenz: *Abriss des Systems der Biologie*, Göttingen 1805.
- Olson, Greta: »Metaphors and Cultural Transference: Mediating Cognitivist and Culturalist Approaches«, in: Herbert Grabes et al. (Hg.): *Metaphors Shaping Culture and Theory*, Tübingen 2009, S. 17–31.
- Oppianus Anazarbensis: *Halievtica*, hrsg. von Fritz Fajen, Stuttgart 1999.
- Ortony, Andrew (Hg.): *Metaphor and Thought*, Cambridge/MA 1998.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, 5. Aufl., München 2010.
- Ostermann, Eberhard: »Tropen, Tropos«, in: Joachim Ritter et al. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Basel 1971–2007, S. 1520–1523.
- Otis, Laura: *Networking. Communicating with Bodies and Machines in the Nineteenth Century*, Ann Arbor/MI 2001.
- : *The Metaphoric Circuit: Organic and Technological Communication in the Nineteenth Century / The Other End of the Wire: Uncertainties of Organic and Telegraphic Communication*, hrsg. v. Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte (Preprint 184), Berlin 2001.
- : »The Metaphoric Circuit: Organic and Technological Communication in the Nineteenth Century«, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002) 1, S. 105–128.

- Otto, Detlef: *Wendungen der Metapher. Zur Übertragung in poetologischer, rhetorischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht bei Aristoteles und Nietzsche*, Dissertation, München/Berlin 1998.
- Ovidius Naso, Publius: *Metamorphosen*, lateinisch/deutsch, übersetzt und hrsg. v. Michael von Albrecht, Stuttgart 2000.
- Parrochia, Daniel: »Quelques aspects historiques de la notion de réseau«, in: *Flux. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et Territoires* 62 (2005) 4, S. 10–20.
- Paul, Axel T.: *Die Gesellschaft des Geldes. Entwurf einer monetären Theorie der Moderne*, Wiesbaden 2004.
- Pauly, August/Wissowa, Georg (Hg.): *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, 83 Bde, Stuttgart 192.
- Pavesich, Vida: »Hans Blumenberg's Philosophical Anthropology? After Heidegger and Cassirer«, in: *Journal of the History of Philosophy* 46 (2008) 3, S. 421–448.
- Peil, Dietmar: *Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart*, Habilitation, München 1983.
- Peirce, Charles Sanders: *Collected Papers*, 8 Bde., hrsg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss, Cambridge/MA 1931–1958.
- : »Guessing«, in: *The Hound & Horn* 2 (1929), S. 267–285.
- Penkler, Michael: *Genealogie von Netzwerkkonzepten*, Wien 2008.
- Pepper, Stephen C.: *World Hypotheses. A Study in Evidence*, 7. Aufl., Berkeley 1972.
- Peterfreund, Stuart (Hg.): *Literature and Science. Theory and Practice*, Boston 1990.
- Platon: *Gesetze. Erster Band: Buch I–VI*, übersetzt und erläutert von Otto Apelt, in: *Sämtliche Dialoge*, Bd. VII, Hamburg 1988.
- : *Sämtliche Dialoge*, hrsg. von Otto Apelt, Hamburg 1988.
- : *Der Staat*, deutsch von Rudolf Rufener, 2. Aufl., München 1991.
- : *Nomoi*, übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: *Werke*, Bd. 7, Hamburg i.e. Reinbek 1992.
- : *Werke*, hrsg. v. Hieronymus Müller, Walter F. Otto und Friedrich Schleiermacher, Hamburg i.e. Reinbek 1992.
- : *Nomoi (Gesetze). Buch I–III*, Übersetzung und Kommentar von Klaus Schöpsdau, in: *Werke*, Bd. IX 2, Göttingen 1994, S. 11–89.
- : *Werke. Übersetzung und Kommentar*, im Auftrag der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, hrsg. von Ernst Heitsch und Carl Werner Müller, Göttingen 1994.
- : *Gesetze. Buch I–VI*, griechischer Text von Édouard des Places, deutsche Übersetzung von Klaus Schöpsdau, in: *Werke in acht Bänden*, Bd. 8/I, Darmstadt 2001.
- : *Werke in acht Bänden*, hrsg. v. Gunther Eigler, Darmstadt 2001.
- Polianski, Igor J.: »Das Netzwerk als Natursystem und ästhetische ›Pathosformel‹ der Moderne«, in: Heiner Fangerau und Thorsten Halling (Hg.): *Netzwerke*, Bielefeld 2009, S. 13–28.
- Poljanšek, Tom: »Wissen und Zaubern an der Oberfläche«, in: Suzana Alpsancar und Kai Denker (Hg.): *Tagungsband der Nachwuchstagungen für Junge Philosophie in Darmstadt*, Marburg 2011, S. 167–182.
- Premsky, Marc: »Digital Natives, Digital Immigrants«, in: *On the Horizon* 9 (2001) 5, S. 1–6.
- : »Digital Natives, Digital Immigrants. Part 2: Do They Really Think Differently?«, in: *On the Horizon* 9 (2001) 6, S. 1–6.
- Privilegierte Württembergische Bibelanstalt (Hg.): *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments*: nach dem 1912 vom Deutschen Evangelischen Kir-

- chenausschuß genehmigten Text, nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers, Stuttgart 1961.
- Quesnay, François: *Tableau économique, et maximes générales du gouvernement économiques*, Versailles 1758.
- : *Tableau économique* (1758), übersetzt und hrsg. v. Marguerite Kuczynski, Berlin 1965.
- Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*, 2 Bde., hrsg. v. Helmut Rahn, 3. Aufl., Darmstadt 2006.
- Rahlfs, Alfred (Hg.): *Septuaginta. Id est Vetus Testamentum graece iuxta LXX interpretes. Editio altera quam recognovit et emendavit Robert Hanhart. Duo volumina in uno*, Stuttgart 2006.
- Ramón y Cajal, Santiago: »Estructura del cerebro«, in: *Gaceta Médica Catalana* (1888) 11, S. 449–457.
- : »The Croonian Lecture: La Fine Structure des Centres Nerveux«, in: *Proceedings of the Royal Society* 55 (1894), S. 444–468.
- : »Neuronismo o reticularismo? Las pruebas objetivas de la unidad anatómica, de las celulas nerviosas«, in: *Archivos de Neurobiología* (1933) 13, S. 217–291, 579–646.
- : *Neuron Theory or Reticular Theory. Objective Evidence of the Anatomical Unity of Nerve Cells*, translated by M. U. Purkiss and C. A. Fox, Madrid 1954.
- Rapp, Christof: »Ähnlichkeit, Analogie und Homonymie bei Aristoteles«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 46 (1992) 4, S. 526–544.
- Rapport, Richard: *Nerve Endings. The Discovery of the Synapse*, New York 2005.
- Rassiller, Markus: »Metaphorologie des Netzes. Poetologien der konnektiven Faltung bei Novalis, Robert Musil und in der digitalen elektronischen Musik«, in: Jan Broch et al. (Hg.): *Netzwerke der Moderne*, Würzburg 2007, S. 315–339.
- Recki, Birgit: »Der praktische Sinn der Metapher. Eine systematische Überlegung mit Blick auf Ernst Cassirer«, in: Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 142–163.
- Reichert, André: *Diagrammatik des Denkens. Descartes und Deleuze*, Bielefeld 2013.
- Reichle, Ingeborg/Siegel, Steffen/Spelten, Achim (Hg.): *Visuelle Modelle*, Paderborn/München 2008.
- Reynolds, Anthony: »The Afterlife of Dead Metaphors: On Derrida's Pragmatism«, in: *Revista de Letras* 49 (2009) 2, S. 181–195.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, basiert auf einer Übersetzung von Gerhard Herrgott, Göttingen 2001.
- Ribeill, Georges: »Au temps de la révolution ferroviaire. L'utopique réseau«, in: *Flux. Cahiers scientifiques internationaux Réseaux et Territoires* 2 (1986) 5, S. 48–59.
- Richards, Ivor Armstrong: *The Philosophy of Rhetoric* (The Mary Flexner lectures on the humanities 3), 2. Aufl., New York 1964.
- Ricœur, Paul: *La métaphore vive*, Paris 1975.
- : »Biblische Hermeneutik«, in: Wolfgang Harnisch (Hg.): *Die neutestamentliche Gleichnisforschung im Horizont von Hermeneutik und Literaturwissenschaft*, Darmstadt 1982, S. 248–339.
- : *Die lebendige Metapher*, übersetzt von Rainer Rochlitz, 3. Aufl., München 2004.
- : »Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik«, in: *Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999)*, Hamburg 2005, S. 109–134.
- : *Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999)*, übersetzt und hrsg. v. Peter Welsen, Hamburg 2005.
- : *Zeit und Erzählung*, aus dem Französischen von Rainer Rochlitz, München 2007.

- Riegler, Richard: *Das Tier im Spiegel der Sprache. Ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre* (Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik 15/16), Dresden 1907.
- Rifkin, Jeremy: *The Empathic Civilization. The Race to Global Consciousness in a World in Crisis*, New York 2009. Dt. erschienen als: *Die empathische Zivilisation. Wege zu einem globalen Bewusstsein*, Frankfurt/M. 2010.
- : *Die dritte industrielle Revolution. Die Zukunft der Wirtschaft nach dem Atomzeitalter*, Frankfurt/New York 2011. Zuerst erschienen als: *The Third Industrial Revolution. How Lateral Power is Inspiring a Generation and Transforming the World*, New York 2011.
- Rigotti, Francesca: *Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik*, Frankfurt/New York 1994.
- Ritter, Joachim: »Vorwort«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, hrsg. v. Joachim Ritter et al., Basel 1971–2007, S. v–xi.
- Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried /Gabriel, Gottfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, völlig neubearbeitete Ausgabe des »Wörterbuchs der philosophischen Begriffe«, Basel 1971–2007.
- Röhl, Victor von (Hg.): *Enzyklopädie des Eisenbahnwesens*, Wien/Berlin 1912.
- Rolf, Eckard: *Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*, de Gruyter: Berlin 2005.
- Rorty, Amélie Oksenberg (Hg.): *Essays on Aristotle's Rhetoric*, Berkeley 1996.
- Rorty, Richard: *Contingency, Irony, and Solidarity*, Cambridge/MA 1991.
- : (Hg.): *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*, Chicago/London 1992.
- : *Solidarität oder Objektivität? Drei philosophische Essays*, aus dem Englischen von Joachim Schulte, Stuttgart 1995.
- : *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, aus dem Amerikanischen von Christa Krüger, 7. Aufl., Frankfurt/M. 2004.
- : *The Rorty Reader*, hrsg. v. Christopher J. Voparil und Richard J. Bernstein, Malden/MA 2010.
- Roscher, Wilhelm Heinrich (Hg.): *Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie*, Leipzig 1884–1890.
- Rotteck, Carl von/Welcker, Karl Theodor (Hg.): *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands*, Altona 1834–1843.
- : *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften*, 3. Aufl., Altona 1856–1866.
- Rudolph, Enno/Wismann, Heinz (Hg.): *Sagen, was die Zeit ist. Analysen zur Zeitlichkeit der Sprache*, Stuttgart 1992.
- Rüling, Johann Philipp: *Ordines Naturales Plantarum Commentatio Botanica*, Göttingen 1774.
- Ruoff, Michael: *Hermann von Helmholtz*, Paderborn 2008.
- Ryle, Gilbert: *The Concept of Mind*, reprinted with a new introduction, London 2000.
- Sacks, Sheldon (Hg.): *On Metaphor*, Chicago 1993.
- Sailer-Wlasits, Paul: *Die Rückseite der Sprache. Philosophie der Metapher. Eine Analyse*, Wien 2003.
- Saint-Pierre, Bernardin de: *Voyage à l'Isle de France, à l'Isle de France de Bourbon, Au Cap de Bonne-Espérance etc.: Avec des Observations nouvelles sur la nature & sur les hommes / par un officier du roi*, Neuchâtel 1773.
- Saint-Simon, Claude-Henri de: »L'Industrie. Tome 1«, in: *Œuvres*, Bd. I/2, Paris 1966.
- : »L'Industrie. Tome 2«, in: *Œuvres*, Bd. II/1, Paris 1966.
- : »L'Organisateur«, in: *Œuvres*, Bd. II/2, Paris 1966.
- : »Mémoire sur la science de l'homme«, in: *Œuvres*, Bd. V/4, Paris 1966.
- : *Œuvres de Claude-Henri de Saint-Simon*, 6 Bde., Paris 1966.

- : *Ausgewählte Schriften*, übersetzt und mit einer Einleitung hrsg. v. Lola Zahn, Berlin 1977.
- Sander, Kathrin: *Organismus als Zellenstaat. Rudolf Virchows Körper-Staat-Metapher zwischen Medizin und Politik*, Dissertation, Freiburg/Br. 2011.
- Scharrer, Johannes: *Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfkraft oder Verhandlungen der Ludwigsbahngesellschaft*, Nürnberg 1836.
- Schiersmann, Christiane/Busse, Johannes/Krause, Detlev: *Medienkompetenz - Kompetenz für Neue Medien*, Studie im Auftrag des Forum Bildung, hrsg. v. Arbeitsstab Forum Bildung in der Geschäftsstelle der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (Materialien des Forum Bildung 12), Bonn 2002.
- Schirmacher, Frank: *Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen*, München 2009.
- : »Mein Kopf kommt nicht mehr mit. Wer frisst wen in der digitalen Gesellschaft? Der darwinistische Wettlauf zwischen Mensch und Computer.«, in: *Spiegel* 47/2009, 16.11.2009 <<http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,druck-661307,00.html>> (10.10.2011).
- : »Das Internet vermanscht unser Hirn«. Interview von Ulrich Machold und Michael Paustian«, in: *Bild.de*, 20.11.2009 <<http://www.bild.de/BILD/politik/2009/11/20/faz-herausgeber-frank-schirmacher-behauptet/internet-vermanscht-gehirn-das-interview.html>> (13.09.2010).
- Schivelbusch, Wolfgang: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1981.
- Schlechtriemen, Tobias: »Metaphern als Modelle. Zur Organismus-Metaphorik in der Soziologie«, in: Ingeborg Reichle et al. (Hg.): *Visuelle Modelle*, Paderborn/München 2008, S. 71–84.
- : *Bilder des Sozialen. Das Netzwerk in der soziologischen Theorie*, Paderborn 2013.
- Schmidgen, Henning: »Lebensräder, Spektatorien, Zuckungstelegraphen. Zur Archäologie des physiologischen Blicks«, in: Helmar Schramm et al. (Hg.): *Bühnen des Wissens*, Berlin 2003, S. 268–299.
- Schmidt, Dietmar (Hg.): *KörperTopoi. Sagbarkeit – Sichtbarkeit – Wissen*, Weimar 2002.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Geschichte als absoluter Begriff. Der Lauf der neueren deutschen Philosophie*, Frankfurt/M. 1991.
- Schneider, Gerhard Georg/Bock, Hans: »Über die Konstitution der Pektinstoffe. II. Mitteilung: Konstitution und Geleebildung«, in: *Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft* (A and B Series) 71 (1938) 6, S. 1353–1362.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung I*, in: *Werke*, Bd. 1, Zürich 1988.
- : »Transzendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen«, in: *Werke*, Bd. 4, Zürich 1988, S. 201–224.
- : *Werke in fünf Bänden*, nach den Ausgaben letzter Hand, hrsg. v. Ludger Lütkehaus, Zürich 1988.
- Schorsch, Christof: *Die New Age-Bewegung. Utopie und Mythos der neuen Zeit*, Dissertation, 3. Aufl., Gütersloh 1989.
- Schramm, Alfred (Hg.): *Philosophie in Österreich 1996*. Vorträge des 4. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Philosophie Graz, 28.02–02.03.1996, Wien 1996.
- Schramm, Helmar et al. (Hg.): *Bühnen des Wissens. Interferenzen zwischen Wissenschaft und Kunst*, Berlin 2003.
- Schramm, Michael: »Gedanke, Sprache und Stil (Kap. 19–22)«, in: Otfried Höffe (Hg.): *Aristoteles: Poetik*, München 2010, S. 177–194.
- Schreer, Benjamin: *Die Transformation der US-Streitkräfte im Lichte des Irakkriegs*, Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP-Studien S 48), Berlin 2003.

- Schreiber, J. F.: *Eisenbahnen als öffentliche Verkehrseinrichtungen und ihre tariff Politik*, Wien 1887.
- Schultz, Wilhelm: *Die Tiere in der Namengebung der südfranzösischen Mundarten: Ein Beitrag zum Studium der Metaphern*, Hamburg 1938.
- Schumpeter, Joseph Alois: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, 2 Bde., hrsg. v. Elisabeth Boody Schumpeter, Göttingen 2009.
- Schüttpelz, Erhard: »Ein absoluter Begriff. Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts«, in: Stefan Kaufmann (Hg.): *Vernetzte Steuerung*, Zürich 2007, S. 25–46.
- Schwenk, Matthias: »Frank Schirrmacher ›Payback‹. Der erschöpfte Algorithmenstürmer«, in: *Carta*, 19.11.2009 <<http://carta.info/18537/algorithmenstuermer-schirrmacher-payback>> (07.10.2011).
- Searle, John R.: *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*, 30. Aufl., Cambridge/MA 2008.
- Serres, Michel: *Hermes I. Kommunikation*, aus dem Französischen von Michael Bischoff, hrsg. v. Günther Rösch, Berlin 1991. Zuerst erschienen als: *Hermes I – La communication*, Paris 1968.
- : *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*, aus dem Französischen von Gustav Roßler, Berlin 2008.
- Shields, Rob (Hg.): *Cultures of Internet. Virtual Spaces, Real Histories, Living Bodies*, London 1996.
- Siebers-Gfäller, Stefanie: *Deutsche Pressestimmen zum Saint-Simonismus 1830–1836. Eine frühsozialistische Bewegung im Journalismus der Restaurationszeit* (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1328), Dissertation. Frankfurt/M. u.a. 1992.
- Siebert, Bernhard: »Kulturtechnik«, in: Harun Maye und Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*, München 2011, S. 95–118.
- Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*, 4. Aufl., in: *Gesamtausgabe*, Bd. 6, hrsg. v. David Frisby und Otthein Rammstedt, Frankfurt/M. 1996.
- Simmons, Jack: *The Victorian Railway*, London 1991.
- Simonis, Annette/Schröder, Berenike (Hg.): *Medien, Bilder, Schriftkultur. Mediale Transformationen und kulturelle Kontexte*, Würzburg 2012.
- Singelstein, Tobias/Stolle, Peer: *Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jh.*, Wiesbaden 2008.
- Sloterdijk, Peter: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*, Frankfurt/M. 2006.
- Smith, William: *Stratigraphical System of Organized Fossils: With reference to the specimens of the original geological collection in the British Museum: explaining their state of preservation and their use in identifying the British strata*, Part I, London 1817.
- Snyder, Ilana: *Hypertext. The Electronic Labyrinth*, New York 1997.
- Soffer, Olga: »Recovering Perishable Technologies through Use Wear on Tools: Preliminary Evidence for Upper Paleolithic Weaving and Net Making«, in: *Current Anthropology* 45 (2004) 3, S. 407–413.
- Soth, Wolfgang (Hg.): *Die Figur des Neuen*, Berlin 2008.
- Solana, Javier/Innerarity, Daniel: »The New Grammar of Power«, in: *Project Syndicate*, 01.08.2011 <<http://www.project-syndicate.org/commentary/the-new-grammar-of-power>>. Dt. »Eine neue Grammatik der Macht«, in: *Project Syndicate*, 01.08.2011 <<http://www.project-syndicate.org/commentary/the-new-grammar-of-power/german>> (05.12.2014).
- : »Globale Verwundbarkeit«, übersetzt von Eva Göllner-Breust, in: *Die Welt*, 16.08.11.

- Sollberger, E.: »Geierstele (historisch)«, in: *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, hrsg. v. Erich Ebeling, Ernst F. Weidner und Dietz Otto Edzard. Berlin 1971, S. 194–195.
- Spencer, Herbert: *Die Principien der Sociologie*, Bd. II, übersetzt von B. Vetter, Stuttgart 1887.
- : *Essays: Scientific, Political and Speculative*. Library Edition, containing Seven Essays not before republished, and various other Additions, 3 Bde., London 1891.
- : »The Social Organism«, first published in *The Westminster Review* for January, 1860, in: *Essays: Scientific, Political and Speculative* (Library Edition), containing Seven Essays not before republished, and various other Additions, Bd. 1, London 1891, S. 265–207.
- Stadelmann, Vera: *Language, Cognition, Interaction. Conceptual Blending as Discursive Practice*, Dissertation, Gießen 2012.
- Stegbauer, Christian (Hg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*, Wiesbaden 2008.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin: »Hegels Naturphilosophie. Versuch einer topischen Bestimmung«, in: *Hegel-Studien* 36 (2003), S. 113–142.
- Stiehl, Ruth/Stier, Hans Erich (Hg.): *Beiträge zur Alten Geschichte und deren Nachleben*. Festschrift für F. Altheim zum 06.01.1968, Berlin 1969.
- Stingelin, Martin: *Das Netzwerk von Gilles Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video*, Berlin 2000.
- Stoellger, Philipp: *Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont*, Dissertation, Tübingen 2000.
- : »Über die Grenzen der Metaphorologie. Zur Kritik der Metaphorologie Blumenbergs und den Perspektiven ihrer Fortschreibung«, in: Anselm Haverkamp und Dirk Mende (Hg.): *Metaphorologie*, Frankfurt/M. 2009, S. 203–234.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaates*, Berlin 1986.
- Streck, Bernhard: »Netzwerk«, in: *Wörterbuch der Ethnologie*, hrsg. v. Bernhard Streck et al., Wuppertal 2000, S. 176–179.
- Streck, Bernhard/Eidson, John/Berndt, Katrin (Hg.): *Wörterbuch der Ethnologie*, Wuppertal 2000.
- Stricker, Salomon (Hg.): *Handbuch der Lehre von den Geweben des Menschen und der Thiere*, Leipzig 1869–1872.
- Strogatz, Steven Henry: »The End of Insight«, in: *Edge* (2006) *The Edge Annual Question*. <http://www.edge.org/q2006/q06_print.html#strogatz> (05.12.2014).
- : »The End of Insight«, in: John Brockman (Hg.): *What is your dangerous idea?*, New York 2007, S. 130–131.
- Strub, Christian: *Kalkulierte Absurditäten. Versuch einer historisch reflektierten sprachanalytischen Metaphorologie*, Freiburg/München 1991.
- : »Wer hat Angst vor grünen Gläsern? Eine These zu Historizität und Normativität der Metametaphorologie«, in: *Journal Phänomenologie* 41 (2014), S. 63–77.
- Sutherland, John (Hg.): *The Stanford Companion to Victorian Fiction*, Stanford 1989.
- Sydow, Emil von: *Gradnetz-Atlas. 16 Gradnetze über alle Theile der Erde, nebst Musterblatt und Bemerkungen über den Gebrauch der Gradnetze mit beispielweiser Beziehung auf die Karte der Britischen Inseln*, Gotha 1847.
- Taureck, Bernhard H. F.: *Metaphern und Gleichnisse in der Philosophie. Versuch einer kritischen Ikonologie der Philosophie*, Frankfurt/M. 2004.
- Thommen, Lukas: *Umweltgeschichte der Antike*, München 2009.

- Thomson, George Derwent: *Aeschylus and Athens: A Study in the Social Origins of Drama*, 2. Aufl., London 1973.
- Toulmin, Stephen: *The Philosophy of Science. An Introduction*, London/New York 1953.
- Turbayne, Colin Murray: *The Myth of Metaphor*, New Haven/London 1962.
- Turner, Fred: *From Counterculture to Cyberculture. Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism*, Chicago 2006.
- The Mahabharata. Book 4: The Book of Virata. Book 5: The Book of the Effort*, translated and edited by Johannes Adrianus Bernardus van Buitenen, Chicago 1999.
- The Mahabharata. Book 2: The Book of Assembly. Book 3: The Book of the Forest*, translated and edited by Johannes Adrianus Bernardus van Buitenen, Chicago 2000.
- Varela, Francisco/Maturana, Humberto/Uribe, Ricardo: »Autopoiesis: The organization of living systems, its characterization and a model«, in: *Biosystems* 5 (1974) 4, S. 187–196.
- Vértes, Edith: »Die Mythologie der Uralier Sibiriens«, in: *Wörterbuch der Mythologie*, Bd. 7, hrsg. v. Hans Wilhelm Haussig, Stuttgart 1986, S. 387–701.
- Vesalius, Andreas: *De Humani Corporis Fabrica libri septem*, Basel 1543.
- : *On the fabric of the human body. A translation of De humani corporis fabrica libri septem* (1543), translated and edited by William Frank Richardson in collaboration with John Burd Carman, Novato/CA 2007.
- Vester, Frederic: *Unsere Welt, ein vernetztes System*, Stuttgart 1978.
- : *Leitmotiv vernetztes Denken. Für einen besseren Umgang mit der Welt*, 3. Aufl., München 1992.
- : *Die Kunst vernetzt zu denken. Ideen und Werkzeuge für einen neuen Umgang mit Komplexität*, Stuttgart 1999.
- Vico, Giambattista: *De antiquissima italorum sapientia* (1710), hrsg. v. Manuela Sanna, Roma 2006.
- : *Principi di una scienza nuova intorno alla natura delle nazioni per la quale si ritruovano i principi di altro sistema*, Napoli 1725.
- : *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker* (1725), hrsg. v. Vittorio Hösle und Christoph Jermann, Hamburg 2009.
- Virchow, Rudolf Ludwig Karl: *Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre. Zwanzig Vorlesungen, gehalten während der Monate Februar, März und April 1858 im pathologischen Institute zu Berlin*, 2. Aufl., Berlin 1859.
- : »Krankheitswesen und Krankheitsursache«, in: *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin* 79 (1880), S. 1–19 u. 185–228.
- Vitruvius Pollio, Marcus: *De Architectura*, hrsg. v. Fritz Krohn, Leipzig 1912.
- Volkman, Helga: *Purpurfäden und Zauberschiffchen*, Göttingen 2008.
- Volta, Alexander: *Schriften über die thierische Elektrizität*, aus dem Italienischen übersetzt und hrsg. v. Johann Mayer, Prag 1793.
- Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J.: »Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1998) 1, S. 131–158.
- Voßkuhle, Andreas: »Neue Verwaltungsrechtswissenschaft«, in: Wolfgang Hoffmann-Riem, Eberhard Schmidt-Aßmann und Andreas Voßkuhle (Hg.): *Grundlagen des Verwaltungsrechts*, Bd. 1, München 2006, § 1, S. 1–61.
- Wächter, Otto: »Diagnose und Therapie in der Pergament- und Miniaturenrestaurierung«, in: *Restaurator* 5 (1983) 1–2, S. 135–150.
- Watts, Duncan J.: *Six Degrees. The Science of a Connected Age*, London 2004.
- Weckwerth, Christine: »Sein unter dem Aspekt einer Forschungslogik. Zur unterschiedlichen Strukturierung des logischen und phänomenologischen Wissens bei Hegel«, in: Andreas Arndt und Christian Iber (Hg.): *Hegels Seinslogik*, Berlin 2009, S. 33–58.

- Wagenbreth, Otfried (Hg.): *Geschichte der Geologie in Deutschland*, Stuttgart 1999.
- Weber, Max: »Vom inneren Beruf zur Wissenschaft« (1919), in: *Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik*, Stuttgart 1992, S. 311–339.
- : *Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik*, hrsg. v. Johannes Winckelmann, 6. Aufl., Stuttgart 1992.
- Welsch, Wolfgang: *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*, Frankfurt/M. 1995.
- Weinrich, Harald: »Semantik der kühnen Metapher«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (1963) 37, S. 324–344.
- : *Sprache in Texten*, Stuttgart 1976.
- : »Metapher«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 5, hrsg. v. Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel, Basel 1971–2007, S. 1179–1186.
- Wetz, Franz Josef/Timm, Hermann (Hg.): *Die Kunst des Überlebens. Nachdenken über Hans Blumenberg*, Frankfurt/M. 1999.
- Wheeler, John A.: »Recent Thinking about the Nature of the Physical World: It from Bit«, Adapted from a paper presented at the First Andrei Sakharov International Physics Conference, Moscow, May 1991, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 655 (1992) 1, S. 349–364.
- Wheelwright, Philip: *Metaphor and Reality*, Bloomington 1962.
- White, Harrison C.: *Identity and Control. A Structural Theory of Social Action*, Princeton/NJ 1992.
- Wicander, Reed/Monroe, James S.: *Historical Geology. Evolution of Earth and Life Through Time*, 6. Aufl., Belmont/CA 2010.
- Wiesemüller, Bernhard/Rothe, Hartmut/Henke, Winfried: *Phylogenetische Systematik. Eine Einführung*, Berlin 2003.
- Wigley, Mark: »Network Fever«, in: *Grey Room* (2001) 4, S. 82–122.
- Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von: *Die Katharmoi des Empedokles* (Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 27), Berlin 1929.
- Wilke, Jürgen (Hg.): *Massenmedien und Zeitgeschichte*, Konstanz 1999.
- Willdenow, Carl Ludwig: »Zufällige Gedanken über Pflanzengattungen«, in: *Magazin für die Botanik* 3 (1790) 9, S. 13–32.
- : *Grundriß der Kräuterkunde. Zu Vorlesungen entworfen*, Berlin 1792.
- Willer, Stefan: »Metapher und Begriffsstutzigkeit«, in: Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?*, Hamburg 2005, S. 69–80.
- : »Metapher/metaphorisch«, in: *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 7, hrsg. v. Karlheinz Barck et al., Stuttgart 2010, S. 89–148.
- Winchester, Simon: *The Map that Changed the World. William Smith and the Birth of Modern Geology*, New York 2001.
- Windels, Fernand: *Lascaux. ›Chapelle Sixtine‹ de la préhistoire*, mit einem Vorwort von Leroi-Gourhan, Montignac 1948.
- Winkler, Hartmut: »Metapher, Kontext, Diskurs, System«, in: *Kodikas/Code. Ars Semeiotika* 12 (1989) 1/2, S. 21–40.
- : *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*, München 1997.
- Wirth, Uwe: »Abduktion und ihre Anwendungen«, in: *Zeitschrift für Semiotik* 17 (1995), S. 405–424.
- (Hg.): *Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles Sanders Peirce*, Frankfurt/M. 2000.
- : »Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität«, in: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz*, Frankfurt/M. 2002, S. 9–60.

- (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachwissenschaft und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002.
- : »Die Phantasie des Neuen als Abduktion«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift* 77 (2003) 4, 591–618.
- : »Aufpfropfung als Figur des Wissens in der Kultur- und Mediengeschichte«, in: Lorenz Engell et al. (Hg.): *Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?)*, Weimar 2006, S. 111–121.
- : »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«, in: Ders. (Hg.): *Kulturwissenschaft*, Frankfurt/M. 2008, S. 9–67.
- (Hg.): *Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte*, Frankfurt/M. 2008.
- : »Kultur als Pflanzung. Pflanzung als Kulturmodell. Prolegomena zu einer *Allgemeinen Greffologie* (2.0)«, in: Uwe Wirth (Hg.): *Pfropfen, Impfen, Transplantieren*, Berlin 2010, S. 9–27.
- (Hg.): *Pfropfen, Impfen, Transplantieren* (Wege der Kulturforschung 2), Berlin 2010.
- : »Zitieren Pfropfen Exzerpieren«, in: Martin Roussel (Hg.): *Kreativität des Findens – Figurationen des Zitats*, Paderborn 2012, S. 79–98.
- (Hg.): *Bewegen im Zwischenraum* (Wege der Kulturforschung 3), Berlin 2012.
- Wittgenstein, Ludwig: »Bemerkungen zur philosophischen Grammatik« (1931), Manuskript aus dem Nachlass veröffentlicht, in: *Wiener Ausgabe*, Bd. 4, Wien 1995, S. 103–240.
- : *Wiener Ausgabe*, hrsg. v. Michael Nedo, Wien 1994–1996.
- : *Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition*, hrsg. v. Joachim Schulte, Frankfurt/M. 2001.
- : *Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt/M. 2004.
- Wittkowsky, Andreas: »Vernetzte Sicherheit: Begriff, Einordnung und Umsetzung in der Konfliktbearbeitung. Thesenpapier zur Anhörung des Unterausschusses ›Zivile Krisenprävention und vernetzte Sicherheit‹«, Zentrum für Internationale Friedenseinsätze, Berlin 2012.
- Wolf, Harald: »Das Netzwerk als Signatur der Epoche? Anmerkungen zu einigen neueren Beiträgen zur soziologischen Gegenwartsdiagnose«, in: *Arbeit* (2000) 2, S. 95–104.
- Wölfel, Wilhelm/Nerlich, Klaus: *Wasserbau in den alten Reichen*, Berlin 1990.
- Wynter, Andrew: »The Electric Telegraph«, in: *Quarterly Review* 95 (1854), S. 118–164.
- Zalta, Edward N. (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Stanford 2009.
- Zedler, Johann Heinrich (Hg.): *Grosses Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden* (Reprint der Ausgabe Leipzig/Halle 1735), Graz 1994.
- Zill, Rüdiger: *Meßkünstler und Rossebändiger. Zur Funktion von Metaphern und Modellen in philosophischen Affekttheorien*, Dissertation, Berlin 1994.
- : »Wie die Vernunft es macht. Die Arbeit der Metapher im Prozess der Zivilisation«, in: Franz Josef Wetz und Hermann Timm (Hg.): *Die Kunst des Überlebens*, Frankfurt/M. 1999, S. 164–184.
- : »Substrukturen des Denkens. Grenzen und Perspektiven einer Metapherngeschichte nach Hans Blumenberg«, in: Hans Erich Bödeker und Mark Bevir (Hg.): *Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Metapherngeschichte*, Göttingen 2004, S. 209–258.
- : »Metapher als Modell. Die Figur des Neuen in der Genese wissenschaftlicher und philosophischer Theorien«, in: Wolfgang Sohst (Hg.): *Die Figur des Neuen*, Berlin 2008, S. 19–78.

ABBILDUNGEN

Abbildung 1: <i>Aristotelische Art-Gattungs-Dibärese</i>	S. 110
Abbildung 2: <i>Ricceurs Triade als gegenstrebiges Gefüge</i>	S. 170
Abbildung 3: <i>Modell eines komplex stratifizierten Metaphernnetzes</i>	S. 181
Abbildung 4: <i>Sternförmiges Metaphern-Netzmodell nach Winkler</i>	S. 196
Abbildung 5: William Smith: <i>Vertical Section of Strata in Surry Dipping Northward, Section of Strata in Sussex Dipping Southward</i> , N° 181, published by John Cary, London 1819. Aus: Oxford Digital Library, Smith archive, part of a series, bound in one volume, in: http://www2.odl.ox.ac.uk	S. 202
Abbildung 6: Ausschnitt aus: John Melhuish Strudwick: <i>A Golden Thread</i> (1885), oil on canvas, 724 x 425 mm frame, presented by the Trustees of the Chantrey Bequest 1885. Aus: Tate Gallery London, reference N01625, in: http://www.tate.org.uk	S. 271
Abbildung 7: Charles Joseph Minard: <i>Carte Figurative et Approximative du Mouvemens des Voyageurs sur les principaux Chemins de Fer de l'Europe en 1862</i> , Paris 2. Oktober 1865, Lithographie von Règnier et Dourdet. 655 x 972 mm. Aus: École Nationale des Ponts et Chaussées, Fol 10975, 5862/C351, 5861/C351 (Appendix), Bibliothèque Nationale de France, Ge C 8340, Ge B 765, in: Marc Desportes und Antoine Picon: <i>De l'espace au territoire: L'aménagement en France XVIe–XXe siècles</i> , Paris 1997, S. 87	S. 294
Abbildung 8: <i>Telegraphenlinien in Deutschland bis 1850</i> . Aus: Siemens Corporate Archives, in: de.wikipedia.org/wiki/Datei:1848_Siemens_ferntelegrafenlinien.jpg	S. 295
Abbildung 9: Friedrich List: <i>Entwurf eines deutschen Eisenbahnsystems</i> . Aus: »Über Eisenbahnen und das deutsche Eisenbahnsystem«, in: <i>Das Pfennig-Magazin</i> 3 (1835) 101, S. 79	S. 297
Abbildung 10: <i>Eine Karikatur aus dem britischen Magazin Punch</i> (1865). Aus: Sammlungen des Museums für Kommunikation Frankfurt, in: Klaus Beyrer und Michael Andritzky (Hg.): <i>das netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme</i> , Heidelberg 2002, S. 75	S. 306
Abbildung 11: Emil Du Bois-Reymond: <i>Zuckungstelegraph</i> , Tafel 1. Figur 9. Aus: »Beschreibung einiger Vorrichtungen und Versuchsweisen zu electrophysiologischen Zwecken« (1862), in: <i>Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysik</i> , Bd. 1, Leipzig 1875, S. 398.	S. 315
Abbildung 12: Camillo Golgi: <i>Fascia Dentata. Fina Anatomia dei Centri Nervosi</i> . Tav. XXIII. Aus: <i>Sulla fina anatomia degli organi centrali del sistema nervoso</i> , Reggio-Emilia 1885, in: »On the fine structure of the pes Hippocampi major (with plates XIII–XXIII)«, übersetzt von Marina Bentivoglio und Larry W. Swanson, in: <i>Brain Research Bulletin</i> 54 (2001) 5, S. 461–483	S. 318
Abbildung 13: Santiago Ramón y Cajal: <i>Zeichnung zweier Purkinje- und Körnerzellen aus dem Kleinhirn der Taube</i> , 1899. Aus: Instituto Santiago Ramón y Cajal, Nachlass, Madrid 1952.	S. 320
Abbildung 14: <i>Feinmaschiges Nervennetzwerk nach Joseph Gerlach</i> . Aus: George Henry Lewes: <i>The Physical Basis of Mind</i> (Problems of Life and Mind, Vol. 2), Boston 1877, S. 266	S. 323

